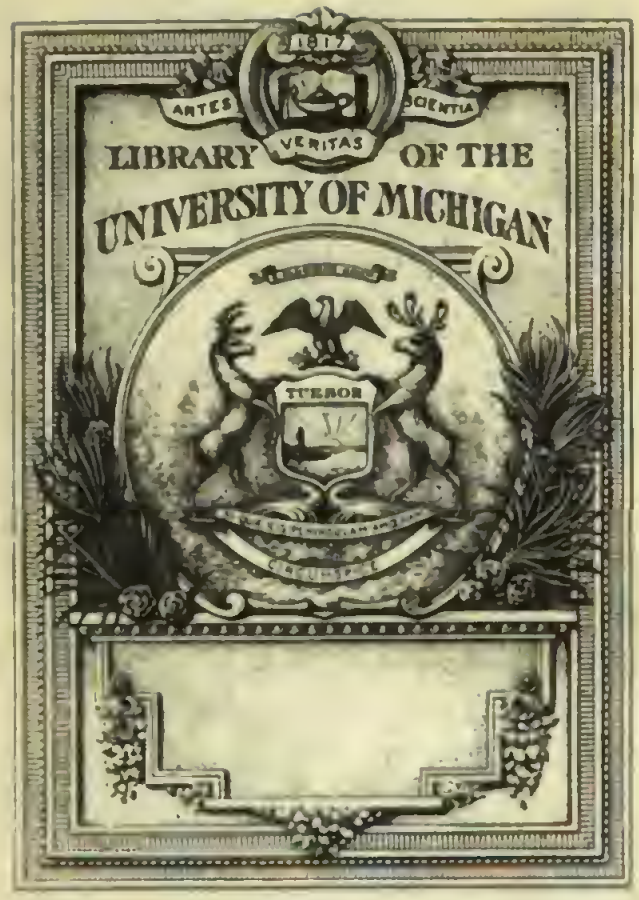
A 602648 DUPL


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

838
H37

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlſtichen.

Dritter Band.

Stuttgart,
Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.
1837.

Gedruckt in der Fr. Brodhag'schen Buchdruckerei.

Lichtenstein.

Zweiter Band.

I.

Aus einem tiefen grünen Thal
Steigt auf ein Fels als wie ein Straht,
Drauf ſchaut das Schlößlein Lichtenſtein
Vergnüglich in die Welt hinein.

Schwab.

Georg konnte ſich anfangs nicht recht auf ſeine Lage und die Gegenſtände umher beſinnen, als er von dem Pfeifer von Hardt aus dem Schlaf aufgeſchüttelt wurde; allmälig aber kehrten die Bilder der vergangenen Nacht in ſeine Seele zurück, und er erwiederte freudig den Handſchlag, mit welchem ihn der geächtete Ritter begrüßte.

„So gerne ich Euch noch Tage lang in meinem Palaſt beherbergen würde," ſprach dieſer, „ſo möchte ich Euch doch rathen, nach Lichtenſtein aufzubrechen, wenn Ihr anders ein warmes Frühſtück haben wollet. In meiner Höhle kann ich Euch leider keines bereiten laſſen, denn wir machen niemals Feuer an, weil der Rauch uns gar zu leicht verrathen könnte."

Georg ſtimmte ſeinen Gründen bei und dankte ihm für ſeine Beherbergung. „Wahrlich," ſagte er, „ich habe ſelten eine fröhlichere Nacht beim Becher verlebt, als in dieſer Höhle. Es hat etwas Reizendes, ſo tief unter den Füßen der Menſchen zu athmen und mit Freunden ſich zu beſprechen. Ich gebe nicht den herrlichſten Saal des ſchönſten Schloſſes um dieſe Felſenwände."

„Ja, unter Freunden, wenn der Becher munter kreiſt," entgegnete der Bewohner der Höhle; „aber unfreiwillig hier zu ſitzen, Tage lang einſam in dieſen Kellern über ſein Unglück zu brüten, wenn das Herz ſich hinaus ſehnt in den grünen Wald, unter den blauen Himmel; wenn das Auge, müde dieſer unterirdiſchen Pracht, hineintauchen möchte in die reizende Landſchaft, hinüberſchweifen möchte über lachende Thäler zu den fernen Bergen der Heimath; wenn das Ohr, betäubt von dem eintönigen Gemurmel dieſer Waſſer, die Tropfen um Tropfen von den Wänden rieſeln und geſammelt in bodenloſe Tiefen hinabſtürzen, ſich hinausſehnt, den Geſang der Lerche zu hören, zu lauſchen, wie das Wild in den Büſchen rauſcht!"

„Armer Mann! es iſt wahr, eine ſolche Einſamkeit muß ſchrecklich ſeyn!"

„Und dennoch," fuhr jener fort und richtete ſich höher auf, indem ein ſtolzer Trotz aus ſeinen Augen blitzte, „und dennoch preiſe ich mich glücklich, mit Hülfe guter Leute dieſe Zuflucht gefunden zu haben. Ja ich wollte lieber noch hundert Faden tief hinabſteigen, wo die Bruſt keine Luft mehr zu athmen findet, als in die Hände meiner Feinde fallen und ihr Geſpötte werden; und wenn ſie dahin mir nachkämen, die blutgierigen Hunde des Bundes, ſo wollte ich mich mit meinen Nägeln weiter hineinſcharren in die härteſten Felſen, ich wollte hinabſteigen tiefer und immer tiefer, bis wo der Mittelpunkt der Erde iſt. Und kämen ſie auch dorthin, ſo wollte ich die Heiligen läſtern, die mich verlaſſen haben, und wollte dem Teufel rufen, daß er die Pforten der Finſterniß aufreiße und mich berge gegen die Verfolgung dieſes übermüthigen Geſindels." Der Mann war in dieſem Augenblick ſo furchtbar, daß Georg unwillkürlich vor ihm zurückbebte. Seine Geſtalt ſchien größer, alle ſeine Muskeln waren angeſpannt, ſeine Wangen glühten, ſeine Augen ſchoſſen Blitze, als ſuchten ſie einen Feind, den ſie vernichten ſollten, ſeine Stimme dröhnte hohl und ſtark, und das Echo der Felſen ſprach ihm in ſchrecklichen Tönen ſeine Verwünſchungen nach. Obgleich dieſe Gradation dem Jüngling zu ſtark vorkommen mochte, ſo konnte er doch die Gefühle eines Mannes nicht tadeln, den man, weil er ſeinem Herrn treu geblieben war, aus ſeinen Beſitzungen hinausgeworfen hatte, den man wie ein angeſchoſſenes Wild ſuchte, um ihn zu tödten. „Es liegt ein Troſt in dieſer Geſinnung," ſagte er zu dem Geächteten, „und Ihr werdet Euer Unglück leichter tragen,

wenn Ihr den Gegenſatz recht ſcharf ins Auge faſſet. Ich bewundere Euch, um Eurer Seelenſtärke, Herr Ritter; aber eben dieſes Gefühl der Bewunderung nöthigt mir eine Frage ab, die vielleicht noch immer zu unbeſcheiden klingt, doch Ihr habt mich in der letzten Nacht zu oft Freund genannt, als daß ich ſie nicht wagen dürfte: nicht wahr, Ihr ſeyd Max Stumpf von Schweinsberg?"

Es mußte etwas Lächerliches in dieſer Frage liegen, das Georg nicht finden konnte, denn der Ernſt, der noch immer auf den Zügen des Ritters gelegen, war wie weggeblaſen, er lachte zuerſt leiſe vor ſich hin, dann aber brach er in lautes Gelächter aus, in welches, wie auf ein gegebenes Zeichen, auch der Spielmann einſtimmte.

Georg ſah bald den einen, bald den andern fragend an, aber ſeine verlegenen Blicke ſchienen nur die Lachluſt der beiden Männer noch mehr zu reizen. Endlich faßte ſich der Geächtete: „Verzeihet, werther Gaſt, daß ich das Gaſtrecht ſo gröblich verletze und mir nicht lieber die Zunge abgebiſſen habe, ehe ich etwas von Euch lächerlich fand; aber wie kommet Ihr nur auf den Max Stumpf? Kennt Ihr ihn denn?"

„Nein, aber ich weiß, daß er ein tapferer Ritter iſt, daß er wegen des Herzogs vertrieben wurde und daß die Bündiſchen auf ihn lauern; und paßt dieſes nicht alles ganz gut auf Euch?"

„Danke Euch, daß Ihr mich für ſo tapfer haltet! aber das möchte ich Euch doch rathen, daß Ihr dem Stumf nicht bei Nacht in den Weg kommet, wie mir, denn dieſer hätte Euch ohne weiteres zu Kochſtücken

zuſammengehauen. Der Schweinsberg iſt ein kleiner dicker Kerl, einen Kopf kleiner als ich, und darum kam mir unwiderſtehlich das Lachen. Uebrigens iſt er ein ehrenwerther Mann, und einer von den wenigen, die ihren Herrn im Unglück nicht verließen."

„So ſeyd Ihr nicht dieſer Schweinsberg?" entgegnete Georg traurig, und ich muß gehen ohne zu wiſſen, wer mein Freund iſt?"

„Junger Mann!" ſagte der Geächtete mit Hoheit, die nur durch den gewinnenden Ausdruck der Freundlichkeit gemildert wurde, „Ihr habt einen Freund gefunden durch Euer tapferes, ehrenvolles Weſen, durch Euren offenen, freien Blick, durch Eure warme Theilnahme an dem unglücklichen Herzog. Es ſey Euch genug, dieſen Freund gewonnen zu haben; fraget nicht weiter, ein Wort könnte vielleicht dieſes trauliche Verhältniß zerſtören, daß mir ſo angenehm iſt. Lebet wohl, denket an den geächteten Mann ohne Namen, und ſeyd verſichert, ehe zwei Tage vorbeigehen, ſollt Ihr von mir und meinem Namen hören." Es wollte Georg dünken, es ſtehe dieſer Mann, trotz ſeines unſcheinbaren Kleides, vor ihm wie ein Fürſt, der ſeinen Diener huldreich entläßt, ſo groß war jene unbeſchreibliche Hoheit, die ihm auf der Stirne thronte, ſo erhaben der Glanz, der aus ſeinem Auge drang.

Der Pfeifer hatte unter dieſen Worten die Fackeln angezündet und ſtand erwartend am Eingang der Grotte; der geächtete Ritter drückte einen Kuß auf die Lippen des Jünglings und winkte ihm zu gehen. Er ging und wußte nicht wie ihm geſchah; noch nie war ihm ein

Menſch ſo freundlich nahe und doch zugleich ſo unendlich hoch über ihm geſtanden, noch nie hatte er gefühlt, wie in jenen Augenblicken, daß ein Mann, entkleidet von jenem irdiſchen Glanze, der das Leben ſchmückt, ſelbſt in ärmlicher Hülle und Umgebung eine Erhabenheit und Größe von ſich ſtrahlen könne, die das Auge blendet und das Gefühl des eigenen Ichs ſo plötzlich überraſcht und hinabdrückt. Mit dieſem Gedanken beſchäftigt, ging er durch die Höhle; die erhabene Pracht der Natur, die beim Eintritt ſein Auge überraſcht und gefeſſelt hatte, ging für ihn verloren; er ſtaunte nicht mehr, daß ſie im Schooße eines unſcheinbaren Berges ſich ſo herrlich und großartig ausgeſprochen habe. War ja doch ſein inneres Auge mit einem Gegenſtand beſchäftigt, in welchem ſie ſich noch impoſanter und großartiger ausſprach, als in der nächtlichen Pracht dieſer Felſen; denn er bewunderte die Erhabenheit des menſchlichen Geiſtes über jedes irdiſche Verhältniß, und dachte nach über die Majeſtät einer großen Seele, die auch im Gewande eines Bettlers ihren angebornen Adel nicht verleugnen kann.

Ein heller, freundlicher Tag empfing ſie, als ſie aus der Nacht der Höhle zum Licht herausſtiegen. Georg athmete freier und leichter in der kühlen Morgenluft, denn der feuchte Dunſt, der in den Gängen und Grotten der Höhle umzieht, und wovon ſie vielleicht den Namen Nebelhöhle trägt, lagert ſich beengend auf die Bruſt. Sie fanden das Pferd des jungen Ritters noch an derſelben Stelle angebunden, munter und friſch wie ſonſt, und ſelbſt die Waffenſtücke, die am Sattel befeſtigt waren,

hatten durch den Nachtthau nicht Schaden gelitten, wie Georg befürchtet hatte, denn der Pfeifer von Hardt hatte ein grobes Tuch, daß ihm beim Unwetter gegen Regen und Kälte dienen mochte, über den Rücken des Pferdes ausgebreitet. Georg machte seine Kleidung und das Zeug des Rosses zurecht, während der Bauer diesem einige Hände voll Heu zum Morgenbrod reichte, und dann ging es weiter den Berg hinan. Sie waren erst wenige Schritte vorgerückt, als der Klang einer Glocke aus dem Thal herauf tönte und die feierliche Stille des Morgens unterbrach; eine andere antwortete, drei bis vier stimmten ein, bis die melodischen Töne von wenigstens zwölf Glocken von den Höhen umher und aus den Thälern aufstiegen. Ueberrascht hielt der junge Mann sein Pferd an; „was ist das?“ rief er, „brennt es irgendwo, oder wie, sollten wir heute ein Fest im Kalender haben? Weiß Gott, ich bin durch meine Krankheit so aus aller Zeit herausgekommen, daß ich den Sonntag nur daran erkenne, daß die Mädchen neue Röcke und frische Schürzen anhaben.“

„Es ist wohl schon manchem Kriegsmann so gegangen,“ antwortete Hans der Spielmann; „ich selbst habe mich oft erst auf die Zeit besinnen müssen, wenn ich wichtigere Dinge im Kopfe hatte als Messe und Predigt; aber heute ist es ein anderes Ding,“ setzte er ernster hinzu und schlug ein Kreuz, „heut ist Charfreitag. Gelobt sey Jesus Christus!“

„In Ewigkeit!“ erwiederte der Jüngling. Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich den Tag nicht würdig begehe, wie ich soll; und dieser Tag erinnert

mich an manche ſchöne Stunde meiner Kindheit. Damals lebte noch mein Vater; ich hatte eine ſanfte, gute Mutter und ein ganz kleines Schweſterlein. Wir beide freuten uns immer, wenn der Charfreitag kam; wir wußten nichts von der Bedeutung des Tages, aber wir rechneten dann, daß es nur noch zwei Tage bis Oſtern ſey, wo uns die Mutter ſchöne Sachen beſcheerte. **Requiescant in pace!**" ſetzte er hinzu, indem er ſeitwärts blickte, um eine Thräne zu verbergen; „ſie ſind drüben alle Drei, und feieren dort ihren heiligen Freitag."

„Man ſollte nicht von ſo unheiligen Dingen ſprechen," ſagte der Pfeifer nach einigem Stillſchweigen, „aber mein Beichtiger mag es mir ſchon vergeben. Ich denke, Ihr ſolltet nicht traurig ſeyn, Junker! Denen, die ſchlafen, iſt es wohl, und die, die wachen, ſollen vorwärts und nicht rückwärts ſehen. So würde ich an Eurer Stelle daran denken, wie Ihr einſt auch Euren Kindlein das Oſtern beſcheeren könnet, und wie ſie ſich freuen werden am Charfreitag. Seyd Ihr nicht auf der Brautfahrt, und wird ein gewiſſes Fräulein nicht auch eine gute, ſanfte Mutter werden?"

Georg ſuchte umſonſt ein Lächeln zu unterdrücken, das dieſer ſonderbare Troſtſpruch hervorgelockt hatte. „Höre, guter Freund," entgegnete er, „dir iſt zur Noth ein ſolches Wort erlaubt; doch möchte ich keinem andern rathen, meine Ohren durch ſolche ſündige Gedanken zu entweihen."

„Nichts für ungut, Herr! ich wollte weder Euch noch das Fräulein damit beleidigen; ſoll auch nicht mehr geſchehen. Aber ſehet Ihr nicht dort ſchon den

Thurm aus den Wipfeln ragen? Noch eine kleine Viertelſtunde, und wir ſind oben."

„So viel ich geſtern in der Nacht bemerken konnte, iſt das Schloß auf einen einzelnen, jähen Felſen hinaus geſtellt? bei Gott, ein kühner Gedanke, da konnte wohl niemand hinüber kommen, wer nicht mit den Geiern im Bunde war und fliegen gelernt hatte; freilich, jetzt könnte man mit Stückſchüſſen ſehr zuſetzen."

„Meint Ihr? nun es ſtehen auch vier gute Doppelhaken in der Halle, die auch ein Wörtchen antworten würden. Wenn Ihr recht geſehen habt, ſo müßt Ihr bemerkt haben, daß der Felſen ringsum durch ein breites Thal von den Bergen umher geſondert iſt, dorther könnte man nicht viel Schaden thun; die einzige Seite, die näher an dem Berge liegt, iſt die, wo die Zugbrücke herüber geht. Pflanzet einmal dort Geſchütz auf und ſehet zu, ob es Euch der Lichtenſteiner nicht in den Grund ſchießt, ehe Ihr nur ein Fenſter aufs Korn genommen habt. Und wie wollt Ihr Geſchütz heraufführen in dieſen Schluchten und Bergen, ohne daß Euch wenige entſchloſſene Männer mehr Schaden thun, als das ganze Neſt werth iſt?"

„Da haſt du Recht!" antwortete Georg, „ich möchte wiſſen, wer den Gedanken gehabt hat, auf den Felſen ein Schloß zu bauen."

„Das will ich Euch ſagen," erwiederte der Spielmann, der mit allen Sagen ſeines Landes vertraut war; „es lebte einmal vor vielen Jahren eine Frau, die mußte viele Verfolgung dulden und wußte ſich nicht mehr zu rathen. Da kam ſie an dieſen Felſen und ſah, wie

ein großer Geier mit seiner Familie und allem Haushalt dort lebte und gegen alle Nachstellung sicher war. Da beschloß sie, den Geier zu verdrängen. Sie ließ das Schloß dorthin bauen, und als alles fertig war, ließ sie die Brücke aufziehen, stieg auf die Zinne ihres Thurmes und sprach: „Nun bin ich Gottes Freund und aller Welt Feind.“ Und es konnte ihr keiner mehr etwas anhaben. Aber sehet, da sind wir schon. Lebet wohl! vielleicht daß ich Euch schon heute Nacht wieder sehe. Ich steige jetzt ins Land hinab, und bringe dann dem Herrn in der Höhle Kundschaft, wie es dort unten aussieht. Vergesset nicht, an der Brücke Brief und Ring dem Herrn des Schlosses zu senden, und hütet Euch, das Siegel selbst zu brechen.“

„Sey ohne Sorgen! ich danke dir für dein Geleite, und grüße meinen werthen Gastfreund in der Höhle.“ Georg sprach es, trieb sein Pferd an und in wenigen Augenblicken war er vor der äußern Verschanzung von Lichtenstein angelangt.

Ein Knecht, der das Thor bewachte, fragte nach seinem Begehr und rief einen andern herbei, ihrem Herrn das Brieflein und den Ring zu übergeben. Georg hatte indeß Zeit genug, das Schloß und seine Umgebungen zu betrachten. War ihm schon in der Nacht, beim ungewissen Schein des Mondes und in einer Gemüthsstimmung, die ihn nicht zum aufmerksamsten Beobachter machte, die kühne Bauart dieser Burg aufgefallen, so staunte er jetzt noch mehr, als er sie vom hellen Tag beleuchtet anschaute. Wie ein kolossaler Münsterthurm steigt aus einem tiefen Albthal ein schöner Felsen

frei und kühn empor. Weit ab liegt alles feste Land, als hätte ihn ein Blitz von der Erde weg gespalten, ein Erdbeben ihn losgetrennt, oder eine Wasserfluth vor uralten Zeiten das weichere Erdreich ringsum von seinen festen Steinmassen abgespült. Selbst an der Seite von Südwest, wo er dem übrigen Gebirge sich nähert, klafft eine tiefe Spalte, hinlänglich weit, um auch den kühnsten Sprung einer Gemse unmöglich zu machen, doch nicht so breit, daß nicht die erfinderische Kunst des Menschen durch eine Brücke die getrennten Theile vereinigen konnte.

Wie das Nest eines Vogels, auf die höchsten Wipfel einer Eiche oder auf die kühnsten Zinnen eines Thurms gebaut, hing das Schlößchen auf dem Felsen. Es konnte oben keinen sehr großen Raum haben, denn außer einem Thurm sah man nur eine befestigte Wohnung, aber die vielen Schießscharten im unteren Theil des Gebäudes und mehrere weite Oeffnungen, aus denen die Mündungen von schwerem Geschütz hervorragten, zeigten, daß es wohl verwahrt und trotz seines kleinen Raumes eine nicht zu verachtende Veste sey; und wenn ihm die vielen hellen Fenster des oberen Stockes ein freies luftiges Ansehen verliehen, so zeigten doch die ungeheuern Grundmauern und Strebepfeiler, die mit dem Felsen verwachsen schienen, und durch Zeit und Ungewitter beinahe dieselbe braungelbe Farbe, wie die Steinmasse, worauf sie ruhten, angenommen hatten, daß es auf festem Grunde wurzle, und weder vor der Gewalt der Elemente noch dem Sturm der Menschen erzittern werde. Eine schöne Aussicht bot sich schon hier dem überraschten Auge

dar, und eine noch herrlichere, freiere ließ die hohe Zinne des Wartthurms und die lange Fensterreihe des Hauses ahnen.

Diese Bemerkungen drängten sich Georg auf, als er erwartend an der äußeren Pforte stand, die wohlverschanzt, herwärts über der Kluft, auf dem Laude den Zugang zu der Brücke deckte. Jetzt tönten Schritte über die Brücke, das Thor that sich auf und der Herr des Schlosses erschien selbst, seinen Gast zu empfangen. Es war jener ernste, ältliche Mann, den Georg in Ulm mehre Mal gesehen, dessen Bild er nicht vergessen hatte; denn die düsteren, feurigen Augen, die bleichen, aber edlen Züge, seine große Aehnlichkeit mit der Geliebten, hatten sich tief in die Seele des Jünglings geprägt.

„Ihr seyd willkommen in Lichtenstein!" sagte der alte Herr, indem er seinem Gast die Hand bot und eine gütige Freundlichkeit den gewöhnlichen strengen Ernst seiner Züge milderte. „Was steht Ihr müßig da, ihr Schlingel!" wandte er sich nach dieser ersten Begrüßung zu seinen Dienern. „Soll etwa der Junker sein Roß mit hinaufführen in die Stube? schnell, hinein mit in den Stall! das Rüstzeug traget in die Kammer am Saal! — Verzeihet, werther Herr, daß man Euch so lange unbedient stehen ließ, aber in diese Bursche ist kein Verstand zu bringen. Wollet Ihr mir folgen?"

Er ging voran über die Zugbrücke, Georg folgte. Sein Herz pochte bei diesem Gang, voll Erwartung, voll Sehnsucht, seine Wangen rötheten sich vor Liebe und vor Scham, wenn er an die letzte Nacht und an die Gefühle zurückdachte, die ihn zuerst vor diese Burg

geführt hatten. Sein Auge ſuchte an den Fenſtern umher, ob es nicht die Geliebte erſpähe, ſein Ohr ſchärfte ſich, um vielleicht ihre Stimme zu vernehmen, wenn auch ihr Anblick ihm jetzt noch verborgen war. Aber umſonſt ſuchten ſeine Blicke dieſe Mauern zu durchbohren, umſonſt fing ſein ſcharfes Ohr jeden Laut begierig auf, noch ſchien ſie ſich nicht zeigen zu wollen.

Sie gelangten jetzt an das innere Thor. Es war nach alter Art tief, ſtark gebaut, und mit Fallgattern, Oeffnungen für ſiedendes Oel und Waſſer und allen jenen ſinnreichen Vertheidigungsmitteln verſehen, womit man in den guten alten Zeiten den ſtürmenden Feind, wenn er ſich der Brücke bemeiſtert haben ſollte, abhielt. Doch die ungeheuren Mauern und Befeſtigungen, die ſich von dem Thor an rings um das Haus zogen, verdankte Lichtenſtein nicht der Kunſt allein, ſondern auch der Natur; denn ganze Felſen waren in die Mauerlinie gezogen, und ſelbſt der ſchöne geräumige Pferdeſtall und die kühlen Kammern, die ſtatt des Kellers dienten, waren in den Felſen eingehauen. Ein bequemer, gewundener Schneckengang führte in die oberen Theile des Hauſes, und auch dort waren kriegeriſche Vertheidigungen nicht vergeſſen; denn auf dem Vorplatz, der zu den Zimmern führte, wo in andern Wohnungen häusliche Geräthſchaften aufgeſtellt ſind, waren hier furchtbare Doppelhaken und Kiſten mit Stücktugeln aufgepflanzt. Das Auge des alten Ritters ruhte mit einem gewiſſen Ausdruck von Stolz auf dieſem ſonderbaren Hausrath, und in der That konnten dieſe Geſchütze damals für ein Zeichen von Wohlhabenheit und ſelbſt

Reichthum gelten, denn nicht jeder Privatmann war im Stande, seine Burg mit vier oder sechs solchen Stücken zu versehen.

Von hier ging es noch einmal aufwärts in den zweiten Stock, wo ein überaus schöner Saal, ringsum mit hellen Fenstern, den Ritter von Lichtenstein und seinen Gast aufnahm. Der Hausherr gab einem Diener, der ihnen gefolgt war, mehr durch Zeichen als Worte einige Befehle, die ihn aus dem Saale entfernten.

II.

— Und der Graf, gerührt von solches
Hohen Opfers hohem Geiste
Bei der Freude süßer Regung,
Kann der Freundschaft mildem Thaue,
Der durch's Herz ihm, der durch's Auge
Schon ihm schleicht, nicht widerstehen.
P. Conz.

Als die beiden Männer in dem weiten Saale von Lichtenstein allein waren, trat der Alte dicht vor Georg hin und schaute ihn an, als messe er prüfend seine Züge. Ein Strahl von Begeisterung und Freude drang aus seinen Augen und die Melancholie seiner Stirne war verschwunden, er war heiter, fröhlich sogar, wie der Vater, der einen Sohn empfängt, der von langen Reisen zurückkehrt. Endlich stahl sich eine Thräne aus seinem glänzenden Auge, aber es war eine Thräne der Freude, denn er zog den überraschten Jüngling an sein Herz.

„Ich pflege nicht weich zu seyn," sprach er nach dieser feierlichen Umarmung zu Georg, „aber solche Augenblicke überwinden die Natur, denn sie sind selten. Darf ich denn wirklich meinen alten Augen trauen? trügen die Züge dieses Briefes nicht? ist dieses Siegel echt und darf ich ihm glauben? doch — was zweifle ich! hat nicht die Natur Euch ihr Siegel auf die freie Stirne gedrückt? sind die Züge nicht echt, die sie auf den offenen Brief Eures Gesichtes geschrieben? nein, Ihr könnet nicht täuschen — die Sache meines unglücklichen Herrn hat einen Freund gefunden?"

„Wenn Ihr die Sache des vertriebenen Herzogs meinet, so habt Ihr recht gesehen, sie hat einen warmen Anhänger gefunden. Der Ruf bezeichnete mir längst den Herrn von Lichtenstein als einen treuen Freund des Herzogs, und ich wäre vielleicht auch ohne den Rath jenes unglücklichen Mannes, der mich zu Euch schickte, gekommen, Euch zu besuchen."

„Setzet Euch zu mir, junger Freund!" sagte der Alte, dessen Augen immer noch mit Liebe auf dem Jüngling zu ruhen schienen; „setzet Euch her und höret, was ich sage. Ich liebe es sonst nicht, wenn die Leute ihre Farbe ändern; ich habe in meinem langen Leben gelernt, daß man die Ueberzeugung eines Jeden ehren müsse, und daß ein Mann, wenn er nur sonst reine Absichten hat, nicht gerade deßwegen zu verdammen sey, weil er anderer Meinung ist, als wir. Aber wenn man seine Farbe mit so uneigennützigen Absichten ändert wie Ihr, Georg von Sturmfeder, wenn man dem Glück den Rücken kehrt, um sich an das Unglück anzuschließen,

da hat die Aenderung großen Werth, denn sie trägt das Gepräge einer edlen That an der Stirne."

Georg erröthete über sich selbst, als er hörte, wie der Lichtensteiner seine uneigennützigen Absichten pries. War es denn nicht auch die schöne Tochter, was ihn zu der Fahne des Vaters führte? und mußte er nicht in der Achtung dieses Mannes sinken, wenn über kurz oder lang dieses Motiv seines Uebertrittes ans Licht kam? „Ihr seyd zu gütig!" antwortete er, „die Absichten eines Menschen liegen oft tiefer verborgen, als man auf den ersten Anblick glaubt; seyd versichert, daß mein Uebertritt zu Eurer Sache zwar zum Theil von dem empörten Gefühl des Rechtes geleitet wurde, doch könnte es auch einen irdischeren Beweggrund geben, Herr Ritter; und ich möchte nicht, daß Ihr mich für zu gut hieltet, es würde mir um so weher thun, wenn Ihr nachher ungünstiger von mir urtheiltet."

„Ich liebe Euch um dieser Offenheit willen nur noch mehr," entgegnete der Herr des Schlosses, und drückte seinem Gast die Hand. „Doch traue ich meiner Erfahrung und meiner Kenntniß der Gesichter, und von Euch will ich kühn behaupten, daß, wenn Euch auch noch eine andere Absicht leitet als das Gefühl des Rechtes, diese Absicht doch keine schlechte seyn kann. Wer Schlechtes im Schilde führt, ist feig, und wer feig ist, wagt es nicht, den Truchseß, den Herzog von Baiern und den schwäbischen Bund vor den Kopf zu stoßen und so aufzutreten, wie Ihr aufgetreten seyd."

„Was wisset Ihr von mir?" rief Georg mit freudigem Erstaunen, „habt Ihr denn je von mir gehört vor diesem Augenblick?"

Der Diener, welcher bei dieſen Worten die Thüre öffnete, unterbrach die Antwort des alten Herrn; er ſetzte Wildpret und volle Becher vor Georg hin und ſchickte ſich an, den Gaſt zu bedienen. Doch ein Wink ſeines Herrn entfernte ihn aufs neue. „Verſchmähet dieſen Morgenimbiß nicht,“ ſagte er zu dem jungen Mann; „den erſten Becher ſollte zwar die Hausfrau kredenzen, wie es die angenehme Sitte heiſcht; aber die meinige iſt ſchon lange todt und meine einzige Tochter, Marie, die an ihrer Stelle das Hausweſen verſieht, iſt ins Dorf hinabgegangen, um am hohen Feſte eine Predigt zu hören und die Meſſe. Nun, Ihr fragtet mich, ob ich noch nie von Euch gehört hatte? Ihr ſeyd ja jetzt unſer, daher darf ich Euch wohl ſagen, was man ſonſt verſchweigt. Ich war zur Zeit, als ihr in Ulm einrücktet, in jener Stadt, um meine Tochter abzuholen, die ſich dort aufhielt, hauptſächlich aber, um manches zu erfahren, was für den Herzog zu wiſſen wichtig war; Gold öffnet alle Pforten,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „auch die des hohen Rathes, und ſo hörte ich täglich, was die Bundesoberſten beſchloſſen. Als der Krieg erklärt wurde, war ich genöthigt, abzureiſen; ich hielt aber treue Männer in jener Stadt, die mir auch das Geheimſte berichteten, was vorging.“

„War nicht einer davon der Pfeifer von Hardt,“ fragte Georg, „den ich bei dem Geächteten traf?“

„Und der Euch über die Alb führte? ja wohl! Dieſe brachten immer Kundſchaft. So erfuhr ich denn auch, daß man beſchloß, einen Späher hinter den Rücken des Herzogs zu ſchicken, etwa in die Gegend von

Tübingen, um dem Bunde ſogleich Nachricht von unſeren Schritten zu ertheilen. Ich erfuhr auch, daß die Wahl auf Euch gefallen ſey. Nun muß ich Euch redlich geſtehen, Ihr und Euer Name war mir ziemlich gleichgültig, nur bedauerte ich Euch, als ich hörte, daß Ihr noch ſolch ein junges Blut ſeyd, denn ſobald Ihr über die Alb kamet als Kundſchafter, wäret Ihr ohne Gnade und Barmherzigkeit todt geſchlagen oder unter die Erde geſetzt worden, wo keine Sonne und kein Mond hinſcheint. Um ſo überraſchender war mir und vielen Männern die Nachricht, wie Ihr es ausgeſchlagen und wie tapfer Ihr vor jenen Herren geſprochen. Auch daß Ihr abſagtet und auf vierzehn Tage Urfehde ſchwören mußtet, erfuhr ich. Und wie freut es mich, daß Ihr nun gar unſer Freund geworden ſeyd!"

Die Wangen des jungen Mannes glühten, ſein Auge ſtrahlte vor Freude; brach ja doch dieſer Augenblick alle Schranken, welche die Verhältniſſe zwiſchen ihm und Marie gezogen hatten. Sein langer Wunſch, deſſen Erfüllung oft ſo weit in die Ferne hinaus gerückt ſchien, war in Erfüllung gegangen, er hatte unbewußt Mariens Vater für ſich gewonnen. „Ja, ich habe ihnen abgeſagt," antwortete Georg, „weil ich ihr Weſen nicht mehr leiden mochte, ich bin Euer Freund geworden, doch wäre es möglich, ich hätte mich nicht ſo bald zu Eurer Sache bekannt; aber als ich unten in der Höhle neben jenem geächteten Mann ſaß, als ich bedachte, wie man mit den Edeln und ſelbſt mit dem Herrn des Landes umgehe, wie ſeine gewaltigen Reden ſo mächtig an meiner Bruſt anklopften; da war es mir auf einmal hell

und klar, hieher müſſe ich ſtehen, hier müſſe ich ſtreiten. Und glaubt Ihr, es werde bald etwas zu thun geben? denn ich bin nicht zu Euch herübergeritten, um die Hände in den Schooß zu legen!"

„Das konnte ich mir denken," ſagte der Ritter lächelnd; „vor vierzig Jahren hatte ich auch ſo raſches Blut, und es ließ mich nicht lange auf einem Fleck. Wie die Sachen ſtehen, wißt Ihr; man kann ſagen, eher ſchlimm als gut. Sie haben das Unterland, ſie haben den ganzen Strich von Urach herauf. Auf eines kommt alles an; hält Tübingen feſt, ſo ſiegen wir!"

„Die Ehre von vierzig Rittern bürgt dafür!" rief Georg mit Unmuth, „das Schloß iſt ſtark, ich habe kein ſtärkeres geſehen, Beſatzung iſt hinlänglich da, und vierzig Männer von Adel werden ſich ſo leicht nicht ergeben. Es kann nicht ſeyn, es darf nicht ſeyn. Haben ſie nicht des Herzogs Kinder bei ſich und den Schatz des Hauſes? ſie müſſen ſich halten."

„Wohl, wenn ſie alle dächten wie Ihr. Es kommt gar viel auf Tübingen an. Wenn der Herzog Entſatz bringen kann, ſo hat er an Tübingen einen feſten Punkt, von wo aus er ſein Land wieder erobern kann; es ſind große Kriegsvorräthe, es iſt ein großer Theil des Adels dort; ſo lange ſie zu ſeiner Partei halten, iſt Würtemberg nur dem Boden nach gewonnen, dem Geiſte nach iſt es noch des Herzogs; aber ich fürchte, ich fürchte!"

„Wie? unmöglich können ſich die Vierzig ergeben!"

„Ihr habt noch wenig erfahren in der Welt," erwiederte der Alte, „Ihr wißt nicht, welche Lockungen und Schlingen manchen ehrlichen Mann ſtraucheln

machen können. Und es ist mancher in der Burg, dem der Herzog zu viel getraut hat. Er merkt auch wohl, daß es nicht ganz lauter und rein hergeht, denn er schickte den Ritter Mar Stumpf von Schweinsberg an sie mit einem beweglichen Schreiben,[2] das Schloß nicht zu übergeben, sondern ihm Gelegenheit zu machen, in dasselbe zu kommen, weil er dort zu sterben bereit sey, wenn es Gott über ihn verhänge."

„Der arme Herr!" rief Georg bewegt. „Aber ich kann nicht glauben, daß der Landesadel so schändlich freveln könnte; sie werden ihn einlassen in die Burg, er wird ihren Muth aufs neue beseelen, er wird Ausfälle machen, er wird sie schlagen, die Belagerer, trotz Baiern und Frondsberg, wir werden uns an ihn anschließen, wir werden fechtend durch das Land ziehen nnd diese Bündler verjagen."

„Mar Stumpf ist noch nicht zurück," sagte der Ritter von Lichtenstein mit besorgter Miene; „auch haben sie seit gestern das Schießen eingestellt. Sonst hörte man jeden Stückschuß hier auf dem Lichtenstein, aber seit gestern ist es still wie im Grabe."

„Vielleicht schweigt das Geschütz wegen des Festes; gebt Acht, sie werden morgen oder am Ostermontag wieder donnern lassen, daß es durch Eure Felsen hallt."

„Was da!" entgegnete jener. „Wegen des Festes? seinem Herzog treu zu dienen, ist auch ein frommer Dienst; und es wäre den Heiligen im Himmel vielleicht lieber, sie hörten den Donner der Feldschlangen von Tübingens Wällen, als daß sie die Ritter müßig sehen. Müßiggang ist aller Laster Anfang! aber wenn nur der

Stumpf in das Schloß kommt, der wird ſie aufrütteln aus ihrem Schlummer.“

„Der Herzog hat den Ritter von Schweinsberg nach Tübingen geſchickt, ſagt Ihr? der Herzog will ins Schloß, weil die Beſatzung ſeit einigen Tagen zu wanken ſcheint? da kann alſo Ulerich nicht bis Mömpelgard entflohen ſeyn, wie die Leute ſagen; da iſt er vielleicht in der Nähe? O daß ich ihn ſehen könnte; das ich mich mit ihm nach Tübingen ſchleichen könnte!“

Ein ſonderbares Lächeln zog flüchtig über die ernſten Züge des Alten; „Ihr werdet ihn ſehen, wenn es Zeit iſt,“ ſagte er, „Ihr werdet ihm angenehm ſeyn, denn er liebt Euch ſchon jetzt. Und iſt das Glück gut, ſo ſollt Ihr auch mit ihm nach Tübingen kommen, Ihr habt mein Wort drauf. — Doch jetzt muß ich Euch bitten, Euch ein Stündchen allein zu gedulden. Mich ruft ein Geſchäft, das aber bald abgethan ſeyn wird. Nehmt Euch meinen Wein zum Geſellſchafter, ſchauet Euch um in meinem Haus, ich würde Euch einladen, auf die Jagd auszureiten, wenn ein ſolches Vergnügen zum Charfreitag paßte.“

Der alte Herr drückte ſeinem Gaſt noch einmal die Hand und verließ das Zimmer; bald nachher ſah ihn Georg aus dem Schloſſe dem Wald zu reiten.

Als ſich der junge Mann allein gelaſſen ſah, fing er an, ſeinen Anzug ein wenig zu beſorgen, der durch den Ritt in der Nacht, durch ſeinen Aufenthalt in der Höhle etwas außer Ordnung gekommen war. Wer je unter ſolchen Umſtänden in die Nähe der Geliebten kam, wird es ihm nicht übel nehmen, wenn er vor einem kleinen Spiegel

von polirtem Metall, den er in dieſem Gemach vorfand, und der wohl zu Mariens Geräthſchaften gehören mochte, Bart und Haare ordnete, das Wamms ein wenig reinigte, und jede Spur von Unordnung aus ſeinem Anzug zu verbannen ſuchte. Er erging ſich dann in dem großen Zimmer, und ſuchte unter den vielen Fenſtern eines auf, von welchem er auf den Felſenweg hinabſchauen konnte, den Marie von der Kirche im Thal heraufkommen mußte.

Es waren fröhliche Gedanken, die ſich in bunter Menge an ſeiner Seele vorüberdrängten, ſchnell und flüchtig wie ein Zug heller Wölkchen, die am blauen Gewölb des Himmels dahin gleiten. Dies war die Burg, die er ſeit mehr als einem Jahre im Wachen geträumt, in Träumen klar geſehen hatte; dies die Berge, die Felſen, von denen ſie ihm ſo oft erzählte, dies die Gemächer ihrer Kindheit. Es hat etwas Anziehendes, in den Zimmern zu verweilen, wo die Geliebte groß geworden iſt. Man träumt ſich um Jahre zurück, man ſieht ſie als kleines Mädchen in dieſen Kammern, in dieſen Gängen ſich umtreiben. Man geht um einige Jahre vorwärts, man ſieht ſie noch klein, aber verſtändig, der Mutter jene kleinen Künſte der Haushaltung abſpähen, die ſie viele Jahre nachher als Hausfrau nöthig hat. Doch in dem kleinen Köpfchen geſtaltet ſich ſchon jetzt ein eigenes Hausweſen; es iſt vielleicht jene Ecke, dachte Georg lächelnd, wo ſie in kindiſcher Geſchäftigkeit, was ſie von den Broſamen der Küche erbeutete, zu Speiſen von eigener Erfindung bereitete, wo ſie das hölzerne Weſen, das ein Knecht kunſtreich ſchnitzelte, und die Amme mit einigen

bunten Fetzen behängt hat, für ein wackeres Kind hält und es mit wichtiger Miene zu füttern gedenkt.

Und dann jene anmuthsvolle Stufe zwischen Kind und Jungfrau! wo ist wohl [redacted]lle Plätzchen, wo sich das fünfzehnjährige Fräule[redacted] sie in Garten und Feld nach Kinderweise getobt [redacted], sich ernst und feierlich hinsetzte, die Kunkel zur Hand nahm und goldene Fäden zog, während ihr der Vater von der Mutter und von den Tagen seiner Jugend erzählte, oder durch weise Lehren und gewichtige Sprüche den Geist der Jungfrau zu erheben suchte?

Wo ist das Lieblingsfenster, wohin sie sich, immer höher und schöner heranwachsend, gerne setzte, und mit unbewußter dunkler Sehnsucht in die Ferne sah, über das Leben und ihre eigene Zukunft nachsann und sich in freundliche Träume versenkte?

Es war ihm so heimisch, so wohl in diesem Hause, es war ihr Geist, der hier waltete, der ihn umschwebte, den er, ob sie auch fern war, freundlich begrüßte; dieses Gärtchen auf einem schmalen Raum am Felsen hatte sie besorgt und gepflegt, diese Blumen, die in einem Topf auf dem Tische standen, hatte sie vielleicht heute schon gepflückt; er ging hin, diese Zeichen ihres freundlichen Sinnes zu begrüßen.

Er beugte sich herab über die Blumen, er führte die duftenden Veilchen zum Mund. In diesem Augenblick glaubte er ein Geräusch vor der Thüre zu vernehmen; er sah sich um — sie war es, es war Marie, die staunend und regungslos, als traue sie ihren Augen nicht, an der Thüre stand. Er flog zu ihr hin, er zog sie

in ſeine Arme und ſeine Lippen erſt ſchienen ſie zu überzeugen, daß es nicht der Geiſt des Geliebten ſey, der ihr hier erſcheine. Wie viel hatten ſie ſich zu fragen, bei weitem mehr, als ſie [redacted] antworten konnten! es gab Augenblicke, wo ſie, [redacted] einem Traum erwacht, ſich anſahen, ſich überzeugen mußten, ob ſie denn wirklich ſich wieder haben?

„Wie viel habe ich um dich gelitten," ſagte Marie, und ihre Wangen ſtraften ſie nicht Lügen, „wie ſchwer wurde mir das Herz, als ich aus Ulm ſcheiden mußte. Zwar hatteſt du mir gelobt, vom Bunde abzulaſſen, aber hatte ich denn Hoffnung, dich ſo bald wieder zu ſehen? — und dann, wie mir Hans die Nachricht brachte, daß du mit ihm nach Lichtenſtein kommen wollteſt, aber überfallen, verwundet worden ſeyſt; das Herz wollte mir bald brechen, und doch konnte ich nicht zu dir, konnte dich nicht pflegen!"

Wie beſchämt war Georg, wenn er an ſeine thörichte Eiferſucht zurückdachte, wie fühlte er ſich ſo klein und ſchwach Mariens zarter Liebe gegenüber. Er ſuchte ſein Erröthen zu verbergen, er erzählte, oft unterbrochen von ihren Fragen, wie ſich Alles ſo gefügt habe, wie er dem Bunde abgeſagt, wie er überfallen worden, wie er der Pflege der Pfeifersfrau ſich entzogen habe, um nach Lichtenſtein zu reiſen.

Georg war zu ehrlich, als daß ihn Mariens Fragen nicht hin nnd wieder in Verlegenheit geſetzt hätten; beſonders als ſie mit Verwunderung fragte, warum er denn ſo tief in der Nacht erſt nach Lichtenſtein aufgebrochen ſey, wußte er ſich nicht zu rathen. Die ſchönen,

klaren Augen der Geliebten ruhten ſo fragend, ſo durchdringend auf ihm, daß er um keinen Preis eine Unwahrheit zu ſagen vermocht hätte.

„Ich will es nur geſtehen,“ ſagte er mit niedergeſchlagenen Augen, die Wirthin von Pfullingen hat mich bethört; ſie ſagte mir etwas von dir, was ich nicht mit Gleichmuth hören konnte.“

„Die Wirthin? von mir?“ rief Marie lächelnd, „nun was war denn dies, daß es dich noch in der Nacht die Berge herauf trieb?“

„Laß es doch, ich weiß ja, daß ich ein Thor war. Der geächtete Ritter hat mich ja ſchon längſt überzeugt, daß ich völlig Unrecht hatte.“

„Nein, nein,“ entgegnete ſie bittend, „ſo entgeheſt du mir nicht; was wußte die Schwätzerin wieder von mir? geſtehe nur gleich — “

„Nun, lache mich nur recht aus; ſie erzählte, du habeſt einen Liebſten und laſſeſt ihn, wenn der Vater ſchlafe, alle Nacht in die Burg.“

Marie erröthete; Unwille und die Luſt über dieſe Thorheit zu lachen, kämpften in ihren ſchönen Zügen. „Nun, ich hoffe,“ ſagte ſie, „du haſt ihr darauf geantwortet, wie es ſich gehört, und aus Unmuth über eine ſolche Verläumdung ihr Haus verlaſſen? Dachteſt vielleicht, du könnteſt unſer Schloß noch erreichen und hier übernachten?“

„Ehrlich geſtanden, das dachte ich nicht. Siehe, ich war noch halb krank, ich glaubte ihr auch anfangs gewiß nicht, aber deine Amme, die alte Frau Roſel, wurde aufgeführt, ſie hatte es der Wirthin geſagt, ſie

hatte mich ſelbſt mit ins Spiel gebracht und bedauert, daß ich um meine Liebe betrogen ſey, da — o ſieh nicht weg, Marie, werde mir nicht bös! Ich ſchwang mich aufs Pferd und ritt vors Schloß herauf, um ein Wort mit dem zu [redacted]ben, der es wage, Marien zu lieben."

„Das konnteſt du glauben?" rief Marie, und Thränen ſtürzten aus ihren Augen. „Daß Frau Roſel ſolche Sachen ausgeſagt, iſt unrecht, aber ſie iſt ein altes Weib, klatſcht gerne; daß die Frau Wirthin ſolche Sachen nachſagt, nehme ich ihr nicht übel, denn ſie weiß nichts beſſeres zu thun; aber du, du, Georg, konnteſt nur einen Augenblick ſo arge Lügen glauben? Du wollteſt dich überzeugen, daß — " von neuem ſtrömten ihre Thränen und das Gefühl bitterer Kränkung erſtickte ihre Stimme.

Georg zürnte ſich ſelbſt, daß er ſo thöricht hatte ſeyn können; aber er fühlte auch, daß wenn er ein großes Unrecht an der Geliebten begangen hatte, es nur die Liebe war, die ihn verleitete. „Verzeihe mir nur diesmal," bat er; „ſieh, wenn ich dich nicht ſo lieb gehabt hätte, ich hätte gewiß nicht geglaubt; aber wenn du wüßteſt, was Eiferſucht iſt!"

„Wer recht liebt, kann gar nicht eiferſüchtig ſeyn," ſagte Marie unmuthig; „aber ſchon in Ulm haſt du etwas der Art geſagt, und ſchon damals hat es mich recht tief betrübt. Aber du kennſt mich gar nicht; wenn du mich recht gekannt hätteſt, wenn du mich geliebt hätteſt wie ich dich, wäreſt du nicht auf ſolche Gedanken gekommen."

„Nein, ungerecht mußt du doch nicht werden!“ rief Georg und faßte ihre Hand, „wie kannst du mir vorwerfen, daß ich dich nicht liebe wie du mich? hätte es denn nicht möglich seyn können, daß ein Würdigerer als ich erschienen, daß der arme Georg durch irgend einen bösen Zauberer aus deinem Herzen verdrängt worden wäre? es ist ja doch alles möglich auf der Erde!“

„Möglich?“ unterbrach ihn Marie, und jener Stolz, den Georg oft mit Lächeln an der Tochter des Ritters von Lichtenstein betrachtet hatte, schien sie allein zu beseelen. „Möglich? wenn Ihr nur einen Augenblick so Arges von mir für möglich gehalten hättet, ich wiederhole es, Herr von Sturmfeder, so habt Ihr mich nie geliebt; ein Mann muß sich nicht wie ein Rohr hin und her bewegen lassen, er muß fest stehen auf seiner Meinung, und wenn er liebt, so muß er auch glauben.“

„Diesen Vorwurf habe ich von dir am wenigsten verdient,“ sagte der junge Mann, indem er unmuthig aufsprang, „wohl bin ich ein Rohr, das vom Winde hin und her bewegt wird, und mancher wird mich darum verachten — “

„Es könnte seyn,“ flüsterte sie, doch nicht so leise, daß es sein Ohr nicht erreichte und seinen Unmuth zum Zorn anblies.

„Auch du willst mich also darum verachten, und doch bist du es, was mich hin und her bewegt! Ich habe dich auf bündischer Seite gesucht, ich war selig, als ich dich dort fand. Du batest mich, davon abzulassen, ich ging; ich that noch mehr, ich kam zu Euch herüber, es kostete mich beinahe das Leben, und doch

ließ ich mich nicht abschrecken; ich ergriff Würtembergs Partei, ich kam zu deinem Vater, er nahm mich wie einen Sohn auf und freute sich, daß ich sein Freund geworden — aber seine Tochter schilt mich ein Rohr, das vom Winde hin und her bewegt wird! aber noch einmal will ich mich — zum letzten Mal von dir bewegen lassen; ich will fort, weil du meine Liebe so vergiltst, noch in dieser Stunde will ich fort!"

Er gürtete unter den letzten Worten sein Schwert um, ergriff sein Barrett und wandte sich zur Thüre.

„Georg!" rief Marie mit den süßesten Tönen der Liebe, indem sie aufsprang und seine Hand faßte; ihr Stolz, ihr Zorn, jede Wolke des Unmuths war verschwunden, selbst die Thränen hemmten ihren Lauf und nur bittende Liebe blickte aus ihrem Auge; „um Gottes willen, Georg! ich meinte es nicht so böse; bleibe bei mir, ich will alles vergessen, ich schäme mich, daß ich so unwillig werden konnte."

Aber der Zorn des jungen Mannes war nicht so schnell zu besänftigen, er sah weg, um nicht durch ihre Blicke, durch ihr bittendes Lächeln gewonnen zu werden, denn sein Entschluß stand fest, das Schloß zu verlassen. „Nein!" rief er, „du sollst das Rohr nicht mehr zurückwenden. Aber deinem Vater kannst du sagen, wie du seinen Gast aus seinem Hause vertrieben hast." Die runden Fensterscheiben zitterten vor seiner Stimme, sein Auge blickte wild umher, er entriß seine Hand der Geliebten, gefolgt von ihr schritt er fort, er riß die Thüre auf, um auf ewig zu fliehen, als ihn auf der Schwelle eine Erscheinung fesselte, die wir im nächsten Kapitel näher beschreiben werden.

III.

Herrengunſt, Aprilenwetter,
Frauenlieb' und Roſenblätter,
Würfel, Karten, Federſpiel
Verkehren ſich oft, wer's glauben will.
Altes Sprichwort.

Als Georg die Thüre öffnete, richtete ſich aus einer ſehr gebückten Stellung die hagere knöcherne Geſtalt der Frau Roſel auf. Er war dies eine jener alten Dienerinnen, die wenn ſie von früher Jugend an in einer Familie bleiben, ſich einbürgern, in die Familie verwachſen und gleichſam ein nothwendiger Zweig davon werden. Sie hatte ihre Nützlichkeit beſonders nach dem Tode der Frau von Lichtenſtein erprobt, wo ſie Marie mit großer Sorgfalt pflegte und aufzog. Sie war ſo von einer Zofe zur Kindsfrau, von der Kindsfrau zur Haushälterin, von dieſem Poſten zu Mariens Oberhofmeiſterin und Vertrauten avancirt. Sie hatte aber, wie ein kluger Feldherr, ſich den Rücken geſichert, ſie hatte jene Poſten, aus denen ſie in die höheren Stellen vorgerückt war, nicht wieder beſetzen laſſen, ſondern verwaltete ſie alle zuſammen, wie ſie behauptete, mit großer Gewiſſenhaftigkeit, und weil es doch ſonſt niemand verſtehe. Sie hatte durch dieſen Kunſtgriff und durch ihre lange Dienſtzeit die Zügel der häuslichen Regierung an ſich gebracht, das Geſinde ging und kam nach ihrem Blick, und ſie gab zu verſtehen, daß ſie beim Herrn alles gelte, obgleich ſeine ganze Gnade nur darin beſtand, daß er ſie nicht in Gegenwart der Uebrigen auszankte.

Mit dem Fräulein lebte ſie in neuern Zeiten nicht mehr im beſten Verhältniß. Sie hatte in den Tagen der Kindheit und erſten Jugend ihr ganzes Vertrauen beſeſſen; noch in Tübingen war ſie wenigſtens halb ins Geheimniß ihrer Liebe gezogen, und Frau Roſel nahm wirklich ſo thätigen Antheil an allem, was ihr Fräulein betraf, daß ſie geſagt hätte: „Wir lieben den Herrn von Sturmfeder aufs zärtlichſte, oder — uns will das Herz beinahe brechen, weil wir ſcheiden müſſen.“

Dieſem Vertrauen machten aber zwei Dinge ein Ende. Das Fräulein bemerkte, daß Frau Roſel zu gerne ſchwatze, ſie war ihr auf der Spur, daß ſie ſogar von ihrem Verhältniß zu Georg geplaudert habe. Sie war daher von jetzt an kälter gegen die Alte und Frau Roſel merkte im Augenblick, warum dies geſchehe. Als aber bald darauf die Reiſe nach Ulm angetreten wurde, als Frau Roſel, obgleich ſie ſich einen neuen Rock von Fries und eine köſtliche Haube von Brocat hierzu verfertigt hatte, auf höheren Befehl in Lichtenſtein bleiben mußte, da wurde die Kluft noch weiter, denn die Alte glaubte, das Fräulein habe es beim Vater dahin gebracht, daß ſie nicht nach Ulm mitreiſen dürfe.

Das Vertrauen wurde nicht hergeſtellt, als Marie von Ulm zurückkehrte. Frau Roſel zwar, die lieber mit der Herrſchaft als dem Geſinde lebte, ſuchte einigemal Erkundigungen über Herrn Georg einzuziehen und ſo das alte Verhältniß wieder anzuknüpfen, doch Mariens Herz war zu voll, die Amme ihr zu verdächtig, als daß ſie etwas geſagt hätte. Als daher der geächtete Ritter nächtlicher Weile ins Schloß kam, als das Fräulein ſo

geheimnißvoll Speisen für ihn bereitete und, wie Frau Rosel glaubte, mit ihm allein war, als sie auch hier nicht mehr ins Geheimniß gezogen wurde, da schüttete sie ihr Herz gegen die Frau Wirthin in Pfullingen aus, und es war Georg nicht so ganz zu verdenken, daß er jenen Worten traute, kannte er ja doch Frau Rosel nur als Vertraute ihres Fräuleins, wußte er ja doch nicht, wie dieses Verhältniß indessen so anders sich gestaltet habe.

Frau Rosel war im Sonntagsstaat mit ihrer Dame diesen Morgen in die Kirche gewallfahrtet. Sie hatte ihre Sünden, worunter Neugierde ziemlich weit oben an stand, dem Priester gebeichtet, auch Absolution dafür erhalten, und war mit so viel leichterem Herz und Gewissen auf den Lichtenstein zurückgekehrt, als sie vorher schwer und unter der Last der Sünden seufzend hinabgestiegen war. Die salbungsvollen Worte des Paters mochten aber doch nicht so tief gedrungen seyn, um ihre Sünden mit der Wurzel auszurotten, denn als sie in ihr Kämmerlein hinaufstieg, um Rosenkranz und Sonntagsschmuck abzulegen, hörte sie ihr Fräulein und eine tiefe Männerstimme heftig miteinander sprechen, es wollte ihr sogar bedünken, ihr Fräulein weine.

„Sollte er wohl bei Tag hier seyn, weil der Alte ausgeritten?“ dachte sie; die natürliche Menschenliebe und ein zartes Mitgefühl zog ihr Auge und Ohr ans Schlüsselloch und sie vernahm in abgebrochenen Worten den Streit, dessen Zeugen auch wir gewesen sind.

Der junge Mann hatte die Thüre so rasch geöffnet, daß sie nicht mehr Zeit gehabt hatte, sich zu entfernen, sondern kaum noch aus ihrer gebückten Stellung am

Schlüſſelloch auftauchen konnte. Doch ſie wußte ſich zu helfen in ſolchen mißlichen Fällen, ſie ließ Georg nicht an ſich vorüber, ließ beide nicht zum Wort kommen, ſie ergriff die Hände des jungen Mannes und überſtrömte ihn mit einem Schwall von Worten:

„Ei, du meine Güte! hätt' ich glaubt, daß meine alten Augen den Junker von Sturmfeder noch ſchauen würden! Und ich mein', Ihr ſind noch ſchöner worden und größer, ſeit ich Euch nimmer ſah! Hätt' ich das gewußt! Steh' da, wie ein Stock an der Thür', denke, ei! wer ſpricht jetzt mit der gnädigen Fräulein? Der Herr iſt's nicht; von den Knechten iſt's auch keiner! Ei, was man nicht erlebt! jetzt iſts der Junker Georg, der da drin ſpricht!"

Georg hatte ſich während dieſer Rede der Frau Roſel vergeblich von ihr loszumachen geſucht. Er fühlte, daß es ſich nicht gezieme, vor ihr zu zeigen, daß er auf Marien zürne, und doch glaubte er keinen Augenblick mehr bleiben zu können. Er rang endlich eine Hand aus der knöchernen Fauſt der Alten, aber indem er ſie frei fühlte, hatte ſie auch ſchon Marie ergriffen, hatte ſie, ohne auf Frau Roſels höhniſches Lächeln zu achten, an ihr Herz gedrückt; er war bei dieſer Bewegung einem ihrer Blicke begegnet, die ihn auf ewig zu bannen ſchienen. Jetzt aber erwachte in ihm ein neuer Kampf, eine neue Verlegenheit. Er fühlte ſeinen Unmuth ſchwinden, er fühlte, daß es Marie nicht ſo bös mit ihm gemeint habe — wie ſollte er aber jetzt mit Ehren zurückkehren? wie ſollte er ſo ganz ungekränkt ſcheinen? Wäre er mit Marien allein geweſen, ſo war es vielleicht noch eher

möglich; aber vor dieſem Zeugen, vor der wohlbekannten Frau Roſel umzukehren, ſich durch einen Händedruck, durch einen Blick erweichen laſſen und gefangen geben? Er ſchämte ſich vor dieſem Weib, weil er ſich vor ſich ſelbſt ſchämte, und wir haben gehört, daß dieſes Gefühl der Schaam, die Ungewißheit, wie man, ohne zu erröthen, zurückkehren könne, ſchon oft aus einer kurzen Trennung in Unmuth eine dauernde gemacht und die ſchönſten Verhältniſſe gebrochen habe.

Frau Roſel hatte ſich einige Augenblicke an der Angſt, an dem Gram ihres Fräuleins geweidet, dann aber ſiegte die ihr angeborne Gutmüthigkeit über die kleine Schadenfreude, die in ihr aufgeſtiegen war. Sie faßte die Hand des Junkers feſter: „Ihr werdet uns doch nicht ſchon wieder verlaſſen wollen, nachdem Ihr kaum ein Stündchen auf dem Lichtenſtein verweilt habt? Ehe Ihr etwas zu Mittag gegeſſen, läßt Euch die alte Roſel gar nicht weiter, das iſt gegen alle Sitte des Schloſſes. Und den Herrn habt Ihr wahrſcheinlich auch noch nicht begrüßt?“

Es war ſchon ein großer Gewinn für Mariens Sache, daß Georg ſprach: „Ich habe ihn ſchon geſprochen, dort ſtehen noch die Becher, die wir zuſammen leerten.“

„Nun,“ fuhr die Alte fort, „da werdet Ihr wohl noch nicht von ihm Abſchied genommen haben?“

„Nein, ich ſollte ihn im Schloß erwarten.“

„Ei, wer wird dann gehen wollen?“ ſagte ſie und drängte ihn ſanft in das Zimmer zurück, „das wäre mir eine ſchöne Sitte. Der Herr könnte ja Wunder meinen, was für einen ſonderbaren Gaſt er beherbergte. Wer

bei Tag kommt, ſetzte ſie mit einem ſtechenden Blick auf das Fräulein hinzu, „wer beim hellen Tag kommt, hat ein gut Gewiſſen und darf ſich nicht wegſchleichen wie der Dieb in der Nacht.“

Marie erröthete und drückte die Hand des Jünglings, und unwillkürlich mußte dieſer lächeln, wenn er an den Irrthum der Alten dachte und die ſtrafenden Blicke ſah, die ſie auf Marien warf.

„Ja, ja, wie ich ſagte,“ fuhr Frau Roſel fort, „braucht Euch nicht wegzuſtehlen wie der Dieb in der Nacht. Wäre vielleicht beſſer geweſen, Ihr wäret ſchon früher gekommen; im Sprichwort heißt es: Sieh für dich, Irren iſt mißlich; und wer will haben Ruh', bleib' bei ſeiner Kuh! Aber ich will nichts geſagt haben.“

„Nun ja,“ ſagte Marie, „du ſiehſt, er bleibt da; was willſt du nur mit deinen Reden und Sprüchlein? Du weißt ſelbſt, ſie paſſen nicht immer.“

„So? aber bisweilen treffen ſie doch einen, dem es nicht lieb iſt; aber Reu' und guter Rath iſt unnütz nach geſcheh'ner That. Ich weiß ſchon, Undank iſt der Welt Lohn, ich kann ja ſchweigen! wer will haben gute Ruh', der ſeh' und hör' und ſchweig' dazu.“

„Nun ſo ſchweige immerhin,“ entgegnete das Fräulein etwas gereizt; „übrigens wirſt du wohl thun, wenn du den Vater nicht geradezu merken läßt, daß du Herrn von Sturmfeder ſchon kennſt; es wäre möglich, er könnte glauben, er ſey wegen uns nach Lichtenſtein gekommen.“

Frau Roſel kämpfte zwiſchen guter und böſer Laune. Es that ihr wohl, daß man ſie brauche, daß man

Stillschweigen von ihr erbitten müsse; auf der andern Seite war sie noch unwillig darüber, daß das Fräulein seit neuerer Zeit so wenig Vertrauen in sie gesetzt habe. Sie murmelte daher nur einige unverständliche Worte vor sich hin, indem sie die Stühle wieder an die Wände stellte, die Becher von dem Tisch nahm und die Flecken abwischte, die der Wein auf der Schieferplatte, womit der Tisch eingelegt war, zurückgelassen hatte. Marie gab Georg, der sich an ein Fenster gestellt hatte und noch nicht völlig mit sich und der Geliebten ausgesöhnt schien, einen Wink, den er nicht unbeachtet ließ. Ihm selbst war viel daran gelegen, daß Mariens Vater noch nichts um ihre Liebe wußte; er fürchtete, jener möchte es als einziges Motiv seines Uebertrittes zu Würtemberg ansehen, er möchte ihn darum weniger günstig beurtheilen, als er bisher gethan. Dies erwägend, näherte sich Georg der alten Frau Rosel; er klopfte ihr traulich auf die Schultern, und ihre Züge hellten sich zusehends auf: „Man muß gestehen," sagte er freundlich, „Frau Rosalie hat eine schöne Haube; aber dies Band paßt doch wahrlich nicht dazu, es ist alt und verschossen."

„Ei was!" sagte die Alte etwas ärgerlich, denn sie hatte sich wohl auf eine freundlichere Rede gefaßt gemacht, „was kümmert Euch meine Haube, ein jeder fege vor seiner Thür. Sieh auf dich und auf die Deinen, darnach schilt mich und die Meinen. Ich bin ein armes Weib und kann nicht Staat machen wie eine Reichsgräfin. Wenn alle Leute wären gleich, und wären alle sämmtlich reich, und wären all' zu Tisch gesessen, wer wollt' auftragen Trinken und Essen?"

„Nun, ſo habe ich's nicht gemeint," ſagte Georg beſänftigend, indem er eine Silbermünze aus ſeinem Beutelein zog; „aber mir zu Gefallen ändert Frau Roſalie ſchon ihr Band; und daß meine Forderung nicht gar zu unbillig klingt, wird ſie dieſen Dickthaler nicht verſchmähen!"

Wer hat nicht an einem Oktobertag trotz Sturm und Wolken die Sonne durchdringen und Gewölk und Nebel verjagen ſehen? So ging es auch am Horizont der Frau Roſel freundlich auf. Die artige Weiſe des Junkers, ihr Lieblingsname Roſalie, der ihr viel wohltönender dünkte, als das verdorbene Roſel, und endlich der Dickthaler mit dem Krauskopf des Herzogs und dem Wappen von Teck — wie konnte ſie ſo vielen Reizen widerſtehen? „Ihr ſeyd doch der alte freundliche Junker!" ſagte ſie, indem ſie, ſich tief verneigend, den Thaler in die ungeheure lederne Taſche an ihrer Seite gleiten ließ und den Saum von Georgs Mantel zum Munde führte. „Gerade ſo wußtet Ihr es in Tübingen zu machen. Stand ich am Jörgenbrunnen, ging ich von der Burgſteig hinab auf den Markt, richtig rief es hinter mir: guten Morgen, Frau Roſalie! und wie geht es dem Fräulein? und wie oft und reich habt Ihr mich dort beſchenkt; wenigſtens zwei Drittheile von dem Rock, den ich hier trage, verdank' ich Eurer Gnade!"

„Laßt das, gute Frau," unterbrach ſie Georg. „Und was den Herrn betrifft, ſo wirſt du" —

„Was meint Ihr?" erwiederte ſie, indem ſie die Augen halb zudrückte. „Habe Euch in meinem Leben nicht geſehen. Nein da könnt Ihr Euch drauf verlaſſen.

Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß, und was mich nicht brennt, das blase ich nicht!“

Sie verließ bei diesen Worten das Zimmer und stieg in den ersten Stock hinab, um dort in der Küche ihr Regiment zu verwalten.

Dankbar und freudig zog sie den Thaler aus der Ledertasche und besah ihn hin und her; sie pries bei sich die Freigebigkeit des wackern Junkers, und bedauerte ihn im Stillen, daß seine Liebe so schlecht vergolten werde, denn daß es ihr Fräulein mit einem Andern habe, war ihr ausgemachte Sache. Vor der Küche stand sie gedankenvoll still. Sie war im Zweifel mit sich, ob sie der Sache ihren Lauf lassen solle, oder ob es nicht besser wäre, dem Junker einige Winke über den nächtlichen Besucher zu geben? „Doch, kommt Zeit, kommt Rath, vielleicht sieht er es selbst und braucht mich nicht dazu. Ueberdies — ein Rather in zweier Feinde Mitten, kann es leicht mit beiden verschütten; man kann warten und zusehen, denn Hitz im Rath, Eil in der That gebären nichts als Schad. Wer will haben gut Ruh, der seh' und hör' und — schweig' dazu!“

Solchen Rath pflog mit sich selbst Frau Rosel vor der Küche; die Liebenden aber, denen die Berathung galt, hatten sich nach ihrem Abzug bald wieder gefunden. Georg vermochte nicht den bittenden Blicken Mariens zu widerstehen; und als sie mit den süßesten Tönen der Liebe ihn fragte, ob er ihr wieder gut sey, da vermochte er nicht nein zu sagen, und der Friede war, was selten der Fall ist, in kürzerer Zeit wieder geschlossen, als die Fehde begonnen hatte.

Mit hohem Interreſſe hörte Marie auf Georgs fernere Erzählung, und es gehörte der feſte Glaube des jungen Mannes an die Geliebte und ſein Vertrauen in das Wort des Geächteten dazu, um nicht von neuem außer Faſſung zu kommen. Denn als er beſchrieb, wie er auf den Ritter getroffen, und ſich mit ihm geſchlagen habe, da erröthete ſie, ſie richtete ſich ſtolzer auf und drückte die Hand des Geliebten, ſie geſtand ihm, daß er einen wichtigen Kampf beſtanden habe, denn jener Mann ſey ein tapferer Kämpe. Und als er erzählte, wie ſie hinabſtiegen in die Nebelhöhle, wie ſie den Geächteten beſuchten, wie er tief unter der Erde in ärmlicher Umgebung doch ſo groß und erhaben geſchienen, da ſtürzten Thränen aus ihren Augen, ſie blickte hinauf zum Himmel, als bete ſie im Stillen, er möchte das traurige Geſchick dieſes Mannes wenden; und als er fortfuhr und ſagte, was ſie geſprochen, und wie der Mann der Höhle ſich ſeinen Freund genannt, wie er ſich zu Würtembergs Sache, zu der Sache der Unterdrückten und Vertriebenen mit Wort und Handſchlag verpflichtet habe, da ſtrahlte Mariens Auge von wunderbarem Glanze, ſie ſah Georg lange an, er glaubte eine Begeiſterung in ihrem Auge, in ihren Zügen zu leſen, die nicht die Freude, daß er ihres Vaters Partei ergriffen habe, allein hervorbrachte.

„Georg!“ ſagte ſie, „es werden viele ſeyn, die dich einſt um dieſe Nacht beneiden werden. Du darfſt es dir auch zur Ehre rechnen; denn glaube mir, nicht jeden hätte Hans zu dem Vertriebenen geführt.“

„Du kennſt ihn,“ erwiederte Georg, „du weißt um ſein Geheimniß? O ſag' mir doch, wer iſt er? Ich

habe ſelten einen Mann geſehen, deſſen Auge, deſſen Miene, deſſen ganzes Weſen mich ſo beherrſcht hätte, wie dieſer. Wo lagen ſeine Beſitzungen, wo iſt das Schloß, aus dem er vertrieben iſt? Er ſagt, er wolle jetzt keinen andern Namen haben als „der Mann," aber ſein Arm, deſſen Stärke ich gefühlt, ſein heller Blick verbürgte mir, daß er einſt einen berühmten Namen in der Welt gehabt haben müſſe."

„Er hatte einen Namen," antwortete Marie, „einen, der ſich mit den beſten meſſen konnte. Aber wenn er dir ihn nicht ſelbſt geſagt hat, ſo darf ich ihn auch nicht nennen; das wäre gegen mein Wort, das ich darauf gegeben. Herr Georg muß ſich alſo ſchon noch gedulden," ſetzte ſie lächelnd hinzu, „ſo hart es ihn auch ankommt, denn er iſt ein neugieriger Herr."

„Mir kannſt du es ja doch ſagen!" unterbrach ſie Georg, „ſind wir nicht eins? Darf das Eine ein Geheimniß haben, ohne daß es der andere Theil wiſſen muß? Schnell! antworte, wer iſt der Mann in der Höhle?"

„Werde nicht böſe; ſieh, wenn es nur mein Geheimniß wäre, ſo müßteſt du es auch wiſſen und könnteſt es mit Recht verlangen, aber ſo — ich weiß zwar, daß es bei dir ſo ſicher wäre als bei mir, aber ich darf nicht."

Sie ſprach noch, als die Thüre aufſprang und eine Dogge von ungeheurer Größe hereinſtürzte. [3] Georg fuhr unwillkürlich auf, denn einen Hund von ſolcher Größe und Stärke hatte er nie geſehen. Der Hund ſtellte ſich ihm gegenüber, ſchaute ihn mit rollenden Augen an und fing an zu murren. Es tönte aus ſeiner

breiten Bruſt herauf dumpf und hohl wie ein nahender Sturm, und die wohlgeordnete Reihe ſcharfer Zähne, die er vorwies, zeigten ihn als einen Kämpfer, deſſen Zorn man nicht reizen dürfe. Ein Wort von Marien reichte hin, ihn ruhig und beſänftigt zu ihren Füßen zu legen. Sie ſtreichelte ſeinen ſchönen Kopf, aus welchem die klugen Augen noch immer bald nach ihr, bald nach dem Junker ſpähten. „Er hat Menſchenverſtand!“ ſagte ſie lächelnd. „Er kommt, um mich zu warnen, daß ich den Mann in der Höhle nicht verrathen ſoll.“

„Ein herrlicher Hund, wie ich nie einen geſehen! wie er den Kopf ſo ſtolz aus dem goldenen Halsband hervorträgt, als gehöre er einem Kaiſer oder König.“

„Er gehört ihm, dem Vertriebenen,“ erwiederte Marie, und weil ich auf dem Sprung war, den Namen ſeines Herrn zu nennen, kam er, mich zu warnen.“

„Warum aber führt der Ritter ſeinen Hetzer nicht mit ſich? Wahrlich, ein Arm wie der ſeine, unterſtützt von einem ſolchen Thier, darf ſechs Mörder nicht fürchten.“

„Das Thier iſt wachſam,“ antwortete ſie, „aber wild; wenn er es in der Höhle unten hätte, ſo hätte er zwar einen ſichern Schutz; wie aber, wenn durch Zufall ein Menſch in jene Höhle käme? Sie iſt ſo groß, daß man den Mann nicht darin ahnen kann, aber die Dogge würde ihn verrathen. Sie würde knurren und anſchlagen, ſobald ſie Tritte hörte, und ſein Aufenthalt wäre entdeckt. Darum hat er ihm befohlen, als er wegging, hier zu bleiben; er verſteht dies Gebot und ich ſorge für ihn. Er hat ordentlich das Heimweh nach

seinem Herrn, und die Freude solltest du sehen, wenn es Nacht wird; er weiß, daß dann sein Herr bald ins Schloß kommt, und wenn die Zugbrücke niederfällt und die Schritte des Mannes auf dem Hofe tönen, da ist er nicht mehr zu halten, er würde sechsfache Ketten zerreißen, um bei ihm zu seyn."

„Ein schönes Bild der Treue! doch ein schöneres noch ist der Mann, dem dieser Hund gehört. Hing er doch eben so treu an seinem Herrn, und ließ sich verbannen und ins Elend jagen; es ist thöricht von mir," setzte Georg hinzu, ich weiß, Neugierde steht einem Mann nicht an, aber wissen möchte ich, wer er ist."

„So gedulde dich doch, bis es Nacht wird! Wenn der Mann kommt, will ich ihn fragen, ob du es wissen darfst, ich zweifle nicht, er wird es erlauben."

„Es ist noch lange bis dahin, und jeden Augenblick muß ich an ihn denken; wenn du mir es nicht sagst, so muß ich mich an den Hund wenden, vielleicht ist er gütiger als du."

„Versuche es immer," rief Marie lächelnd, „wenn er sprechen kann, so soll er es nur gestehen."

„Hör' einmal, du ungeheurer Geselle," wandte sich Georg zu dem Hund, der ihn aufmerksam ansah, „sage mir, wie heißt dein Herr?"

Der Hund richtete sich stolz auf, riß den weiten Rachen auf und brüllte in schrecklichen Tönen „U — u — u!"

Marie erröthete. „Laß doch die Possen," sagte sie, und rief den Hund zu sich, „wer wird mit Hunden sprechen, wenn man in menschlicher Gesellschaft ist!"

„Georg ſchien nicht darauf zu hören. „U! hat er geſagt, der gute Hund; der iſt darauf geſchult; ich wollte alles wetten, es iſt nicht das erſte Mal, daß man ihn fragt: wie heißt dein Herr?“

Kaum hatte Georg die letzten Worte geſprochen, ſo fing der Hund mit noch greulicheren Tönen als vorher ſein U — u — u! zu heulen an. Aufs neue erröthete Marie, ſie hieß beinahe unwillig den Hund ſchweigen; er legte ſich ruhig zu ihren Füßen.

„Da haben wir's,“ rief Georg lachend, „der Herr heißt U! und fing das ſonderbare Wort auf dem Ringe, den mir der Ritter gab, nicht auch mit U an? Ungeheuer, heißt dein Herr vielleicht Uffenheim? oder Urküll? oder Ulm? oder vielleicht gar —“

„Unſinn! der Hund hat gar keinen anderen Laut als U; wie magſt du dir nur Mühe geben, daraus etwas zu folgern! Doch hier kommt der Vater den Berg herauf; willſt du, daß es ihm verborgen bleibe, ſo nimm dich zuſammen und verrathe dich nicht. Ich gehe jetzt, denn es iſt nicht gut, wenn er uns beiſammen antrifft.“

Georg gelobte es; er umarmte noch einmal die Geliebte, und verſah ſich von ihrem ſüßen Mund auf viele Stunden, um wenigſtens an der Erinnerung ſich zu erfreuen, wenn die Gegenwart des Vaters jede zärtlichere Annäherung unmöglich machte. Der Hund des Herrn U — ſah verwundert auf die liebliche Gruppe; doch ſey es, daß er wirklich Menſchenverſtand hatte, oder daß er bei ſeinem Herrn ſchon Aehnliches erlebt hatte und einſah, daß der Junker das Fräulein nicht umbringen

wolle, er machte keine Miene, ſeiner Dame zu Hülfe zu kommen, und erſt der Hufſchlag, der von der Brücke heraufſcholl, ſchreckte die Erröthende aus den Armen des glücklichen Jünglings.

IV.

Der Herzog ſchaut hinunter lang
Und ſpricht mit einem Seufzer bang:
Wie fern, ach! von mir abgewandt,
Wie tief, wie tief liegſt du mein Land.
G. Schwab.

Charfreitag und Oſterfeſt waren vorüber gegangen, und Georg von Sturmfeder befand ſich noch immer in Lichtenſtein. Der Herr dieſes Schloſſes hatte ihn eingeladen, bei ihm zu verweilen, bis etwa der Krieg eine andere Wendung nehmen würde oder Gelegenheit da wäre, der Sache des Herzogs wichtige Dienſte zu leiſten. Man kann ſich denken, wie gerne der junge Mann dieſe Einladung annahm. Unter einem Dach mit der Geliebten, immer in ihrer Nähe, oft ein Stündchen mit ihr allein, von ihrem Vater geliebt — er hatte in ſeinen kühnſten Träumen kein ähnliches Glück ahnen können. Nur eine Wolke trübte den Himmel der Liebenden, die düſtere Wolke, die zuweilen auf der Stirne des Vaters lag. Es ſchien, als habe er nicht die beſten Nachrichten von ſeinem Herzog und dem Kriegsſchauplatz. Es kamen zu verſchiedenen Tageszeiten Boten in die Burg; aber ſie kamen und gingen, ohne daß der Ritter ſeinem Gaſt eröffnete, was ſie gebracht haben. Einigemal glaubte Georg in der Abenddämmerung ſogar den Pfeifer von

Hardt über die Brücke ſchleichen zu ſehen, er hoffte von dieſem vielleicht etwas erfahren zu können, er eilte hinab, um ihm zu begegnen, aber wenn er bis an die Brücke kam, war jede Spur von ihm verſchwunden.

Der junge Mann fühlte ſich etwas beleidigt über dieſen Mangel an Zutrauen, wie er es bei ſich und in ſeinen Aeußerungen gegen Marie nannte. „Ich habe doch den Freunden des Herzogs mich ganz und gar angeboten, obgleich ihre Partie nicht viel Lockendes hat; der Mann in der Höhle und der Ritter von Lichtenſtein bewieſen mir Freundſchaft und Vertrauen, aber warum nur bis auf dieſen Punkt? warum darf ich nicht erfahren, wie es mit Tübingen ſteht? warum nicht, wie der Herzog operirt, um ſein Land wieder zu erobern? Bin ich nur zum Dreinſchlagen gut? verſchmäht man mich im Rath?“

Marie ſuchte ihn zu tröſten. Es gelang oft ihren ſchönen Augen, ihren freundlichen Reden, ihn dieſe Gedanken vergeſſen zu laſſen; aber dennoch kehrten ſie in manchem Augenblicke wieder, und die ſorgenvolle Miene des alten Herrn mahnte ihn immer an die Sache, welcher er beigetreten war.

Am Abend des Oſterfeſtes konnte er endlich dieſes Stillſchweigen nicht länger ertragen; er fragte auf die Gefahr hin, für unbeſcheiden zu gelten, wie es mit dem Herzog und ſeinen Planen ſtehe, ob man nicht auch ſeiner endlich einmal bedürfe? Aber der Ritter von Lichtenſtein drückte ihm freundlich die Hand und ſagte: „Ich ſehe ſchon lange, wackerer Junge, wie es dir das Herz beinahe abdrücken will, daß du nicht Theil nehmen

kannſt an unſeren Mühen und Sorgen; aber gedulde dich noch einige Zeit, vielleicht nur einen Tag noch, ſo wird ſich manches entſcheiden. Was ſoll ich dich mit ungewiſſen Nachrichten, mit traurigen Botſchaften plagen? Dein heiterer Jugendſinn iſt nicht gemacht, bedächtlich in ein Gewebe von Bosheit zu ſchauen und die künſtlich geſchlungenen Fäden wieder los zu machen. Wenn die Entſcheidung naht, dann, glaube mir, wirſt du ein willkommener Genoſſe ſeyn bei Rath und That. Nur ſo viel brauchſt du zu wiſſen, es ſteht mit unſerer Sache weder ſchlimm noch gut; doch bald muß es ſich entſcheiden."

Der junge Mann ſah ein, daß der Alte recht haben könne, und doch war er nichts weniger als zufrieden mit dieſer Antwort. Auch erfuhr er den Namen des Geächteten nicht. Marie hatte ihn, als er in der nächſten Nacht ins Schloß gekommen war, gefragt, ob ſie ihrem Gaſt ſeinen Namen nennen dürfe, er hatte nichts darauf geſagt, als: „Noch iſts nicht an der Zeit!"

Noch ein dritter Umſtand war es, der Georg beinahe beleidigend vorkam. Er hatte dem Herrn von Lichtenſtein geſagt, wie ſehr ihn der Mann in der Höhle angezogen habe, wie er nichts Erfreulicheres kenne, als recht oft in deſſen Nähe zu ſeyn, und dennoch hatte man ihn nie mit einem Wort eingeladen, eine Nacht mit dem geheimnißvollen Gaſte zuzubringen. Er war zu ſtolz, ſich aufzudrängen, er wartete von Nacht zu Nacht, ob man ihn nicht herabrufen werde, jenen Mann zu ſprechen; es geſchah nicht. Er beſchloß, wenigſtens einmal uneingeladen zuzuſehen, wie der Fremde in die Burg komme, und betrachtete ſich deßwegen die Gelegenheit genau.

Seine Kammer, wohin er regelmäßig um acht Uhr geführt wurde, lag gegen das Thal hinaus, gerade entgegengesetzt der Seite, wo die Brücke über den Abgrund führte. Von hier war es also nicht möglich, ihn kommen zu sehen. Das große Zimmer im zweiten Stock, das nicht weit entfernt von seiner Kammer lag, wurde jede Nacht abgeschlossen, von dort aus konnte er also auch nicht hinabsehen. Auf dem Vorplatz, der die Kammern umher und den Saal verband, gingen zwar zwei Fenster gegen die Brücke hinaus, sie waren aber vergittert und hoch, so daß man zwar ins Freie hinüber, aber nicht hinab auf die Brücke sehen konnte.

Es blieb ihm daher nichts übrig, als sich irgendwo zu verbergen, wenn er den nächtlichen Besuch sehen wollte. Im ersten Stock war dies nicht möglich, weil dort so viele Leute wohnten, daß er leicht entdeckt werden konnte. Doch als er den Thorweg und die Ställe musterte, die unter dem Schloß in den Felsen gehauen waren, bemerkte er an der Zugbrücke eine Nische, die von den Thorflügeln bedeckt wurde, welche man nur, wenn der Feind vor den Thoren war, verschloß. Dies war der Ort, der ihm Sicherheit und zugleich Raum genug zu gewähren schien, um zu beobachten, was um ihn her vorging; links vor der Nische schloß sich die Zugbrücke an das Thor, rechts war die Treppe, die hinaufführte, vor ihm der Thorweg, den jeder gehen mußte, der ins Schloß kam. Dorthin beschloß er in der kommenden Nacht sich zu schleichen.

Um acht Uhr kam der Knappe mit der Lampe, um ihm wie gewöhnlich ins Bett zu leuchten. Der

Herr des Schloſſes und ſeine Tochter ſagten ihm freundlich gute Nacht. Er ſtieg hinan in ſeine Kammer, er entließ den Knecht, der ihn ſonſt entkleidete, und warf ſich angekleidet auf das Bette; er lauſchte auf jeden Glockenſchlag, den die Nachtluft aus dem Dorfe hinter dem Walde herübertrug; oft ſchloſſen ſich ſeine Augen; oft ſchwebte er ſchon auf jener unſichern Grenze zwiſchen Wachen und Schlafen, wo ſich die Seele nur mit ermatteten Kräften gegen die Bande des Schlummers ſträubt, aber immer wieder rang er ſich los, wenn ſeine Gedanken klar genug waren, um ihm ſeinen Zweck ins Gedächtniß zurückzuführen.

Zehn Uhr war längſt vorüber; die Burg war ſtill und todt, Georg raffte ſich auf, zog die ſchweren Sporen und Stiefel ab, hüllte ſich in ſeinen Mantel und öffnete behutſam die Thüre ſeiner Kammer. Er hielt den Athem an, um ſich nicht durch Schnauben zu verrathen; die Angeln ſeiner Thüre knarrten, er hielt an, er lauſchte, ob niemand dieſe verrätheriſchen Töne gehört habe. Es blieb alles ſtill; der Mond fiel in mattem Schein auf den Vorplatz; Georg pries ſich glücklich, daß ihn dieſes trügeriſche Licht nicht zum zweiten Mal verrathen werde. Er ſchlich weiter an die Wendeltreppe; noch einmal hielt er an, um zu lauſchen, ob alles ſtille ſey; er hörte nichts als das Sauſen des Windes und das Rauſchen der Eichen über der Brücke. Er ſtieg behutſam hinab. In der Stille der Nacht tönt alles lauter, und Dinge erwecken die Aufmerkſamkeit, die man am Tage nicht beachtet hätte. Wenn Georgs Fuß auf ein Sandkörnchen trat, ſo rauſchte es auf der gewölbten Wendeltreppe, daß

er erſchrak und glaubte, man müſſe es im ganzen Hauſe gehört haben. Er kam an dem erſten Stock vorüber; er lauſchte, er hörte niemand, aber auf dem Heerd in der Küche flackerte ein luſtiges Feuer. Jetzt war er unten. Zu dem Weg von ſeiner Kammer bis zum Thor, den er ſonſt in einem Augenblicke zurücklegte, hatte er eine Viertelſtunde verwandt.

Er ſtellte ſich in die Niſche und zog den Thorflügel noch näher zu ſich her, ſo daß er völlig von ihm bedeckt war. Eine Spalte in der Thüre war groß genug, daß er durch ſie Alles beobachten konnte. Noch war alles ſtill im Schloß. Nur flüchtige Tritte glaubte er über ſich zu vernehmen, es war wohl Marie, die geſchäftig hin und her ging.

Nach einer tödtlich langen Viertelſtunde ſchlug es im Dorfe elf Uhr. Dies war die Zeit des nächtlichen Beſuches, Georg ſchärfte ſein Ohr, um zu vernehmen, wann er komme. Nach wenigen Minuten hörte er oben den Hund anſchlagen, zugleich rief über dem Graben eine tiefe Stimme: „Lichtenſtein!“

„Wer da?“ fragte man aus der Burg.

„Der Mann iſt da!“ antwortete jene Stimme, die Georg von ſeinem Beſuch in der Höhle ſo wohl bekannt war.

Ein alter Mann, der Burgwart, kam aus einer Kaſematte, die in den Grundfelſen gehauen war. Er öffnete mit einem wunderlich geformten Schlüſſel das Schloß der Zugbrücke. Indem er noch damit beſchäftigt war, ſtürzte in großen Sprüngen der Hund die Treppe herab; er winſelte, er wedelte mit dem Schwanz, er

hüpfte an dem Burgwart hinauf, als wolle er ihm behülflich seyn, die Brücke für seinen Herrn herabzulassen. Und jetzt kam auch Marie, sie trug ein Windlicht und leuchtete damit dem Alten, der mit seinem Aufschließen nicht zurecht zu kommen schien.

„Spute dich, Balthasar!“ flüsterte sie, „er wartet schon eine gute Weile, und draußen ists kalt und es weht ein garstiger Wind.“

„Jetzt nur noch die Kette los, gnädiges Fräulein,“ antwortete er, „dann sollt Ihr gleich sehen, wie schön meine Brücke fällt. Ich habe auch, wie Ihr befohlen habt, die Fugen mit Oel geschmiert, daß sie nicht mehr knarren und die Frau Rosel aus ihrem sanften Schlaf aufwecken.“

Die Ketten rauschten in die Höhe, die Brücke senkte sich langsam nach außen und legte sich über den Abgrund; der Mann aus der Höhle, in seinen groben Mantel eingehüllt, schritt herüber. Georg hatte sich das Bild dieses Mannes tief ins Herz geprägt, und doch überraschten ihn aufs neue seine auffallend kühnen Züge, sein gebietendes Auge, seine freie Stirne, das Kräftige, Gewaltige in seinen Bewegungen.

Der Schein des Windlichtes fiel auf ihn und Marie, und noch lange Jahre bewahrte Georg die Erinnerung an diese Gruppe. Die schlanke Gestalt der Geliebten, das dunkle Haar, dessen Flechten aufgegangen waren und nun um den zierlichen Hals herabströmten, die blendende Stirne, das sinnige blaue Auge, dem die langen dunkeln Wimpern und die schöngeschwungenen Bogen der Brauen einen eigenthümlichen

Reiz gaben, der kleine rothe Mund, die zarte Farbe ihrer Wangen, dies alles, überſtrahlt von dem Lichte, das ſie in der Hand hielt, bewirkte, daß Georg glaubte, die Geliebte nie ſo reizend geſehen zu haben, als in dieſem Augenblick, wo der Contraſt gegen die ſcharfen, kräftigen Formen des Mannes, der neben ihr ſtand, ihr zartes liebliches Weſen noch mehr hervorhob.

Der nächtliche Gaſt half mit beinahe übermenſchlicher Kraft dem alten Pförtner die Brücke wieder aufziehen. Dann zog ſich der Alte zurück und Georg vernahm folgendes Geſpräch:

„Iſt Nachricht da von Tübingen? iſt Max Stumpf zurück? Ich leſe Unglück in Euren Mienen!“

„Nein, Herr, er iſt noch nicht zurück,“ ſagte Marie; „der Vater erwartet ihn aber noch dieſe Nacht.“

„Daß ihm der Teufel Füße mache! Ich muß warten bis er kommt, und ſollte es Tag darüber werden. — Hu! eine kalte Nacht, Fräulein,“ ſagte der Geächtete, „meine Schuhu und Käuzlein in der Nebelhöhle muß es auch gewaltig frieren, denn ſie ſchrien und jammerten in kläglichen Tönen, als ich heraufſtieg.“

„Ja, es iſt kalt,“ antwortete ſie, „um keinen Preis möchte ich mit Euch hinabſteigen; und wie ſchauerlich muß es ſeyn, wenn die Käuzlein ſchreien; mir graut, wenn ich nur daran denke.“

„Wenn Junker Georg Euch begleitete, ginget Ihr doch mit,“ erwiederte jener lächelnd, indem er das erröthende Geſicht des Mädchens am Kinn ein wenig in die Höhe hob; nicht wahr, mit dem ginget Ihr in die Hölle? Was das für eine Liebe ſeyn muß! Weiß Gott,

Euer Mund iſt ganz wund; gar zu arg müßt Ihr es doch nicht machen mit Küſſen."

„Ach Herr!" flüſterte Marie, indem ſich aufs neue eine dunkle Röthe über die zarten Wangen goß, „wie mögt Ihr nur ſo ſprechen? Wißt Ihr, daß ich gar nicht mehr herabkomme, Euch gar nicht mehr koche, wenn Ihr ſo von mir und dem Junker denket?"

„Nun, einen Scherz müßt Ihr mir ſchon gelten laſſen," ſagte der Ritter und kniff ſie in die erröthenden Wangen; „ich habe ja in meiner Behauſung da unten ſo wenig Zeit und Gelegenheit zum Scherzen. Aber was gebt Ihr mir, wenn ich für den Junker ein gutes Wort einlege beim Vater, daß er ihn Euch zum Mann gibt? Ihr wißt, der Alte thut, was ich haben will, und wenn ich ihm einen Schwiegerſohn empfehle, nimmt er ihn unbeſehen."

Marie ſchlug die ſchönen Augen auf und ſah ihn mit freundlichen Blicken an. „Gnädigſter Herr," antwortete ſie, „ich will es Euch nicht wehren, wenn Ihr für Georg ein gutes Wort ſprechet; übrigens iſt ihm der Vater ſchon ſehr gewogen."

„Ich frage, was ich für ein gutes Wort bekomme? Alles hat ſeinen Preis; nun, was wird mir dafür?"

Marie ſchlug die Augen nieder. „Ein ſchöner Dank," ſagte ſie; „aber kommt Herr, der Vater wird ſchon längſt auf uns warten."

Sie wollte vorangehen, der Geächtete aber ergriff ihre Hand und hielt ſie auf. Georgs Herz pochte beinahe hörbar, es wurde ihm bald heiß, bald kalt, er faßte den

Thürflügel und wäre nahe daran gewesen, dieſe Fürſprache um einen fixen Preis zu verbitten.

„Warum ſo eilig?“ hörte er den Mann der Höhle ſagen. „Nun, ſey es um ein Küßchen, ſo will ich loben und preiſen, daß dein Vater ſogleich den Pfaffen holen läßt, um das heilige Sacrament der Ehe an euch zu vollziehen.“ Er ſenkte ſein Haupt gegen Marien herab; Georg ſchwindelte es vor den Augen, er war im Begriff, aus ſeinem Hinterhalt hervorzubrechen. Das Fräulein aber ſah jenen Mann mit einem ſtrafenden Blicke an. „Das kann unmöglich Euer Gnaden Ernſt ſeyn,“ ſagte ſie, „ſonſt hättet Ihr mich zum letzten Mal geſehen.“

„Wenn Ihr wüßtet, wie erhaben und ſchön Euch dieſer Trotz ſteht,“ ſagte der Ritter mit unerſchütterlicher Freundlichkeit, „Ihr ginget den ganzen Tag im Zorn und in der Wuth umher. Uebrigens habt Ihr Recht, wenn man ſchon einen andern ſo tief im Herzen hat, darf man keine ſolche Gunſt mehr ausſpenden. Aber feurige Kohlen will ich auf Euer Haupt ſammeln, ich will dennoch den Fürſprecher machen. Und an Eurem Hochzeittag will ich bei Eurem Liebſten um einen Kuß anhalten, dann wollen wir ſehen, wer Recht behält.“

„Das könnet Ihr!“ ſagte Marie, indem ſie ihm lächelnd ihre Hand entzog und mit dem Licht voranging, „aber machet Euch immer auf eine abſchlägige Antwort gefaßt, denn über dieſen Punkt ſpaßt er nicht gerne.“

„Ja er iſt verdammt eiferſüchtig,“ entgegnete der Ritter im Weiterſchreiten; „ich könnte Euch davon eine Geſchichte erzählen, die mir ſelbſt mit ihm begegnet iſt; aber ich habe verſprochen zu ſchweigen“ —

Ihre Stimmen entfernten ſich immer mehr und wurden undeutlicher. Georg ſchöpfte wieder freier Athem. Er lauſchte und harrte noch in ſeiner Niſche, bis er niemand mehr auf den Treppen und Gängen hörte. Dann verließ er ſeinen Platz und ſchlich nach ſeiner Kammer zurück. Die letzten Worte Mariens und des Geächteten lagen noch in ſeinen Ohren. Er ſchämte ſich ſeiner Eiferſucht, die ihn auch in dieſer Nacht wieder unwillkürlich hingeriſſen hatte, wenn er bedachte, in welch unwürdigem Verdacht er die Geliebte gehabt und wie rein ſie in dieſem Augenblick vor ihm geſtanden ſey; er verbarg ſein erröthendes Geſicht tief in den Kiſſen und erſt ſpät entführte ihn der Schlummer dieſen quälenden Gedanken.

Als er am andern Morgen in die Herrenſtube hinabging, wo ſich um ſieben Uhr gewöhnlich die Familie zum Frühſtück verſammelte, kam ihm Marie mit verweinten Augen entgegen. Sie führte ihn auf die Seite und flüſterte ihm zu: „Tritt leiſe ein, Georg! der Ritter aus der Höhle iſt im Zimmer; er iſt vor einer Stunde ein wenig eingeſchlummert; wir wollen ihm dieſe Ruhe gönnen!“

„Der Geächtete?“ fragte Georg ſtaunend, „wie kann er es wagen, noch bei Tag hier zu ſeyn? iſt er krank geworden?“

„Nein,“ antwortete Marie, indem von neuem Thränen in ihren Wimpern hingen; „nein, es muß in dieſer Stunde noch ein Bote von Tübingen anlangen und dieſen will er erwarten. Wir haben ihn gebeten, beſchworen, er möchte doch vor Tag hinabgehen, er hat nicht darauf gehört; hier will er ihn erwarten.“

„Aber könnte denn der Bote nicht auch in die Höhle hinabkommen?“ warf Georg ein, „er ſetzt ſich ja umſonſt dieſer Gefahr aus.“

„Ach, du kennſt ihn nicht, das iſt ſein Trotz; wenn er ſich einmal etwas in den Kopf geſetzt hat, ſo geht er nicht mehr davon ab, und nur zu leicht wird er mißtrauiſch; deßwegen konnten wir ihm nicht ſehr zureden, wegzugehen; er hätte glauben können, wir thun es nur wegen uns. Sein Hauptgrund zu bleiben iſt, daß er ſich gleich mit dem Vater berathen will, ſobald er Nachricht bekommt.“

Sie waren während dieſer Rede an die Thüre der Herrenſtube gekommen, Marie ſchloß ſo leiſe als möglich auf und trat mit Georg ein.

Die Herrenſtube unterſchied ſich von dem großen Gemach im obern Stock nur dadurch, daß ſie kleiner war. Auch ſie hatte die Ausſicht nach drei Seiten, durch Fenſter mit kleinen runden Scheiben, durch welche ſich die Morgenſonne in vielfarbigen Strahlen brach. Decke und Wände umzog ein Getäfel von ſchwarzbraunem Holz, mit farbigen Hölzern kunſtreich ausgelegt. Einige Ahnenbilder der Lichtenſteiner ſchmückten die Wand, welche keine Fenſter hatte, und Tiſche und Geräthſchaften zeigten, daß der Ritter von Lichtenſtein ein Freund alter Sitten und Zeiten ſey, und ſeinen Hausrath, wie er ihn vom Großvater empfangen hatte, auch auf die Tochter vererben wolle. Vor einem großen Tiſch in der Mitte des Zimmers ſaß der Herr des Schloſſes. Er hatte ſein Kinn mit dem langen Bart auf die Hand geſtützt und ſchaute finſter und regungslos in einen Becher, der vor

ihm ſtand. Die Weinkannen und Deckelkrüge auf dem Tiſch, der Becher vor dem alten Herrn machte, daß man ungewiß war, ob er die Nacht beim Becher zugebracht habe, oder ob er ſo früh am Tage ſich durch einen guten Trunk Kräfte ſammeln wolle.

Er grüßte ſeinen jungen Gaſt, als dieſer an den Tiſch zu ihnen getreten war, durch ein leichtes Neigen des Hauptes, indem ein kaum bemerkliches Lächeln um ſeinen Mund zog. Er wies auf einen Becher und einen Stuhl zu ſeiner Seite; Marie verſtand den Wink, ſchenkte einen Becher voll und kredenzte ihn dem Geliebten mit jener holden Anmuth, die allem, was ſie that, einen eigenthümlichen Stempel aufdrückte. Georg ſetzte ſich an die Seite des Alten und trank.

Dieſer rückte ihm näher und flüſterte ihm mit heiſerer Stimme zu; „ich fürchte, es ſteht ſchlimm!“

„Habt Ihr Nachricht?“ fragte Georg eben ſo heimlich.

„Ein Bauer ſagte mir heute frühe, geſtern Abend haben die Tübinger mit dem Bunde gehandelt.“

„Gott im Himmel!“ rief Georg unwillkürlich aus.

„Seyd ſtill und weckt ihn nicht! er wird es nur zu frühe erfahren,“ entgegnete ihm jener, indem er auf die andere Seite der Stube deutete.

Georg ſah dorthin. An einem Fenſter der Seite, die gegen den jähen Abgrund liegt, ſaß der geächtete Mann. Er hatte den Arm auf das Sims geſtützt, die ſorgenvolle Stirne, das von Wachen müde Auge lag in der tapferen Hand — er ſchlummerte. Sein grauer Mantel war über die Schulter herabgefallen und ließ

ein abgetragenes, unſcheinbares Lederkoller ſehen, in das die kräftige Geſtalt gehüllt war. Sein krauſes Haar fiel nachläßig um die Schläfe, und einige Büſche des gerollten Bartes quollen unter der Hand hervor.

Zu ſeinen Füßen lag ſein großer Hund; er hatte ſeinen Kopf auf den Fuß ſeines Herrn gelegt, ſeine treuen Augen hingen theilnehmend an dem Haupte des Geächteten.

„Er ſchläft," ſagte der Alte und zerdrückte eine Thräne in den Augen; „die Natur fordert die Schuld an den Körper und umhüllt die Seele mit einem wohlthätigen Schleier. Er athmet leicht, o daß es beruhigende Träume wären, die ihm vorſchweben! die Wirklichkeit iſt ſo traurig, wer ſollte ihm nicht wünſchen, daß er ſie im Traume vergißt!"

„Es iſt ein hartes Schickſal!" erwiederte Georg, indem er wehmüthig auf den Schlafenden blickte. „Vertrieben von Haus und Hof, geächtet, in die Wüſte hinausgejagt! ſein Leben jedem Buben preis gegeben, der in der Ferne ſeinen Bolz auf ihn anlegt, bei Tag unter der Erde, bei Nacht wie ein Dieb umherſchleichen zu müſſen! wahrlich es iſt hart! Und dies alles, weil er ſeinem Herrn treu war und jene Bündler nach ſeinen Gütern gelüſteten."

„Der Mann dort hat manches verfehlt in ſeinem Leben, ſprach der Ritter von Lichtenſtein mit tiefem Ernſt; „ich habe ihn beobachtet ſeit den Tagen ſeiner Kindheit bis zu dieſer Stunde; ich kann ihm das Zeugniß geben, er hat das Gute und Rechte gewollt. Zuweilen waren die Mittel falſch, die er anwandte, zuweilen

verſtand man ihn nicht, zuweilen ließ er ſich von der Hitze der Leidenſchaft hinreißen — aber wo lebt der Menſch, von dem man dies nicht ſagen könnte? Und wahrlich, er hat es grauſam gebüßt!“ Er hielt inne, als hätte er ſchon mehr geſagt, als er ſagen wollte, und umſonſt ſuchte Georg über den Vertriebenen mehr zu erfahren. Der Alte verſank in Stillſchweigen und tiefes Sinnen.

Die Sonne war über die Berge heraufgekommen, die Nebel fielen, Georg trat ans Fenſter, die herrliche Ausſicht zu genießen. Unter dem Felſen von Lichtenſtein, wohl dreihundert Klafter tief, breitet ſich ein liebliches Thal aus, begrenzt von waldigen Höhen, durchſchnitten von einem eilenden Waldbach; drei Dörfer liegen freundlich in der Tiefe; dem Auge, das in dieſes Thal hinabſieht, iſt es, als ſchaue es aus dem Himmel auf die Erde. Steigt das Auge vom tiefen Thale aufwärts an den waldigen Höhen, ſo begegnet es maleriſch-gruppirten Felſen und den Bergen der Alb, hinter dem Bergrücken ſteigt die Burg Achalm hervor und begrenzt die Ausſicht in der Nähe. Aber vorbei an den Mauern von Achalm dringt rechts und links das Auge tiefer ins Land. Der Lichtenſtein liegt den Wolken ſo nahe, daß er Würtemberg überragt. Bis hinab ins tiefſte Unterland können frei und ungehindert die Blicke ſtreifen. Entzückend iſt der Anblick, wenn die Morgenſonne ihre ſchrägen Strahlen über Würtemberg ſendet. Da breiten ſich dieſe herrlichen Gefilde wie ein bunter Teppich vor dem Auge aus; in dunklem Grün, in kräftigem Braun der Berge beginnt es, und alle Farben und Schattirungen ſind in dieſem

wundervollen Gewebe, das in lichtem Blau sich endlich mit der Morgenröthe verschmilzt. Welche Ferne von Lichtenstein bis Asperg, und welches Land dazwischen! Es ist kein Flachland, keine Ebene; viele Wellungen von Hügeln und Bergen ziehen sich hinauf und herunter, und von Hügeln zu Hügeln, welche breite Thäler und Ströme in ihrem Schooße bergen, hüpft das Auge zu dem fernen Horizont.

Georg betrachtete bewundernd; er strengte seine Augen mehr und mehr an, er suchte in die Weite zu dringen, und jedes Schloß, jedes Dorf in der weiten Aussicht zu unterscheiden. Marie stand neben ihm; sie theilte seine Bewunderung, obgleich sie seit ihrer frühesten Kindheit dieses Schauspiel genossen. Sie zeigte ihm flüsternd jeden Fleck, sie wußte ihm jede Thurmspitze zu nennen. „Wo ist eine Stelle in deutschen Landen," sprach Georg, in diesen Anblick versunken, „die sich mit dieser messen könnte! Ich habe Ebenen gesehen und Höhen erstiegen, von wo das Auge noch weiter dringt, aber diese lieblichen Gefilde zeigen sie nicht. So reiche Saaten, Wälder von Obst, und dort unten, wo die Hügel bläulicher werden, ein Garten von Wein! Ich habe noch keinen Fürsten beneidet, aber hier stehen zu können, hinaus zu blicken von dieser Höhe und sagen zu können, diese Gefilde sind mein!"

Ein tiefer Seufzer in ihrer Nähe schreckte Marien und Georg aus ihren Betrachtungen auf. Sie sahen sich um, wenige Schritte von ihnen stand im Fenster der Geächtete, und blickte mit trunkenen, glänzenden Blicken über das Land hin, und Georg war ungewiß, ob seine

Worte oder das Andenken an ſein Unglück die Bruſt dieſes Mannes bewegt hatten.

Er begrüßte Georg und reichte ihm die Hand. Dann wandte er ſich zu dem Herrn des Schloſſes, und fragte, ob noch immer keine Botſchaft da ſey? „Der von Schweinsberg iſt noch nicht zurück," antwortete dieſer.

Der Geächtete trat ſchweigend an das Fenſter zurück und ſchaute in die Ferne. Marie füllte ihm einen Becher. „Seyd getroſten Muthes, Herr!" ſagte ſie, „ſchauet nicht mit ſo finſtern Blicken auf das Land. Trinket von dieſem Wein, er iſt gut würtembergiſch und wächst dort unten an jenen blauen Bergen."

„Wie kann man traurig bleiben," antwortete er, indem er ſich wehmüthig lächelnd zu Georg wandte, „wenn über Würtemberg die Sonne ſo ſchön aufgeht und aus den Augen einer Würtembergerin ein ſo milder blauer Himmel lacht? Nicht wahr, Junker, was ſind dieſe Berge und Thäler, wenn uns ſolche Augen, ſolche treue Herzen bleiben? Nehmt Euren Becher und laßt uns darauf trinken; ſo lange wir Land beſitzen in den Herzen, iſt nichts verloren: Hie gut Würtemberg allezeit!"

„Hie gut Würtemberg allezeit!" erwiederte Georg und ſtieß an. Der Geächtete wollte noch etwas hinzuſetzen, als der alte Burgwart mit wichtiger Miene hereintrat. „Es ſind zwei Krämer vor der Burg," meldete er, „und begehren Einlaß."

„Sie ſind's, ſie ſind's!" riefen in einem Augenblick der Geächtete und Lichtenſtein. „Führ' ſie herauf."

Der alte Diener entfernte ſich; eine bange Minute folgte dieſer Meldung; alle ſchwiegen, der Ritter von

Lichtenſtein ſchien mit ſeinen feurigen Augen die Thüre durchbohren, der Geächtete ſeine Unruhe verbergen zu wollen, aber die ſchnelle Röthe und Bläſſe, die auf ſeinen ausdrucksvollen Zügen wechſelte, zeigten, wie die Erwartung deſſen, was er hören werde, ſein ganzes Weſen in Aufruhr brachte. Endlich vernahm man Schritte auf der Treppe, ſie näherten ſich dem Gemach; der gewaltige Mann zitterte, daß er ſich am Tiſche halten mußte, ſeine Bruſt war vorgebeugt, ſein Auge hing ſtarr an der Thüre, als wolle er in den Mienen des Kommenden ſogleich Glück oder Unglück leſen — jetzt ging die Thüre auf.

V.

— — Wie du nun ſo ganz
Verlaſſen da ſtehſt und ſo ganz entblößt,
Und wie nun ich, dein einz'ger Lehensmann,
Der Einz'ge bin, der dich noch Herzog nennt,
Und wie nun mir allein die Ehre bleibt,
Dir Dienſt zu leiſten bis zum letzten Hauch.
L. Uhland.

Auch Georg hatte erwartungsvoll hingeſehen. Er muſterte mit ſchnellem Blick die Eintretenden; in dem Einen erkannte er ſogleich den Pfeifer von Hardt, der Andere war — jener Krämer, den er in der Herberge von Pfullingen geſehen hatte. Der letztere warf einen Pack, den er auf dem Rücken getragen, ab, riß das Pflaſter weg, womit er ein Auge bedeckt hatte, richtete ſich aus ſeiner gebückten Stellung auf, und ſtand nun als ein unterſetzter, ſtark gebauter Mann, mit offenen kräftigen Zügen vor ihnen.

„Mar Stumpf!“ rief der Geächtete mit dumpfer Stimme, „wozu dieſe finſtere Stirne? Du bringſt uns gute Botſchaft, nicht wahr, ſie wollen uns das Pförtchen öffnen, ſie wollen mit uns aushalten bis auf den letzten Mann?“

Mar Stumpf von Schweinsberg warf einen bekümmerten Blick auf ihn. „Machet Euch auf Schlimmes gefaßt, Herr!“ ſagte er. „Die Botſchaft iſt nicht gut, die ich bringe.“

„Wie?“ entgegnete jener, indem die Röthe des Zornes über ſeine Wangen flog und die Ader auf ſeiner Stirne ſich zu heben begann; „wie, du ſagſt, ſie zaudern, ſie ſchwanken? Es iſt nicht möglich! ſieh dich wohl vor, daß du nichts Uebereilteſt ſagſt; es iſt der Adel des Landes, von dem du ſprichſt.“

„Und dennoch ſage ich es,“ antwortete Schweinsberg, indem er einen Schritt weiter vortrat; „im Angeſichte vor Kaiſer und Reich will ich es ſagen, ſie ſind Verräther.“

„Du lügſt!“ ſchrie der Vertriebene mit ſchrecklicher Stimme. „Verräther, ſagſt du? Du lügſt! Wie wagſt du es, vierzig Ritter ihrer Ehre zu berauben? Ha! geſtehe, du lügſt!“

„Wollte Gott, ich allein wäre ein Ritter ohne Ehre, ein Hund, der ſeinen Herrn verläßt. Aber alle vierzig haben ihren Eid gebrochen; Ihr habt Euer Land verloren, Herr Herzog! Tübingen iſt über.“

Der Mann, dem dieſe Rede galt, ſank auf einen Stuhl am Fenſter; er bedeckte ſein Geſicht mit den Händen, ſeine Bruſt hob und ſenkte ſich, als ſuche ſie vergeblich nach Athem, und ſeine Arme zitterten.

Die Blicke aller hingen gerührt und ſchmerzlich an ihm, vor allen Georgs, denn wie ein Blitz hatte der Name des Herzogs das Dunkel erhellt, in welchem ihm bisher dieſer Mann erſchienen war. Er war es ſelbſt, es war Ulerich von Würtemberg! In einem ſchnellen Fluge zog es an ſeiner Seele vorüber, wie er dieſen Gewaltigen zuerſt getroffen, wie er ihn tief in der Erde Schooß beſucht, welche Worte jener zu ihm geſprochen, wie ſein ganzes Weſen ihn ſchon damals überraſcht und angezogen hatte; es war ihm unbegreiflich, daß er nicht längſt ſchon von ſelbſt auf dieſe Entdeckung gekommen war.

Eine geraume Weile wagte niemand das Schweigen zu brechen. Man hörte nur die tiefen Athemzüge des Herzogs und das Winſeln ſeines treuen Hundes, der ſein Unglück zu kennen und zu theilen ſchien. Endlich winkte Lichtenſtein dem Ritter von Schweinsberg, ſie traten zu Ulerich, ſie faßten ſein Gewand und ſchienen ihn erwecken zu wollen; er blieb unbeweglich und ſtumm. Marie hatte weinend in der Ferne geſtanden, ſie nahte ſich jetzt mit unſicheren zagenden Schritten, ſie legte ihre ſchöne Hand auf ſeine Schulter, ſie blickte ihn bange an, ſie faßte ſich endlich ein Herz und flüſterte: „Herr Herzog! hie iſt noch gut Würtemberg alleweg!“

Ein tiefer Seufzer löste ſich aus ſeiner gepreßten Bruſt, aber ſeine Hände drückten ſich feſter auf die Augen, er ſah nicht auf. Jetzt nahte auch Georg. Unwillkürlich kam ihm der heldenmüthige Ausdruck dieſes Mannes in die Seele, jene gebietende Erhabenheit, die er ihm, als er ihn zum erſten Mal geſehen, gezeigt

hatte; jedes Wort, das er damals gesprochen, kehrte wieder, und der junge Mann wagte es, zu ihm zu sprechen: „Warum so kleinmüthig, Mann ohne Namen? **Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae!**"

Wie ein Zauber wirkten diese Worte auf Ulerich von Würtemberg. Sey es dieser sein Wahlspruch, sey es jene Mischung von Seelengröße, Trotz und wahrer Erhabenheit über das Unglück, was ihm bei seinen Zeitgenossen den Namen des „Unerschrockenen" erwarb — er zeigte sich von diesem Augenblick an seines Namens würdig.

„Das war das rechte Wort, mein junger Freund, sprach er zur Verwunderung aller mit fester Stimme, indem er seine Hände sinken ließ, sein Haupt stolzer aufrichtete, und das alte kriegerische Feuer aus seinen Augen loderte; „das war das rechte Wort. Ich danke dir, daß du mir es zugerufen. Tretet vor, Mar Stumpf, Ritter von Schweinsberg, und berichtet mir über Eure Sendung. Doch reiche mir zuvor einen Becher, Marie!"

„Es war letzten Donnerstag, daß ich Euch verließ," hob der Ritter an; „Hans steckte mich in diese Kleidung und zeigte mir, wie ich mich zu benehmen habe. In Pfullingen kehrte ich ein, um zu probiren, ob man mich nicht kenne, aber die Wirthin gab mir so gleichgültig einen Schoppen, als habe sie den Ritter Stumpf in ihrem Leben nicht gesehen, und ein Rathsherr, den ich noch vor acht Tagen tüchtig ausgescholten hatte, trank mit mir, als hätte ich Zeitlebens den Kram auf dem Rücken getragen. Der junge Herr dort war auch in der Schenke."

Der Herzog ſchien ſich an dieſer Erzählung zu zerſtreuen; munterer, als man bei ſo großem Unglück hätte denken ſollen, fragte er: „Nun Georg, du haſt ihn geſehen; ſah er ſo recht aus, wie ein ſchäbiger, filziger Krämer? Wie?“

„Ich denke, er hat ſeine Rolle gut geſpielt,“ antwortete der junge Mann lächelnd.

„Von Pfullingen zog ich Abends noch fürbaß bis nach Reutlingen. Dort war in der Weinſtube ein ganzer Trieb Bündiſcher: Augsburger, Nürnberger, Ulmer, alle möglichen Städtler, und jubilirten mit den Reutlingern, daß man die Hirſchgeweihe wieder von ihrem Wappen genommen, die Ihr ihnen aufgeſetzt habt. Sie ſchimpften und ſangen Spottlieder über Euch, die bewieſen, wie ſehr ſie Euch noch immer fürchten. Am Charfreitag früh ging ich nach Tübingen; das Herz pochte mir, als ich das Burgholz herunter kam und das ſchöne Neckarthal vor meinen Blicken lag und die feſten Thürme und Zinnen von Tübingen vom Berg herüber ragten.

Der Herzog preßte die Lippen zuſammen, wandte ſich ab und ſah hinaus ins Weite. Der von Schweinsberg hielt inne und blickte theilnehmend auf ſeinen Herrn, doch jener winkte ihm, fortzufahren.

„Ich ſtieg hinab ins Thal und wandelte weiter nach Tübingen. Die Stadt war ſchon ſeit vielen Tagen von den Bündiſchen beſetzt, und nur wenige Truppen ſtanden mehr im Lager, das ſie über dem Ammerthal auf dem Berge geſchlagen hatten. Ich beſchloß, mich in die Stadt zu ſchleichen und hinzuhorchen, wie es mit dem

Schloß ſtehe, ehe denn ich auf dem geheimen Wege zur Beſatzung ginge. Ihr kennet die Herberge in der obern Stadt, nicht weit von der Sanct Georgenkirche; dort trat ich ein und ſetzte mich zum Weine. Die bündiſchen Ritter, ſo erfuhr ich unterwegs, kehrten oft dort ein, daher ſchien mir dies der beſte Platz zu meinem Zweck."

„Ihr wagtet viel," unterbrach ihn Herr von Lichtenſtein; „wie leicht konnten Leute da ſeyn, die Euch abkaufen wollten, und da wäre der Krämer bald entdeckt geweſen!"

„Ihr vergeßt, daß es Feſttag war," entgegnete jener, ich hatte alſo guten Grund, mein Bündel nicht auszupacken und anzupreiſen nach Krämerſitte. Doch ſo leicht wäre ich wohl nicht entdeckt worden, habe ich doch an Georg von Frondsberg ein Büchslein mit Wundbalſam verkauft! Weiß Gott, ich hätte lieber mit ihm gefritten, daß er es gleich hätte brauchen können. — Es war noch das Hochamt in der Kirche, daher war niemand in der Herberge; vom Wirth aber erfuhr ich, daß die Ritter im Schloß einen Waffenſtillſtand bis Oſtermontag früh gemacht haben. Als die Kirche aus war, kamen richtig, wie ich mir gedacht hatte, viele Ritter und Herren in die Herberge zum Frühtrunk. Ich ſetzte mich in einen Winkel auf die Ofenbank, wie es armen Leuten geziemt in Gegenwart ſo großer Herren."

„Wen ſahſt du dort?" fragte der Herzog.

„Ich kannte einige, andere errieth ich aus dem Geſpräch, das ſie führten. Es war Frondsberg, Alban von Cloſen, die Huttiſchen, Sickingen und noch viele; bald trat auch der Truchſeß von Waldburg ein. Ich zog

die Kappe tiefer ins Geſicht, als ich ihn ſah, denn er wird noch nicht vergeſſen haben, wie ich ihn vor fünfzehn Jahren im Lanzenſtechen zu Nürnberg von der Mähre warf."

„Sahst Ihr nicht auch den Hauptmann Hans von Breitenſtein?" unterbrach ihn Georg.

Breitenſtein? daß ich nicht wüßte; doch ja, ſo hieß wohl jener, der den Hammelſchlägel auf einen Sitz verzehrte. Jetzt fingen ſie an, von der Belagerung zu reden, und vom Waffenſtillſtand. Sie ſprachen hin und her, oft flüſterten ſie auch unter einander, doch ich habe gute Ohren, und vernahm, was mir nicht lieb war. Der Truchſeß nämlich erzählte, daß er einen Pfeil in die Burg habe ſchießen laſſen, mit einem Brieflein an Ludwig von Stadion. Es muß dies ſchon mehrere Mal geſchehen ſeyn, denn die Ritter verwunderten ſich nicht, als er weiter fortfuhr und ſagte, wie er auf demſelben Weg eine Antwort erhalten habe."

Des Herzogs Stirne verfinſterte ſich. „Ludwig von Stadion!" rief er ſchmerzlich „Ich hätte Häuſer auf ihn gebaut! Er war mir ſo lieb, ich that ihm alles, was ich ihm an den Augen anſehen konnte — er hat mich zuerſt verrathen?"

„Im Brieflein ſtand, daß er, der Stadion, und noch zwölf Andere der Fehde müde, auch ſchon halb und halb willens ſeyen, ſich zu ergeben; Georg von Hewen aber habe ihnen abgerathen."

„Um den hab' ichs nicht verdient," ſagte Ulerich; „ich war ihm gram, weil er mich oft getadelt hat, wenn ich nicht nach ſeinem Sinne that. Wie man ſich irren

kann in den Menſchen! Hätte man mich gefragt, wer mich verrathen würde und wer dagegen ſpreche, ich hätte hier den Stadion, dort vielleicht Georg von Hewen genannt!“

„Im Brieflein ſtand auch noch weiter, daß Euer Durchlaucht vielleicht Entſatz bringen, oder, wenn dies nicht möglich, auf geheimen Wegen in die Burg ſich begeben wollen. Die Bündiſchen ſprachen mancherlei hierüber. Sie waren aber darin einig, daß man die Beſatzung zu einem Vergleich bringen müſſe, ehe Ihr heranrücktet oder gar ins Schloß kämet. Denn dann, meinten ſie, könnte ſie noch lange belagern müſſen. Wie ich nun dies alles hörte, ſchien es mir nicht gerathen, durch den geheimen Weg geradezu in die Burg zu gehen und mich zu entdecken; denn wie leicht konnte Stadion ſchon die Oberhand gewonnen haben, und dann war ich verrathen. Ich beſchloß, den Tag noch zu warten; hörte ich bis Samſtag früh nichts Schlimmeres über die Beſatzung, ſo wollte ich ins Schloß dringen und Euer Durchlaucht Schreiben übergeben. Ich ſtreifte im Lager und in der Stadt umher, und niemand hielt mich an; auch ſuchte ich mich immer in der Nähe der Oberſten zu halten; ſo kam der Nachmittag.“

„Das war noch Freitags, an dem Feſt?“ fragte Lichtenſtein.

„Am heiligen Freitag war's. Nachmittags um drei Uhr ritt Georg von Frondsberg mit etlichen andern Hauptleuten vor die Stadtpforte an dem Schloß und ſchrie hinauf, ob ſie im Schloſſe bauen? Ich ſtand nicht weit davon, und ſah, wie Stadion auf den Wall kam und antwortete: Nein, denn es wäre wider den Pakt

des Stillſtandes; aber ich ſehe, daß ihr im Feld bauet. Georg von Frondsberg rief: So es geſchehen, iſt es ohne meinen Befehl geſchehen; wer biſt du? Da antwortete der im Schloß: ich bin Ludwig von Stadion. Drauf lächelte der Bündiſche und ſtrich ſich den Bart. Iſts alſo, wie du ſagſt, rief er, ſo will ichs wenden, ritt zu ein paar Schanzkörben und warf ſie um. Dann rief er dem Stadion zu, mit einigen Rittern herabzukommen, um mit einander einen Trunk zu thun."

„Und ſie kamen?" rief der Herzog, „die Ehrvergeſſenen kamen?"

„Auf dem Schloßberg vor dem äußerſten Graben iſt ein Platz, dort ſieht man weit ins Land; hinab ins Neckarthal, hinauf die Steinlach, hinüber an die Alb und Zollern, und viele Burgen ſchmücken die Ausſicht. Dorthin ließen ſie einen Tiſch bringen und Bänke, und die Bundesoberſten ſetzten ſich zum Wein. Dann ging das Thor von Hohen-Tübingen auf, die Brücke fiel über den Graben und Ludwig von Stadion mit noch ſechs Andern kamen über die Brücke; ſie brachten Eure ſilbernen Deckelkrüge, ſie brachten Eure goldenen Becher und Euren alten Wein, ſie grüßten die Feinde mit Gruß und Handſchlag, und ſetzten ſich, beſprachen ſich mit ihnen beim kühlen Wein."

„Der Teufel geſegne es ihnen Allen!" unterbrach ihn der Ritter von Lichtenſtein, und ſchüttete ſeinen Becher aus. Der Herzog aber lächelte ſchmerzlich, und gab Max Stumpf einen Wink, fortzufahren.

„So thaten ſie ſich gütlich bis in die Nacht, und zechten, bis ſie rothe Köpfe bekamen und taumelten; ich

ſtand nicht ferne und keine ihrer verrätheriſchen Reden entging mir. Als ſie aufbrachen, nahm der Truchſeß den Stadion bei der Hand. „Herr Bruder," ſagte er, „in Eurem Keller iſt ein guter Wein, laſſet uns bald ein, daß wir ihn trinken. Jener aber lachte darüber, ſchüttelte ihm die Hand und ſagte: Kommt Zeit, kommt Rath. Wie ich nun ſah, daß die Sachen alſo ſtehen, beſchloß ich mit Gott, mein Leben dran zu ſetzen und in die Burg zu den Verräthern zu gehen. Ich ging hinaus bis in die Grafenhalde, wo der kleinere unterirdiſche Gang beginnt. Ungeſehen ſtieg ich hinab, und drang bis in die Mitte. Dort hatten ſie das Fallgatter herab gelaſſen und einen Knecht hingeſtellt; er legte an auf mich, als er mich durch die Finſterniß kommen hörte, und fragte nach der Loſung. Ich ſprach, wie ihr befohlen, das Loſungswort Eures tapfern Ahnherrn, Eberhards im Bart: „**Atempto**;" der Kerl machte große Augen, zog aber das Gatter auf und ließ mich durch. Jetzt ging ich ſchnellen Schrittes weiter vor und kam heraus im Keller. Ich ſchöpfte einige Augenblicke Luft, denn der Athem war mir ſchier ausgeblieben in dem engen Gang.

„Armer Mar! geh', trinke einen Becher, das Reden wird dir ſchwer," ſagte Ulerich; willig befolgte jener das gütige Geheiß ſeines Fürſten und ſprach dann mit friſcher Stimme weiter:

„Im Keller hörte ich viele Stimmen und es war mir, als zanke man ſich. Ich ging den Stimmen nach und ſah eine ganze Schaar der Beſatzung vor dem großen Faß ſitzen und trinken. Es waren einige von Stadions Partei, und Hewen und mehrere der Seinigen. Sie

hatten Lampen aufgeſtellt und groſse Humpen vor ſich; es ſah ſchauerlich aus, faſt wie das Vehmgericht. Ich barg mich in ihrer Nähe hinter ein Faß und hörte, was ſie ſprachen. Georg von Hewen ſprach mit rührenden Worten zu ihnen und ſtellte ihnen ihre Untreue vor; er ſagte, wie ſie ja gar nicht nöthig haben, ſich zu ergeben, wie ſie auf lange mit Vorräthen verſehen ſeyen, wie Euer Durchlaucht ein Heer ſammeln werden, Tübingen zu entſetzen, wie eher die Belagerer in Noth kommen, als ſie."

„Ha! wackerer Hewen! und was gaben ſie zur Antwort?"

„Sie lachten und tranken; da hat es gute Weile, bis der ein Heer ſammelt! Wo das Geld her nehmen und nicht ſtehlen? ſagte einer. Hewen aber fuhr fort und ſagte: wenn es auch nicht ſo bald möglich ſey, ſo müßten ſie ſich doch halten bis auf den letzten Mann, wie ſie Euch zugeſchworen, ſonſt handeln ſie als Verräther an ihrem Herrn. Da lachten ſie wieder, und tranken und ſagten: wer will auftreten und uns Verräther nennen? Da rief ich hinter meinem Faß hervor: ich, ihr Buben, ihr ſeyd Verräther am Herzog und am Land! Alle waren erſchrocken, der Stadion ließ ſeinen Becher fallen, ich aber trat hervor, nahm meine Kappe ab und den falſchen Bart, ſtellte mich hin und zog Euren Brief aus dem Wamms. Hier iſt ein Brief von eurem Herzog, ſagte ich, er will, ihr ſollet euch nicht übergeben, ſondern zu ihm halten; er ſelbſt will kommen und mit euch ſiegen oder in dieſen Mauern ſterben."

„O Tübingen!" ſagte der Herzog mit Seufzen, „wie thöricht war ich, daß ich dich verließ! Zwei Finger

meiner Linken gäbe ich um dich; was ſage ich, zwei Finger? die Rechte ließ ich mir abhauen, könnte ich dich damit erkaufen, und mit der Linken wollte ich dem Bund den Weg zeigen! Und gaben ſie nichts, gar nichts auf meine Worte?"

„Die Falſchen ſahen mich finſter an und ſchienen nicht recht zu wiſſen, was ſie thun ſollten. Hewen aber vermahnte ſie nochmals. Da ſagte Ludwig von Stadion, ich komme ſchon zu ſpät. Achtundzwanzig der Ritterſchaft wollen ſich der Fehde mit dem Bunde begeben und den Herzog ſolche allein ausmachen laſſen. Komme er wieder mit Heeresmacht ins Land, ſo wollen ſie getreulich zu ihm ſtehen, aber aufs Ungewiſſe wollen ſie den Krieg nicht fortführen, denn ihre Burgen und Güter werden ſo lange beſchädigt und gebrandſchatzt, bis ſie nicht mehr gegen den Bund dienen. Ich verlangte nun, ſie ſollen mich hinaufführen in den Ritterſaal, ich wolle verſuchen, ob nicht Männer da ſeyen, das Schloß zu halten, ich zählte auf, wen ich noch für treu halte, die Rippenburg, die Gültlingen, die Ow, die beiden Berlichingen, die Weſterſtetten, die Eltershofen, Schilling, Reiſchach, Welwart, Kaltenthal, — der von Hewen aber ſchüttelte den Kopf und ſagte, ich habe mich in manchem geirrt."

„Und Stammheim, Thierberg, Weſterſtetten, meine Getreuen, haſt du ſie nicht geſehen?"

„O ja, ſie ſaßen im Keller beim Stadion und tranken Euren Wein. Hinauf wollten ſie mich aber nicht laſſen. Selbſt Hewen, ſelbſt Freiberg und Heideck, die mit ihm waren, riethen ab; ſie ſagten, die zwei Parteien ſeyen ohnedies ſchon ſchwierig gegen einander, der

Stadion habe die Mehrzahl für ſich und auch den größten Theil der Knechte. Wenn ich hinauf gehe, komme es im Schloßhof und im Ritterſaal zum Kampfe, und es bleibe ihnen, als den Geringeren, nichts übrig, als zu ſterben. So gerne ſie nun auch für Euch den letzten Blutstropfen aufwenden, ſo wollen ſie doch lieber in der Feldſchlacht gegen den Feind fallen, als von ihren Landsleuten und Waffenbrüdern todt geſchlagen werden. Da blieb mir nichts übrig, als ſie zu bitten, ſie möchten ſich des Prinzen Chriſtoph und Eures zarten Töchterleins annehmen und ihnen das Schloß bei der Uebergabe erhalten. Einige ſagten zu, andere ſchwiegen und zuckten die Achſel, ich aber gab den Verräthern meinen Fluch als Chriſt und Ritter, ſagte fünf von ihnen auf, und lud ſie zum Kampf auf Leben und Tod, wenn der Krieg zu Ende ſey; dann wandte ich mich und ging auf demſelben Wege aus der Burg, wie ich gekommen war."

„Herr Gott im Himmel! hätte ich dies für möglich gehalten!" rief Lichtenſtein. Zweiundvierzig Ritter, zweihundert Knechte, eine feſte Burg, und ſie doch verrathen! Unſer guter Name iſt beſchimpft; noch in ſpäten Zeiten wird man von unſerem Adel ſprechen und wie ſie ihr Fürſtenhaus im Stich gelaſſen; das Sprüchwort „treu und ehrlich wie ein Würtemberger" iſt zum Hohn geworden!"

„Wohl konnte man einſt ſagen, treu wie ein Würtemberger," ſprach Herzog Ulerich und eine Thräne fiel in ſeinen Bart. „Als mein Anherr Eberhard einſt hinabritt gen Worms, und mit den Churfürſten, Grafen und Herren zu Tiſche ſaß, da ſprachen und rühmten ſie viel

vom Vorzug ihrer Länder. Der Eine rühmte ſeinen Wein, der Andere ſprach von ſeiner Frucht, der Dritte gar von ſeinem Wild, der Vierte grub Eiſen in ſeinen Bergen. Da kam es auch an Eberhard im Bart. Von Euren Schätzen weiß ich nichts aufzuweiſen, ſagte er, doch gehe ich Abends durch den dunkelſten Wald, und komm' ich Nachts durch die Berge und bin müd' und matt, ſo iſt ein treuer Würtemberger bald zur Hand, ich grüße ihn und leg' mich in ſeinen Schooß und ſchlafe ruhig ein. Deß wunderten ſich alle und ſtaunten und riefen: Graf Eberhard hat Recht! und ließen treue Würtemberger leben. Geht jetzt der Herzog durch den Wald, ſo kommen ſie und ſchlagen ihn todt, und leg ich meine Treuen in die Burgen, kaum wende ich den Rücken, ſo handeln ſie mit dem Feind. Die Treue ſoll der Kukuk holen! — doch fahre fort, gib mir den Kelch bis auf die Hefen, ich bin der Mann dazu, ohne Furcht den Grund zu ſehen."

„Nun, daß ich's kurz ſage, ich hielt mich noch in Tübingen auf, bis ich Gewißheit bekäme, wegen der Uebergabe. Geſtern am Oſtermontag ſind ſie zuſammen gekommen; ſie haben die Pakten ſchriftlich aufgeſetzt und nachher durch den Herold auf den Straßen ausrufen laſſen, um fünf Uhr Abends haben ſie das Schloß übergeben. Ihr ſeyd der Regierung förmlich entſetzt. Prinz Chriſtoph, Euer Söhnlein, behält Schloß und Amt Tübingen, doch zu des Bundes Dienſt und unter ſeiner Obervormundſchaft, und in das Uebrige, heißt es, werden ſich die Herren theilen. Ich habe viel Jammer erfahren in meinem Leben, ich habe einen Freund im

Lanzenſtechen umgebracht, ein liebes Kind iſt mir geſtorben und mein Haus abgebrannt, aber ſo wahr mir Gott gnädig ſey und ſeine Heiligen, mein Schmerz war nie ſo groß als in jener Stunde, wo ich des Bundes Farben neben Euer Durchlaucht Panieren aufpflanzen, als ich ihr rothes Kreuz Würtembergs Geweihe und den Helm mit dem Jagdhorn bedecken ſah!"

So ſprach Mar Stumpf von Schweinsberg. Die Sonne war während ſeiner Erzählung völlig heraufgekommen, auch an den äußerſten Bergen war der Nebel gefallen, und was um die fernen Höhen von Aſperg zog, war ein Duft, der wie ein zarter Schleier vom Horizont herabhing und die Gegenden, über welche er ſich breitete, nur in noch reizenderem Lichte durchſchimmern ließ. Angethan mit dem ſanften Grün der Saaten, mit den dunkleren Farben der Wälder, geſchmückt mit freundlichen Dörfern, mit glänzenden Burgen und Städten, lag Würtemberg in ſeiner Morgenpracht. Sein unglücklicher Fürſt überſchaute es mit trüben Blicken. Die Natur hatte ihm einen feſten Muth und ein Herz gegeben, das Kummer und Elend nicht zu brechen vermochte; nicht zu jeder Stunde, nicht jedem theilte er ſeine Empfindungen mit, und wenn ein großes Unglück über ihn kam, pflegte er zu ſchweigen und zu handeln.

Auch in dieſen ſchrecklichen Momenten, wo mit der letzten feſten Burg ſeine letzte Hoffnung gefallen war, verſchloß er einen großen Schmerz in einer tapfern Bruſt. Wer ſtand je an dem Sarg einer Mutter und fühlte nicht, wenn er den letzten Blick auf die theuren bleichen Züge, auf den verſtummten Mund warf, bittere

Empfindungen in ſich aufſteigen? Es iſt die Reue, was in ſolchen Augenblicken den Menſchen übermannt. Man erinnert ſich, wie unendlich viel ſie für uns gethan, wie ſie uns als Kind ſo liebreich hegte, wie ihr kein Opfer zu ſchwer ward, das ſie dem Jüngling nicht gebracht hätte. Und wie haben wir vergolten? wir waren gleichgültig gegen ſo viele rührende Liebe, wir glaubten, es müſſe nun einmal ſo ſeyn, wir waren ſogar undankbar und murrten, wenn nicht alle unſere Wünſche ſchnell erfüllt wurden, wir verpraßten ihr Gut und achteten nicht auf ihre ſtillen Thränen.

Jetzt, wo dieſes liebevolle Auge uns nicht mehr ſieht, wo dieſes Ohr auf immer verſchloſſen iſt, das nur auf unſere Wünſche lauſchte, wo dieſe Hände unſern letzten Druck nicht mehr fühlen, dieſe Hände, die uns mühſam nährten: jetzt beſtürmen alle jene Gefühle von Reue, Dankbarkeit, Liebe unſere Bruſt, deren eines hingereicht hätte in den vorigen Tagen, ſie glücklich zu machen!

Ein ähnliches Gefühl der Reue war es, was drückend auf der Bruſt Ulerichs von Würtemberg lag, als er auf ſein Land hinabſchaute, das auf ewig für ihn verloren ſchien. Seine edlere Natur, die er oft im Gewühle eines prächtigen Hofes und betäubt von den Einflüſterungen falſcher Freunde verleugnet hatte, trauerte mit ihm, und es war nicht ſein Unglück allein, was ihn beſchäftigte, ſondern auch der Jammer des okkupirten Landes.

Als er ſich daher nach geraumer Zeit von dem Anblick in die Ferne zu ſeinen Freunden wandte, ſtaunten ſie über den Ausdruck ſeiner Züge. Sie hatten erwartet,

Zorn und Grimm über den Verrath seiner Edlen auf seiner Stirne, in seinen Augen zu lesen; aber es war eine tiefe Rührung, ein stiller, großer Schmerz, was seinen Mienen einen Ausdruck von Milde gab, den sie nie an ihm gekannt hatten.

„Max! wie verfahren sie gegen das Landvolk?“ fragte er.

„Wie Räuber,“ antwortete dieser; „sie verwüsten ohne Noth die Weinberge, sie hauen die Obstbäume nieder und verbrennen sie am Wachtfeuer, Sickingens Reiter traben durch das Saatfeld und treten nieder, was die Pferde nicht fressen. Sie mißhandeln die Weiber und pressen den Männern das Geld ab. Schon jetzt murrt das Volk aller Orten, und lasset erst den Sommer kommen und den Herbst! Wenn aus den zerstampften Fluren kein Korn aufgeht, wenn auf den verwüsteten Bergen keine Weinbeere wächst, wenn sie erst noch die ungeheure Kriegssteuer, die der Bundesrath umlegen wird, bezahlen müssen, — da wird das Elend erst recht angehen.“

„Die Buben!“ rief der Herzog und ein edler Zorn sprühte aus seinen Augen, „sie rühmten sich mit großen Worten, sie kämen, um Würtemberg von seinem Tyrannen zu befreien, es zu entheben aller Noth. Und sie hausen wie im Türkenkrieg. Aber ich schwöre es, so mir Gott eine fröhliche Urständ gebe und seine Heiligen gnädig seyn wollen meiner Seele, wenn keine Saat aufgeht in den verwüsteten Thälern des Neckars und auf seinen Höhen keine Traube reift, ich will kommen und mähen und Garben schneiden — in ihren Gliedern, ich will

kommen mit ſchrecklichen Winzern, will ſie treten und keltern und ihr Blut verzapfen. Ich will rächen, was ſie an mir und meinem Land gethan, ſo mir der Herr helfe."

„Amen!" ſprach der Ritter von Lichtenſtein. „Aber ehe Ihr hereinkommt, müßt Ihr auf gute Art hinaus ſeyn aus dem Land. Es iſt keine Zeit zu verlieren, wenn Ihr ungefährdet entkommen wollt."

Der Herzog ſann eine Weile nach und antwortete dann: „Ihr habt Recht, ich will nach Mömpelgard; von dort aus will ich ſehen, ob ich ſo viele Mannſchaft an mich ziehen kann, um einen Einfall in das Land zu wagen. Komm her, du treuer Hund, du wirſt mir folgen ins Elend der Verbannung. Du weißt nicht, was es heißt, die Treue brechen und den Eid vergeſſen."

„Hier ſteht noch einer, der dies auch nicht kennt," ſagte Schweinsberg und trat näher zu dem Herzog. „Ich will mit Euch ziehen nach Mömpelgard, wenn Ihr meine Begleitung nicht verſchmähet."

Aus den Augen des alten Lichtenſtein blitzte ein kriegeriſches Feuer. „Nehmt auch mich mit Euch, Herr!" ſagte er. „Meine Knochen taugen freilich nicht mehr viel, aber meine Stimme iſt noch vernehmlich im Rath."

Marie ſah mit leuchtenden Blicken auf den Geliebten; über die Wangen Georgs von Sturmfeder zog ein glühendes Roth, ſein Auge leuchtete vom Muth der Begeiſterung.

„Herr Herzog!" ſagte er, „ich habe Euch meinen Beiſtand angetragen in jener Höhle, als ich nicht wußte,

wer Ihr ſeyet, Ihr habt ihn nicht verſchmäht. Meine Stimme gilt nicht viel im Rath, aber könnet Ihr ein Herz brauchen, das recht treu für Euch ſchlägt, ein Auge, das für Euch wacht, wenn Ihr ſchlafet, und einen Arm, der die Feinde von Euch abwehrt, ſo nehmt mich auf und laſſet mich mit Euch ziehen!"

Alle jene Empfindungen, die ihn zu dem Manne ohne Namen gezogen hatten, loderten in dem Jüngling auf, ſein Unglück und die erhabene Art, wie er es trug, vielleicht auch jener aufmunternde Blick der Geliebten, erhöhten dieſe Flammen zur Begeiſterung und zogen ihn zu den Füßen des Herzogs ohne Land.

Der alte Herr von Lichtenſtein blickte mit ſtolzer Freude auf ſeinen jungen Gaſt, gerührt ſah ihn der Herzog an und bot ihm ſeine Hand, hob ihn auf von den Knien und küßte ihn auf die Stirne.

„Wo ſolche Herzen für uns ſchlagen," ſagte er, „da haben wir noch feſte Burgen und Wälle, und ſind noch nicht arm zu nennen. Du biſt mir lieb und werth, Georg von Sturmfeder, du wirſt mich begleiten, mit Freuden nehme ich deine treuen Dienſte an. Max Stumpf von Schweinsberg, dich brauche ich zu wichtigerem Geſchäft, als meinen Leib zu decken. Ich werde dir Aufträge geben nach Hohentwiel und der Schweiz; Eure Begleitung, guter Lichtenſtein, kann ich nicht annehmen. Ich ehre Euch wie einen Vater, Ihr habt getreu an mir gehandelt, Ihr habt mir allnächtlich Eure Burg geöffnet; ich will's vergelten. Wenn ich mit Gottes Hülfe wieder ins Land komme, ſoll Eure Stimme die erſte ſeyn in meinem Rath."

Sein Auge fiel auf den Pfeifer von Hardt, der demüthig in der Ferne ſtand: „Komm her, du getreuer Mann!“ rief er ihm zu und reichte ihm ſeine Rechte, „du haſt dich einſt ſchwer an uns verſchuldet, aber du haſt treu abgebüßt, was du gefehlt.“

„Ein Leben iſt nicht ſo ſchnell vergolten, ſagte der Bauer, indem er düſter zum Boden blickte, „noch bin ich in Eurer Schuld, aber ich will ſie zahlen.“

„Gehe heim in deine Hütte, ſo iſt mein Wille; treibe deine Geſchäfte wie zuvor, vielleicht kannſt du uns treue Männer ſammeln, wenn wir wieder ins Land kommen. Und Ihr, Fräulein! wie kann ich Eure Dienſte lohnen? Seit vielen Nächten habt Ihr den Schlaf geflohen, um mir die Thüre zu öffnen und mich zu ſichern vor Verrath! Erröthet nicht ſo, als hättet Ihr eine große Schuld zu geſtehen; jetzt iſt es Zeit zu handeln. Alter Herr!“ wandte er ſich zu Mariens Vater, „ich erſcheine als Brautwerber vor Euch, Ihr werdet den Eidam nicht verſchmähen, den ich euch zuführe.“

„Wie ſoll ich Eure Reden verſtehen, gnädigſter Herr?“ ſagte der Ritter, indem er verwundert auf ſeine Tochter ſah.

Der Herzog ergriff Georgs Hand und führte ihn zu jenem. „Dieſer liebt Eure Tochter und das Fräulein iſt ihm nicht abhold, wie wäre es, alter Herr, wenn Ihr ein Pärlein aus ihnen machtet? Zieht nicht die Stirne ſo finſter zuſammen, es iſt ein ebenbürtiger Herr, ein tapferer Kämpe, deſſen Arm ich ſelbſt verſuchte, und jetzt mein treuer Geſelle in der Noth.“

Marie ſchlug die Augen nieder, auf ihren Wangen wechſelte hohe Röthe mit Bläſſe, ſie zitterte vor dem Ausſpruch des Vaters. Dieſer ſah ſehr ernſt auf den jungen Mann: „Georg,“ ſagte er, „ich habe Freude an Euch gehabt ſeit der erſten Stunde, daß ich Euch ſah; ſie möchte übrigens nicht ſo groß geweſen ſeyn, hätte ich gewußt, was Euch in mein Haus führte.“

Georg wollte ſich entſchuldigen, der Herzog aber fiel ihm in die Rede: „Ihr vergeſſet, „daß ich es war, der ihn zu Euch ſchickte mit Brief und Siegel, er kam ja nicht von ſelbſt zu Euch; doch was beſinnet Ihr Euch ſo lange? Ich will ihn ausſtatten wie meinen Sohn, ich will ihn belehnen mit Gütern, daß Ihr ſtolz ſeyn ſollet auf einen ſolchen Schwiegerſohn.“

„Gebt Euch keine Mühe weiter, Herr Herzog,“ ſagte der junge Mann gereizt, als der Alte noch immer unſchlüſſig ſchien. „Es ſoll nicht von mir heißen, ich habe mir ein Weib erbettelt und ihrem Vater mich aufdrängen wollen; dazu iſt mein Name zu gut.“ Er wollte im Unmuth das Zimmer verlaſſen, der Ritter von Lichtenſtein aber faßte ſeine Hand; „Trotzkopf!“ rief er, wer wird denn gleich ſo aufbrauſen? da, nimm ſie, ſie ſey dein, aber — denke nicht daran, ſie heimzuführen, ſo lange ein fremdes Banner auf den Thürmen von Stuttgart weht. Sey dem Herrn Herzog treu, hilf ihm wieder ins Land zu kommen, und wenn du treulich aushältſt: am Tag, wo ihr in Stuttgarts Thore einzieht, wo Würtemberg ſeine Fahnen wieder aufpflanzt und ſeine Farben von den Zinnen wehen, will ich dir mein Töchterlein bringen und du ſollſt mir ein lieber Sohn ſeyn!“

„Und an jenem Tag," sprach der Herzog, „wird das Bräutchen noch viel schöner erröthen, wenn die Glocken tönen von dem Thurme und die Hochzeit in die Kirche ziehet! Dann werde ich zum Bräutigam treten und zum Lohn fordern, was mir gebührt. Da, guter Junge, gib ihr den Brautkuß! es ist zu vermuthen, daß es nicht der erste ist; herze sie noch einmal und dann gehörst du mein bis an den fröhlichen Tag, wo wir in Stuttgart einziehen. Lasset uns trinken, Ihr Herren, auf die Gesundheit des Brautpaars!"

Auf Mariens holden Zügen stieg ein Lächeln auf und kämpfte mit den Thränen, die noch immer aus den schönen Augen perlten. Sie goß die Becher voll und kredenzte den ersten dem Herzog mit so dankbaren Blicken, mit so lieblicher Anmuth, daß er Georg glücklich pries und sich gestehen mußte, manch anderer möchte um solchen Preis selbst sein Leben wagen.

Die Männer ergriffen ihre Becher und erwarteten, daß ihnen der Herzog einen guten Spruch dazu sagen werde nach seiner Weise. Aber Ulerich von Würtemberg warf einen langen Abschiedsblick auf das schöne Land, von dem er scheiden mußte, einen Augenblick wollte sich eine Thräne in seinem Auge bilden, er wandte sich kräftig ab. „Ich habe hinter mich geworfen," sagte er, „was mir einst theuer war, ich werde es wiedersehen in besseren Tagen. Doch hier in diesen Herzen besitze ich noch Länder. Beklaget mich nicht, sondern seyd getrosten Muthes, wo der Herzog ist und seine Treuen: hie gut Würtemberg alleweg!"

VI.

In Schwaben, wo dein Vater Herzog war,
Wo ihn und dich ein bied'res Volk geliebt,
Wo mancher jetzt auf seiner Veste hauſ't,
Der unter deinem Banner einſt gekämpft:
Dort muß von dir noch ein Gedächtniß ſeyn,
Dorthin ſey unſer irrer Pfad gelenkt,
Des Schwarzwalds dichter Schatten nehm uns auf.

L. Uhland.

Wohl nie ſo ſchwül hat ein Sommer über Würtemberg gelegen, als der des Jahres 1519. Das ganze Land hatte dem Bunde gehuldigt und meinte, es werde jetzt Ruhe haben. Aber jetzt erſt zeigten die Bundesglieder deutlich, daß es nicht die Wiedereinnahme von Reutlingen geweſen ſey, was ſie zuſammenführte. Sie wollten bezahlt ſeyn, ſie wollten Entſchädigung haben für ihre Mühe. Die Einen wollten, man ſolle Würtemberg unter ſie theilen, die Andern, man ſolle es an Oeſterreich verkaufen, die Dritten wollten es Ulerichs Kindern erhalten, aber unter des Bundes Obervormundſchaft. Sie ſtritten ſich um den Beſitz des Landes, auf das weder der Eine noch der Andere gerechte Anſprüche machen konnte. Das Land ſelbſt war in Spaltung und Parteien. Es ſollte die Kriegskoſten decken, und doch war niemand da, der zahlen wollte. Die Ritterſchaft hielt es für eine erwünſchte Gelegenheit, ſich ganz vom Lande los zu ſagen und ſich für unabhängig zu erklären. Die Bürger und Bauern waren ausgeſogen, ihre Felder waren verwüſtet und zertreten, ſie ſahen nirgends eine Ausſicht, ſich zu erholen; die Geiſtlichkeit wollte auch nicht allein bezahlen, und

ſo war alles in Hader und Streit. Es ging auch vielen tief zu Herzen, daß ihr angeborner Fürſt ſo ſchnöde behandelt worden war; manchem kam jetzt, da der Herzog fern von dem Lande ſeiner Väter in Verbannung hauste, Reue und Sehnſucht an. Sie verglichen ſein Regiment mit dem jetzigen; es war nicht beſſer, wohl aber ſchlimmer geworden. Aber ſie lebten unter zu hartem Zwang, als daß ſie ihre Schmerzen hätten offenbaren können.

Der Regentſchaft des Bundes entging dieſe Unzufriedenheit des Volkes nicht; ſie mußte, wie ſich in alten Berichten findet, „manche ſeltſame und böſe Rede“ hören; ſie ſuchte durch geſchärfte Strenge ſich Anhänglichkeit zu erwerben; ſie ſtreute Lügen über den Herzog aus.[6] Man gebot den Prieſtern, gegen ihn zu predigen, wer von ihm Gutes rede, ſoll gefangen werden, wer ihn heimlich unterſtütze, ſoll der Augen beraubt, ſogar enthauptet werden.

Aber Ulerich hatte noch treue Leute unter dem Landvolk, die ihm auf geheimen Wegen Kunde brachten, wie es in Würtemberg ſtehe. Er ſaß in ſeiner Grafſchaft Mömpelgard, und harrte dort mit den Männern, die ihm ins Unglück gefolgt waren, auf günſtige Gelegenheit, in ſein Land zu kommen. Er ſchrieb an viele Fürſten, er beſchwor ſie, ihm zu Hülfe zu kommen; aber keiner nahm ſich ſeiner ſehr thätig an. Er ſchrieb an die zur neuen Kaiſerwahl verſammelten Churfürſten, ſie halfen nicht; das Einzige, was ſie thaten, war, dem neuen Kaiſer in ſeiner Capitulation eine Clauſel anzuhängen, die Würtemberg und den Herzog betraf, —

er hat ſie nicht geachtet. Als ſich der Herzog von aller Welt alſo verlaſſen ſah, wankte er dennoch nicht, ſondern ſetzte Alles daran, ſein Land mit eigener Macht wieder zu erobern. Es waren einige Umſtände, die für ihn ſehr günſtig ſchienen. Der Bund hatte nämlich, als er Kunde bekam, daß ſich niemand des Vertriebenen annehmen wolle, ſeine Völker entlaſſen; die meiſten Städte und Burgen behielten nur ſehr ſchwache Beſatzungen, und ſelbſt in Stuttgart waren nur wenige Fähnlein Knechte gelaſſen worden.

Durch dieſe Maßregel aber hatte ſich der Bund einen Feind erworben, den man gering ſchätzte, der aber viel zur Aenderung der Dinge beitrug, — es waren dies die Landsknechte. Dieſe Menſchen, aus allen Enden und Orten des Reichs zuſammengelaufen, boten gewöhnlich dem ihre Hülfe an, der ſie am beſten zahlte, für was und gegen wen ſie kämpften, war ihnen gleichgültig. Um ſie zu halten, mußte man ihnen vieles nachſehen, und Raub, Mord, Plünderung, Brandſchatzen führten ſie auf ihre eigene Fauſt aus, um ſich zu entſchädigen, wenn ſie den Sold nicht richtig bekamen. Georg von Frondsberg war der erſte geweſen, der ſie durch ſein Anſehen im Heere, durch tägliche Uebungen und unerbittliche Strenge nur einigermaßen im Zaum hielt; er hatte ſie in regelmäßige Rotten und Fähnlein eingetheilt, er hatte ihnen beſtimmte Hauptleute gegeben, er hatte ſie gelehrt, geordnet und in Reihen und Gliedern zu fechten. Sie zeigten aber jetzt, daß ſie aus einer guten Schule kamen; denn als ſie vom Bunde entlaſſen waren, liefen ſie nicht wie früher, zerſtreut durch das

land, um Dienste zu suchen; sondern rotteten sich zusammen, richteten zwölf Fähnlein auf, erwählten aus ihrer Mitte Hauptleute, und selbst einen Obersten in der Person des langen Peters. Sie waren schwierig auf den Bund, nährten sich von Raub und Brandschatzen im Land und führten Krieg auf eigene Rechnung. Die Anarchie war in Würtemberg so groß, daß ihnen niemand die Spitze bot. Der Bund hatte sich von Streitkräften entblößt und war zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, als daß er das arme Land von dieser Bande befreit hätte; die Ritterschaft war uneinig, sie saßen auf den Schlössern und sahen ruhig diesem Treiben zu; die Besatzung der Städte war zu gering, um ihnen mit Kraft Einhalt zu thun, und Bürger und Bauern sahen sogar diesen Haufen gerne, wenn seine Forderungen nur nicht allzu groß waren, denn die Landsknechte schimpften weidlich auf den Bund, dem niemand hold war; ja es ging sogar die Sage, diese Kriegsmänner seyen nicht abgeneigt, dem Herzog wieder zu seinem Land zu verhelfen.

Es war ein schöner Morgen in der Mitte Augusts, als sich diese Leute in einem Wiesenthale gelagert hatten, das der Grenze von Baden zunächst gelegen war. Die riesigen schwarzen Tannen und Föhren, die das Thal auf drei Seiten einschlossen, gehörten noch dem Schwarzwald an und das Flüßchen, das durch das Thal eilte, war die Würm. Halb überschattet vom Wald, halb in den Weidenbüschen des Thales versteckt, lag das kleine Heer in wunderlichen Gruppen und pflegte der Ruhe. In der Entfernung von zweihundert Schritten sah man

Posten aufgestellt, deren blitzende Lanzen oder rothglühende Lunten schon von weitem Furcht einjagten. In der Mitte des Thales, im Schatten einer Eiche, saßen fünf Männer um einen ausgespannten Mantel, den sie als Tisch gebrauchten, um ein Spiel auf ihm zu spielen, das heute noch den Namen Landsknecht führt. Diese Männer zeichneten sich vor ihren übrigen Genossen durch breite, rothe Binden aus, die sie über die Schulter und Brust herabhängen hatten, sonst aber hatte ihre Bekleidung auch das zerrissene und morsche Aussehen, wie das der übrigen Soldateska. Einige hatten Sturmhauben auf, andere große Filzhüte, mit eisernen Bändern beschlagen, dazu Lederkoller, welche von Regen, Staub und Bivouaks alle mögliche Schattirungen erhalten hatten.

Bei näherem Blick erkannte man übrigens noch zwei Dinge, durch welche sie sich von ihren Kameraden unterschieden. Sie führten nämlich keine Donnerbüchsen oder Spieße, wie sie die Landsknechte gewöhnlich trugen, sondern Raufdegen von ungemeiner Länge und Breite. Auch hatten sie, wie es damals die Edelleute und Anführer trugen, auf ihren Hüten und Sturmhauben bunte wallende Federbüsche aus Hahnenschwänzen, um sich ein ritterliches Ansehen zu geben.

Die fünf Männer schienen große Geschicklichkeit im Spiel zu besitzen, vorzüglich aber einer, der sich mit dem Rücken an die Eiche lehnte. Es war dies ein langer wohlbeleibter Mann. Er hatte einen Hut auf, dessen Rand sich wie ein bedeutender Mühlstein um den Kopf zog; der Hut war mit einer Goldtresse besetzt, auf der Stirnseite war er mit dem goldenen Bild des heiligen

Petrus geſchmückt, aus welchem zwei ungeheure rothe Hahnenfedern hervorragten. Dieſer Mann mußte weit in der Welt herumgekommen ſeyn, denn er konnte auf franzöſiſch, italieniſch, ungariſch fluchen, ſeinen Bart aber trug er ungariſch; er hatte ihn nämlich mit Pech ſo zuſammen gedreht, daß er wie zwei eiſerne Stacheln auf beiden Seiten der Naſe eine Spanne in die Luft hinaus ſtarrte.

„**Canto caeramento!**“ rief dieſer große Mann mit einem dröhnenden Baß, „der kleine Wenzel iſt mein; drauf'! ich ſtech' ihn mit dem Eichelkönig.“

„Mein iſt er, mit Verlaub!“ rief ſein Nebenmann, „und der König dazu; da liegt die Eichelſau!“

„Mord de ma Vich, zagt der Franzoz, Hauptmann Löffler, Ihr wollt Eurem Oberſt dieſen Stich abjagen? Schämt Euch, ſchämt Euch! daz iſt ein Rebeller, der daz thut; Gott ſtraf mein' Zeel, Ihr wollt mich vom Regiment' abſetzen?“ Der große Mann funkelte zu dieſen Worten gräßlich mit den Augen, ſchob ſeinen großen Hut auf das Ohr, daß ſeine überhängenden Augbrauen und eine mächtige rothe Narbe auf der Stirne ſichtbar wurden, die ihm ein ungemein kriegeriſches Anſehen gaben.

„Beim Spiel, Herr Oberſt Peter, gilt keine Kriegsordnung,“ antwortete der andere Spieler. „Ihr könnet uns Haupleuten befehlen, ein Städtchen zu blokiren und zu brandſchatzen, aber beim Spiel iſt jeder Landsknecht ſo gut wie wir.“

„Ihr zeyd ein Meuter, ein Rebeller gegen die Obrigkeit, Gott ſtraf mein Zeel'! und wäre es nicht

gegen meine Würde, ich wollt' Euch in Kochstücke mazakeriren; aber spielt weiter."

„Da liegt ein Dauß" — „drauf der Quater" — „den stech' ich mit dem Zinken," — „Schellenwenzel, wer sticht den? —"

„Ich," sprach der Große, „da liegt der Schellenkönig, Mordblei! der Stich ist mein."

„Wie bringst du den Schellenkönig rauf?" rief ein kleines dürres Männchen mit spitzigem Gesicht und kleinen giftigen Aeuglein und heiserer Stimme, „hab' ich nicht gesehen, als du ausgabst, daß er unten liegt? Er hat betrogen, der lange Peter hat schändlich betrogen!"

„Muckerle, Hauptmann vom achten Fähnlein! ich rath' Euch, haltet Euer Maul," sagte der Oberst; „**bassa manelka**! ich versteh' keinen Spaß; die Mauz zoll den Löwen nicht erzürnen."

„Und ich sag's noch einmal; wo hätteſt du sonst den König her? Vor dem Papst und dem König von Frankreich will ichs beweisen, du falscher Spieler!"

„Muckerle," erwiederte der Oberst und zog kaltblütig seinen Degen aus der Scheide, „bete noch ein **Ave Maria** und ein **Gratias**, denn ich schlage dich todt, zo wie daz Spiel auz ist."

Die übrigen drei Männer wurden durch diese Streitigkeiten aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Sie erklärten sich für den kleinen Hauptmann und gaben nicht undeutlich zu verstehen, daß man dem Obersten wohl dergleichen zutrauen könnte; dieser aber vermaß sich hoch und theuer, er habe nicht betrogen. „Wenn der heilige Petruz, mein gnädiger Herr Patron, den ich auf dem

Hut trage, ſprechen könnte, der würde mir, zo wahr er ein chriſtlicher Landsknecht war, bezeugen, daß ich nicht betrogen!"

„Er hat nicht betrogen," ſagte eine tiefe Stimme, die aus dem Baum zu kommen ſchien. Die Männer erſchracken und ſchlugen Kreuze wie vor einem böſen Spuk, ſelbſt der tapfere Oberſt erbleichte und ließ die Karte fallen; aber hinter dem Baum hervor trat ein Bauersmann, der mit einem Dolch bewaffnet war und eine Cither an einem ledernen Riemen auf der Schulter hängen hatte. Er ſah die Männer mit unerſchrockenen Blicken an und ſagte: „Es iſt, wie ich ſagte, dieſer Herr da hat nicht betrogen, er bekam ſchon beim Ausgeben Schellen- und Eichelkönig, Fünfe und Vier von Laub und den Schippenunter in die Hand."

„Ha! du biſt ein wackerer Kerl!" rief der Oberſt vergnügt, „zo wahr ich ein ehrlicher Landsknecht — will zagen Oberſt bin, ez iſt all' wahr, waz du gezagt haſt."

„Was iſt denn das?" rief der kleine Hauptmann Muckerle mit giftigen Blicken, „wie hat ſich der Bauer da hereingeſchlichen, ohne daß unſere Wachen ihn meldeten? Das iſt ein Spion, man muß ihn hängen!"

„Zey nicht wunderlich, Muckerle! daz iſt kein Spioner. Komm', zetz' dich zu mir. Biſt ein Spielmann, daß du die Cittara umhängſt, wie ein Spanier, wenn er zu zeinem Schäzerl geht?"

„Ja, Herr! ich bin ein armer Spielmann; Eure Wachen haben mich nicht angehalten, als ich aus dem Wald kam. Ich ſah Euch ſpielen, und wagte es, den Herren zuzuſehen."

Die Hauptleute dieſes Freicorps waren nicht gewohnt, ſo höflich mit ſich ſprechen zu hören, daher faßten ſie Zuneigung zu dem Spielmann und luden ihn ſehr herablaſſend ein, ſich zu ihnen zu ſetzen, denn ſie hatten in fremden Kriegsdienſten gelernt, daß große Könige und Feldherren ſehr vertraulich mit den Meiſtern des Geſanges umgehen.

Der Oberſte that einen Trunk aus einer zinnernen Flaſche, bot ſie dem kleinen Hauptmann und ſprach mit heiterer Stimme: „Muckerle, daz zoll mein Tod zeyn, waz ich getrunken, wenn ich nicht allez vergeſſe; Hader und Zank haben ein Ende; wir wollen nicht weiter ſpielen, ihr Herren! ich liebe Gezang und Lautenſpiel; wie wäre ez, wenn wir uns aufſpielen ließen?“

Die Männer willigten ein und warfen die Karten zuſammen; der Spielmann ſtimmte ſeine Cither und fragte, was er ſingen ſolle.

„Sing' ein Lied vom Spiel!“ rief einer, „weil wir gerade dran ſind.“

Der Spielmann ſann ein wenig nach und hub an:

„Von dem Zinken, Quater und Aß
Kommt mancher in des Teufels Gaß;
Von Quater, Zinken und von Dreien
Muß mancher Waffengo ſchreien;
Von Aß, Seß und Daus
Hat mancher gar ein ödes Haus;
Von Quater, Drei und Zinken
Muß mancher lauter Waſſer trinken;
Von Zinken, Drei und Quater
Weinen oft Mutter, Kind und Vater;
Von Zinken, Quater und Seß
Muß Jungfrau, Metz und Agnes
Oft gar lang' unberathen bleiben,
Will er die Läng' das Spiel betreiben.“

Der Oberſt Peter und die Hauptleute lobten das Lied und reichten dem Spielmann zum Dank die Flaſche. „Gott geſegne es Euch,“ ſagte dieſer, indem er die Flaſche zurückgab; „Viel Glück zu Eurem Zuge! Ihr ſeyd wohl Oberſten und Hauptleute des Bundes und ziehet wieder zu Feld; darf man fragen, gegen wen?“

Die Männer ſahen ſich an und lächelten, der Oberſte aber antwortete ihm: „Ganz unrecht habt Ihr nicht; wir haben früher dem Bund gedient, jetzt aber dienen wir niemand alz unz zelbſt und wer Leute braucht, wie wir zind.“

„Die Schweizer werden heuer ein gutes Jahr haben, man ſagt ja, der Herzog wolle wieder ins Land?“

„Aller Hund Krümmen komme auf die Schweizer!“ rief der Oberſt, „wie übel zind zie an ihm gefahren; der gute Herzog hat all' zeine Hoffnung auf zie geſetzt, und **diavolo maledetto**, wie haben zie ihn im Stich gelaſſen bei Blaubeuern!“

„Sie haben ihn ſchändlich verlaſſen,“ ſagte der Hauptmann Muckerle mit heiſerer Stimme; „aber doch ſo man's beim Licht b'ſieht, ſo g'ſchieht ihm wohl halb recht, dann er ſollt' ſie je wohl kent haben; es leit doch am Tag, daß ſie kein dick's Britlein boren. Der Tüfel hol' ſie all'!“

„Ja, der Herzog hat halt nichts beſſeres haben können,“ entgegnete der Spielmann; „freilich, wenn er ſolche Herren gehabt hätte, wie ihr und eure tapfern Fähnlein, da wäre der Bund noch bei Ulm.“

„Du haſt da ein wahrez Wort geſprochen, guter Gezell! Landsknecht' hätte er zollen haben und keine

Schwyzer. Und hält er zich jetzt wieder zu ihnen, zo weiß ich, waz ich von ihm halte. Landsknecht' hätt' er zollen haben, ich zag's noch einmal. Nicht wahr, Magdeburger?"

„Dat will ick man och meenen," antwortete der Magdeburger. „Landsknechte oder keener können den Hertog wieder up den Stuhl ſetzen. Die Schweizer können man gar nichts als mit den Hellebarden in die Glieder ſtechen; dat iſt all ihre Kunſt. Aber Ihr ſolltet man ſehen, wie wir die Donnerbüchſen laden, uf die Gabel legen un mit den Lunten d'rauf, dat dich dat Wetter! dat Manäfer macht uns keener nich nach; Gott ſtraf' mir, keener! Sie brauchen eine halve Stunde, um ihre Kugeln loszuſchießen, und wir Landsknechte eine halve Vertelſtunde."

„Ja, alle Achtung vor den Herren Landsknechten," ſagte der Spielmann und lüftete ehrerbietig die Mütze; „freilich, euch Herren ſollt' er haben. Aber der Bund wird euch ſo gut belohnt haben, daß ihr dem armen Herzog nicht zu Hülfe ziehen möget."

„Gelohnt, ſocht er?" rief der fünfte Hauptmann und lachte; „jo wenn er's Geld von Blech ſchlagen könnt, der ſchwäbiſch' Hund! bei denen gilt's Sprüchwort:

Dien' wohl und fordre keinen Sold,
So werden dir die Herren hold.

Ich ſog, ſchlecht hot er uns zohlt; und wenn ſeine Durchlaucht der Herr Herzog mi hoben will, i ſteh'nem z'Dienſt wie jedem."

„Ztaberl, du haſt Recht," ſagte der Oberſt und wichste den ungariſchen Bart. „Mordblei! die Katz iſt

gern, wo man ſie ſtrehlet; wenn der Herr Ulerich gut zahlt, zo wird, Gott ſtraf' mein Zeel', unſere ganze Mannſchaft mit ihm ziehen."

„Nun, das werdet Ihr bald ſehen können," entgegnete der Bauer liſtig lächelnd; „habt Ihr noch keine Antwort vom Herzog auf Eure Botſchaft?"

Der Oberſt Peter ward feuerroth bis in die Stirne. „Mordelement! wer biſt denn du, Menſchenkind, daz du mein Geheimnuz weißt? wer hat dir gezagt, daz ich zum Herzog ſchickte?"

„Zum Herzog hobt er g'ſchickt, Peter? Wos hobt er denn für G'hamnuß mitenonder, doß wir's nit wiſſen dörften? Sog's nur gleich!"

„Nun, ich hab' gedacht, ich müſſe wieder einmal für Euch alle denken, wie immer, und hab' einen Mann zum Herzog geſchickt, ihm in unzerm Namen einen ſchönen Gruz entboten und fragen laſſen, ob er unz brauchen könnt'? Dez Monats für den Mann einen halben Dickthaler, uns Oberſten und Hauptleut' aber einen Goldgülden und täglich vier Maaz alten Wein."

„Dat is keen bitterer Vorſchlach, der Teiwel! eenen Goldgülden monatlich? ich bin dabei und es wird keener wat dagegen haben. Haſt du Antwort von dem Hertog?"

„Bis jetzt noch keine; aber **bassa manelka**! wie kamſt du zu meinem Geheimnuz, Bauer? Ich hau' dir ein Ohr ab, Gott ſtraf' mein Zeel', zo thu' ich, wie mein Patron, der heilige Petruz, war auch ein Landsknecht, dem Malchus, der war von den jüdiſchen Schwyzern, ein Hellebardirer. Zag' ſchnell oder ich hau'."

„Langer Peter!“ rief der kleine Hauptmann Mukkerle mit ängſtlicher Stimme, „laſſ' um Gott's willen den gehen, der iſt feſt und kann heren; ich weiß noch wie heut, daß wir ihn in Ulm fangen ſollten und in Herrn von Krafts, des Rathsſchreibers Stall kamen, wo er ſich aufhielt, denn er war ein Kundſchafter, ſo machte er ſich klein und immer kleiner, bis er ein Spatz wurde und über uns 'naus flog.“

„Was?“ ſchrie der tapfere Oberſt und rückte von dem Spielmann hinweg, „der iſts? Wo dann der Magiſtrat auzrufen ließ, man zolle alle Spatzen todt ſchießen, weil zich ein würtemberger Spioner in einen verwandelt habe?“

„Der iſts,“ flüſterte Muckerle; „es iſt der Pfeifer von Hardt, ich hab' ihn gleich erkannt.“

Der Oberſt und die Hauptleute hatten ſich von ihrem Erſtaunen noch nicht ganz erholt. Sie ſahen den Mann, von welchem der Ruf ſo wunderbare Dinge erzählte, halb ängſtlich, halb neugierig an. Er ſelbſt hatte ein zu wohlgeübtes Ohr, als daß er nicht verſtanden hätte, was dieſe Leute unter ſich flüſterten; aber er that, als bemerkte er ihr Staunen und Verſtummen nicht; er beſchäftigte ſich ruhig mit ſeiner Cither. Endlich faßte ſich der lange Peter, wohlbeſtallter Oberſt dieſes Heeres, ein Herz, zwirbelte den Bart einige Mal, zog dann den ungeheuern Hut vom Kopf und ſprach: „Verzeihet doch, lieber Gezelle, werthgeſchätzter Pfeifer, daß wir zo ohne alle Umſtände mit Euch verfahren zind; konnten wir denn wiſſen, wen wir da neben unz haben? Zeit vielmal gegrüßet, hab' ſchon oft, Gott ſtraf' mein' Zeel', gedacht, möchte nur

einmal den fürtrefflichen Kerl zehen, den Pfeifer von Hardt, der in Ulm am hellen Tag alz Spatz auzgeflogen."

„Iſt ſchon gut," unterbrach ihn der Spielmann unmuthig; laſſet die alten Geſchichten ruhen. Nun, von wegen des Herzogs kam mir die Nachricht zu, ich ſoll Euch Herren auf den heutigen Tag aufſuchen, und wenn Ihr noch geneigt wäret, mit ihm zu ziehen, ſo wolle er gerne zahlen, was Ihr ihm vorgeſchlagen."

„**Canto cacramento**! daz iſt ein frommer Herr! ein Goldgülden des Monats und täglich vier Maaz Wein! Er zoll leben!"

„Und wann wird er kommen?" fragte der Hauptmann Löffler, „wo werden wir zu ihm ſtoßen?"

„Wenn kein Unglück geſchehen iſt, heute noch. Heute iſt er auf Heimsheim losgebrochen, die Beſatzung iſt ſchwach; wenn er ſie überwältigt hat, rückt er heute noch weiter."

„Schaut! reitet dort unten nicht ein Geharniſchter? Sieht aus wie ein Ritter!" Die Männer ſahen aufmerkſam nach dem Ende des Thales; dort ſah man einen Helm und Harniſch in der Sonne blinken, auch ein Pferd wurde hie und da ſichtbar. Der Pfeifer von Hardt ſprang auf und klimmte auf die Eiche hinan; von dieſem hohen Standpunkt konnte er das Thal beſſer überſehen; noch war der Reiter zu fern, als daß er ſeine Züge hätte unterſcheiden können, aber er glaubte ſeine Feldbinde zu erkennen, er glaubte den Mann zu erkennen, den er in dieſer Stunde erwartete.

„Was ſiehſt du?“ riefen die Hauptleute, „iſt es einer, der zufällig durchs Thal reitet, oder glaubſt du, er kommt vom Herzog?“

„Richtig, weiß und blau iſt die Schärpe,“ ſprach der Pfeifer; „das iſt ſein langes Haar, ſo ſitzt er zu Pferd; ei, du Goldjunge, willkommen in Würtemberg! Jetzt ſieht er eure Wachen, jetzt reitet er auf ſie zu, ſchau, wie die Burſche ihre Lanzen vorſtrecken und die Beine ausſpreizen!“

„Ja, was Landsknechte ſind, die verſtehen den Kriegsbrauch! darf keiner vorbei, wo die Hauptleute liegen, ohne daß er Rede ſteht.“

„Halt! jetzt rufen ſie ihn an; er ſpricht mit ihnen, ſie deuten hieher; er kommt!“ Der Pfeifer von Hardt ſtieg mit freudeglühendem Geſicht vom Baum herab.

„Diavolo maledetto! bassam teremdete! Zie werden ihn doch nicht allein reiten laſſen? ez wird doch einer zein Roß am Zügel führen nach Kriegsbrauch! Wie? iſt ez ein Ritter, der kommt?“

„Ein Edelmann, ſo gut wie einer im Reich,“ antwortete der Pfeifer; „und der Herzog iſt ihm ſehr gewogen.“ Bei dieſer Nachricht ſtanden die Hauptleute auf, denn ob ſie ſich gleich nicht wenig einbildeten, Hauptleute zu heißen, ſo wußten ſie doch, daß ſie eigentlich nur Landsknechte und dem Ritter jedes Zeichen von Ehrerbietung ſchuldig ſeyen. Der Oberſt aber ſetzte ſich gravitätiſch am Fuß der Eiche nieder, ſtrich den Bart, daß er hell glänzte, ſetzte den großen Hut mit der Hahnenfeder zurecht, ſtützte ſich auf ſeinen großen Hieber und erwartete ſo den Ritter.

VII.

Der Herzog iſt gekommen,
Er liegt nicht weit im Feld;
Er hats dem Feind genommen,
Er bringt 'nen Sack mit Geld.

G. Schwab.

Dem Platze, wo die Hauptleute und der lange Peter, ihr Oberſt, verſammelt waren, nahte ſich jetzt ein geharniſchter Reiter, deſſen Pferd von zwei Landsknechten geführt wurde. Der Ritter hatte das Viſir ſeines blanken Helmes herabgeſchlagen, die breiten Schultern und die kräftigen Lenden und Beine waren mit Platten und Schienen von Stahl verhüllt, aber die wallenden Federn ſeines Helmbuſches und die wohlbekannten Farben einer Schärpe, die über den Panzer herablief, die Haltung und das edle kräftige Weſen des Nahenden hatten dem Pfeifer von Hardt längſt geſagt, wen er zu erwarten habe. Und er betrog ſich nicht, denn einer der Knechte trat jetzt vor den Oberſt und berichtete, daß der „Edle von Sturmfeder" mit den Anführern der geſammten Landsknechte etwas zu ſprechen habe.

Der lange Peter antwortete im Namen der Uebrigen: „Zag' ihm, er iſt willkommen, Peter Hunzinger der Oberſt, Ztaberl von Wien, Cunrad der Magdeburger, Balthaſer Löffler und der tapfere Muckerle, wohlbeſtallte Hauptleute, erwarten ihn zum Geſpräch. — Gott ſtraf' mein Zeel', er hat einen ſchönen Harniſch und einen Helm wie der König Franz, aber zein Gaul dürfte beſſer zeyn, Mordblei! er iſt an allen Vieren ſteif."

„Dos iſt holt, ſog' ich, weil er den gonzen Sommer g'ſtonden iſt in Mömpelgard beim Herzog."

Die Männer belächelten den Witz des Wieners, doch hüteten ſie ſich, ihre Freude laut werden zu laſſen, denn der Ritter hielt nicht allzuferne. Noch immer machte er aber keine Miene, abzuſteigen und ſich ihnen zu nahen; er ſprach mit dem Knecht, ſchlug dann das Viſir auf und zeigte ein ſchönes, freundliches Geſicht. „Steht dort nicht Hans der Spielmann?" rief er mit lauter Stimme. „Erlaubet, daß er ein wenig zu mir trete."

Der Oberſt nickte dem Pfeifer zu, er ging und der Junker ſchwang ſich vom Pferde. „Willkommen in Würtemberg, edler Herr!" rief der Mann von Hardt, indem er den Handſchlag des Junkers treuherzig erwiederte. „Bringt Ihr gute Botſchaft? Ich ſeh's Euch an den Augen an, es ſteht gut mit dem Herzog."

„Komm! tritt hier ein wenig auf die Seite," ſagte Georg von Sturmfeder mit freudiger Haſt. „Wie ſteht es auf Lichtenſtein? denkt ſie an mich? haſt du einen Brief, ein paar Zeilen? o gib ſchnell! was läßt ſie mir ſagen, guter Hans?"

Der Pfeifer lächelte ſchlau über die Ungeduld des liebenden Jünglings. „Einen Brief hab' ich nicht; keine Zeile. Sie iſt geſund und der alte Herr auch; das iſt alles, was ich weiß."

„Wie!" unterbrach ihn Georg, „keinen Gruß? keine Botſchaft? So hat ſie dich gewiß nicht ziehen laſſen?"

„Als ich vorgeſtern Abſchied nahm, ſagte das Fräulein: ſag ihm, er ſoll ſich ſputen, daß er einziehet

in Stuttgart; ſie wurde gerade ſo roth wie Ihr jetzt, da ſie dies ſprach."

Der junge Mann erröthete voll freudiger Gefühle, ſein Auge glänzte und ein freundliches Lächeln zeigte, daß er den Sinn dieſer Worte verſtanden habe.

„Bald, bald werden wir einziehen, ſo Gott will," ſagte er. „Aber wie lebten ſie dieſen langen Sommer? nur dreimal kam uns Botſchaft von ihnen zu! Warſt du oft auf Lichtenſtein, Hans? War ſie traurig? Was ſprach ſie?"

„Lieber Herr," antwortete der Mann von Hardt, „geduldet Euch noch, auf dem Marſch will ich Euch ein Langes und Breites erzählen, für jetzt nur ſo viel: ſobald der Alte hört, daß Ihr auf Stuttgart ziehet, will er von Lichtenſtein aufbrechen und Euch die Braut zuführen. Denn er zweifelt nicht, daß Ihr die Stadt überwältiget. Habt Ihr Heimsheim?"

„Wir haben es; ich jagte mit zwölf Reitern in die Thore, ehe ſie ſich's verſahen. Die Beſatzung war zwar etwas ſtärker, als wir, aber muthlos und unzufrieden. Ich handelte mit ihnen in des Herzogs Namen, da glaubten ſie, er liege mit vielen Truppen noch im Hinterhalt, und ergaben ſich. So weit wären wir nun in Würtemberg, aber wie iſt der Weg weiter hin?"

„Offen, bis ins Herz offen. Ich bringe Euch wichtige Nachricht vom Ritter von Lichtenſtein; daß die gewaltigen Herren aus dem Lande ſind, wiſſet Ihr —"

„Sie halten einen Bundestag in Nördlingen,[9] iſts nicht ſo? freilich wiſſen wir's, denn auf dieſe Nachricht brach der Herzog aus Baden auf."

„Nun, und wenn die Katzen fort ſind, tanzen die Mäuſe auf dem Tiſch? Die Beſatzungen ſind überall unbeſorgt; an den Herzog denkt kein Bündler mehr, ſie ſind nur aufmerkſam auf den Bundestag, welchen Herrn wir bekommen werden; den Oeſterreicher, den Baier, den Prinzen Chriſtophel, oder ob uns der Städtebund, Augsburg und Aalen, Nürnberg und Bopfingen, regieren werde.“

„Welche Augen ſie machen werden!“ rief Georg lächelnd, „wenn der Stuhl ſchon beſetzt iſt, um welchen ſie ſtreiten!“

„Der Froſch hüpft wieder in ſein' Pfuhl,
Wenn er auch ſäß' auf einem goldnen Stuhl,“

ſagt's Sprüchwort; ſie werden ihre Büchſen auf die Schulter nehmen und 's Regieren ſeyn laſſen.“

„Und die Würtemberger? wie denken ſie jetzt vom Herzog? glaubſt du, er werde viel Anhang finden? Werden ſie uns zu Hülfe ziehen?“

„Was Bürger und Bauern ſind, ja. Von der Ritterſchaft weiß ich's nicht und der alte Herr zuckte die Achſel, wenn ich ihn fragte, und murmelte ein paar Flüche. Ich fürchte, es ſteht hier nicht alles, wie es ſoll. Aber Bürger und Bauern die ſind für den Herzog. Es ſind allerlei ſonderbare Zeichen geſchehen, die das Volk aufmuntern. So iſt neulich im Remsthal ein Stein vom Himmel gefallen, drauf war ein Hirſchgeweih eingegraben und die Worte: Hie gut Würtemberg alleweg, und auf der andern Seite ſoll man auf lateiniſch geleſen haben: Herzog Ulerich ſoll leben!“ [10]

„Vom Himmel gefallen, ſagſt du?“

„So ſagt man. Die Bauern hatten große Freude dran, aber die bündiſchen Herren wurden zornig, nahmen die Schulzen gefangen und wollten ihnen abpreſſen, woher der Stein des Anſtoßes komme. Und als man bei hoher Strafe verbot, vom Herzog zu ſprechen, da lachten die Männer und ſagten, jetzt träumen wir von ihm. Alles wünſcht ihn zurück, denn ſie wollen ſich lieber von ihrem angeſtammten Herrn drücken, als von Fremden die Haut abziehen laſſen.“

„Gut! der Herzog und ſeine Reiter können in wenigen Stunden hier ſeyn. Sein Plan iſt, ſich gerade durch's Land nach Stuttgart zu ſchlagen. Iſt die Hauptſtadt unſer, ſo fällt uns auch das Land zu. Und wie iſt es mit den Landsknechten dort? wollen ſie mitziehen?“

„Faſt hätte ich die vergeſſen,“ ſagte Hans; „ſie werden ungeduldig werden, wenn wir ſie zu lange warten laſſen. Gehet doch recht klug mit ihnen um, es ſind ſtolze Geſellen und laſſen ſich Hauptleute ſchelten; aber haben wir die Fünfe gewonnen, ſo ſind zwölf Fähnlein des Herzogs. Beſonders mit dem Oberſt, dem langen Peter, müßt Ihr gar höflich ſeyn.

„Welcher iſt der lange Peter?“

„Der dicke Mann, der unter der Eiche ſitzt. Er hat einen ſteifen Schnauzbart und einen vornehmen Hut auf dem Kopf. Der iſt der Höchſte unter ihnen.“

„Ich will mit ihm reden, wie du ſagſt,“ antwortete der junge Mann und ging mit dem Pfeifer zu den Landsknechten. Die lange Unterredung der Beiden hatte ſie ſchon etwas unmuthig gemacht und der kleine Muckerle ſchoß ſtechende Blicke auf den Geſandten des Herzogs.

Als dieſer aber mit edlem Anſtand und freiem ſiegendem Blick unter ſie trat, wurden ſie ſchüchtern und verlegen, und als er ſie endlich mit höflichen ſchmeichelhaften Worten anredete, wurden ihre tapfern Herzen von der Anmuth Georgs von Sturmfeder für des Herzogs Sache gewonnen.

„Wohlerfahrener Oberſt," ſprach er, „tapfre Hauptleute der verſammelten Landsknechte! der Herzog von Würtemberg hat ſich den Grenzen ſeines Landes genaht, hat die Stadt Heimsheim erobert und iſt willens, auf gleiche Weiſe ſein ganzes Herzogthum wieder an ſich zu bringen — "

„Gott ſtraf' mein Zeel', er hat Recht! thät'z auch zo machen — "

„Er hat den tapfern Arm und die fürtreffliche Kriegskunſt der Landsknechte erprobt, als ſie noch gegen ihn ſtanden, er verſieht ſich zu ihnen, daß ſie ihm mit gleichem Muthe jetzt beiſtehen werden, und verſpricht ihnen mit ſeinem fürſtlichen Wort, die Bedingungen zu halten, die ſie ihm angeboten haben."

„Ein frommer Herr!" murmelten ſie untereinander mit beifälligem Nicken, „ein Goldgülden des Monats — und Mordblei — täglich vier Maaß Wein für die Hauptleut'!"

Der Oberſt ſtand auf, entblößte ſein kahles Haupt zum Gruß und ſprach, von manchem Räuſpern der Verlegenheit unterbrochen: „Wir danken Euch, hochedler Herr, wollen'z thun, wollen mitziehen, — wir wollen dem ſchwäbiſchen Bund heimgeben, was er unz gethan, zo wollen wir. Die allerbeſten und tapferſten, wie auch

fürtrefflichſten Leute haben zie fortgeſchickt, als brauchten zie keine Landsknechte mehr. Da ſteht zum Beiſpiel der Hauptmann Löffler; wenn'z einen tapferern Landsknecht gibt in der Chriſtenheit, zo laß ich mir die Haut vom Leib ſchälen und laß mich braten wie eine Zau. Da ſteht der Staberl von Wien; zo einen hat die Zonne noch nie beſchienen und der Mond. — Da iſt dann der Magdeburger, wie der, ficht keiner in der Türkei — und der Muckerle da, man zollt ihm'z nicht anzehen; aber daz iſt der beſte Schütz mit der Donnerbüchs und trifft auf vierzig Gäng' inz Schwarze. — Von mir mag ich nicht reden, Eigenlob ſtinkt; aber **Bassa manelka** in Spanien und Holland hab' ich gedient und **Canto cacramento** in Italia und Deutſchland, Mordblei! in jedem Heere kennt man den langen Peter. Gott ſtraf' mein Zeel', wenn ich und die Andern hinter den ſchwäbiſchen Hund, wollt' zagen Bund, komme, **diavolo maledetto!** da werden zie daz Hazenpanier ergreifen und mit den Abſätzen hinter ſich hauen!"

Es war dies die längſte Rede, die der lange Peter in ſeinem Leben gehalten hatte, und noch in ſpäten Jahren, als er längſt bei Pavia den Ruhm der deutſchen Landsknechte mit dem Tod beſiegelt hatte, führten ſeine Genoſſen, wenn ſie den jüngern Kameraden vom langen Peter erzählten, dieſen Moment als einen der erhabenſten ſeines Lebens auf. Wie er dageſtanden ſey, auf das lange Schwert geſtützt, den großen Hut mit der Hahnenfeder kühn auf das Ohr gerückt, die rechte Hand in die Seite geſtemmt und die Beine ausgeſpreizt, da habe ihm nichts gefehlt als ein beſſeres Wamms und eine

Gnadenkette, um ihn für einen echten Oberſt und wahrhaften Feldherrn zu halten.

Die Hauptleute luden jetzt den Junker von Sturmfeder ein, eine Muſterung über das neugeworbene Heer zu halten. Der dumpfe Schall der ungeheuern Trommeln tönte durch's Thal und weckte die Schläfer aus ihrer Ruhe. Noch ſchien Frondsbergs kriegeriſcher Geiſt und ſein ſtrenger Ordnungsſinn über ihnen zu ſchweben, denn in wenigen Augenblicken hatten ſie ſich zu drei großen Kreiſen gebildet, die je aus vier Fähnlein beſtanden. Einem Auge, das an die ſchnelle taktmäßige Bewegung, die ſchöne Haltung und die gleiche Farbe der Regimenter unſerer Zeit gewöhnt iſt, möchte wohl jener Anblick überraſchend, ja lächerlich erſchienen ſeyn. Die Landsknechte waren nach ihrem Geſchmack gekleidet, doch hatte die Mode der Zeit im Schnitt ein wenig Gleichförmigkeit in ihren Anzug gebracht. Sie trugen gewöhnlich enge Wämmſer von Leder, oder auch Lederweſten mit Aermeln von grobem Tuch. Die Lenden ſtacken in ungeheuer weiten Pluderhoſen, die am Knie zugebunden, durch ihre eigene Schwere noch etwas tiefer herunter hingen. Die vollen Waden umgaben grobe Strümpfe von hellen Farben und die Füße waren mit groben Bundſchuhen von ungefärbtem Leder bekleidet. Ein Hut, eine Tuch- oder Ledermütze, eine erbeutete oder für eigene Rechnung gekaufte Blechhaube bedeckte den Kopf, und die bärtigen Geſichter dieſer Männer, die oft zwanzig Jahre unter allen Heeren und Himmelsſtrichen Europa's dienten, hatten einen kühnen martialiſchen Ausdruck. Ihre Bewaffnung beſtand in einem langen Dolch und einer

Hellebarde, ein Theil war auch mit Donnerbüchſen bewaffnet, die man mit Lunten losbrannte.

So ſtanden ſie mit ausgeſpreizten Beinen, Fuß an Fuß geſchloſſen, wie ein feſtes Bollwerk, und Georgs kriegeriſchen Sinn erfreute der Anblick dieſer kampfgeübten Männer, die wohl zu wiſſen ſchienen, daß ſie vereinzelt nichts, aber in Maſſen verbunden auch einer zahlreichen Schaar von Feinden furchtbar ſeyen.

Die Hauptleute hatten den Kriegesbrauch und das Commandowort ihrer früheren Anführer wohl im Gedächtniß behalten; ſie traten daher mit dem jungen Ritter in einen dieſer Kreiſe, und der tiefe, weit tönende Baß des langen Peters befahl: „Gebt Acht ihr Leut! kehrt euch um!“

Schnell hatten ſich die Kreiſe nach innen gekehrt, und vernahmen nun die Reden ihrer Hauptleute, die ihnen jene Aufforderung des Herzogs von Würtemberg auseinander ſetzten. Ein freudiges Gemurmel zeigte, daß ſie mit dieſen Bedingungen zufrieden ſeyen und Ulerich von Würtemberg ſo eifrig dienen wollten als ſie vorher gegen ihn gedient hatten. Die Hauptleute ließen jetzt auch einige Uebungen machen, und Georg bewunderte die Geſchicklichkeit der Landsknechte und glaubte feſt, man werde es in der Kriegskunſt auf Erden ſchwerlich noch viel weiter bringen. Er täuſchte ſich! Doch ſein Irrthum iſt ſo verzeihlich, als jener unſerer Großväter, welche die Heroen des großen Friedrich für unübertrefflich hielten und den gottloſen Spott ihrer Enkel über Zopf- und Kamaſchendienſt nicht ahneten. Und wird nicht eine Zeit kommen, wo man auch über die guten alten Zeiten von

1826 lächeln wird? Freilich, so schlanke Taillen wie heut zu Tage sah man bei den Landsknechten und ihren Hauptleuten Anno 1519 nicht. Doch hätten jene martialischen Figuren einem ganzen heutigen Heere mit Normalbärten aushelfen können.

Etwa nach einer Stunde meldeten die Vorposten, daß man unten im Thale, von der Gegend von Heimsheim her, Waffen blinken sehe, und wenn man das Ohr auf die Erde lege, seyen die Tritte vieler Rosse deutlich zu vernehmen.

„Das ist der Herzog!“ rief Georg, „führt mein Pferd vor, ich will ihm entgegen reiten.“

Der junge Mann galoppirte durch das Thal hin, und die Hauptleute und ihre Gesellen blickten ihm nach und bewunderten die Kraft und Gewandtheit, mit welcher er in der schweren Rüstung aufs Pferd gesprungen war, lobten seinen Anstand und seine Haltung, so lange sie ihn noch sehen konnten. Bald mischte sich sein Helmbusch mit den Büschen und Lanzenspitzen, die man unten im Thal bemerkte. Sie kamen näher, jetzt sah man Helme blinken, jetzt wurden die Reiter bis um die Brust sichtbar, jetzt erschienen sie auf einmal auf einer kleinen Anhöhe und man konnte die ganze Schaar übersehen. Der Pfeifer von Hardt schaute mit blitzenden Augen in die Ferne. Seine Brust hob und senkte sich, die Freude schien ihn des Athems zu berauben, sprachlos nahm er den Obersten an der Hand und deutete auf die Reiterschaar.

„Welcher ist der Herzog?“ fragte dieser, „ists der auf dem Mohrenschimmel?“

„Nein, das ist der edle Herr von Hewen; seht Ihr das Banner von Würtemberg? Wie, seh' ich recht? bei Gott, der Junker von Sturmfeder darf es tragen!"

„Daz ist eine große Ehre! Mordblei, ist erst fünfundzwanzig und darf die Fahne tragen! In Frankreich darf das nur der Connetabel thun, der erste Mann nach dem König Franz. Dort heißt man'z Ohrenflamme und ist aus lauter Gold. Aber welcher ist der Herzog Ulerich?"

„Seht Ihr den im grünen Mantel mit den schwarz und rothen Federn auf dem Helm? er reitet neben dem Banner und spricht mit dem Junker, er reitet einen Rappen und zeigt gerade mit dem Finger auf uns — seht, das ist der Herzog."

Die Reiterschaar mochte ungefähr vierzig Pferde betragen; sie bestand meist aus Edelleuten und ihren Dienern, die dem Herzog in seine Verbannung nachgezogen waren, oder von seinem Einfall benachrichtigt, an der Grenze seines Landes sich an ihn angeschlossen hatten. Sie waren alle wohl beritten und bewaffnet. Georg von Sturmfeder trug Würtembergs Panier, neben ihm ritt ganz geharnischt der Herzog. Als dieser Zug jetzt den Landsknechten etwa auf zweihundert Schritte nahe war, erhob der lange Peter seine Stimme und sprach: „Gebt Acht, ihr Leut! wann Zeine Durchlaucht nahe ist und ich meinen Hut vom Scheitel reiße, zo schreiet: „**Vivat Ulericus!**" schwenket die Fähnlein in der Luft, und ihr, Trommler, rasselt auf euren Fellen, daß euch das Donnerwetter! schlagt den Wirbel wie beim Sturm auf eine Festung; **bassa manelka** haut drauf und wenn

der Schlägel bricht! — so begrüßen die tapfern Landsknecht' einen Fürsten."

Dieſe kurze Anrede that ihre vollkommene Wirkung; die kriegeriſche Schaar murmelte das Lob des Herzogs, ſie ſchüttelten ihre Hellebarden, ſtampften ihre Büchſen klirrend auf den Boden und die Trommler faßten ihre Schlegel krampfhaft in die Hand, und als jetzt Georg von Sturmfeder, der Bannerträger von Würtemberg, anſprengte und hinter ihm hoch zu Roß, erhaben wie in den Tagen ſeiner Herrſchaft, mit kühnen, gebietenden Blicken Herzog Ulerich von Würtemberg ſich zeigte, da entblößte der lange Peter ehrfurchtsvoll ſein Haupt, die Trommeln raſſelten wie zum Sturm einer Veſte, die Fähnlein neigten ſich zum Gruß und die Landsknechte riefen ein tauſendſtimmiges **Vivat Ulericus!**

Der Bauersmann von Hardt war ſtill in der Ferne geſtanden, hatte nicht auf dieſe kriegeriſchen Grüße gehört, ſeine ganze Seele ſchien nur in ſeinem Auge zu liegen, das trunken an ſeinem Herrn hing. Der Herzog hielt den Rappen an, blickte um ſich, und es war tiefe Stille unter den vielen Menſchen. Da trat der Bauer vor, kniete nieder, hielt ihm den Bügel zum Abſteigen und ſprach: „Hie gut Würtemberg alleweg!"

„Ha! biſt du es, Hans, mein Geſelle im Unglück, der mir den erſten Gruß von Würtemberg bringt? Meine Edeln habe ich erwartet, daß ſie mich begrüßen bei meinem erſten Schritt auf würtembergiſchen Grund, meinen Canzlar und meine Räthe; wo ſind die Hunde? Die Stände meiner Landſchaft, wo blieben ſie? will man mich nicht wiederſehen in der Heimath? Iſt

keiner von allen da, mir den Bügel zu halten, als der Bauer?"

Seine Begleiter drängten sich staunend um den Herzog her, als sie ihn also sprechen hörten. Sie wußten nicht, war es Ernst oder bitterer Scherz über sein Unglück; sein Mund schien zu lächeln, aber sein Auge blitzte muthig und seine Stimme klang ernst und befehlend. Sie sahen einander wegen dieser düstern Laune zweifelhaft an, aber der Pfeifer von Hardt erwiederte seinem Fürsten:

„Diesmal ist's nur der Bauer, der Euch auf Würtembergs Boden hilft; aber verachtet nicht ein treues Herz und eine feste Hand. Die andern werden schon auch kommen, wenn sie hören, daß der Herzog wieder im Lande sey."

„Meinst du," sprach Ulerich bitter lachend, indem er sich vom Pferde schwang, „sie werden auch kommen? Bis jetzt haben wir wenig Kunde davon; aber ich will anklopfen an ihren Thüren, daß sie merken sollen, es ist der alte Herr, der in sein Haus will!"

„Sind dies die Landsknechte, die mir dienen wollen?" fuhr er fort, indem er aufmerksam das kleine Heer betrachtete; sie sind nicht übel bewaffnet und sehen männlich aus. Wie viel sind es?"

„Zwölf Fähnlein, Euer Durchlaucht," antwortete der Oberst Peter, der noch immer mit gezogenem Hut vor ihm stand und hie und da verlegen den ungarischen Bart zwirbelte. „Lauter geübte Leut', Gott straf' mein' Seel; thut mir leid, wenn ich geflucht hab', der König in Frankreich hat sie nicht besser."

„Wer biſt denn du?“ fragte ihn der Herzog, der die große dicke Figur mit dem langen Hieber und dem rothen Geſicht verwundert anſchaute.

„Ich bin eigentlich ein Landsknecht meines Zeichens, man nennt mich den langen Peter, jetzt aber wohlbeſtallter Oberſt verzammelter —“

„Was, Oberſt? dieſe Narrheit muß aufhören. Ihr mögt mir wohl ein tapferer Mann ſeyn, aber zum Hauptmann ſeyd Ihr nicht gemacht. Ich ſelbſt will euer Oberſt ſeyn, aber zu Hauptleuten werde ich einige meiner Ritter machen.“

„**Bassa manelk** — thut mir leid, wenn ich geflucht hab', aber erlaubt, Herr Herzog, einem alten Kerl ein Wort, daz iſt gegen unzern Pakt mit dem Goldgülden monatlich und den vier Maaz Wein tagtäglich. Da ſteht zum Beiſpiel der Staberl aus Wien, 'z gibt keinen Tapferern unter dem Mond —“

„Schon gut, Alter, ſchon gut! auf die Goldgülden und den Wein ſoll mir's nicht ankommen. Wer bisher Hauptmann war, ſoll es richtig bekommen; nur den Befehl müßt ihr abgeben. Habt ihr Pulver und Kugeln?“

„Das will ich meenen!“ ſagte der Magdeburger, „wir haben noch von Euer Durchlaucht eigenem Pulver und Blei, was wir in Tübingen mitgenommen. Wir haben Munition auf achtzig Schuß für den Mann.“

„Gut! Georg von Hewen und Philipp von Rechberg, ihr theilt euch in die Knechte, jeder nimmt ſechs Fähnlein. Ihr da, die ihr euch Hauptleute nennet, könnt bei den einzelnen Fähnlein bleiben und den beiden Herren an die Hand gehen. Ludwig von Gemmingen,

ſeyd ſo gut und nehmet den Oberbefehl über das Fußvolk. Jetzt geraden Weges auf Leonberg. Freu' dich, mein treuer Bannerträger," ſagte Ulerich, als er ſich aufs Pferd ſchwang, „ſo Gott will, ziehen wir morgen in Stuttgart ein."

Die Reiterſchaar, den Herzog an der Spitze, zog fürder. Der lange Peter ſtand noch immer unverrückt auf dem Platz, den Hut mit der ſtolzen Hahnenfeder in der Hand und ſchaute den Reitern nach.

„Daz iſt einmal ein Fürſt!" ſprach er zu den Hauptleuten, die neben ihm ſtanden. „Waz der für eine gewaltige Stimme hat und wie er greulich mit den Augen funkelt, daz ez einem angſt und bange wird. Hu, ich meinte, er woll' mich mit Haut und Haar verſchlucken, alz er mich fragte: wer biſt denn du?"

„Mir wor's g'rod, wie wenn einer ſiedend Waſſer über mein' Leib ſchütten thät. In Wien iſt doch auch 'n Kaiſer, aber der thut nit ſo g'waltig wie der do!"

„Alſo Hauptleut' ſind wer g'weſen," ſprach der Hauptmann Muckerle, „die Herrlichkeit hat nit lang dauert."

„Narr! daz iſt mir recht. Würde bringt Bürde, zagt ein Sprüchwort; die Andern haben oft nicht recht gehorcht, wenn wir befohlen haben, Diavolo, hat doch erſt heute einer mich ausgelacht. Hat allez einen beſſern Schick, wenn'z die Herren anführen; den Goldgülden und die vier Maaz haben wir ja doch, und daz bleibt die Hauptzache."

„Dat meen' ick ooch! und dat haben wer dem langen Peter tu verdanken. Er ſoll leben!"

„Dank' ſchön! Aber daz zag' ich, der Herr wird dem Bund aufzünden. Mordblei! wenn der erſt ein Schwert in die Hand nimmt, der jagt die Städtler allein auz dem Land! Und zeine Räthe und Canzlar und die Landſchaft! Habt ihr gehört, wie greulich er über die geflucht hat? ich möcht' in keinez Haut ſtecken."

Das Wirbeln der Trommeln unterbrach das Geſpräch dieſer tapferen Krieger; dieſe Töne erſchollen nicht mehr auf ihren Befehl, aber der lange Peter war in ſeinen vielen Feldzügen ſo ſehr an den Wechſel von Glück und Unglück, von Hoheit und Niedrigkeit gewöhnt worden, daß er über den Sturz ſeines Regiments nicht trauerte. Gelaſſen nahm er die Hahnenfeder von dem großen Hut, legte die rothe Schärpe und den langen Hieber, die Zeichen ſeiner Würde, ab und ergriff eine Hellebarde. „Gott ſtraf' mein' Zeel', ez iſt ſchwer für einen Kerl wie ich, zwölf Fähnlein zu regieren!" ſagte er, als er ſich wieder als guter Landsknecht in die Reihen ſeiner Kameraden ſtellte. „Aber bei Sanct Petruz, dem trefflichen Landsknecht — er muß jetzt auch Oberſt zeyn in den himmliſchen Heerſchaaren, Kyrie eleyzon! — der Menſch muß allez probiren auf Erden." Die Landsknechte ſchüttelten ihm die Hand und beſtätigten es; es that ſeinem tapfern Herzen wohl, zu hören, er habe ſein Commando trefflich verwaltet. Die drei Ritter, ihre Anführer, ſaßen auf und ſtellten ſich zu ihren Fähnlein, die Landsknechte richteten ſich in gewohnter Ordnung zum Marſch und Ludwig von Gemmingen ließ die Trommeln rühren zum Aufbruch.

VIII.

Erſtiegen iſt der Wall, wir ſind im Lager!
Jetzt werft die Hülle der verſchwiegnen Nacht
Von euch, die euren ſtillen Zug verhehlte,
Und macht dem Feinde eure Schreckensnähe
Durch lauten Schlachtruf kund.

Schiller.

Es war in der Nacht vor Maria Himmelfahrt, als Herzog Ulerich vor dem Rothenbühlthor in Stuttgart anlangte. Er hatte auf ſeinem Zuge ſchnell das Städtchen Leonberg erobert und war dann unaufhaltſam immer weiter gedrungen. Vieles Volk lief zu, denn wie ein Lauffeuer hatte ſich die Nachricht verbreitet, daß der Herzog wieder im Lande ſey. Jetzt erſt zeigte es ſich, wie wenig Freunde der Bund ſich erworben hatte; denn überall wurde die Freude laut, daß das gehäſſige Regiment des Bundes ein Ende habe, daß das angeſtammte Fürſtenhaus wieder in ſeine alten Rechte ſich einſetze.

Auch nach Stuttgart war bald dieſe Nachricht vorgedrungen und hatte die verſchiedenſten Empfindungen dort erregt. Der Adel, der ſich in der Stadt befand, wußte nicht, was er ſich vom Herzog zu verſehen hatte; die Uebergabe von Tübingen war noch in zu friſchem Gedächtniß, als daß er ganz unbeſorgt geweſen wäre. Aber die Erinnerung an den glänzenden Hof Ulerichs von Würtemberg, an die fröhlichen Tage, die ſie dort verlebt hatten, die Vergleichung dieſer Zeit mit dem freudenloſen Leben der Bundesräthe mochte ſie günſtig für den Herzog ſtimmen, wenn auch mancher Urſache hatte, ſeine Wiederkehr nicht gerade herbei zu wünſchen.

Die Bürgerſchaft konnte ihre Freude über dieſe Nachrichten kaum verbergen; ſie verließen ihre Häuſer, traten haufenweiſe auf den Straßen zuſammen und beſprachen ſich über Dinge, die ihrer warteten. Sie ſchimpften leiſe aber weidlich auf den Bund, ballten grimmig ihre Fäuſte in der Taſche, und waren überaus patriotiſch geſinnt. Sie erinnerten ſich der erlauchten Ahnen des vertriebenen Fürſten, es war ſein Name Würtemberg, den auch ſie trugen, ſie zählten ſo manchen wackeren Herrn aus der Familie auf, unter welchem ſie und ihre Väter glücklich gelebt, der Würtembergs Namen berühmt gemacht hatte. Auch der Gedanke that ihnen wohl, daß von ihrer Entſcheidung für den einen oder den andern Theil ſo viel abhänge, weil man im ganzen Lande auf die Stuttgarter ſehe. Sie waren zwar weit entfernt, gegen die bündiſche Beſatzung auf ihre eigene Fauſt einen Aufruhr zu unternehmen, aber ſie ſprachen zu einander: „Gevatter, wart' nur, bis es Nacht wird, da wollen wir den Reichsſtädtlern zeigen, wo ſie her ſind, wir Stuttgarter."

Dem bündiſchen Statthalter, Chriſtoph von Schwarzenberg, entging dieſe Bewegung unter den Bürgern nicht. Zu ſpät ſah er ein, wie thöricht man gethan habe, das Heer zu entlaſſen. Er wandte ſich an die Bundesſtände, die noch zu Nördlingen verſammelt waren, und begehrte Hülfe, aber er ſelbſt gab die Hoffnung auf, Stuttgart ſo lange halten zu können, bis ein neues Heer im Feld erſchienen ſey. Er traf zwar einige Anſtalten zur Gegenwehr, aber die Blitzesſchnelle, mit welcher der Herzog erſchien, vereitelte alle ſeine Bemühungen. Als er ſah,

daß er den Bürgern nicht trauen könne, daß ihm der Adel nicht beistehe, daß die Besatzung nicht einmal zur Sicherung der Thore hinreiche, entwich er bei Nacht und Nebel mit den Bundesräthen nach Eßlingen. Ihre Flucht war so eilig und geheim, daß sie sogar ihre Familien zurückließen und niemand in der Stadt ahnte, daß der Statthalter und die Räthe nicht mehr in den Mauern seyen. Daher waren die Anhänger des Bundes noch immer getrosten Muthes, und glaubten nicht an die Gerüchte von der schnellen Annäherung des Herzogs.

Der Marktplatz war damals das Herz der Stadt Stuttgart; zwar hatten sich schon zwei große Vorstädte, die Sanct Leonhards- und die Turnieracker-Vorstadt, um sie gelagert, welche, mit Graben, Mauern und starken Thoren versehen, das Ansehen eigener Städte bekommen hatten; aber noch standen die Ringmauern und Thore der Altstadt, und ihre Bürger sahen nicht ohne Stolz herab auf die Vorstädtler. Der Marktplatz war es, wo nach alter Sitte bei jeder besondern Gelegenheit die Bürger sich versammelten; auch an dem wichtigen Abend vor Mariä Himmelfahrt strömten sie dorthin zusammen. Zur Zeit, wo der Bürger noch mit der Wehre an der Seite auftreten durfte, hatte sein öffentlich gesprochenes Wort auch mehr zu bedeuten, als in spätern Tagen, wo Dinte, Feder und Papier die Oberhand gewannen. Und wahrlich, die Bürger von Stuttgart waren bei Nacht und in Massen versammelt ganz andere Leute als Morgens. Mancher, der, hätte man ihn Vormittags um seine Meinung wegen des Herzogs gefragt, antwortete: „Was geht es mich an,

bin ein friedlicher Bürgersmann," erhob jetzt seine Stimme und schrie: „Wir wollen dem Herzog die Thore öffnen, fort mit den Bündischen! wer ist ein guter Würtemberger?"

Der Mond schien hell auf die versammelte Menge herab, die unruhig hin und her wogte. Ein verworrenes Gemurmel drang von ihr in die Lüfte; noch schienen sie unschlüssig, vielleicht weil keiner kühn genug war, sich an die Spitze zu stellen. Aus den hohen Giebelhäusern, die den Platz einschlossen, schauten viele hundert Köpfe auf den Markt hernieder; es waren die Weiber und Töchter der Versammelten, die ängstlich und gespannt auf das Gemurmel lauschten. Denn die Stuttgarter Mädchen waren damals ein neugieriges Völkchen und hielten es im Herzen aus Mitleiden mit dem Herzog.

Schon wurde das Murmeln der Menge immer lauter und verständlicher; der Ruf: „Wir wollen die Knechte vom Thor wegjagen und die Stadt dem Herzog aufthun!" immer deutlicher, da sah man einen langen hageren Mann auf eine Bank am Brunnen springen, wo er die ganze Menge überragte. Er focht mit ungeheuer langen Armen in der Luft umher, that einen weiten Mund auf und schrie mit heiserer Stimme um Gehör. Es wurde nach und nach stiller auf dem Platz, man vernahm einzelne Worte aus seiner Rede: „Was? die ehrsamen Bürger von Stuttgart wollen ihren Eid brechen? Habt ihr nicht dem Bunde geschworen? Wem wollet ihr die Thore öffnen? Dem Herzog? Er kommt mit ganz geringer Mannschaft, denn er hat ja kein Geld, um Leute zu bezahlen, und da müsset dann ihr wieder den

Beutel aufthun und blechen! Da wird's heißen, Stuttgart zahlt zehntausend Gulden, weil es von uns abgefallen ist. Hört ihr? zehntausend Gulden sollt ihr zahlen!"

„Wer ist denn der lange Kerl?" fragten sich die Männer. — „Er hat nicht unrecht — werden tüchtig zahlen müssen. — Ist er ein Bürger, der da oben? Wer seyd Ihr?" rief einer der Kühnsten, „woher wollt Ihr wissen, was wir zahlen müssen?"

„Ich bin der berühmte Doctor Calmus," sprach der Redner mit feierlicher Stimme, „und weiß das ganz genau. Und wen wollt ihr vertreiben? Den Kaiser, das Reich, den Bund? so viele reiche Herren wollt ihr vor den Kopf stoßen? und warum? wegen dem Utz, der euch das Fell über die Ohren zieht; denkt nur an das geringere Gewicht, an die harten Jagdfrevel. Jetzt hat er gar kein Geld mehr; er ist ein Lump, hat alles verspielt in Mömpelgard — "

„Halt Er sein Maul!" schrien die Bürger, „was geht das Ihn an? Er ist kein hiesiger Burger; fort mit dem Kahlmäuser — schlagt ihn todt — werft ihn als Fisch in den Brunnen — der Herzog soll leben!"

Doctor Calmus erhob noch einmal seine Stimme, aber die Bürger überschrien ihn.

In diesem Augenblick kam ein neuer Trupp Bürger aus der obern Vorstadt herabgerannt. „Der Herzog ist vor dem Rothenbühlthor!" riefen sie, „mit Reitern und Fußvolk. Wo ist der Statthalter? wo sind die Bundesräthe? Er will in die Stadt schießen, wenn man nicht aufmacht! — Fort mit den Bündischen! — wer ist gut würtembergisch?"

Der Tumult wuchs von Sekunde zu Sekunde. Die Bürger ſchienen noch unſchlüſſig, da beſtieg ein neuer Redner die Bank; es war ein feiner Herr, der durch ſein ſchmuckes Aeußere einen Augenblick den Bürgern imponirte: „Bedenket, ihr Männer,“ rief er mit feiner Stimme, „was wird der durchlauchtige Bundesrath dazu ſagen, wenn ihr — “

„Was ſcheeren wir uns um den Durchlauchtigen!“ überſchrie man ihn, „fort! reißt ihn herab mit dem roſenfarbenen Mäntelein und dem glatten Haar, das iſt ein Ulmer! fort mit ihm — auf ihn, er iſt von Ulm!“

Aber ehe ſie noch dieſen Entſchluß ausführten, trat ein kräftiger Mann hinauf, warf mit einem Schlag den Doktor rechts und den Ulmer mit dem roſenfarbenen Mäntelein links von der Bank, und winkte mit der Mütze in die Luft. „Still! das iſt der Hartmann,“ flüſterten die Bürger, „der verſteht's, hört, was er ſpricht!“

„Höret mich!“ ſprach dieſer, „der Statthalter und die Bundesräthe ſind nirgends zu finden, ſie ſind entflohen und haben uns im Stich gelaſſen, drum greifet dieſe beiden da, wir wollen ſie als Geißeln behalten. Und jetzt hinauf ans Rothebühlthor. Dort ſteht unſer rechter Herr! 's iſt beſſer, wir machen ſelbſt auf, als daß er mit Gewalt eindringt; wer ein guter Würtemberger iſt, folgt mir nach.“

Er ſtieg herab von der Bank, und jubelnd umgab ihn die Menge; die beiden Fürſprecher des Bundes wurden, ehe ſie ſich deſſen verſahen, gebunden und fortgeführt. Jetzt ergoß ſich der Strom der Bürger vom Marktplatz zum obern Thor, hinaus über den breiten

Graben der alten Stadt in die Turnieracker-Vorſtadt, am Bollwerk vorbei zum Rothenbühlthor. Die bündiſchen Knechte, die das Thor beſetzt hielten, wurden ſchnell übermannt, das Thor ging auf, die Zugbrücke fiel herab und legte ſich über den Stadtgraben. —

Dort hatten indeſſen die Anführer des Fußvolkes ihre beſten Truppen aufgeſtellt, denn man wußte nicht genau, wie die Bündiſchen ſich bei Annäherung des Herzogs benehmen werden. Ulerich ſelbſt hatte die Poſten viſitirt. Vergeblich ſuchte Georg von Sturmfeder ihn zu überzeugen, daß die Beſatzung von Stuttgart ſo ſchwach ſey, daß ſie ihnen nicht die Spitze bieten könne, vergeblich ſtellte er ihm vor, daß die Bürger ihn zurückſehnen und willig ihre Thore öffnen werden; der Herzog ſchaute finſter in die Nacht hinaus, preßte die Lippen zuſammen und knirſchte mit den Zähnen.

„Das verſtehſt du nicht,“ murmelte er dem Jüngling zu; „du kennſt die Menſchen nicht; ſie ſind alle falſch; traue niemand als dir ſelbſt. Sie drehen den Mantel nach jedem Wind! — Aber diesmal will ich ſie faſſen; meinſt du, ich habe mein Land umſonſt mit dem Rücken angeſehen?“

Georg konnte dieſe Stimmung des Herzogs nicht begreifen. Im Unglück war er feſt, ſogar mild und ſanft geweſen, hatte von manchem ſchönen Brauch geſprochen, den er einführen wolle, wenn er wieder ins Land komme, hatte ſelten Zorn über ſeine Feinde, beinahe nie Unmuth über die Unterthanen gezeigt, die von ihm abgefallen waren; aber ſey es, daß mit dem Anblick der vaterländiſchen Gegenden auch das Gefühl der Kränkung ſtärker

als zuvor in ihm erwachte; sey es, daß es ihm unangenehm auffiel, daß der Adel und die Stände noch nichts hatten von sich hören lassen: er war, seit er die Grenzen Würtembergs überschritten, nicht freudig, gehoben, erwartungsvoll, sondern ein stolzer Trotz blitzte aus seinen Augen, seine Stirne war finster und eine gewisse Strenge und Härte im Urtheil fiel seinen Umgebungen, besonders Georg von Sturmfeder auf, der sich in diese neue Seite von Ulerichs Charakter nicht gleich zu finden wußte.

Die Aufforderung an die Stadt mochte wohl schon seit einer halben Stunde ergangen seyn; bald war die Frist abgelaufen, die er ihr gegeben hatte, und noch immer war keine Antwort da; man hörte nur ein ängstliches Hin- und Herrennen in der Stadt, aus welchem man weder gute noch böse Zeichen deuten konnte.

Der Herzog ritt zu den Landsknechten vor, die erwartungsvoll auf ihren Hellebarden und Donnerbüchsen lehnten. Die drei Ritter, welche sie führten, standen am Graben, und hielten durch ihre Anwesenheit die Knechte in Ruhe und Ordnung. Beim Schein des Mondes betrachtete Georg ängstlich Ulerichs Züge. Die Ader auf seiner Stirne war aufgelaufen, eine tiefe Röthe lag auf seinen Wangen und seine Augen brannten in düsterer Gluth.

„Hewen, laßt Leitern anschleppen!“ sagte er mit dumpfer Stimme. „Der Donner und das Wetter! es ist mein eigen Haus, vor dem ich stehe, und die Hunde wollen mich nicht einlassen. Ich lass' noch einmal blasen, machen sie dann nicht sogleich auf, so schmeiß' ich Feuer in die Stadt, daß ihre Käfige zusammenbrennen.“

„**Bassa manelka**, waz mich daz freut!“ ſagte der lange Peter, der in der erſten Rotte neben dem Herzog ſtand, leiſe zu ſeinen Kameraden. „Jetzt werden Leitern beigeſchleppt, wie die Katzen wir hinauf, mit den Hellebarden über die Mauer geſtochen, daß die Kerl herunter müſſen, mit den Büchſen drein gepfeffert, **Canto cacramento!**“

„Dat will ick meenen!“ flüſterte der Magdeburger, „und dann hinunter in die Stadt, angezündet an allen Ecken, geplündert, gebürſtet, da will ick man och bei ſin.“

„Um Gottes willen, Herr Herzog!“ rief Georg von Sturmfeder, welcher die Reden des Herzogs und die greuliche Freude der Landsknechte wohl vernommen hatte, „wartet nur noch ein kleines Viertelſtündchen; es iſt ja Eure eigene Reſidenzſtadt. Sie berathen ſich vielleicht noch.“

„Was haben ſie ſich lange zu berathen?“ entgegnete Ulerich unwillig, „ihr Herr iſt hier außen vor dem Thor und fordert Einlaß. Ich habe ſchon zu lange Geduld gehabt. Georg! breite mein Panier aus im Mondſchein, laß die Trompeter blaſen, fordre die Stadt zum letzten Mal auf! und wenn ich dreißig zähle nach deinem letzten Wort, und ſie haben noch nicht aufgemacht, beim heiligen Hubertus, ſo ſtürmen wir. Spute dich, Georg!“

„O Herr! bedenket eine Stadt, Eure beſte Stadt! wie lange habt Ihr in dieſen Mauern gelebt, wollt Ihr Euch ein ſolches Brandmal aufrichten? Gebt noch Friſt.“

„Ha!“ lachte der Herzog grimmig und ſchlug mit dem Stahlhandſchuh auf den Bruſtharniſch, daß es weithin tönte durch die Nacht; „ich ſehe, dich gelüſtet nicht

ſehr in Stuttgart einzuziehen und dein Weib zu verdienen. Aber bei meiner Ungnade, jetzt kein Wort mehr, Georg von Sturmfeder. Schnell ans Werk! Ich ſag', roll' mein Panier auf, blaſ't, Trompeter, blaſ't, ſchmettert ſie auf aus dem Schlaf, daß ſie merken, ein Würtemberger iſt vor dem Thor und will trotz Kaiſer und Reich in ſein Haus. Ich ſag', fordere ſie auf, Sturmfeder."

Georg folgte ſchweigend dem Befehl; er ritt bis dicht vor den Graben und rollte das Panier von Würtemberg auf. Die Strahlen des Mondes ſchienen es freundlich zu begrüßen, ſie beleuchteten es deutlich und zeigten ſeine Felder und Bilder. Auf eine große Fahne von rother Seide war Würtembergs Wappen eingewoben. Der Schild zeigte vier Felder. Im erſten waren die würtembergiſchen Hirſchhörner angebracht, im zweiten die Würfel von Teck, im dritten die Reichs-Sturmfahne, die dem Herzog als Reichs-Bannerträger zukam, und im vierten die Fiſche von Mömpelgard, der Helm aber trug die Krone und das Uracher Jägerhorn. Der junge Mann ſchwenkte das ſchwere Panier in der ſtarken Hand, drei Trompeter ritten neben ihm auf und ſchmetterten ihre wilden Fanfaren gegen die verſchloſſene Pforte.

Im Thore öffnete ſich ein Fenſter; man fragte nach dem Begehr. Georg von Sturmfeder erhob ſeine Stimme und rief: „Ulerich, von Gottes Gnaden Herzog zu Würtemberg und Teck, Graf zu Urach und Mömpelgard, fordert zum zweiten und letzten Mal ſeine Stadt Stuttgart auf, ihm willig und ſogleich die Thore zu öffnen. Widrigenfalls wird er die Mauer ſtürmen und die Stadt als feindlich anſehen."

Noch während Georg dieſes ausrief, hörte man das verworrene Geräuſch vieler Tritte und Stimmen in der Stadt, es kam näher und näher und wurde zum Tumult und Geſchrei.

„Gott ſtraf mein Zeel, zie machen einen Auzfall!“ ſagte der lange Peter, laut genug, um vom Herzog verſtanden zu werden.“

„Du könnteſt Recht haben,“ erwiederte dieſer, indem er ſich plötzlich zu dem erſchrockenen Landsknecht wandte. „Schließt dichter an, ſtreckt die Piken vor und haltet die Lunten bereit; wir wollen ſie empfangen nach Verdienſt.“

Die ganze Linie zog ſich vom Graben zurück, nur die drei erſten Fähnlein ſtellten ſich da, wo die Zugbrücke ſich ans Land legen mußte, auf. Ein Wall von Piken ſtarrte jedem Angriff entgegen und die Schützen hatten die Donnerbüchſen aufgelegt und hielten die Lunten über dem Zündloch; tiefe Stille der Erwartung war auf dieſer Seite, deſto brauſender drang der Lärm aus der Stadt herüber. Die Brücke fiel herab, aber keine Feinde waren es, die zu einem Ausfall herüberdrangen, ſondern drei alte graue Männer kamen aus dem Thor; ſie trugen das Wappen der Stadt und die Schlüſſel.

Als der Herzog dies ſah, ritt er etwas freundlicher hinzu. Georg folgte ihm. Zwei dieſer Männer ſchienen Rathsherren oder Bürgermeiſter zu ſeyn; ſie beugten das Knie vor dem Herrn und überreichten ihm die Zeichen ihrer Unterwerfung. Er gab ſie ſeinen Dienern und ſagte zu den Bürgern: „Ihr habt uns etwas lange warten laſſen vor der Thüre; wahrhaftig, wir wären bald

über die Mauer geſtiegen und hätten eigenhändig eure Stadt zu unſerem Empfang beleuchtet, daß euch der Rauch die Augen hätte beizen ſollen. Der Teufel! warum ließet ihr ſo lange warten?"

„O Herr!" ſagte einer der Bürger, „was die Burgerſchaft betrifft, die war gleich bereit, Euch aufzuthun; wir haben aber etliche vornehme Herren vom Bunde hier, die hielten lange und gefährliche Reden an das Volk, um es gegen Euch aufzuwiegeln. Das hat ſo lange verzögert."

„Ha! wer ſind dieſe Herren? Ich hoffe nicht, daß ihr ſie habt entkommen laſſen! mich gelüſtet, ein Wort mit ihnen zu ſprechen."

„Bewahre, Euer Durchlaucht! wir wiſſen, was wir unſerm Herrn ſchuldig ſind. Wir haben ſie ſogleich gefangen und gebunden. Befehlt Ihr, daß wir ſie bringen?"

„Morgen früh ins Schloß! will ſie ſelbſt verhören; ſchicket auch den Scharfrichter, werde ſie vielleicht köpfen laſſen."

„Schnelle Juſtiz, aber ganz nach Verdienſt!" ſprach hinter den beiden Bürgern eine heiſere, krächzende Stimme.

„Wer ſpricht da mir ins Wort?" fragte der Herzog und ſchaute ſich um: zwiſchen den beiden Bürgern heraus trat eine ſonderbare Geſtalt. Es war ein kleiner Mann, der den Höcker, womit ihn die Natur geziert hatte, unter einem ſchwarzen ſeidenen Mantel ſchlecht verbarg; ein kleines ſpitziges Hütlein ſaß auf ſeinen grauen ſchlichten Haaren, tückiſche Aeuglein funkelten unter buſchigen grauen Augenbrauen und der dünne Bart, der ihm

unter der hervorſpringenden Adlernaſe hing, gab ihm das Anſehen eines ſehr großen Katers. Eine widerliche Freundlichkeit lag auf ſeinen eingeſchrumpften Zügen, als er vor dem Herzog das Haupt zum Gruß entblöste, und Georg von Sturmfeder faßte einen unerklärlichen Abſcheu und ein ſonderbares Grauen vor dieſem Mann gleich beim erſten Anblick.

Der Herzog ſah den kleinen Mann an und rief freudig: „Ha! Ambroſius Volland, Unſer Canzlar! biſt du auch noch am Leben? Hätteſt zwar früher ſchon kommen können, denn du wußteſt, daß Wir wieder ins Land dringen — aber ſey Uns deswegen dennoch willkommen.“

„Allerdurchlauchtigſter Herr!“ antwortete der Kanzler Ambroſius Volland, „bin wieder ſo hart vom Zipperlein befallen worden, daß ich beinahe nicht aus meiner Behauſung kommen konnte; verzeihen daher, Euer —“

„Schon gut, ſchon gut!“ rief der Herzog lachend, „will dich ſchon kuriren vom Zipperlein. Komm morgen früh ins Schloß; jetzt aber gelüſtet uns, Stuttgart wieder zu ſehen. Heran, mein treuer Bannerträger!“ wandte er ſich mit huldreicher Miene zu Georg; „du haſt treulich Wort gehalten bis an die Thore von Stuttgart; ich wills vergelten. Bei Sanct Hubertus, jetzt iſt die Braut dein nach Recht und Billigkeit. Trag' mir meine Fahne vor, wir wollen ſie aufpflanzen auf meinem Schloß und jenes bündiſche Banner in den Staub treten! Gemmingen und Hewen, ihr ſeyd heute Nacht noch meine Gäſte; wir wollen ſehen, ob uns die Herren vom Schwabenbund noch ein Reſtchen Wein übrig gelaſſen haben!“

So ritt Herzog Ulerich, umgeben von den Rittern, die ſeinem Zuge gefolgt waren, wieder in die Thore ſeiner Reſidenz. Die Bürger ſchrien Vivat und die ſchönen Mädchen verneigten ſich freundlich an den Fenſtern zum großen Aergerniß ihrer Mütter und Liebhaber, denn Alle dachten, dieſe Grüße gelten dem ſchönen jungen Ritter, der des Herzogs Banner trug und, beleuchtet vom Fackelſchein, wie Sanct Georg, der Lindwurmtödter, ausſah.

IX.

O Burg, von Geiſtern tapf'rer Ahnen,
Die thatenfreudig hier gelebt,
Und wack'rer Fürſten Ruhm umſchwebt,
O, deren Bild mit frommem Mahnen
Sich in des Nahen Bilder webt.

Ph. Conz.

Das alte Schloß zu Stuttgart hatte damals, als es Georg von Sturmfeder am Morgen nach des Herzogs Einzug beſchaute, nicht ganz die Geſtalt, wie es noch in unſern Tagen zu ſehen iſt, denn dieſes Gebäude wurde erſt von Ulerichs Sohn, Herzog Chriſtoph, aufgeführt. Das Schloß der alten Herzoge von Würtemberg ſtand übrigens an derſelben Stelle, und war in Plan und Ausführung nicht ſehr verſchieden von Chriſtophs Werk, nur daß es zum größten Theil aus Holz gebaut war. Es war umgeben von breiten und tiefen Gräben, über welche eine Brücke in die Stadt führte. Ein großer ſchöner Vorplatz diente in früheren Zeiten dem fröhlichen Hofe Ulerichs zum Tummelplatz für ritterliche Spiele, und mancher Reiter wurde von des Herzogs eigener

gewaltiger Hand in den Sand geworfen. Die Zeichen dieſes ritterlichen Sinnes ſprachen ſich auch in andern Theilen des Gebäudes aus. Die Halle im untern Theile des Schloſſes war hoch und gewölbt wie eine Kirche, daß die Ritter in dieſer „Tyrnitz" bei Regentagen fechten und Speere werfen, und ſogar die ungeheuren Lanzen ungehindert darin handhaben konnten. Von der Größe dieſer fürſtlichen Halle zeugt die Ausſage der Chroniſten, daß man bei feierlichen Gelegenheiten dort oft zwei- bis dreihundert Tiſche gedeckt habe. Von da führte eine ſteinerne Treppe aufwärts, ſo breit, daß zwei Reiter neben einander hinaufreiten konnten. Dieſer großartigen Einrichtung des Schloſſes entſprach die Pracht der Zimmer, der Glanz des Ritterſaales und die reichen breiten Gallerien, die zum Tanz und Spiel eingerichtet waren.

Georg maß mit ſtaunendem Auge dieſe verſchwenderiſche Pracht der Hofburg. Er verglich den kleinen Sitz ſeiner Ahnen mit dieſen Hallen, dieſen Höfen, dieſen Sälen, wie klein und gering kam er ihm vor! Er erinnerte ſich der Sage von der glänzenden Hofhaltung Ulerichs, von ſeiner prachtvollen Hochzeit, wo er in dieſem Schloß ſiebentauſend Gäſte aus allen Theilen des deutſchen Reiches ſpeiſte und tränkte, wo in dem hohen Gewölbe der Tyrnitz und in dem weiten Schloßhofe einen ganzen Monat lang Ritterſpiel und Gelage gehalten wurden, und wenn der Abend einbrach, hundert Grafen, Ritter und Edelleute mit Hunderten der ſchönſten Damen in jenen Sälen und Gallerien tanzten. Er blickte hinab in den herrlichen Schloßgarten, das Paradies

genannt. Seine Phantaſie bevölkerte dieſe Luſtgehege und Gänge mit jenem fröhlichen Gewimmel des fröhlichen Hofes, mit den Heldengeſtalten der Ritter, mit den feſtlich geputzten Fräulein, mit allem Jubel und Sang, der einſt hier erſcholl. Aber wie öde und leer däuchten ihm dieſe Mauern und Gärten, wenn er die Gegenwart mit den Bildern ſeiner Phantaſie verglich. Die Gäſte der Hochzeit, der glänzende luſtige Hof iſt verſchwunden, ſprach er zu ſich, die fürſtliche Gemahlin iſt entflohen, der glänzende Frauenkreis, der ſie einſt umgab, hat ſich zerſtreut, die Ritter und Grafen, die einſt hier ſchmausten und ein reiches Leben voll Spiel und Tanz verlebten, ſind von dem Fürſten abgefallen, die zarten Sproſſen ſeiner Ehe ſind in fernen Landen — er ſelbſt ſitzt einſam in dieſer herrlichen Burg, brütet Rache an ſeinen Feinden und weiß nicht, wie lange er nur in dem Hauſe ſeiner Väter bleiben wird; ob nicht aufs neue ſeine Feinde noch mächtiger heranziehen, ob er nicht noch unglücklicher wird, als je zuvor.

Vergebens ſtrebte der Jüngling, dieſe trüben Gedanken, welche der Widerſpruch der Pracht ſeiner Umgebungen mit dem Unglück des Herzogs in ihm erweckt hatte, zu unterdrücken. Vergebens rief er das Bild jenes holden Weſens herauf, das er jetzt bald auf ewig ſein nennen durfte, vergebens malte er ſich ſein häusliches Glück an ihrer Seite mit den lockendſten reizendſten Farben aus, jene trüben Bilder kehrten immer wieder. Sey es, daß jener Mann durch die Erhabenheit, die er im Unglück gezeigt hatte, einen ſo großen Raum in der Bruſt des Jünglings gewonnen hatte, ſey

es, daß ihn die Natur in einzelnen Augenblicken mit einem unwillkürlichen Gefühl der Ahnung begabte, er blieb ſinnend und ernſt, und es war ihm, als ſey der Herzog nichts weniger als glücklich, als müſſe er ihn vor irgend einem drohenden Unglück warnen.

„So überaus ernſt, junger Herr?“ fragte eine heiſere Stimme hinter ihm und weckte ihn aus ſeinen Gedanken. „Ich dächte doch, Georg von Sturmfeder hätte alle Urſache, heiter und guter Dinge zu ſeyn!“

Der junge Mann wandte ſich verwundert um, und ſchaute herab — auf den Kanzler Ambroſius Volland. War ihm dieſer Mann ſchon geſtern durch ſeine widrige Freundlichkeit, durch ſein katerhaftes ſchleichendes Weſen unangenehm aufgefallen, ſo war dies heute noch mehr der Fall, da der Kanzler durch überladenen Putz ſeine Mißgeſtalt noch mehr herausgehoben hatte. Sein dunkelgelbes verwittertes Antlitz, mit dem ewigen ſtehenden Lächeln, die grünen Aeuglein unter den langen grauen Wimpern, die rothen entzündeten Ränder der Augenlieder, der dünne Katzenbart ſtachen grell ab gegen ein rothes Barrett von Sammt und gegen einen Mantel von hellgelber Seide, der über den Höcker des kleinen Mannes hinabfloß. Unter dieſem trug er einen grasgrünen Anzug, roſenroth ausgeſchlitzt und roſenrothe Kniebänder mit ungeheuren Maſchen. Sein Kopf ſtack in den Schultern und das rothe Barrett ſtieß hinten ſogleich auf den Höcker auf. Der Scharfrichter von Stuttgart pflegte daher zu ſagen, unter allen Menſchen, die er kenne, ſey niemand ſchwerer zu köpfen, als der Kanzler Ambroſius Volland.

Dieſer Mann war es, der an Georg von Sturmfeder mit ſüßem Lächeln hinauf ſah, und da ihn dieſer noch immer anſtarrte, zu ſprechen fortfuhr: „Ihr kennet mich vielleicht nicht, werthgeſchätzter junger Freund, ich bin aber Ambroſius Volland, Seiner Durchlaucht Kanzler. Ich komme, um Euch einen guten Morgen zu wünſchen.“

„Ich danke Euch, Herr Kanzler! viele Ehre für mich, wenn Ihr Euch deßwegen her bemühtet.“

„Ehre, wem Ehre gebühret! Ihr ſeyd ja der Ausbund und die Krone unſerer jungen Ritterſchaft! Ja, wer meinem Herrn ſo treu beigeſtanden iſt in aller Noth und Fährlichkeit, der hat Anſpruch auf meinen innigſten Dank und meine abſonderliche Verehrung.“

„Ihr hättet das wohlfeiler haben können, wenn Ihr mitgezogen wäret nach Mömpelgard,“ erwiederte Georg, den die Lobſprüche dieſes Mannes beleidigten. „Treue muß man nie loben, eher Untreue ſchelten.“

Einen Augenblick blitzte ein Strahl des Zornes aus den grünen Augen des Kanzlers, aber er faßte ſich ſchnell wieder zur alten Freundlichkeit. „Ja wohl, das mein' ich auch. Was mich betrifft, ſo lag ich am Zipperlein hart darnieder, und konnte alſo nicht wohl nach Mömpelgard reiſen; werde aber jetzt mit meinem kleinen Licht, das mir der Himmel verliehen, dem Herrn deſto thätlicher zur Hand gehen.„

Er hielt einen Augenblick inne und ſchien Antwort zu erwarten; aber der Jüngling ſchwieg, und maß ihn nur hin und wieder mit einem Blick, den er nicht recht ertragen konnte. „Nun, Euch wird die Freude erſt recht

angehen. Der Herzog hält erſtaunlich viel auf Euch! Natürlich, Ihr verdient es auch im höchſten Grade, und der Herzog hat ſeinen Liebling gut gewählt. Wollet doch erlauben, daß Ambroſius Volland Euch auch eine kleine Erkenntlichkeit zeige. Seyd Ihr Freund von ſchönen Waffen? Kommet in meine Behauſung auf den Markt, wählet Euch aus meiner Armatur, was Euch beliebt. Vielleicht dienen Euch ſchöne Bücher? habe einen ganzen Kaſten voll; wählet Euch aus, was Ihr wollet, wie es unter Freunden gebräuchlich. Eſſet auch zuweilen bei mir zu Mittag, meine Baſe, ein feines Kind von ſiebzehn Jahren, hält mir Haus; ſehet ihr nur, hi hi hi — ſehet ihr nur nicht zu tief in die Augen."

„Seyd ohne Sorgen, bin ſchon verſehen."

„So? ei das iſt recht chriſtlich gedacht; das muß ich loben; man trifft ſolchen wackern Sinn nicht immer unter unſerer heutigen Jugend. Ich ſagte es ja gleich, der Sturmfeder das iſt ein Ausbund von Tugenden. Nun, was ich noch ſagen wollte, wir ſind bis jetzt ſo mit einander die einzigen von des Herzogs Hofſtaat, ſtehen wir zuſammen, ſo werden nur Leute aufgenommen, die wir wollen. Verſtehet mich ſchon, hi hi, eine Hand wäſcht die andere. Darüber läßt ſich noch ſprechen; Ihr beehret mich doch zuweilen mit einem Beſuche?"

„Wenn es meine Zeit erlauben wird, Herr Kanzler."

„Würde mich gerne noch länger bei Euch aufhalten, denn in Eurer Gegenwart iſt mir ganz wohl ums Herz; muß aber jetzt zum Herrn. Er will heute früh Gericht halten über die zwei Gefangenen, die geſtern Nacht das

Volk aufwiegeln wollten. Wird was geben, der Beltle ist schon bestellt."

„Der Beltle?" fragte Georg, „wer ist er?"

„Das ist der Scharfrichter, werthgeschätzter junger Freund."

„Ich bitte Euch! der Herzog wird doch nicht den ersten Tag seiner neuen Regierung mit Blut beflecken wollen!"

Der Kanzler lächelte greulich und antwortete: „Was das wieder Eurem fürtrefflichen Herzen Ehre macht; aber zum Blutrichter taugt Ihr nicht. Man muß ein Exempel statuiren. Der Eine," fuhr er mit zarter Stimme fort, „der Eine wird geköpft, weil er von Adel ist, der Andere wird gehängt. Behüt Euch Gott, Lieber!"

So sprach der Kanzler Ambrosius Volland und ging mit leisen Schritten die Gallerie entlang, den Gemächern des Herzogs zu. Georg sah ihm mit düsteren Blicken nach. Er hatte gehört, daß dieser Mann früher durch seine Klugheit, vielleicht auch durch unerlaubte Künste großen Einfluß auf Ulerich gewonnen hatte; er hatte den Herzog selbst oft mit großer Achtung von der Staatsklugheit dieses Mannes sprechen hören; aber er wußte nicht warum, er fürchtete für den Herzog, wenn er sich dem Kanzler vertraue, er glaubte Tücke und Falschheit in seinen Augen gelesen zu haben.

Er sah gerade den Höcker und den wehenden gelben Mantel um die Ecke schweben, als eine Stimme neben ihm flüsterte: „Trauet dem Gelben nicht!" Es war der Pfeifer von Hardt, der sich unbemerkt an seine Seite gestellt hatte.

„Wie? biſt du es Hans?“ rief Georg und bot ihm freundlich die Hand: „Kommſt du ins Schloß, uns zu beſuchen? Das iſt ſchön von dir, biſt mir wahrhaftig lieber als der mit dem Höcker; aber was wollteſt du mit dem Gelben, dem ich nicht trauen ſolle?“

„Das iſt eben der mit dem Höcker, der Kanzler, der iſt ein falſcher Mann; ich habe auch den Herzog verwarnt, er ſoll nicht alles thun, was er ihm räth, aber er wurde zornig, und — es mag wahr ſeyn, was er ſagte.“

„Was ſagte er denn? haſt du ihn heute ſchon geſprochen?“

„Ich kam, um mich zu verabſchieden, denn ich gehe wieder heim nach Hardt, zu Weib und Kind; der Herr war erſt gerührt und erinnerte ſich an die Tage ſeiner Flucht, und ſagte, ich ſolle mir eine Gnade ausbitten. Ich aber habe keine verdient, denn was ich gethan, iſt eine alte Schuld, die ich abgetragen. Da ſagte ich, weil ich nichts anders wußte, er ſoll mich meinen Fuchs frei ſchießen laſſen, und es nicht ſtrafen als Jagdfrevel. Deß lachte er und ſprach: das könne ich thun, das ſey aber keine Gnade; ich ſolle weiter bitten. Da faßte ich ein Herz und antwortete: Nun, ſo bitt' ich, Ihr möget dem ſchlauen Kanzler nicht allzuviel trauen und folgen; denn ich meine, wenn ich ihn ſehe, er meint es falſch.“

„So geht es mir gerade auch!“ rief Georg, „es iſt, als wolle er mir die Seele ausſpioniren mit den grünen Augen, und ich wette, er meint es falſch; aber was gab dir der Herzog zur Antwort?“

„Das verſtehſt du nicht, ſagte er, und wurde böſe; „in Klüften und Höhlen magſt du wohl bewandert ſeyn,

aber im Regiment kennt der Kanzler die Schliche beſſer als du. Kann ſeyn, ich habe Unrecht, und es ſoll mir lieb ſeyn um den Herzog. Nun lebet wohl, Junker, Gott ſey mit Euch! Amen."

„Und wollteſt du alſo gehen? wollteſt nicht noch zu meiner Hochzeit bleiben? Ich erwarte den Vater und das Fräulein heute. Bleibe noch ein paar Tage; du warſt ſo oft der Liebesbote und darfſt uns nicht fehlen!"

„Was ſoll ſo ein geringer Mann, wie ich, bei der Hochzeit eines Ritters? Zwar könnte ich mich hinauf ſetzen zu den Spielleuten, und auch eins aufſpielen zum Ehrentanz, aber das thun andere ſo gut als ich, und mein Haus verlangt nach mir."

„Nun, ſo lebe wohl! grüße mir dein Weib und Bärbele, dein ſchmuckes Töchterlein, und beſuche uns fleißig auf Lichtenſtein; Gott ſey mit dir!"

Dem Jüngling hing eine Thräne im Auge, als er dem Bauer die Hand zum Abſchied bot, denn er hatte in ihm einen kräftigen biedern Mann, einen treuen Diener ſeines Fürſten, einen muthigen Genoſſen in Gefahren und einen heitern Geſellen im Unglück erkannt. Wohl ſchwebte ihm noch manche Frage über das geheimnißvolle Walten dieſes Mannes, über ſeine wunderbare Anhänglichkeit an den Herzog auf den Lippen, aber er unterdrückte ſie, überwältigt von jener unerklärlichen Macht, von jener natürlichen Größe und Würde, welche den Pfeifer von Hardt auch im unſcheinbaren Gewand des Bauern umgab.

„Noch eins!" rief Hans, als er eben nach dem letzten Händedruck des Junkers ſcheiden wollte, „wiſſet Ihr

auch, daß Euer ehemaliger Gaſtfreund und zukünftiger Vetter, Herr von Kraft, hier iſt?“

„Der Rathsſchreiber? wie ſollt' der hieher kommen? Er iſt ja bündiſch!“

„Er iſt hier und nicht gerade im anmuthigſten Cloſet, denn er ſitzt gefangen. Geſtern Abend, als das Volk zuſammenlief wegen des Herzogs, ſoll er für den Bund öffentlich geſprochen haben.“

„Gott im Himmel! das war Dieterich Kraft, der Rathsſchreiber? Da muß ich ſchnell zum Herzog, er richtet ſchon über ihn, und der Kanzler will ihn köpfen laſſen. Gehab dich wohl!“

Mit dieſen Worten eilte der Jüngling den Corridor entlang zu den Gemächern des Herzogs. Er war in Mömpelgard zu allen Tageszeiten zum Herzog gegangen, daher machten ihm auch jetzt die Thürhüter ehrerbietig Platz; er trat haſtig in das Gemach; der Herzog ſah ihn verwundert und etwas unwillig an, der Kanzler aber hatte das ewige ſüße Lächeln wie eine Larve vorgehängt.

„Guten Morgen, Sturmfeder!“ rief der Herzog, der in einem grünen goldgeſtickten Kleide, den grünen Jagdhut auf dem Kopf, am Tiſch ſaß; „haſt du gut geſchlafen in meinem Schloſſe? Was führt dich ſchon ſo früh zu uns? wir ſind beſchäftigt.“

Die Augen des jungen Mannes hatten indeſſen unruhig im Zimmer umher geſtreift und den Schreiber des Ulmer Raths in einer Ecke gefunden. Er war blaß wie der Tod, ſein ſonſt ſo zierliches Haar hing in Verwirrung herab und ein roſenfarbenes Mäntelein, das er über ein ſchwarzes Kleid trug, war in Fetzen zerriſſen.

Er warf einen rührenden Blick auf den Junker Georg und sah dann auf zum Himmel, als wollte er sagen: „mit mir ists aus!“ Neben ihm standen noch einige Männer, und auch ein langer hagerer Mann, den er schon gesehen zu haben sich erinnerte. Die Gefangenen wurden von Peter, dem tapfern Magdeburger und dem Staberl aus Wien bewacht. Sie standen mit ausgespreizten Beinen, die Hellebarden auf den Boden gestemmt, kerzengerade auf ihrem Posten.

„Ich sag', wir haben zu thun,“ fuhr der Herzog fort; „was schaust du nur immer nach dem rosenfarbenen Menschenkind? das ist ein verstockter Sünder; das Schwert wird schon für ihn gewetzt.“

„Euer Durchlaucht erlauben mir nur ein Wort,“ entgegnete Georg. „Ich kenne jenen Mann, und wollte mich mit Hab und Gut für ihn verbürgen, daß er ein friedlicher Mann ist, und gewiß kein Verbrecher, der den Tod verdiente.“

„Bei Sanct Hubertus, das ist kühn! Die Natur hat sich geändert. Mein Kanzler, der treffliche Jurist, hat sich aufgeputzt wie ein junger Krieger, und mein junger Krieger dort will den Advokaten machen. Was sagt Ihr dazu, Ambrosius Volland?“

„Hi, hi! ich habe Euer Durchlaucht durch meine Person Spaß machen wollen; weiß aus früherer Zeit, daß Ihr einen kleinen Scherz liebet; nun, der liebe gute Sturmfeder will die Lustbarkeit vermehren und den Juristen spielen. Hi hi hi! wird ihm aber nichts helfen, dem Rosenfarbenen. Majestätsverbrechen! wird halt doch geköpft, der im Mäntelein!“

„Herr Kanzler," rief der Jüngling, vor Unmuth glühend, „der Herr Herzog wird mir bezeugen können, daß ich mich nie zum Schalksnarren hergegeben habe. Dieſe Rolle mache ich andern nicht ſtreitig. Und mit Menſchenleben ſpiele und ſcherze ich nie! Es iſt mein wahrer Ernſt; ich verbürge mich mit meinem Leben für gegenwärtigen Edlen von Kraft, Rathsſchreiber in Ulm. Ich hoffe, meine Bürgſchaft kann angenommen werden."

„Wie?" ſagte Ulerich, „das iſt wohl der zierliche Herr, dein Gaſtfreund, von dem du mir ſo oft erzählteſt? Thut mir leid um ihn, aber er wurde in einem Aufruhr unter ſehr gefährlichen Umſtänden gefangen."

„Freilich!" krächzte Ambroſius, „ein **crimen laesae majestatis!**"

„Erlaubet, Herr! ich habe die Rechte lange genug ſtudirt, um zu wiſſen, daß hier durchaus nicht von einem ſolchen Verbrechen die Rede ſeyn kann. Geſtern Nacht waren die Bundesräthe und der Statthalter noch hier; folglich war Stuttgart noch in Gewalt des Bundes, und der Rathsſchreiber, der durchaus kein Unterthan Seiner Durchlaucht iſt, hat nicht anders gehandelt, als jeder bündiſche Soldat, der auf Befehl ſeines Oberen gegen uns zu Felde zog."

„Ei, die Jugend, die Jugend! wie Ihr alles überhaſpelt, mein junger ſehr werthgeſchätzter Freund! Seht, ſobald der Herzog die Stadt aufgefordert und alſo den **Animum possidendi** hatte, war auch alles, was innerhalb der Mauern ſich befand, *ſein*. Folglich, wer eine Verſchwörung gegen ihn anzettelte, iſt

ein Majeſtätsverbrecher. Beſagter Herr von Kraft aber hat ſchrecklich gefährliche Reden an das Volk gehalten."

„Nicht möglich! es wäre ganz gegen ſeine Art und Weiſe! Herr Herzog, das kann nicht ſeyn!"

„Georg!" ſagte dieſer ernſt, „Wir haben lange Geduld gehabt, dich anzuhören. Es hilft deinem Freunde doch nichts. Hier liegt das Protokoll; der Kanzler hat, ehe ich kam, ein Zeugenverhör angeſtellt, worin alles ſonnenklar bewieſen iſt. Wir müſſen ein Exempel ſtatuiren. Wir müſſen unſere Feinde recht ins Herz hinein verwunden, der Kanzler hat ganz recht; darum kann ich keine Gnade geben."

„So erlaubt mir nur noch eine Frage an ihn und die Zeugen, nur ein paar Worte."

„Iſt gegen alle Form Rechtens," fiel der Kanzler ein; „ich muß dagegen proteſtiren, Lieber! es iſt ein Eingriff in mein Amt."

„Laß ihn, Ambroſius! mag er meinetwegen noch ein paar Fragen an den armen Sünder thun, er iſt doch verloren."

„Dietrich von Kraft," fragte Georg, „wie kommt Ihr hieher?"

Der arme Rathsſchreiber, den der Tod ſchon an der Kehle gefaßt hatte, verdrehte die Augen und ſeine Zähne ſchlugen an einander; endlich konnte er einige Worte herausſtoßen: „Bin hieher geſchickt worden vom Rath, wurde Schreiber beim Statthalter —"

„Wie kamet Ihr geſtern Nacht zu den Bürgern von Stuttgart?"

„Der Statthalter befahl mir Abends, wenn etwa die Bürger ſich aufrühreriſch zeigten, ſie anzureden und zu ihrer Pflicht und Eid zu verweiſen.“

„Ihr ſehet, er kam alſo auf höheren Befehl dorthin. — Wer nahm Euch gefangen?“ fuhr Georg zu fragen fort.

„Der Mann, der neben Euch ſteht.“

„Ihr habt dieſen Herrn gefangen? alſo müßt Ihr auch gehört haben, was er ſprach? was ſagte er denn?“

„Ja, was wird er geſagt haben?“ antwortete der Bürger; „er hat keine ſechs Worte geſprochen, ſo warf ihn der Bürgermeiſter Hartmann von der Bank herunter; ich weiß noch, er hat geſagt: Aber bedenket, was wird der durchlauchtigſte Bundesrath dazu ſagen! Das war alles, da nahm ihn der Hartmann beim Kragen und warf ihn herunter. Aber dort, der Doktor Calmus, der hielt eine längere Rede.“

„Der Herzog lachte, daß das Gemach dröhnte, und ſah bald Georg, bald den Kanzler an, der ganz bleich und verſtört ſich bemühte, ſein Lächeln beizubehalten. „Das war alſo die gefährliche Rede, das Majeſtätsverbrechen? Was wird der Bundesrath dazu ſagen! Armer Kraft! wegen dieſes kraftvollen Sprüchleins verfielſt du beinahe dem Scharfrichter. Nun, das haben ſelbſt unſere Freunde oft geſagt: Was werden die Herren ſagen, wenn ſie hören, der Herzog iſt im Land? Deßwegen ſoll er nicht beſtraft werden. Was ſagſt du dazu, Sturmfeder?

„Ich weiß nicht, was Ihr für Gründe habt, Herr Kanzler,“ ſagte der Jüngling, indem ſein Auge noch

immer von Unmuth glühte, „die Sachen ſo auf die Spitze zu ſtellen und dem Herrn Herzog zu Maßregeln zu rathen, die ihn überall — ja ich ſage es, die ihn überall als einen Tyrannen ausſchreien müſſen. Wenn es nur Dienſteifer iſt, ſo habt ihr diesmal ſchlecht gedient.“

Der Kanzler ſchwieg und warf nur einen grimmigen ſtechenden Blick aus den grünen Aeuglein auf den jungen Mann. Der Herzog aber ſtand auf und ſprach: „Laß mir mein Kanzlerlein gehen, diesmal freilich war er zu ſtrenge. Da — nimm deinen roſenrothen Freund mit dir; gib ihm zu trinken auf die Todesangſt, und dann mag er laufen, wohin er will. Und du, Hund von einem Doktor, der du zu ſchlecht zu einem Hundedoktor biſt, für dich iſt ein würtembergiſcher Galgen noch zu gut. Gehängt wirſt du doch noch einmal, ich will mir die Mühe nicht geben. Langer Peter, nimm dieſen Burſchen, binde ihn rückwärts auf einen Eſel und führe ihn durch die Stadt; und dann ſoll man ihn nach Eßlingen führen — zu den hochweiſen Räthen, wo er und ſein Thier hingehören. Fort mit ihm!“

Die Züge des Doktor Kahlmäuſer, in welchem ſchon der Tod geſeſſen war, heiterten ſich auf; er holte freier Athem und verbeugte ſich tief. Peter, Staberl und der Magdeburger fielen mit grimmiger Freude über ihn her, luden ihn auf ihre breite Schultern und trugen ihn weg.

Der Rathsſchreiber von Ulm vergoß Thränen der Rührung und Freude; er wollte dem Herzog den Mantel küſſen, doch dieſer wandte ſich ab und winkte Georg, den Gerührten zu entfernen.

X.

O thu es nicht! Thu's nicht!
Sieh, deine reinen edlen Züge wiſſen
Noch nichts von dieſer unglückſel'gen That;
Blos deine Einbildung befleckte ſie,
Die Unſchuld will ſich nicht vertreiben laſſen
Aus deiner hoheitblickenden Geſtalt.

Schiller.

Der Schreiber des großen Rathes ſchien noch nicht Faſſung genug erlangt zu haben, um auf dem Wege durch die Gänge und Gallerien des Schloſſes die vielen Fragen ſeines Erretters zu beantworten. Er zitterte noch an allen Gliedern, ſeine Knie wankten, und oft drehte er ſich um und ſchaute mit verwirrten Blicken hinter ſich, als fürchte er, den Herzog möchte ſeine Gnade gereuen, und der greuliche Kanzler im gelben Mantel möchte ihm nachſchleichen und ihn plötzlich am Genick packen. Auf Georgs Zimmer angekommen, ſank er erſchöpft auf einen Stuhl, und es verging noch eine gute Weile, ehe er geordnet zu denken und zu antworten vermochte.

„Eure Politica, Vetter, hat Euch einen ſchlimmen Streich geſpielt," ſagte Georg; „was fällt Euch aber auch ein, in Stuttgart als Volksredner auftreten zu wollen? Wie konntet Ihr überhaupt nur Eure bequeme Haushaltung, die ſorgſame Pflege der Amme und die Nähe der holden Bertha fliehen, um hier dem Statthalter zu dienen?"

„Ach! ſie iſt es ja gerade, die mich in den Tod geſchickt hat; Bertha iſt an allem ſchuld. Ach, daß ich

nie mein Ulm verlaſſen hätte! Mit dem erſten Schritte über unſere Markung fing mein Jammer an.“

„Bertha hat Euch fortgeſchickt?“ fragte Georg, „wie, ſeyd Ihr nicht zum Ziele Eurer Bemühungen gelangt? Sie hat Euch abgewieſen und aus Verzweiflung ſeyd Ihr — “

„Gott behüte! Bertha iſt ſo gut als meine Braut. Ach, das iſt gerade der Jammer! Wie Ihr von Ulm abgezogen waret, bekam ich Händel mit Frau Sabina, der Amme; da entſchloß ich mich und hielt bei meinem Oheim um das Bäschen an. Nun habt Ihr aber dem Mädchen durch Euer kriegeriſches Weſen gänzlich den Kopf verrückt. Sie wollte, ich ſolle vorher zu Feld ziehen und ein Mann werden wie Ihr. — Dann wolle ſie mich heirathen. Ach, du gerechter Gott!“

„Und da ſeyd Ihr förmlich zu Feld gezogen gegen Würtemberg? Welche kühne Gedanken das Mädchen hat!“

„Bin zu Feld gezogen; die Strapatzen vergeſſe ich in meinem Leben nicht! Mein alter Johann und ich rückten mit dem Bundesheer aus. Das war ein Jammer! Mußten oft täglich acht Stunden reiten. Die Kleider kamen in Unordnung, alles wurde beſtaubt und unſauber, der Panzer drückte mich wund; ich hielt es nicht mehr aus und Johann lief heim nach Ulm; da bat ich um eine Stelle bei der Feldſchreiberei, miethete mir eine Sänfte und zwei tüchtige Saumroſſe dazu, und ſo ging es doch erträglicher.“

„Da wurdet Ihr alſo zu Feld getragen (wie der Hund zum Jagen). Habt Ihr auch einem Treffen beigewohnt?“

„O ja; bei Tübingen kam ich hart ins Gedränge. Keine zwanzig Schritte von mir wurde einer maustodt geſchoſſen. Ich vergeſſe den Schrecken nicht und wenn ich achtzig Jahre alt werde! Als wir dann das Land völlig beſiegt hatten, bekam ich die ehrenvolle Stelle beim Statthalter. Wir lebten ruhig und in Frieden; da kommt auf einmal wieder der unruhige Herr ins Land; ach, daß ich meinem Kopfe gefolgt und mit dem Bundesoberſten nach Nördlingen auf den Bundestag gezogen wäre! aber ich ſcheute die beſchwerliche Reiſe.“

„Warum ſeyd Ihr aber nicht mit dem Statthalter davon gegangen, als wir kamen? Der ſitzt jetzt im Trockenen in Eßlingen, bis wir ihn weiter jagen.“

„Er hat uns im Stiche gelaſſen und meinem Kopf alles anvertraut; und beinahe hätte ich mit dem Kopf dafür büßen müſſen. Ich dachte nicht, daß die Gefahr ſo groß ſey, ließ mich vom Doktor Calmus verführen, eine Rede ans Volk zu halten, um Würtemberg dem Bunde zu retten. Das hätte gewiß Aufſehen gemacht, und Bertha wäre noch einmal ſo freundlich geweſen. Aber die Leute da unten in Würtemberg ſind Barbaren und ohne alle Lebensart; ſie ließen mich nicht einmal zum Wort kommen, warfen mich herab und behandelten mich ganz gemein und roh. Seht nur meinen Mantel an, wie ſie ihn zerriſſen haben! Es iſt ſchade dafür, er hat mich vier Goldgulden gekoſtet, und Bertha behauptete immer, daß mir roſenfarb ſo gut zu Geſicht ſtehe.“

Georg wußte nicht, ob er über die Thorheit des Schreibers lachen, oder es als hohen ſtoiſchen Gleichmuth bewundern ſollte, daß er, kaum dem Tode entgangen,

ſein zerriſſenes Mäntelein bedauern konnte. Er wollte ihn noch weiter über ſeine Schickſale befragen, als ihn ein Geräuſch vom Vorplatz des Schloſſes her ans Fenſter lockte; er ſah hinaus und winkte ſchnell Herrn Dieterich herbei, um ihm das Schauſpiel gefallener irdiſcher Größe zu zeigen.

Der Doktor Calmus hielt ſeinen Umzug durch die Stadt. Er ſaß verkehrt auf einem Eſel; die Landsknechte hatten ihn wunderlich ausgeſchmückt; ſie hatten ihm eine ſpitzige Mütze von Leder aufgeſetzt, an deren Spitze eine Hahnenfeder angebracht war. Vor ihm gingen zwei Trommler, zu ſeinen Seiten ſah man in gravitätiſchen Schritten den Magdeburger und den Wiener, den ehemaligen Hauptmann Muckerle und ſeinen tapfern Oberſten gehen, die hin und wieder mit den Enden ihrer Hellebarden den Eſel zu kühnen Sprüngen antrieben. Ein ungeheurer Volkshaufe umſchwärmte ihn und warf ihn mit Eiern und Erde.

Der Rathsſchreiber ſchaute trübſelig auf ſeinen Gefährten hinab und ſeufzte. „'s iſt hart, auf dem Eſel reiten zu müſſen," ſagte er, „aber doch immer noch beſſer als gehängt werden." Er wandte ſich ab von dieſem Schauſpiel und blickte nach einer andern Seite des Schloßplatzes. „Wer kommt denn hier?" fragte er den jungen Ritter. „Schaut, in einem ſolchen Kaſten zog ich zu Felde."

Georg wandte ſich um. Er ſah einen Zug von Reiſigen, die eine Sänfte in ihrer Mitte führten. Ein alter Herr zu Pferd folgte dem Zug, der jetzt aufs Schloß einbeugte; Georg ſah ſchärfer hinab; „ſie ſind's!" rief

er, „wahrhaftig, es iſt der Vater, und in der Sänfte wird ſie ſitzen!“ In einem Sprung war er zur Thüre hinaus, und der Rathsſchreiber ſah ihm ſtaunend nach. „Wer ſoll es ſeyn, welcher Vater?“ fragte er; er ſchaute noch einmal durchs Fenſter, die Sänfte hielt vor der Zugbrücke des Schloſſes und in demſelben Augenblicke ſtürzte Georg aus dem Thor. Herr Dieterich ſah ihn die Thüre der Sänfte ungeſtüm aufreißen, eine verſchleierte Dame ſtieg aus, ſie ſchlug den Schleier zurück — und wunderbar! es war das Bäschen Marie von Lichtenſtein. „Ei, ſehe doch einer! er küßt ſie auf öffentlicher Straße,“ ſprach der Rathsſchreiber kopfſchüttelnd vor ſich hin; „was das eine Freude iſt! Aber wehe, jetzt kommt der Alte um die Sänfte herum, der wird Augen machen, der wird ſchimpfen! — doch wie? er nickt dem Junker freundlich zu, er ſteigt ab, er umarmt ihn. Nein, das geht nicht mit rechten Dingen zu!“

Und dennoch ſchien es durchaus mit rechten Dingen zuzugehen; denn als der Schreiber des großen Rathes aus dem Zimmer auf die Gallerie trat, um ſich zu überzeugen, daß ihn ſeine Augen getäuſcht haben müſſen, kam ſein Oheim, der alte Herr von Lichtenſtein, die Treppe herauf. An der rechten Hand führte er Georg von Sturmfeder, an der linken — Bäschen Marie. Welche Veränderung war mit jenen holden Zügen vorgegangen, die ſich ſo tief in ſein Herz, in ſein Gedächtniß geprägt hatten.

In Ulm war ſie ihm zum erſten Mal wie ein Bote aus einem unbekannten Lande erſchienen, ſo erhaben war der Blick ihrer ſchönen blauen Augen, ſo majeſtätiſch

ihre Stirne, ſo ſinnig jenes kleine Fleckchen zwiſchen den ſchönen dunkeln Bogen der Brauen. Er hatte oft und viel darüber nachgedacht, worin denn der Zauber beſtehe, der ihn ſo unwiderſtehlich feßle? Die Ulmer Mädchen hatten friſchere Wangen, lebhaftere Augen, ein ſchalkhafteres Lächeln und den fröhlichen, friſchen Glanz einer heitern Jugend. Und dennoch war Marie unter ihnen geſtanden, ſtill und groß wie eine Königin. War es vielleicht der dunkle Schleier ihrer Wimpern, der ſich oft mit unnennbarem Reiz über das Auge herabſenkte, um das Geheimniß einer ſtillen Thräne zu verhüllen? Waren es die feinen geſchloſſenen Lippen, von ſüßer Wehmuth umlagert? War es der zarte Wechſel der Farben auf ihren Zügen, die bald nur gebietende Hoheit auszuſtrahlen, bald das reizende Geheimniß leidender Liebe zu verrathen ſchienen? Bertha's Heiterkeit, Bertha's fröhliche neckende Gunſt hatte dieſes ernſtere Bild längſt aus ſeinem Herzen verdrängt, und doch fühlte der arme Herr Dieterich die alte Wunde wieder bluten, als das Fräulein von Lichtenſtein ſich nahte. Aber welcher unbekannten Macht ſollte er es zuſchreiben, daß Mariens Züge einen ganz anderen Ausdruck gewonnen hatten? Wohl lag noch eine hohe Würde in ihrer Haltung, auf ihrer Stirne, aber in ihren Augen glühte eine ſtille Freude, ihr Mund lächelte und ſcherzte, auf ihren Wangen waren die ſchönſten Roſen aufgeblüht. Sprachlos hatte Dieterich von Kraft dieſe Erſcheinung angeſtarrt, und jetzt erſt wurde auch er von dem alten Ritter bemerkt. „Seh' ich recht," rief dieſer, „Dieterich Kraft, mein Neffe! was führt denn dich

nach Stuttgart? kommſt du etwa zur Hochzeit meiner Tochter mit Georg von Sturmfeder? Aber wie ſiehſt du aus? Was fehlt dir doch? du biſt ſo bleich und elend, und deine Kleider hängen dir in Fetzen vom Leibe!"

Der Rathsſchreiber ſah herab auf das roſenfarbene Mäntelein und erröthete. „Weiß Gott!" rief er, „ich kann mich vor keinem ehrlichen Menſchen ſehen laſſen. Dieſe verdammten Würtemberger, dieſe Weingärtner und Schuſterjungen haben mich ſo zerfetzt. Aber wahrhaftig! der ganze durchlauchtige Bund iſt in meiner Perſon angegriffen und beleidigt!"

„Ihr dürft froh ſeyn, Vetter, daß Ihr ſo davon gekommen ſeyd," ſagte Georg, indem er die Angekommenen in ſein Gemach einführte; „bedenket, Herr Vater, geſtern Nacht, als wir vor den Thoren ſtanden, hielt er Reden an die Bürger, um ſie aufzuwiegeln gegen uns; da hat ihn heute früh der Kanzler wollen köpfen laſſen; mit großer Mühe bat ich ihn los, und jetzt klagt er die Würtemberger wegen ſeines zerfetzten Mänteleins an."

„Mit gnädiger Erlaubniß," ſagte Frau Roſel und verbeugte ſich dreimal vor dem Rathsſchreiber, „wenn Ihr meine Hülfe annehmen wollet, ſo will ich den Mantel flicken, daß es eine Luſt iſt. Da geht's wie im Sprüchwort: Hat der Junge den Rock zerriſſen, hat der Alt' ihn flicken müſſen."

Herrn Dieterich war dieſe Hülfe ſehr angenehm; er bequemte ſich, zu der Frau Roſel ans Fenſter zu ſitzen, um ſich ſeine Gewänder zurecht richten zu laſſen. Sie zog aus ihrer großen Ledertaſche Zwirn von allen Farben, und machte ſich an die Wunden, die ihm die

Würtemberger geſchlagen hatten. Sie unterhielt ihn dabei mit ergötzlichen Reden von der Haushaltung und der Zubereitung verſchiedener Speiſen, die in Frau Sabina's Kochregiſter nicht vorgekommen waren. Entfernt von dieſem Paar um die ganze Breite des Zimmers ſaßen Georg und Marie in traulichem Flüſtern der Liebe. Weder der gelehrte Johannes Thethingerus noch ein Johannes Bezius, weder Gabelkofer noch Cruſius, ſo wichtige Kunde wir ihnen über dieſe Zeiten verdanken, melden uns, was dieſe beiden an jenem Morgen zuſammen flüſterten; nur ſo viel können wir berichten, daß eine ſüße Ruhe auf Mariens Zügen lag, daß ſie die ſchönen Augen bald freudig aufſchlug, bald verſchämt wieder ſenkte, daß ſie bald lächelte, bald tief erröthete, und manche Frage des Geliebten mit Küſſen zurückdrängte.

Der Leſer wird es uns Dank wiſſen, wenn wir ihn von einer Scene, die ſo wenig hiſtoriſchen Grund und Boden, alſo nach neueren Begriffen auch keinen Werth hat, hinwegführen und den Schritten des Ritters von Lichtenſtein folgen. Er hatte ſeine Tochter unter der Pflege Georgs, ſeinen Neffen unter der kunſtreichen Hand der Frau Roſalia gelaſſen, und ſchritt nun den Gemächern des Herzogs zu. Seine Züge, welchen Alter und Erfahrung einen ſinnenden Ernſt eingedrückt hatten, erſchienen in dieſer Stunde noch ernſter — beinahe traurig. Dieſer Mann hatte von ſeinen Vätern die Liebe zum Hauſe Würtemberg geerbt, Gewohnheit und Neigung hatten ihn an die Regenten gefeſſelt, die während ſeines langen Lebens über Würtemberg geherrſcht hatten, und das Unglück und die

Verläumdung, welche auf Ulerich unabläſſig hereinſtürmten, hatten das Herz des alten Herrn nicht von dieſem Herzog losreißen können, ſie feſſelten ihn nur mit noch ſtärkeren Banden. Mit der Freude eines Bräutigams, der zur Hochzeit zieht, mit der Kraft eines Jünglings hatte er den weiten und beſchwerlichen Weg von ſeinem Schloß nach Stuttgart zurückgelegt, als man ihm gemeldet hatte, daß der Herzog Leonberg erobert habe und auf Stuttgart zuziehe. Keinen Augenblick zweifelte er an dem Siege des Herzogs, und ſo traf es ſich, daß er ſchon am andern Morgen der neuen Herrſchaft Ulerichs nach Stuttgart kam.

Nicht ſo fröhlicher Art waren die Nachrichten, die ihm Georg mittheilte, als er mit ihm und Marien die Treppe heraufſtieg. „Der Herzog," hatte ihm jener zugeflüſtert, „der Herzog iſt nicht ſo wie er ſollte; Gott weiß, was er mit ſeinem Lande machen will; er hat unterwegs ſonderbare Reden fallen laſſen, und ich fürchte, er iſt nicht in den beſten Händen. Der Kanzler Ambroſius Volland — " dieſer einzige Name reichte hin, in dem Ritter von Lichtenſtein große Beſorgniſſe aufzuregen. Er kannte dieſen Volland, er wußte, daß er zwar gelehrt, in allen Regierungsgeſchäften überaus wohl erfahren, zu jedem, auch dem ſchwerſten Dienſt bereit, aber dabei ein Mann ſey, der zum wenigſten ſchon öfters ein gewagtes, wo nicht falſches Spiel geſpielt habe.

„Wenn der Herzog dieſem ſein Vertrauen ſchenkt, wenn er nur ſeine Rathſchläge befolgt, dann ſey Gott gnädig. Dem Ambroſius iſt das Land ein Stück Leder,

das man nach Willkür handhaben kann; er wird es zurechtſchneiden wollen zu einem Koller für den Herzog und die Abſchnipfel für ſich behalten. Aber, wie Frau Roſel zu ſagen pflegt: zerſchneiden kann jeder Narr, aber wie zuſammennähen?" So ſprach der Alte Herr von Lichtenſtein zu ſich, als er durch die Gallerien ging; er ſtreichelte unmuthig ſeinen langen weißen Bart und ſeine Augen glühten vom Eifer für die gute Sache Würtembergs.

Er wurde ſogleich vorgelaſſen und traf den Herzog in großer Berathung mit Ambroſius. Der Letztere hatte eine ungeheure Schwanenfeder in der einen Hand, in der andern hielt er ein Pergament, das mit ſchwarzer, rother und blauer Dinte in vielen zierlichen Schnörkeln beſchrieben war. Der Herzog ſpielte mit einem großen Sigill, daß er in der Hand hielt, er ſchien mit ſich zu kämpfen, er ſah bald ſeinen Kanzler durchdringend an, bald heftete ſich ſein Blick wieder auf das Sigill. Sie waren beide ſo vertieft, daß Lichtenſtein einige Minuten im Zimmer ſtand, ohne von ihnen bemerkt zu werden; er betrachtete mit großer Theilnahme die edlen Züge Ulerichs von Würtemberg. Er ſah, wie auf ſeiner Stirne, in ſeinen ſprechenden Augen ſo verſchiedene Empfindungen wechſelten. Bald runzelte ſich ſeine Stirne, ſeine Augenbrauen zückten, ſein Auge rollte, dann glätteten ſich dieſe Falten, aus ſeinen Blicken ſtrahlte nur ein tiefer Ernſt, der in Nachdenken überging, und oft ſchien ein Anflug von Güte den ſtrengen Ausdruck ſeiner Züge zu mildern. Aber der im gelben Mäntelein, mit der Schwanenfeder in der Hand, ſtand wie der Verſucher vor ihm; er wand und drehte ſich vor ihm, wie die Schlange

im Paradies, und das ewig ſtehende Lächeln, der Ausdruck von Ehrlichkeit, den er ſeinen grünen Aeuglein zu geben wußte, wenn ihn ſein Herr ſcharf anſah, ſollten einladen, den Apfel anzubeißen.

„Ich kann nicht begreifen," ſprach er mit heiſerer feiner Stimme, „warum Ihr es nicht thun möget. Hat wohl Cäſar ſo lange gezaudert, als er über den Rubicon ging? Ein großer Mann hat große Mittel nöthig, und die Mitwelt und die Nachwelt wird Euch preiſen, daß Ihr dieſe Feſſeln von Euch geworfen."

„Weißt du dies ſo gewiß, Ambroſius Volland?" entgegnete der Herzog, indem er ihn düſter anblickte. „Man wird ſagen: Herzog Ulerich war ein Tyrann. Er hat die alte Ordnung umgeſtoßen, die ſeinen Vätern heilig war, er hat den Vertrag, den er ſelbſt aufgerichtet, gebrochen, er hat ſein Land wie ein fremdes behandelt, er hat die Geſetze nicht gehalten, die —"

„Erlaubet," unterbrach ihn jener, „es kommt nur allein auf die Frage an: wer iſt der Herr? der Herzog oder das Land? Wenn das Land Herr iſt, dann iſts was anderes; dann freilich ſind allerlei Pakten, Verträge, Klauſeln und dergleichen nöthig. Die Ritterſchaft, die Prälaten und die Landſchaft ſind dann Meiſter, und Euer Durchlaucht — nun, ſind dann der, welcher den Namen dazu hergibt. Seyd Ihr aber, was man ſo eigentlich Herr nennt, dann ſeyd Ihr es auch, der Geſetze gibt. Jetzt habt Ihr das Heft in der Hand; jetzt noch ſeyd Ihr Herr und Meiſter. Drum fort mit dem alten Recht, hier iſt ein neues — da, nehmt in Gottes Namen die Feder, unterzeichnet!"

Der Herzog ſtand noch eine Weile unſchlüſſig, ſeine Wangen glühten, ſeine ganze Geſtalt richtete ſich höher auf, aber ſein Auge haftete noch am Boden. Jetzt ſchlug er es auf und es blitzte vom Gefühl ſeiner Würde. „Ich heiße Würtemberg,“ ſagte er, „ich bin das Land und das Geſetz — ich unterſchreibe.“ Er ſtreckte die Rechte aus, die Schwanenfeder aus der Hand ſeines Kanzlers zu empfangen, aber mit ſanfter Gewalt wurde ſein Arm von einer fremden Hand ergriffen und weggezogen. Erſtaunt ſah er ſich um und blickte in die ruhigen, aber ernſten Züge des Ritters von Lichtenſtein.

„Ha! willkommen!“ rief er, „mein getreuer Lichtenſtein; ſogleich ſteh' ich Euch Rede, laſſet mich nur zuvor dies Pergament unterzeichnen.“

„Erlauben Euer Durchlaucht,“ ſagte der alte Mann, „Ihr habt mir eine Stimme zugeſagt in Eurem Rath, darf ich nicht auch wiſſen um die erſte Verordnung, die Ihr an Euer Land ergehen laſſet.“

„Mit Euer Hochedeln Erlaubniß,“ fiel Ambroſius Volland haſtig ein, „das Ding hat Eile; die Bürgerſchaft von Stuttgart verſammelt ſich ſchon auf der Wieſe; dieſe Schrift muß ihr vorgeleſen werden; es hat wahrhaftig Eile.“

„Nun, Ambroſius,“ ſagte der Herzog, „ſo gar eilig iſt es nicht, daß wir unſerem alten Freund die Sache nicht mittheilen ſollten. Wir haben nämlich beſchloſſen, uns huldigen zu laſſen, und zwar nach neuen Verträgen und Geſetzen. Die alten ſind null und nichtig.“

„Das habt Ihr beſchloſſen? um Gottes willen, habt Ihr auch bedacht, zu was dies führt? Habt Ihr

nicht erſt vor wenigen Jahren den Tübinger Vertrag beſchwore?"

„Tübingen!" rief der Herzog mit ſchrecklicher Stimme, indem ſeine Augen von Zorn glühten, „Tübingen! nenne dies Wort nicht mehr! Dort hatte ich all' meine Hoffnung, dort war mein Land, meine Kinder, ha! und dort haben ſie mich verrathen und verkauft. Ich bat, ich flehte, ſie ſollen zu mir halten, ich wolle Gut und Blut mit ihnen theilen — nichts! man wollte von Ulerich nichts mehr; das neue Regiment gefiel ihnen beſſer, im Elend haben ſie mich ſchmachten laſſen, haben zugegeben, daß ihr Herzog in Verbannung war, haben geduldet, daß der Name Würtemberg ein Hohngelächter wurde in allen Reichen — jetzt bin ich wieder Herr und Meiſter, habe das Heft in der Hand und will mir's nicht wieder aus der Hand winden laſſen. Haben ſie ihren Eid vergeſſen, bei Sanct Hubertus, ſo iſt mein Gedächtniß auch nicht länger. Tübinger Vertrag? Ich ſag', der Teufel ſoll alles holen, was mit dieſem Namen ſich verknüpft!"

„Aber bedenken Euer Durchlaucht!" ſprach Lichtenſtein, von dieſem Ausbruch der Leidenſchaft erſchüttert, „bedenket doch, welchen Eindruck ein ſolcher Schritt auf das Land machen muß. Noch habt Ihr nichts als Stuttgart und die Gegend; noch liegen in Urach, Aſperg, Tübingen, Göppingen, überall bündiſche Beſatzungen. Wird die Landſchaft Euch beiſtehen, den Bund zu verjagen, wenn ſie hört, auf welche neue Ordnung ſie huldigen ſoll?"

„Ich ſag': iſt mir die Landſchaft beigeſtanden, als ich Würtemberg mit dem Rücken anſehen mußte?

Sie haben mich laufen lassen und dem Bunde gehuldigt!"

„Vergebt mir, Herr Herzog," entgegnete der Alte mit bewegter Stimme, „dem ist nicht also. Ich weiß noch wohl den Tag bei Blaubeuren. Wer hielt da zu Euch, als die Schweizer abzogen? Wer bat Euch, nicht vom Land zu lassen; wer wollte Euch sein Leben opfern? Das waren achttausend Würtemberger. Habt Ihr den Tag vergessen?"

„Ei, ei, Wertheſter," sagte der Kanzler, dem es nicht entging, welchen mächtigen Eindruck diese Worte auf Ulerich machten; „ei! Ihr sprechet doch auch etwas zu kühnlich. Ist übrigens jetzt auch gar nicht die Rede von damals, sondern von jetzt. Die Landschaft ist von der alten Huldigung gänzlich abgekommen, hat dem Bunde eine andere Huldigung gethan; Seine Durchlaucht ist jetzt als ein neu angekommener Herr anzusehen; er hat dies Land mit Gewalt erobert; hat sich nun der Bund auf besondere Verträge huldigen lassen, so kann es der Herzog eben so halten. Neuer Herr, neu Gesetz. Man kann sich in allewege nach eigenem Gutdünken huldigen lassen. Soll ich die Feder eintauchen, gnädiger Herr?"

„Herr Kanzler!" sagte Lichtenstein mit fester Stimme, „habe alle mögliche Ehrfurcht vor Eurer Gelahrtheit und Einsicht, aber was Ihr da sagt, ist grundfalsch und kein guter Rath. Jetzt gilt es, zu wissen, wen das Volk liebt. Der Bund hat durch sein Walten im Land alles gegen sich aufgebracht; es war die rechte Zeit, daß Seine Durchlaucht wieder kam, jetzt fliegen ihm alle Herzen zu; wird er sie nicht gewaltsam von sich stoßen, wenn er

alles Alte umreißt und nach eigener neuer Satzung ſchaltet und waltet? O bedenkt, bedenkt, die Liebe eines Volkes iſt eine mächtige Stütze!"

Der Herzog ſtand mit untergeſchlagenen Armen da, düſter vor ſich hinblickend, er antwortete nicht. Deſto eifriger that dies der Kanzler im gelben Mäntelein. „Hi hi hi! wo habt Ihr die ſchönen Sprüchlein her, Liebwerther, Hochgeſchätzter? Liebe des Volkes ſagt Ihr? Schon die Römer wußten, was davon zu halten ſey. Seifenblaſen, Seifenblaſen! hätt' Euch für geſcheuter gehalten. Wer iſt denn das Land? hier, hier ſteht es in Perſona, das iſt Würtemberg, dem gehört's, hat's geerbt und jetzt noch dazu erobert. Volksliebe! Aprillenwetter! wäre ihre Liebe ſo ſtark geweſen, ſo hätten ſie nicht dem Bunde gehuldigt."

„Der Kanzler hat Recht!" rief Ulerich, aus ſeinen Gedanken erwachend. „Du magſt es gut meinen, Lichtenſtein; aber er hat diesmal Recht. Meine Langmuth hat mich zum Lande hinaus getrieben; jetzt bin ich wieder da, und ſie ſollen fühlen, daß ich Herr bin. Die Feder her, Kanzler, ich ſag', ſo will ichs; ſo wollen Wir uns huldigen laſſen!"

„O Herr, thut nichts in der erſten Hitze! wartet, bis Euer Blut ſich abkühlt. Rufet die Landſchaft zuſammen; machet Aenderungen nach Eurem Sinne, nur jetzt nicht, nur nicht, ſo lange der Bund noch Land beſitzt in Würtemberg; es könnte Euch ſchaden bei den Uebrigen. Geſtattet nur noch eine kurze Friſt."

„So," unterbrach in der Kanzler, „daß man dann allgemach wieder in das alte Weſen hinein kommt?

Gebt acht, wenn die Landschaft erst beisammen ist, wenn sie sich erst zusammen berathen, meinet Ihr, da werden sie so gutwillig nachgeben? Hi hi! da wird man Gewalt anwenden müssen, und das macht erst verhaßt. Schmiedet das Eisen, so lange es warm ist. Oder gelüstet Euer Durchlaucht, wieder ganz gehorsamlich unter das alte Joch zu stehen und den Karren zu ziehen?"

Der Herzog antwortete nicht. Er riß mit einer hastigen Bewegung Feder und Pergament dem Kanzler aus der Hand, warf einen schnellen, durchdringenden Blick auf ihn und den Ritter, und ehe noch dieser es verhindern konnte, hatte Ulerich seinen Namen unterzeichnet. Der Ritter stand in stummer Bestürzung; er senkte bekümmert das Haupt auf die Brust herab. Der Kanzler blickte triumphirend auf den Ritter und den Herzog. Doch dieser ergriff eine silberne Glocke, die auf dem Tisch stand, und klingelte. Ein Diener erschien und fragte nach seinem Befehl.

„Ist die Bürgerschaft versammelt?" fragte er.

„Ja, Euer Durchlaucht! auf den Wiesen gegen Cannstadt sind sie versammelt, Amt und Stadt; die Landsknechte rücken so eben aus, sechs Fähnlein."

„Die Landsknechte? wer gab die Erlaubniß?"

Der Kanzler zitterte bei dem Ton dieser Frage. „Es ist nur wegen der Ordnung," sagte er; „ich habe gedacht, weil es bei solchen Fällen gebräuchlich sey, daß bewaffnete Mannschaft —"

Der Herzog winkte ihm, zu schweigen; er begegnete einem trüben fragenden Blick des alten Lichtenstein, der ihn erröthen machte. „Mit meinem Befehl geschah es

nicht," ſprach er, „doch — es möchte auffallen, wenn wir ſie zurückriefen. Es iſt ja gleichgültig. Man bringe mir den rothen Mantel und den Hut; ſchnell!"

Der Herzog trat ans Fenſter und ſah ſchweigend hinaus; der Kanzler ſchien nicht recht zu wiſſen, ob ſein Herr erzürnt ſey oder nicht; er wagte nicht zu ſprechen, und der Ritter von Lichtenſtein beharrte in ſeinem trüben Schweigen. So ſtanden ſie geraume Zeit, bis ſie von den Dienern unterbrochen wurden. Es traten vier Edelknaben ins Gemach, der erſte trug den Mantel, der zweite den Hut, der dritte eine Kette von Gold und der vierte des Herzogs Schlachtſchwert. Sie bekleideten den Herzog mit dem Fürſtenmantel von purpurrothem Sammt mit Hermelin verbrämt. Sie reichten ihm den Hut, der die ſchwarz und gelbe Farbe des Hauſes Würtemberg in reichen wehenden Federn zeigte, dieſe wurden zuſammengehalten von einer Agraffe aus Gold und Edelſteinen, die eine Grafſchaft werth waren. Der Herzog bedeckte ſein Haupt mit dieſem Hut. Seine kräftige Geſtalt ſchien in dieſem fürſtlichen Schmuck noch erhabener als zuvor, und die freie majeſtätiſche Stirne, das glänzende Auge ſahe gebietend unter den wallenden Federn hervor. Er ließ ſich die Kette umhängen, ſteckte das Schlachtſchwert an und winkte ſeinem Kanzler, aufzubrechen.

Noch immer ſprach der Ritter von Lichtenſtein kein Wort; mit bekümmerter Miene hatte er dieſen Anſtalten zugeſehen und ſich dann abgewendet. Der Herzog ſchritt mit leichtem Neigen des Hauptes an dem alten Ritter vorüber zur Thüre, und die wunderliche Figur des Kanzlers Ambroſius Volland folgte ihm mit majeſtätiſchen

Schritten. Hatte der Herr den Alten nicht gegrüßt, glaubte auch der Kanzler ihm dies nicht schuldig zu seyn; er warf nur einen tückischen Blick nach dem Platz hinüber, wo jener noch immer stand, und sein großer zahnloser Mund verzog sich zu einem höhnischen Lächeln. In der Thüre stand der Herzog stille, er sah rückwärts, seine bessere Natur schien über ihn zu siegen, er kehrte zur Verwunderung des Kanzlers zurück und trat zu Lichtenstein.

„Alter Mann!“ sagte er, indem er vergeblich strebte, seine tiefe Bewegung zu unterdrücken, „du warst mein einziger Freund in der Noth, und in hundert Proben habe ich deine Treue bewährt gefunden, du kannst es mit Würtemberg nicht schlimm meinen; ich fühle, es ist einer der wichtigsten Schritte meines Lebens, und ich gehe vielleicht einen gewagten Gang; — aber wo es das Höchste gilt, muß man alles wagen.“

Der Ritter von Lichtenstein richtete sein greises Haupt auf; in den weißen Wimpern hingen Thränen; er ergriff Ulerichs Hand: „Bleibet,“ rief er, „nur diesmal, diesmal folget meiner Stimme! mein Haar ist grau, ich habe lange gelebt, Ihr erst drei Jahrzehnte.“ — Indem ertönten die Trommeln der Landsknechte in dem Hof. Das ungeduldige Stampfen der Rosse drang herauf, und die Herolde stießen, zur Huldigung rufend, in die Trompeten.

„**Jacta alea esto!** war der Wahlspruch Cäsars,“ sagte der Herzog mit muthiger Miene; „jetzt gehe ich über *meinen* Rubicon. Aber dein Segen möchte mir frommen, alter Mann, zum Rath ist es zu spät!“

Der Ritter blickte ſchmerzlich aufwärts; die Stimme verſagte ihm, er drückte ſegnend ſeines Herzogs Rechte an die Bruſt. Noch zögerte Ulerich bei ihm, da ſtreckte der Kanzler den langen dürren Arm unter dem gelben Mäntelein hervor und winkte ihm mit der Pergamentrolle; er war anzuſchauen wie der Verſucher, dem es gelingt, eine arme Seele mit ſich hinab zu ziehen. Ulerich von Würtemberg riß ſich los und ging, um ſich von ſeiner Hauptſtadt huldigen zu laſſen.

XI.

Kein Feuer, keine Kohle
Kann glühen ſo heiß,
Als heimliche Liebe
Von der niemand weiß.
Altes Volkslied.

Die Beſorgniſſe des alten Herrn ſchienen nicht ſo ungegründet geweſen zu ſeyn, als Ambroſius Volland ſie dargeſtellt hatte. Ein ſehr großer Theil des Landes fiel zwar dem Herzog zu, weil die Vorliebe für den angeſtammten Regenten, der Druck des Bundes und die anfangs ſo ſiegreichen Waffen Ulerichs Viele bewogen, die Huldigung, die ſie gezwungener Weiſe dem Bunde gethan, zu vergeſſen und ſich für Würtemberg zu erklären.

Aber die neue Huldigung, die alle frühern Verträge umſtieß, das Gerücht, daß manche Stadt durch Gewalt zu dieſen Formen gezwungen worden ſey, bewirkte wenigſtens, daß der Herzog keine Popularität gewann, ein Mangel, der in ſo zweifelhafter Lage oft nur zu bald fühlbar wird. Noch beharrten Urach, Göppingen und

Tübingen auf ihren dem Bunde geleiſteten Pflichten, denn ihre bündiſch geſinnten Obervögte zwangen ſie mit Gewalt dazu; zu Urach hauste Dieterich Späth, des Herzogs bitterſter Feind; er brachte in wenigen Tagen ſo viel Mannſchaft auf, daß er nicht nur ſein ganzes Amt im Zaume hielt, ſondern auch Einfälle in die Ländereien machte, die dem Herzog wieder zugefallen waren. Es ging auch das Gerücht, die Bundesſtände ſeyen ſchnell von Nördlingen aufgebrochen, jeder in ſeine Heimath geeilt, um friſche Heere aufzubieten und Ulerich zum zweiten Mal auf Leben und Tod zu bekämpfen.

Ulerich ſelbſt ſchien weder der einen noch der andern dieſer Beſorgniſſe Raum zu geben. Er pflog bei verſchloſſenen Thüren mit Ambroſius Volland Rath; man ſah viele Eilboten kommen und abgehen, aber niemand erfuhr, was ſie brachten. In Stuttgart aber glaubte man feſt, der Herzog müſſe in der fröhlichſten Stimmung ſeyn, denn wenn er mit ſeinem glänzenden Gefolge durch die Straßen ritt, alle ſchönen Jungfrauen grüßte und mit den Herren zu ſeiner Seite ſcherzte und lachte, da ſagten ſie: „Herr Ulerich iſt wieder ſo luſtig, wie vor dem armen Conrad.“ Er hatte ſeinen Hofſtaat wieder glänzend eingerichtet. Zwar war es nicht mehr wie früher der Sammelplatz der baieriſchen, ſchwäbiſchen und fränkiſchen Grafen und Herren, zwar fehlte die Fürſtin, die ſonſt einen ſchönen Kranz blühender Fräulein um ſich verſammelt hatte, aber dennoch fehlte es nicht an ſchönen Frauen und ſchmucken Edeln, ſeinen Hof zu verherrlichen, und die Luft dieſer Stadt ſchien ſchon damals der Schönheit ſo günſtig zu ſeyn, daß die bunten Reihen in den

Sälen und Hallen des Schloſſes nicht einer gewöhnlichen Verſammlung, ſondern einer Auswahl aus den ſchönen Frauen des Landes glich.

Tänze und Ritterſpiele waren in ihre alten Rechte eingeſetzt worden. Feſt drängte ſich an Feſt, und Ulerich ſchien eifrig nachholen zu wollen, was er in der Zeit ſeines Unglücks verſäumt hatte. Keines dieſer geringſten Feſte war die Hochzeits Georgs von Sturmfeder mit der Erbin von Lichtenſtein.

Der alte Herr hatte ſich lange nicht entſchließen können, ſein Wort zu halten; nicht daß er die Wahl ſeiner Tochter mißbilligt hätte, denn er liebte ſeinen Eidam väterlich, er ſah in ihm ſeine eigene Jugend wieder aufblühen, er ſchlug ihm ſeine freiwillige Verbannung mit dem Herzog hoch an; aber wie der Horizont von Ulerichs Glück, ſo war auch die Stirne des alten Mannes noch immer umwölkt, denn er ahnte, daß es nicht ſo bleiben werde, wie es jetzt war, und tief ſchmerzte es ihn, daß der Herzog in ſo mancher wichtigen Angelegenheit von ſeinem Rath nicht Gebrauch machte, ſondern alles heimlich mit ſeinem Kanzler abhandelte. So hatte er unſchlüſſig und betrübt dieſen Tag der Freude immer hinausgeſchoben, aber die ſchönen Augen ſeiner Tochter, in welcher er oft einen leiſen Vorwurf zu leſen glaubte, Georgs Bitten nöthigten ihm endlich einen beſtimmten Termin ab. Der Herzog ließ es ſich nicht nehmen, die Hochzeit auszurichten. Er mochte ſich jener Nächte erinnern, wo der Vater nicht müde ward, ihm ſeine Anhänglichkeit zu bezeugen, wo die zarte Tochter keinen Sturm, keine Kälte ſcheute, um ihn am Burgthor

zu empfangen, um ihn mit warmen Speiſen zu laben. Er mochte ſich noch aus der jüngſten Vergangenheit der Opfer erinnern, die ihm der Bräutigam gebracht hatte: er zeigte auf glänzende Art, wie er Treue, Aufopferung und Liebe, die ſich ihm ſo ſelten bewährt hatten, zu vergelten wiſſe. Der Ritter und ſeine Tochter waren bisher noch immer ſeine Gäſte im Schloß zu Stuttgart geweſen, jetzt ließ er ein ſchönes Haus nächſt der Collegiatenkirche mit neuem Hausgeräthe verſehen und übergab am Vorabend der Hochzeit den Schlüſſel dem Fräulein von Lichtenſtein, mit dem Wunſche, ſie möchte es, ſo oft ſie in Stuttgart ſey, bewohnen.

Und jetzt endlich war der Tag gekommen, welchen Georg oft in ungewiſſer Ferne, aber immer mit gleicher Sehnſucht geſchaut hatte. Er rief ſich am Morgen dieſes Tages das ganze Leben ſeiner Liebe zurück; er wunderte ſich, wie alles ſo ganz anders gekommen war, als er ſich gedacht hatte. Wie hätte er, als er damals durch den Schönbuch nach der Heimath zog, denken können, daß das Glück, die Geliebte ganz zu beſitzen, nicht mehr ſo ferne liegen werde, als er fürchtete. Wie hätte er, als er ſich an das Bundesheer anſchloß, ahnen können, daß der Herzog, welchen er zu bekriegen kam, ſein Glück gründen werde. Mit welch' heiterer Ruhe dachte er jetzt an die Stürme jener Tage zurück, wo es ihm zuerſt wieder möglich geworden war, der Geliebten ein Wörtchen der Liebe zuzuflüſtern, wo er die Schreckenskunde vernahm, daß ihr Vater, ein Feind des Bundes, ſie mit ſich hinwegführen werde; wo er in Bertha's Garten die unglücklichſte Stunde ſeines Lebens im ſchmerzlichen

Abſchied von der Geliebten hinbrachte, wo er auf lange, vielleicht auf ewig verloren glaubte, was heute auf ewig ſein werden ſollte. Jedes Wort der Geliebten kehrte wieder in ſeiner Erinnerung, und er mußte aufs neue ihre hohe Zuverſicht, ihren ſchönen Glauben an ein gütiges Geſchick bewundern, den ſie auch damals, wo die Zukunft mit einem düſteren Schleier verhüllt und keine Ausſicht, keine Hoffnung mehr war, nicht verlor, den ſie mit dem letzten Abſchiedskuſſe auch ihm mitzutheilen wußte.

„Er hat uns nicht gelogen, dieſer Glaube," ſprach der junge Mann, von der Erinnerung bewegt, zu ſich; „es lebt eine heilige ahnungsvolle Stimme in ihrer reinen Seele, und ihr klares Auge, das in dem meinigen die Gewißheit meiner Liebe las, tauchte auch damals tief in die Zukunft und verkündete Glück, es wird ſie auch jetzt nicht täuſchen, wenn es ein ſüßes ungeſtörtes Glück in unſerer Verbindung lieſt."

Ein beſcheidenes Pochen an der Thüre unterbrach die lange Gedankenreihe, die ſich an den heutigen Tag knüpfen und in die ferne Zukunft hinaus ziehen wollte. Es war Herr Dieterich von Kraft, der ſtattlich geſchmückt zu ihm eintrat.

„Wie?" rief der Schreiber des großen Rathes zu Ulm, und ſchlug voll Verwunderung die Hände zuſammen, „wie? in dieſem Wamms wollet Ihr Euch doch hoffentlich nicht trauen laſſen? Es iſt ſchon neun Uhr, die Gänge und Treppen des Schloſſes wimmeln von Hochzeitgäſten, die von Sammt und Seide glänzen, und Ihr, die Hauptperſon im Stück, ſchauet ruhig zum Fenſter hinaus, ſtatt Euren Anzug zu beſorgen?"

„Dort liegt der ganze Staat,“ erwiederte Georg lächelnd: „Barrett und Federn, Mantel und Wamms, alles aufs ſchönſte zubereitet; aber Gott weiß, ich habe noch nicht daran gedacht, daß ich dieſes Flitterwerk an mich hängen ſolle. Dies Wamms iſt mir lieber als jenes ſchöne neue; ich habe es in ſchweren, aber dennoch glücklichen Tagen getragen.“

„Ja, ja! ich kenne es wohl; das habt Ihr bei mir in Ulm getragen, und es iſt mir noch wohl erinnerlich, wie Euch Bertha in dieſem blauen Kleid abſchilderte, daß ich recht eiferſüchtig ward. Aber Flitterwerk nennt Ihr die Kleider da? Ei, der Tauſend! Hätte ich nur mein Lebenlang ſolche Flitter. Ha, das weiße Gewand, mit Gold geſtickt, und der blaue Mantel von Sammt! Kann man was ſchöneres ſehen? Wahrlich, Ihr habt mit Umſicht ausgewählt, das mag trefflich ſtehen zu Euren braunen Haaren.“

„Der Herzog hat mir es zugeſchickt,“ antwortete Georg, indem er ſich ankleidete, „mir wäre alles zu koſtbar geweſen.“

„Iſt doch ein prächtiger Herr, der Herzog, und jetzt erſt, ſeit ich einige Zeit hier bin, ſehe ich ein, daß man ihm bei uns in Ulm zu viel gethan hat. An einem ſolchen Hofe iſt es doch was anderes als in den Städten, und Herzog von Würtemberg klingt auch ſchöner als Bürgermeiſter von Ulm. Und doch möcht' ich nicht in ſeiner Haut ſtecken; Ihr werdet ſehen, Vetter, es geht noch einmal bergab mit ihm.“

„Das iſt Euer altes Lied, Herr Dieterich; erinnert Ihr Euch noch, wie Ihr damals in Ulm groß thatet mit

Eurer Politica, und wie Ihr regieren wolltet in Würtemberg? Wie iſt es denn jetzt?

„Iſt nicht alles eingetroffen?“ erwiederte der Rathsſchreiber mit weiſer Miene; „weiß noch wie heute, daß ich prophezeihte, die Schweizer ziehen heim, die Landſchaft werden wir für uns gewinnen und die Burgen werden wir einnehmen.“

„Ja, ja! Ihr habt ſie erobern helfen,“ lachte Georg, „ſeyd ja in einer Sänfte zu Feld getragen worden; aber damals ſagtet Ihr auch, der Herzog werde nie zurückkehren, und jetzt ſitzt er ganz warm und ruhig hier.“

„Nicht ſo ruhig als Ihr glaubt. Zwar ich wollte ihm und Euch wünſchen, er behielte ſein Land; uns hat es doch nichts genützt, die großen Herren nehmen alles für ſich, an unſereinen kam nichts als etwa die Ehre, für den Bund geköpft zu werden; möchte es ihm wohl gönnen; aber — glaubet mir, es ſieht nicht ſo ruhig aus, als man hier meint. Die vertriebenen Räthe haben von Eßlingen aus an den Kaiſer und das Reich geſchrieben und geklagt, der Bund iſt wieder auf den Beinen; bei Ulm ſteht ſchon wieder ein neues Heer.“

„Gerede, nichts weiter; ich weiß gewiß, daß der Herzog ſich mit Baiern verſöhnen wird.“

„Ja will, aber nicht verſöhnen wird. Das hat noch manchen Haken. Aber was ſehe ich? Ihr werdet doch nicht den alten Fetzen von einer Feldbinde zu dem ſtattlichen Hochzeitſchmuck anlegen wollen? Pfui, das paßt nicht zuſammen, lieber Vetter.“

Der Bräutigam betrachtete die Schärpe mit inniger Liebe. „Das verſteht Ihr nicht,“ ſagte er, „wie gut ſich

dies zum Hochzeitgewande ſchickt. Es iſt ihr erſtes Geſchenk; ſie flocht ſie heimlich bei Nacht auf ihrem Kämmerlein, als ihr die Kunde kam, daß ſie bald ſcheiden müſſe. Sie hat manche Thräne hineingewoben, hat das Gewebe oft an die Lippen gedrückt, drum ward es mir eine Zauberbinde und meinen Augen ein Troſt, wenn ich im Unglück auf die Bruſt hernieder ſah. Sie darf nicht fehlen, dieſe Binde, hat ſie die Noth mit mir getragen, ſo ſey ſie mir ein heiliger Schmuck am Tage des Glückes."

„Nun, wie Ihr wollt, hängt ſie in Gottes Namen um; jetzt noch das Barrett aufgeſetzt und ſchnell den Mantel umgehängt, ſie läuten ſchon das Erſte drüben in der Kirche. Sputet Euch, laſſet das Bräutlein nicht ſo lange warten!"

Der Rathsſchreiber ſtellte ſich noch einmal vor den jungen Mann und muſterte mit ſtrengen Kenneraugen ſeinen Anzug. Er zog da eine Spange ſchärfer an, er verwiſchte dort eine Falte, ſteckte hier eine Feder höher und immer zufriedener wurden ſeine Blicke. Er geſtand ſich, daß der große ſchlanke junge Mann, ſein ſchöner Kopf, die klaren muthigen Augen ganz des lieblichen Bäschens würdig ſeyen. „Weiß Gott," ſagte er, „Ihr ſehet aus, Vetter, als wäret Ihr von unſerem Herr Gott gerade zum Hochzeiter erſchaffen worden. Es iſt mir lieb, daß Euch heute Bertha nicht ſehen kann, es möchte ihr wieder auf acht Tage ſchwindelnd werden, dem armen Kind! — Kommt, kommt! ich fühle mich ſtolz, Euer Geſelle zu ſeyn, wenn ich auch vierzehn Tage zu ſpät nach Ulm zurückkehre."

Georgs Wangen rötheten ſich, ſein Herz pochte, als er ſein Gemach verließ. Die Freude, die Erwartung, die Erfüllung jahrelanger Wünſche beſtürmten ſeine Sinne und wie trunken ging er neben Herrn Dieterich durch die Gallerien. Die Thüre ging auf und Marie, im Glanze ihrer Schönheit, ſtand umgeben von vielen Frauen und Fräulein, die vom Herzog eingeladen, heute ihre Begleitung bilden ſollten. Marie erröthete, als ſie den Geliebten ſah, ſie betrachtete ihn ſtaunend, als ſeyen ſeine Züge heute mit einem neuen Glanze übergoſſen, ſie ſchlug die Augen nieder, als ſie ſeinen freudetrunkenen Blicken begegnete. Was hätte Georg darum gegeben, die Geliebte an ſein Herz ziehen, den Morgengruß der Liebe auf ihre Lippen drücken zu dürfen; aber die ſtrenge Sitte der Zeit trennte an dieſem Tage durch eine weite Kluft, was ſich ſonſt ſchon längſt gefunden hätte. Dem Bräutigam war es nicht erlaubt, die Hand der Braut zu berühren, ehe ſie der Prieſter in die ſeinige legte, und der Braut wurde es übel aufgenommen, wenn ſie den Bräutigam gar zu viel und gar zu lange anſah. Züchtig, ehrbar, die Augen auf den Boden geheftet, die Hände unter der Bruſt gefaltet, mußte ſie ſtehen, — ſo wollte es die Sitte.

Bei mancher andern möchte dieſe Stellung erzwungen und ſteif erſchienen ſeyn, doch, wie die Natur über ihre lieblichſten Töchter in jeder Lage, in Trauer und Freude, den Zauber der Schönheit ausgießt, ſo war auch dieſe unnatürliche Haltung der Braut bei Marien zum gelungenſten Bild geworden; die zarte Röthe, die alle Augenblicke auf ihren Wangen wechſelte, der ſüße

Mund, in deſſen Winkeln ein Lächeln aufzukeimen ſchien, der feine weiche Vorhang der geſenkten Lieder, die zarten Franſen der dunkeln Wimpern, durch welche die blauen, glänzenden Augen wie eine aufgehende Sonne kaum ſichtbar durchſchimmerten, ſie gaben ein Bild holder verſchämter Liebe, die dem Geliebten die Arme öffnen, die ſeinen Namen mit den ſüßeſten Tönen ausſprechen, die die Augen aufſchlagen möchte, um ihm durch einen Blick ihre Wünſche zu verkünden; doch die mächtigere Natur, das verwirrende Gefühl der Beſchämung windet ihr die Hände nur noch feſter zuſammen, ſchlägt die zarte Hülle der Wimpern vor das glühende Auge herab und verſchließt den Mund, daß er nur heimlich und ſtille lächelt, aber das Geheimniß der Liebenden nicht ausſpricht.

Verſchwunden war die erhabene Haltung Mariens, verſchwunden die Majeſtät ihrer Stirne und jener gebietende ernſte Blick, der auch den Kühnſten gefeſſelt hätte; aber man war verſucht, jene erhabenern Schönheiten nicht zurückzuwünſchen; lag doch in dieſem verſchämten Bekenntniß, durch einen Blick des Geliebten überwunden zu ſeyn, ein höherer Reiz, als wenn das ſtolze Auge frei um ſich geblickt, und dieſer geſchloſſene Mund das Geſtändniß der Liebe laut und offen ausgeſprochen hätte. So hatte die Natur Marien an dieſem Tage einen neuen Zauber verliehen, der ſo mächtig wirkte, daß Georg einige Momente ſeine Braut verwunderungsvoll betrachtete und ſein Herz ſich ſtolzer hob, im Gefühle, dieſes liebliche Kind ſein nennen zu dürfen.

Jetzt kam auch der Herzog, der den Ritter von Lichtenstein an der Hand führte. Er musterte mit schnellen Blicken den reichen Kreis der Damen, und auch er schien sich zu gestehen, daß Marie die schönste sey. „Sturmfeder!“ sagte er, indem er den Glücklichen auf die Seite führte, „dies ist der Tag, der dich für Vieles belohnt. Gedenkst du noch der Nacht, wo du mich in der Höhle besuchtest und nicht erkanntest? Damals brachte Hans, der Pfeifer, einen guten Trinkspruch aus: „dem Fräulein von Lichtenstein! möge sie blühen für Euch!“ — Jetzt ist sie dein, und was nicht minder schön ist, auch dein Trinkspruch ist erfüllt; wir sind wieder eingezogen in die Burg unserer Väter.“

„Möge Euer Durchlaucht dieses Glück so lange genießen, als ich an Mariens Seite glücklich zu seyn hoffe. Aber Eurer Huld und Gnade habe ich diesen schönen Tag zu verdanken, ohne Euch wäre vielleicht der Vater —“

„Ehre um Ehre, du hast Uns treulich beigestanden, als wir unser Land wieder erobern wollten, drum gebührte es sich, daß auch Wir dir beigestanden, um sie zu besitzen. — Wir stellen heute deinen Vater vor, und als solchen wirst du Uns schon erlauben, nach der Kirche deine schöne Frau auf die Stirne zu küssen.“

Georg gedachte jener Nacht, als der Herzog unter dem Thor von Lichtenstein sich auf diesen Tag vertröstete; unwillkürlich mußte er lächeln, wenn er der Würde und Hoheit gedachte, mit welcher die Geliebte den Mann der Höhle damals zurückgewiesen hatte. „Immerhin, Herr Herzog, auch auf den Mund; Ihr habt es längst verdient durch Eure großmüthige Fürsprache.“

„Wer ſind deine Geſellen, die dich zum Altar geleiten?“ fragte der Herzog.

„Mar Stumpf und der Ulmer Rathsſchreiber, ein Vetter von Lichtenſtein.“

„Wie, das feine Männlein, den mein Kanzler köpfen laſſen wollte? Da haſt du links den zierlichſten und rechts den tapferſten Mann des Schwabenlandes. Glück zu, junger Herr! Doch ich will dir rathen, mehr rechts zu halten als links, dann kann es dir nie fehlen auf Erden, und wärſt du ſo eiferſüchtig als ein Türke. Sieh, ſieh, da kommt ja der Rechte! ſieh, wie ſeine breite kurze Geſtalt ſich wunderlich ausnimmt unter den Frauenzimmern. Und wie er ſich ſtattlich angethan hat! Den verſchoſſenen grünen Mantel trug er ſchon Anno elf auf unſerer Hochzeit mit Frau Sabina Lobeſan.“

„Kann mich nicht viel mit dem Anzug befaſſen,“ erwiederte der tapfere Ritter von Schweinsberg, der die letzten Worte noch gehört hatte; „auch mit dem Tanzen will es nicht recht gehen, Ihr werdet mich entſchuldigen; will aber heute Abend im Ritterſpiel der neue Eheherr eine Lanze mit mir brechen, ſo —

„So willſt du ihm aus lauter Zärtlichkeit und Höflichkeit ein Paar Rippen einſtoßen!“ lachte der Herzog, „das heiße ich einen Bräutigamsgeſellen von echter Art. Nein, da rathe ich dir, Georg, dich lieber links zu halten; der Ulmer wird dir nicht wehe thun.“

Die Flügelthüren öffneten ſich jetzt und man ſah auf der breiten Gallerie das Hofgeſinde des Herzogs in Ordnung aufgeſtellt. An dieſe ſchloſſen ſich die Edelknaben an, welche brennende Kerzen trugen; dann

folgte der glänzende Zug der Fräulein und Edelfrauen, die ſich zu dieſem Feſte eingefunden hatten. Sie waren in reiche mit Gold und Silber durchwirkte Stoffe gekleidet, und jede hatte einen Blumenſtrauß und eine Citrone in der Hand. Die Braut wurde von Georg von Hewen und Reinhardt von Gemmingen geführt. Viele Ritter und Edelleute ſchloſſen ſich an dieſe an, in ihrer Mitte ging Georg von Sturmfeder, Max Stumpf zu ſeiner Rechten, der Rathsſchreiber Dieterich von Kraft zu ſeiner Linken. Sein ganzes Weſen ſchien von einer würdigen Freude gehoben, ſeine Augen blinkten freudig, ſein Gang war der Gang eines Siegers. Er ragte mit dem wallenden Haar, mit den wehenden Federn des Barretts weit über ſeine Geſellen hervor. Die Leute betrachteten ihn ſtaunend, die Männer lobten laut ſeine hohe männliche Geſtalt, ſeine edle Haltung. Aber die Mädchen flüſterten leiſe und prieſen ſeine ſchönen Züge und das freie glänzende Auge.

So ging der Zug aus dem Thore des Schloſſes nach der Kirche, die nur durch einen breiten Platz von ihm getrennt war. Kopf an Kopf ſtanden die ſchönen Mädchen und die redſeligen Frauen, ſie muſterten die Anzüge der Fräulein, ſtrengten die Blicke an, als die ſchöne Braut vorbeiging, und waren voll Lobes über den Bräutigam.

Unter den zahlreichen Zuſchauern ſah man auch eine rüſtige runde Bauersfrau mit ihrem Töchterlein ſtehen. Dieſe Frau verneigte ſich immerwährend zu großer Beluſtigung der Städtler umher, die nur der Braut und dem Herzog dieſe Aufmerkſamkeit bewieſen. Sie unterhielt ſich dabei eifrig mit ihrer Tochter. Das

ſchöne Kind an ihrer Seite ſchien aber wenig auf ihre Reden zu achten; ſie überſah den glänzenden Zug der Fräulein, ihre hellen Augen waren nur immer auf die nahende Braut gerichtet. Je näher dieſe kam, deſto röther färbten ſich die Wangen des Mädchens, das rothe Mieder hob und ſenkte ſich ungeſtüm und das pochende Herz ſchien die ſilbernen Ketten, womit es eingeſchnürt war, zerſprengen zu wollen. Sie ſah Marien feſt und durchdringend an, die hohe Schönheit der jungen Braut ſchien ſie zu überraſchen, ein wehmüthiges Lächeln zuckte um ihren kleinen Mund. „Sie iſts!“ rief ſie unwillkürlich aus, und verbarg dann ſchnell ihr Geſicht hinter dem Rücken ihrer Mutter, denn die Umſtehenden ſahen verwundert nach ihr hin.

„Jo, dia iſts, Bärbele! dia iſt grauſig ſchö!“ flüſterte die runde Frau und neigte ſich tief. „Jetzt wellet mer uf da Junker baſſa.“

Das Mädchen ſchien dieſes Raths nicht erſt zu bedürfen, denn ſie blickte längſt hinüber nach jener Seite, woher er kommen mußte. „Er kommt, er kommt!“ hörte ſie ihre Nachbarn flüſtern, „der iſts in dem weißen Kleid, mit dem blauen Mantel, er geht gerade vor dem Herzog.“ Sie ſah ihn, nur einen Blick warf ſie nach ihm hin und wagte dann nicht mehr aufzublicken; die tiefe Röthe ihrer Wangen verſchwand, als er vorüberging, ſie zitterte, eine Thräne fiel herab auf das rothe Mieder; — jetzt war er vorüber, jetzt hob ſie das Köpfchen wieder ein wenig auf und ſandte ihm einen Blick nach, der mehr auszudrücken ſchien, als die reine Bewunderung oder das Staunen der Neugierde.

Als der Zug vorüber war, drängten ſich die Zuſchauer mit Ungeſtüm zu den Kirchthüren, und in einem Augenblick war der Platz, der noch kurz zuvor den Anblick einer bunten wogenden Menge dargeboten hatte, wie ausgeſtorben. Die runde Frau blickte noch immer ſtaunend den ſchönen geputzten Stadtjungfern nach, welche mit ihren brocatenen Hauben und goldgeſtickten Miedern, mit ihren feinen langen Röcken, an welchen man nur um Hals und Buſen den Zeug allzuſehr geſpart zu haben ſchien, in der Bauersfrau mächtige Sehnſucht nach ſolcher Pracht und Herrlichkeit erweckt hatten.

Als ſie ſich umwandte, erſchrack ſie nicht wenig, denn ihr holdes Kind hatte das blühende Geſichtchen in die Hände verborgen und weinte. Sie konnte nicht begreifen, was dem Mädchen begegnet ſeyn könne, ſie faßte ihre Hand, zog ſie herab von den Augen, — ſie weinte bitterlich. „Was hoſcht denn, Bärbele?“ fragte ſie halb unmuthig, doch nicht ohne Theilnahme, „was heulſcht denn? Hoſcht's denn et g'ſeha? Gang, s' iſt jo a Schand! wenn's jo ebber ſieht; ſo ſag' no, worum de heulſcht?“

„I woiß et, Muater!“ flüſterte ſie, indem ſie vergeblich ihre Thränen zu bezwingen ſuchte; „es iſt mer ſo weh im Herz drinn, i woiß et worum.“

„Laß jetzt bleiba, ſag e! Komm, ſonſt kommemer z'ſpot in d'Kirch. Hairſch, wie ſe muſicieret und ſinget? komm, ſonſt ſeha mer nir mai!“ Die Frau zog bei dieſen Worten das Mädchen nach der Kirche. Bärbele folgte, ſie bedeckte die Augen mit der weißen Schürze, um nicht den Stadtleuten zum Geſpött zu werden; aber

die tiefen Seufzer, die ſich aus ihrer Bruſt herauf-ſtahlen, ließen ahnen, daß ſie einen tiefen Schmerz vergeblich zu unterdrücken ſuche. Die Orgel ſchwieg, der Chorgeſang verſtummte, als ſie an der Kirchthüre anlangten; die Einſegnung des ſchönen Paares mußte in dieſem Augenblicke beginnen. Aber vergebens ſuchte die runde Frau durch die dichten Reihen zu dringen, welche die Thüre füllten, ſie wurde, ſo oft ſie ſich in einen freien Raum zu ſchieben ſuchte, unwillig und mit Scheltworten zurückgeſtoßen.

„Komm, Muater!“ ſprach das Mädchen, „mer wellet hoim; mer ſent arme Leut, uns laſſet ſe et in d'Kirch; komm hoim.“

„Was?“ d'Kircha ſind für älle Leut erſchaffa; au für d'Arme. Wia, ihr Herra, lent es e bisle do nei. Mer ſehet jo gar nix.“

„Waz!“ ſprach der Mann, an den ſie ſich gewendet hatte, und kehrte ihr ein rothbraunes Geſicht mit ſchreck-lichem Bart zu, „waz? packt Euch fort, wir laſſen niemand durch; wir zind die allergnädigſten herzoglichen Landsknechte wir, und nach dem Zanktus, hat der Hauptmann befohlen, darf keine Zeele mehr durch; Mordblei! thut mir leid, wenn ich in der Kirche fluche, aber ich zag', weg da!“

„Die Olte muß weg, ſogen wer, ober das Dienderl darf rein; komm, Schazerl! do konnſt's recht gut ſehen! ſchaut's, jetzt ſteckt ihr der Probſt den Ring on, jetzt legt er ihne die Händ' zuſommen — gib mir en Schmazerl, dann darfſt's ſehn.“ Der Staberl von Wien ſtreckte bei dieſen Worten ſeine tapfere Hand nach dem Mädchen

aus, doch dieſe ſchrie laut auf und entfloh weinend; die runde Frau aber verwünſchte die Stadtleute, die Stadtkirchen und die unanſtändigen Landsknechte, und folgte ihrer Tochter.

XII.

So hab' ich endlich dich gerettet
Mir aus der Menge wilden Reih'n;
Du biſt in meinen Arm gekettet,
Du biſt nun mein, nun einzig mein.
Es ſchlummert alles dieſe Stunde,
Nur wir noch leben auf der Welt,
Wie in der Waſſer ſtillem Grunde
Der Meergott ſeine Göttin hält.

L. Uhland.

Herzog Ulerich von Würtemberg liebte eine gute Tafel, und wenn in guter Geſellſchaft die Becher kreiſten, pflegte er nicht ſo bald das Zeichen zum Aufbruch zu geben. Auch am Hochzeitfeſte Mariens von Lichtenſtein blieb er ſeiner Gewohnheit treu. Man war, als die heilige Handlung in der Kirche vorüber war, in den Luſtgarten am Schloß gezogen; dort hatten ſich in den Laubgängen und künſtlich verſchlungenen Wegen die Hochzeitgäſte ergangen, oder an den zahmen Hirſchen und Rehen im Gehege, oder an den Bären, die in einem der Gräben des Schloſſes umherwandelten, ſich ergötzt. Um zwölf Uhr hatten die Trompeter zur Tafel gerufen. Sie wurde in der Tyrnitz gehalten, einer weiten hohen Halle, die viele hundert Gäſte faßte. Dieſe Halle war die Zierde des Schloſſes zu Stuttgart. Sie maß wohl hundert Schritte in der Länge; die eine

Seite, die gegen den Garten des Schloſſes lag, war von vielen breiten Fenſtern unterbrochen, und der freundliche Tag ergoß ſich durch die vielfarbigen Scheiben und erhellte überall das ungeheure Gemach, das mit ſeinen Wölbungen und Säulen mehr einer Kirche als einem Tummelplatz der Freude glich. Um die drei übrigen Seiten liefen Gallerien, mit Teppichen reich behängt, ſie waren für die Geiger und Troupeter und für die Zuſchauer bei einem fürſtlichen Mahle beſtimmt, oft aber dienten ſie den Damen und Kampfrichtern zu Tribünen, wenn nicht der Klang der Becher, ſondern Schwerthiebe, das Krachen der Lanzen, das Sauſen der Speere und das Gelächter und Geſchrei der Kämpfer beim freien Waffenſpiel in der Halle erſcholl.

Aber heute ſah man hier einen gemiſchten Kreis ſchöner Frauen und fröhlicher Männer um reich beſetzte Tafeln ſitzen. Auf den Gallerien ſchwangen die Geiger luſtig ihre Fidelbogen. Die Zinkeniſten blieſen ihre Backen auf, die Trommler ſchlugen kräftig auf die Felle, und mit Jauchzen und Halloh ſtimmte die Volksmenge, die man auf den übrigen Theilen der Gallerien zugelaſſen hatte, ein, wenn die Herren unten einen Trinkſpruch ausgebracht hatten. Am oberen Ende der Halle ſaß unter einem Thronhimmel der Herzog. Er hatte ſeinen Hut weit aus der Stirne gerückt, ſchaute fröhlich um ſich und ſprach dem Becher fleißig zu. Zu ſeiner Rechten, an der Seite des Tiſches, ſaß Marie; jetzt wollte die Sitte nicht mehr, daß ſie die Augen niederſchlug und ſechs Schritte von dem Geliebten blieb. Ein fröhliches Leben war in ihre Augen, um

ihren Mund eingezogen: ſie blickte oft nach ihrem neuen Gemahl, der ihr gegenüber ſaß, es war ihr oft, als müſſe ſie ſich überzeugen, daß dies alles nicht ein Traum, daß ſie wirklich eine Hausfrau ſey, und den Namen, den ſie achtzehn Jahre getragen, gegen den Namen Sturmfeder vertauſcht habe; ſie lächelte, ſo oft ſie ihn anſah, denn es kam ihr vor, als gebe er ſich, ſeitdem er aus der Kirche kam, eine gewiſſe Würde. „Er iſt mein Haupt," ſagte ſie lächelnd zu ſich; „mein Herr, mein Gebieter; o der gute Herr! das liebe Haupt."

Und es war ſo, wie Marie zu bemerken glaubte; Georg fühlte ſich gehobener, mit einer neuen Würde umgeben; es ſchien ihm, als zeigen ihm die Junker mehr Ehrfurcht, als ziehen ihn die älteren Ritter freundlicher zu ſich heran, ſeit er nicht mehr allein in der Welt ſtand, ſondern wie ſie ein Hausvater, vielleicht der Stammhalter eines glänzenden Geſchlechtes geworden war. Denn in den guten alten Zeiten waren die Begriffe noch anders als heutzutage, und man dachte ſich den Edelmann und den Bürger nicht anders als mit Weib und Kindern, und überließ den Cölibat den Mönchen.

In die Nähe des Herzogs war der Ritter von Lichtenſtein, Max Stumpf von Schweinsberg und der Kanzler gezogen worden, und auch der Rathsſchreiber von Ulm ſaß nicht ferne, weil er heute als Geſelle des Bräutigams dieſen Ehrenplatz ſich erworben hatte. Der Wein begann ſchon den Männern aus den Augen zu leuchten und den Frauen die Wangen höher zu färben, als der Herzog ſeinem Küchenmeiſter ein Zeichen gab.

Die Speiſen wurden weggenommen und im Schloßhof unter die Armen vertheilt; auf die Tafel kamen jetzt Kuchen und ſchöne Früchte, und die Weinkannen wurden für die Männer mit beſſeren Sorten gefüllt; den Frauen brachte man kleine ſilberne Becher mit ſpaniſchem ſüßen Weine. Sie behaupteten zwar, keinen Tropfen mehr trinken zu können, doch nippten und nippten ſie von dem ſüßen Nektar immer wieder, bis man die Nagelprobe hätte machen können. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo nach der Sitte der Zeit dem neuen Ehepaar Geſchenke überbracht wurden. Man ſtellte Körbe neben Marien auf, und als die Geiger und Pfeifer von neuem geſtimmt hatten und aufzuſpielen anfingen, bewegte ſich ein langer, glänzender Zug in die Halle. Voran gingen die Edelknaben des fürſtlichen Hofes, ſie trugen goldene Deckelkrüge, Schaumünzen, Schmuck von edlen Steinen als Geſchenke des Herzogs.

„Mögen euch dieſe Becher, wenn ſie bei den Hochzeiten eurer Kinder, bei den Taufen eurer Enkel kreiſen, mögen ſie euch an einen Mann erinnern, dem ihr beide im Unglück Liebe und Treue bewieſen, an einen Fürſten, der im Glück euch immer gewogen und zugethan iſt.“

Georg war überraſcht von dem Reichthum der Geſchenke. „Euer Durchlaucht beſchämen uns!“ rief er, „wollet Ihr Liebe und Treue belohnen, ſo wird ſie nur zu bald um Lohn feil ſeyn.“

„Ich habe ſie ſelten rein gefunden,“ erwiederte Ulerich, indem er einen unmuthigen Blick über die lange Tafel hinſchickte und dem jungen Mann die Hand drückte, „noch ſeltener, Freund Sturmfeder, hat ſie mir Probe

gehalten, drum ist es billig, daß wir die reine Treue mit reinem Golde und edle Liebe mit edlen Steinen zu belohnen suchen. Doch wie, Eure schöne Frau vergießt Thränen? Ich weiß die Quelle dieses klaren Thaues, es ist die Erinnerung an unser bitteres Geschick, die wir selbst herauf beschworen haben. Hinweg mit diesen Thränen, schöne Frau, am Hochzeittag ist es kein gutes Zeichen. Doch mit Verlaub Eures Eheherrn will ich jetzt eine alte Schuld einziehen, Ihr wißt noch welche?"

Marie erröthete und warf einen forschenden Blick nach Georg hinüber, als fürchtete sie, jenes alte Uebel, daß sie oft kaum zu beschwören vermochte, möchte wiederkehren. Georg wußte recht wohl, was der Herzog meine, denn jene Scene, die er hinter der Thüre belauscht, war ihm noch immer im Gedächtniß; doch er fand Gefallen daran, den Herzog und Marien zu necken, und antwortete, als diese noch immer schwieg: „Herr Herzog, wir sind jetzt zusammen ein Leib und eine Seele, wenn also meine Frau in früheren Zeiten Schulden gemacht hat, so steht es mir zu, sie zu bezahlen."

„Ihr seyd zwar ein hübscher Junge," entgegnete Ulerich mit Laune, „und manche unserer Fräulein hier am Tische möchte vielleicht gerne einen solchen Schuldbrief an Euren schönen Mund einzufordern haben; mir aber kann dies nicht frommen, denn meine Urkunde lautet auf die rothen Lippen Eurer Frau."

Der Herzog stand bei diesen Worten auf und näherte sich Marien, die bald erröthend, bald erbleichend ängstlich auf Georg herüber sah. „Herr Herzog," flüsterte sie, indem sie den schönen Nacken zurückbog, „es war

nur Scherz — ich bitte Euch.“ Doch Ulerich ließ ſich nicht irre machen, ſondern zog die Schuld ſammt Zinſen von ihren ſchönen Lippen ein.

Der alte Herr von Lichtenſtein ſah bei dieſer Scene finſter bald auf den Herzog, bald auf ſeine Tochter, vielleicht mochte ihm Ulerich von Hutten beifallen, denn ſeine Blicke ſtreiften auch ängſtlich auf ſeinen Schwiegerſohn. Der Kanzler Ambroſius Volland aber ſchaute mit höhniſcher Schadenfreude aus den grünen Aeuglein auf den jungen Mann. „Hi hi!“ rief er ihm zu, „ich leere meinen Becher auf gutes Wohlſeyn. Eine ſchöne Frau iſt eine gute Bittſchrift in aller Noth; wünſche Glück, liebſter, werthgeſchätzter Herr; hi hi! ’s iſt ja auch was Unſchuldiges, ſo lange es vor den Augen des Ehemanns geſchieht.“

„Allerdings, Herr Kanzler!“ erwiederte Georg mit großer Ruhe, „um ſo unſchuldiger, als ich ſelbſt dabei war, wie meine Frau Seiner Durchlaucht dieſen Dank zuſagte. Der Herr Herzog verſprach, beim Vater für uns zu bitten, daß er mich zu ſeinem Eidam annehme, und bedung ſich dafür dieſen Lohn an unſerm Hochzeittage.“

Der Herzog ſah den jungen Mann mit Staunen an, Marie erröthete von neuem, denn ſie mochte ſich jene ganze Scene ins Gedächtniß zurückrufen, aber keines von beiden widerſprach ihm, ſey es, weil ſie es für unſchicklich hielten, ihn Lügen zu ſtrafen, ſey es, weil ſie ahneten, er könne ſie belauſcht haben. Aber Ulerich konnte doch nicht unterlaſſen, ihn heimlich um die näheren Umſtände zu befragen; er theilte ſie ihm in wenigen Worten mit.

„Du biſt ein ſonderbarer Kauz!“ flüſterte der Herzog lachend, „was hätteſt du denn gemacht, wenn wir damals ein Küßchen erobert hätten?“

„Ich kannte Euch noch nicht,“ flüſterte Georg eben ſo leiſe, „drum hätte ich Euch auf der Stelle niedergeſtochen und an die nächſte Eiche aufgehängt.“

Der Herzog biß ſich in die Lippen und ſah ihn verwundert an; dann aber drückte er ihm freundlich die Hand und ſagte: „Da hätteſt du alles Recht dazu gehabt und wir wären in unſeren Sünden abgefahren. — Doch ſieh, da bringen ſie wieder Spenden für die Braut.

Es erſchienen jetzt die Diener der Ritter und Edeln, die zur Hochzeit geladen waren, die trugen allerlei ſeltenes Hausgeräthe, Waffen, Stoff zu Kleidern und dergleichen; man wußte zu Stuttgart, daß es der Liebling des Herzogs ſey, dem dieſes Feſt gelte, drum hatte ſich auch eine Geſandtſchaft der Bürger eingeſtellt, ehrſame angeſehene Männer in ſchwarzen Kleidern, kurze Schwerter an der Seite, mit kurzen Haaren und langen Bärten. Der eine trug eine aus Silber getriebene Weinkanne, der andere einen Humpen aus demſelben Metall, mit eingeſetzten Schaumünzen geſchmückt. Sie nahten ſich ehrerbietig zuerſt dem Herzog, verbeugten ſich vor ihm und traten dann zu Georg von Sturmfeder.

Sie verbeugten ſich lächelnd auch vor ihm, und der mit dem Humpen hub an:

„Gegrüßet ſey das Ehepaar
Und leb' zuſamm' noch manches Jahr;
Um euch zu friſten langes Leben,
Will Stuttgart euch ein Tränklein geben.
Des Lebens Tränklein iſt der Wein,
Komm', guter Geſelle, ſchenk' mir ein.“

Der andere Bürger goß aus der Flasche den Humpen voll und sprach, während der erste trank:

„Von diesem Tränklein steht ein Faß
Vor eurer Wohnung auf der Gaß.
Es ist vom besten, den wir haben,
Er soll euch Leib und Seele laben;
Er geb' euch Muth, Gesundheit, Kraft:
Das wünscht euch Stuttgarts Bürgerschaft."

Der erstere hatte indessen ausgetrunken, füllte den Becher von neuem und sprach, indem er ihn dem jungen Mann kredenzte:

„Und wenn ihr trinkt von diesem Wein,
Soll euer erster Trinkspruch seyn:
Es leb' der Herzog und sein Haus!
Ihr trinkt bis auf den Boden aus;
Dann schenkt ihr wieder frischen ein:
Hoch leb' Sturmfeder und Lichtenstein!
Und lüstet euch noch eins zu trinken,
Mögt ihr an Stuttgarts Bürger denken."

Georg von Sturmfeder reichte beiden die Hand und dankte ihnen für ihr schönes Geschenk; Marie ließ ihre Weiber und Mädchen grüßen, und auch der Herzog bezeugte sich ihnen gnädig und freundlich. Sie legten den silbernen Becher und die Kanne in den Korb zu den übrigen Geschenken und entfernten sich ehrbaren und festen Schrittes aus der Tyrnitz. Doch die Bürger waren nicht die letzten gewesen, welche Geschenke gebracht hatten; denn kaum hatten sie die Halle verlassen, so entstand ein Geräusch an der Thüre, wo die Landsknechte Wache hielten, das selbst die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich zog. Man hörte tiefe Männerstimmen fluchen und befehlen, dazwischen ertönten hohe Weiberstimmen,

von denen beſonders eine, die am heftigſten haderte, der Geſellſchaft am oberſten Ende der Tafel ſehr bekannt ſchien.

„Das iſt wahrhaftig die Stimme der Frau Roſel!“ flüſterte Lichtenſtein ſeinem Schwiegerſohn zu, „Gott weiß, was ſie wieder für Geſchichten hat.“

Der Herzog ſchickte einen Edelknaben hin, um zu erfahren, was der Lärmen zu bedeuten habe; er erhielt zur Antwort, einige Bauernweiber wollen durchaus in die Halle, um den Neuvermählten Geſchenke zu bringen, da es aber nur gemeines Volk ſey, ſo wollen ſie die Knechte nicht einlaſſen. Ulerich gab Befehl, ſie vorzubringen, denn die Sprüchlein der Bürger hatten ihm gefallen, und auch von den Bauersleuten verſprach er ſich Kurzweil. Die Knechte gaben Raum und Georg erblickte zu ſeinem Erſtaunen die runde Frau des Pfeifers von Hardt mit ihrem ſchönen Töchterlein, geführt von der Frau Roſel, ihrer Baſe.

Schon auf dem Wege in die Kirche hatte er die holden Züge des Mädchens von Hardt, die er nicht aus ſeinem Gedächtniß verloren, zu bemerken geglaubt; aber wichtigere Gedanken und die Heiligkeit des Sacraments, die ſeine ganze Seele füllten, hatten dieſe flüchtige Erſcheinung verdrängt. Er belehrte die Geſellſchaft, wer die Nahenden ſeyen, und mit großem Intereſſe blickten ſie alle auf das Kind jenes Mannes, deſſen wunderbares Eingreifen in das Schickſal des Herzogs ihnen oft ſo unbegreiflich geweſen war, deſſen Treue ſo erhaben, deſſen Hülfe in der Noth ſo willkommen erſchienen war. Das Mädchen hatte die blonden Haare, die offene

Stirne, die Züge ihres Vaters; nur die Liſt, die aus ſeinen Augen, die Kühnheit und Kraft, die aus ſeinem Weſen ſprach, war bei ihr, wenn ſie nicht ſchüchtern und blöde war, in eine neckende Freundlichkeit und in rüſtiges behendes Weſen übergegangen. So hatte ſie Georg erkannt, als er im Hauſe des Pfeifers wohnte, doch heute ſchien ſie vor den vielen vornehmen Leuten etwas ſchüchtern, ja es wollte ihm ſogar ſcheinen, als ſey ein neuer Zug in ihr Geſicht gekommen, den er früher nicht an ihr bemerkt hatte, eine gewiſſe Wehmuth und Trauer, die ſich um ihren Mund und in ihren Augen ausſprach.

Die Pfeifersfrau wußte, was Lebensart ſey, ſie verbeugte ſich daher von der Thüre der Tyrnitz in einem fort, bis ſie zum Stuhl des Herzogs kam. Frau Roſel hatte noch die Röthe des Zornes auf ihren magern Wangen, denn die Landsknechte, namentlich der Magdeburger und Kaſpar Staberl, hatten ſie höchlich beleidigt und ſie eine dürre Stange geheißen. Ehe ſie noch ſich ſammeln und den Herrſchaften geziemend die Familie ihres Bruders vorſtellen konnte, hatte die runde Frau ſchon einen Zipfel von des Herzogs Mantel gefaßt und ihn an die Lippen gedrückt. „Gueten Obed, Herr Herzich,“ ſprach ſie dazu mit tiefen Knixen; „wie got Ich's, ſeit Er wieder in Schtuagerdt ſend; mei Ma loßt Ich ſchö grüaßa; mer komme aber et zum Herr Herzich, noi, zu dem Herra dort drübe welle mer. Mer hent a Hochzeitſchenke für ſei Frau. Do ſitzt ſe jo, gang Bärbele, lang's aus em Krättle.“

„Ach du lieber Gott!“ fiel Frau Roſel ihrer Schwägerin ins Wort, „bitt' unterthänigſt um Verzeihung,

Euer Durchlaucht, daß ich die Leut' 'reingebracht habe; 's iſt Frau und Kind vom Pfeifer von Hardt; ach du Herr Gott! nehmet doch nichts übel, Herr Herzog; die Frau meint's g'wiß gut."

Der Herzog lachte mehr über dieſe Entſchuldigung der Frau Roſel, als über die Reden ihrer Schwägerin: „Was macht denn dein Mann, der Pfeifer? Wird er uns bald beſuchen? Warum kam er nicht mit euch?"

„Sell hot ſein Grund, Herr!" erwiederte die runde Frau, „wenn's Krieg geit, bleibt er g'wiß et aus; do ka mer'n brauche; aber im Frieda? Noi, do denkt er, mit grauße Herra iſts et guet Kirſche freſſa."

Frau Roſel wollte beinahe verzweifeln über die Naivetät der runden Frau, ſie zog ſie am Rock und am langen Zopfband; es half nichts, die Frau des Pfeifers ſprach zu großer Ergötzung des Herzogs und ſeiner Gäſte immer weiter, und das unauslöſchliche Gelächter, das ihre Antworten erregten, ſchien ihr Freude zu machen. Bärbele hatte indeſſen mit dem Deckel des Körbchens geſpielt, ſie hatte einige Mal gewagt, ihre Blicke zu erheben, um jenes Geſicht wieder zu ſehen, das im Fieber der Krankheit ſo oft an ihrem Buſen geruht, und in ihren treuen Armen Ruhe und Schlummer gefunden hatte, jenen Mund wieder zu ſehen, den ſie ſo oft heimlicherweiſe mit ihren Lippen berührt hatte, und jene Augen, deren klarer freundlicher Strahl ewig in ihrem Gedächtniß fortglühte. Sie erhob ihre Blicke immer wieder von neuem, doch, wenn ſie bis an ſeinen Mund gekommen war, ſchlug ſie ſie wieder — aus Furcht, ſeinem Auge zu begegnen — herab.

„Siehe, Marie," hörte ſie ihn ſagen, „das iſt das gute Kind, das mich pflegte, als ich krank in ihres Vaters Hütte lag, das mir den Weg nach Lichtenſtein zeigte."

Marie wandte ſich um und ergriff gütig ihre Hand; das Mädchen zitterte und ihre Wangen färbte ein dunkles Roth; ſie öffnete ihr Körbchen und überreichte ein Stück ſchöner Leinwand und einige Bündel Flachs, ſo fein und zart wie Seide. Sie verſuchte zu ſprechen, aber umſonſt, ſie küßte die Hand der jungen Frau, und eine Thräne fiel herab auf ihren Ehering.

„Ei, Bärbele," ſchalt Frau Roſel, „ſey doch nicht ſo ſchüchtern und ängſtlich; gnädiges Fräulein — wollte ſagen, gnädige Frau, habt Nachſicht, ſie kommt ſelten zu vornehmen Leuten. Es iſt niemand ſo gut, er hat zweierlei Muth, heißt es im Sprüchwort; das Mädchen kann ſonſt ſo fröhlich ſeyn, wie eine Schwalbe im Frühling —"

„Ich danke dir, Bärbele!" ſagte Marie, „wie ſchön deine Leinewand iſt! die haſt du wohl ſelbſt geſponnen?"

Das Mädchen lächelte durch Thränen; ſie nickte ein Ja! — zu ſprechen ſchien ihr in dieſem Augenblick unmöglich zu ſeyn. Der Herzog befreite ſie von dieſer Verlegenheit, um ſie in eine noch größere zu ziehen. „Wahrhaftig, ein ſchönes Kind hat Hans der Spielmann!" rief er aus, und winkte ihr näher zu treten; „hoch gewachſen und lieblich anzuſchauen! Schaut nur, Herr Kanzler, was ihr das rothe Mieder und das kurze Röckchen gut anſteht; wie? Ambroſius Volland, meinſt du nicht, wir könnten durch ein allgemeines Edikt dieſe

niedliche Tracht auch bei unſern Schönen in Stuttgart einführen?“

Der Kanzler verzog ſein Geſicht zu einem greulichen Lächeln; er beſchaute das erröthende Mädchen mit ſeinen Aeuglein vom Kopf bis zu den Füßen. „Man könnte zum Grund angeben,“ ſagte er, „daß dadurch eine Elle in der Länge erſpart würde; ſo gut Euer Durchlaucht vor einigen Jahren das Maaß und Gewicht hat kleiner machen laſſen, habt Ihr nach allen Regeln der Logica auch das Recht, dem Frauenzimmer die Röcklein zu verkürzen. Wäre aber damit nichts gewonnen, denn — hi hi hi! ſchaut nur, was dort wegfiele, müßten dann die hieſigen Schönen oben wieder anſetzen. Und wer weiß, ob ſie ſich gerne dazu verſtünden? Sie gehören zum Geſchlecht der Pfauen, und Ihr wißt ſchon, daß dieſe nicht gerne auf ihre Beine ſehen.“

„Haſt Recht, Ambroſius,“ lachte der Herzog; „es geht doch nichts über einen gelehrten Herrn! Aber ſag' einmal, Kind, haſt du auch ſchon einen Schatz? einen Liebſten?“

„Ei was, Euer Durchlaucht!“ unterbrach ihn die runde Frau, „wer wird ſo ebbes von ſo ema Kind denka! Se iſt a ehrlichs Mädle, Herr Herzich!“

Der Herzog ſchien nicht auf dieſe Bemerkung zu hören; er betrachtete lächelnd die Verlegenheit, die ſich auf den reinen Zügen des Mädchens abſpiegelte; ſie ſeufzte leiſe, ſie ſpielte mit den bunten Bändern ihrer Zöpfe; ſie ſandte unwillkürlich einen Blick, aber einen Blick voll Liebe auf Georg von Sturmfeder, und ſchlug dann erröthend wieder die Augen nieder. Der Herzog

dem dies alles nicht entging, brach in lautes Lachen aus, in das die übrigen Männer einstimmten. „Junge Frau!“ sagte er zu Marien, „jetzt könnt Ihr billig die Eifersucht Eures Herrn theilen; wenn Ihr gesehen hättet, was ich sah, könntet Ihr allerlei deuteln und vermuthen.“

Marie lächelte und blickte theilnehmend auf das schöne Mädchen; sie fühlte, wie wehe ihr der Spott der Männer thun müsse. Sie flüsterte der Frau Rosel zu, sie und die runde Frau zu entfernen. Auch dieses bemerkte Ulerichs scharfer Blick und seine heitere Laune schrieb es der schnell erwachten Eifersucht zu. Marie aber band ein schönes, aus Gold und rothen Steinen gearbeitetes Kreuzchen ab, das sie an einer Schnur um den Hals getragen, und reichte es dem überraschten Mädchen. „Ich danke dir,“ sagte sie ihr dazu; „grüße deinen Vater und besuche uns recht oft hier und in Lichtenstein. Wie wäre es, wenn du mir dientest als Zofe? Du sollst es gut haben, und hast ja auch deine Muhme, Frau Rosel, bei uns.“

Das Mädchen erschrack sichtbar; sie schien mit sich zu kämpfen; oft schien ein freundliches Lächeln „ja“ sagen zu wollen, aber eben so oft drängte ein schmerzlicher Zug um den Mund diesen Entschluß zurück. „I dank' schö, gnädige Frau!“ antwortete sie, indem sie Mariens schöne Hand küßte; „aber i mueß daheim bleibe; d'Mueter wird alt und braucht me; b'hüt Ich Gott der Herr, älle Heilige walten über Ich,' und die heilige Jungfrau sey Ich gnädig. Lebet g'sund und froh mit Euerem Herra, es ist a gueter lieber Herr!“ Noch einmal beugte sich Bärbele herab auf Mariens

Hand und entfernte ſich dann mit ihrer Mutter und der Baſe.

„Hör' einmal!“ rief ihr der Herzog nach, „wenn deine Mutter einmal zugibt, daß du einen Liebſten bekommſt, ſo bring' ihn mir; ich will dich ausſtatten, du hübſches Pfeiferskind!“

Unter dieſen Scenen war es vier Uhr geworden und der Herzog hob die Tafel auf. Dies war das Zeichen, daß ſich jetzt das Volk von den Gallerien entfernen müſſe, die ſogleich mit Polſtern und Teppichen belegt und zum Empfang der Damen eingerichtet wurden. In dem Parterre der Tyrnitz wurden ſchnell die Tafeln weggeräumt, Lanzen, Schwerter, Schilde, Helme und der ganze Apparat zu Ritterſpielen herbeigeſchleppt, und in einem Augenblicke war dieſe große Halle, die noch ſo eben der Sitz der Tafelfreuden geweſen war, zum Waffenſaal eingerichtet. Wie die Damen in unſeren Tagen gerne lauſchen, wenn die Männer ſich in gelehrte Diskuſſionen und politiſche Streitigkeiten einlaſſen, wie jede wünſcht, den Geliebten oder Gemahl am ſcharfſinnigſten urtheilen, am ſchnellzüngigſten diſputiren zu hören, ſo war es in den guten alten Zeiten den Frauen Freude, ſelbſt blutige Kämpfe ihrer Männer zu beobachten, und aus manchem ſchönen Auge blitzte das Hochgefühl, einem Tapferen anzugehören, manche holde Wange ſchmückte ein höheres Roth, nicht wenn der Geliebte in Gefahr, ſondern wenn er ſich zurückzuziehen ſchien, oder ſeine Hiebe nicht ſo kräftig waren, wie die ſeines Gegners.

Es wurden an dieſem Abend ſogar Pferde in die Halle geführt, und Marie hatte die Freude, ihrem

Geliebten den zweiten Dank im Rennen überreichen zu können, denn er machte den Herrn von Hewen zweimal im Sattel wanken. Der tapferste Kämpfer war Herzog Ulerich von Würtemberg, eine Zierde der Ritterschaft seiner Zeit. Meldet ja doch die Sage von ihm, daß er an seinem eigenen Hochzeittag acht der stärksten Ritter des Schwaben- und Frankenlandes in den Sand warf. Nachdem die Ritterspiele einige Stunden gedauert hatten, zog man zum Tanz in den Rittersaal, und den Siegern im Kampfe wurden die Vortänze zugestanden. Der fröhliche Reigen ertönte bis in die Nacht; der Herzog schien alle Sorgen vor der bangen Zukunft auf den Höcker seines Kanzlers geschoben zu haben, der wie die böse Zeit in einem Fenster saß und mit bitterem Lächeln einem Vergnügen zuschaute, von welchem ihn seine eigene Mißgestalt ausschloß.

Zum letzten Tanz vor dem Abendtrunk wollte Ulerich die Krone des Festes, die junge schöne Frau Marie aufrufen; doch im ganzen Saal suchte er und Georg sie vergebens auf, und die lächelnden Frauen gestanden, daß sechs der schönsten Fräulein sie entführt und in ihre neue Wohnung begleitet haben, um ihr dort, wie es die Sitte wolle, die mysteriösen Dienste einer Zofe zu erzeigen.

„**Sic transit gloria mundi!**“ sagte der Herzog lächelnd; „und siehe, Georg, da nahen sie schon mit den Fackeln, deine Gesellen und zwölf Junker, sie wollen dir heimzünden. Doch zuvor leere noch einen Becher mit Uns. Geh, Mundschenk! bring' vom besten.

Max Stumpf von Schweinsberg und Dieterich von Kraft naheten sich mit Fackeln und boten sich an, Georg nach Hause zu geleiten. An sie schlossen sich zwölf Junker, ebenfalls mit Fackeln, an, um dem jungen Manne diese Ehre zu erweisen; denn so wollte es die Sitte der guten alten Zeit. Der Mundschenk goß die Becher voll und kredenzte sie seinem Herzog und Georg von Sturmfeder.

Ulerich sah ihn lange und nicht ohne Rührung an; er drückte seine Hand und sagte: „Du hast Probe gehalten. Als ich verlassen und elend unter der Erde lag, hast du dich zu mir bekannt; als jene Vierzig meine Burg übergaben und kein Stückchen Würtemberg mehr mein war, bist du mir aus dem Land gefolgt, hast mich oft getröstet und auch auf diesen Tag verwiesen. Bleibe mein Freund, wer weiß, was die nächsten Tage bringen. Jetzt kann ich wieder Hunderten gebieten, und sie schreien Hoch! auf das Wohl meines Hauses, und doch war mir dein Trinkspruch mehr werth, den du in der Höhle ausbrachtest und den das Echo beantwortete. Ich erwiedere es jetzt und gebe es dir zurück: Sey glücklich mit deinem Weibe, möge dein Geschlecht auf ewige Zeiten grünen und blühen; möge es Würtemberg nie an Männern fehlen, so muthig im Glück, so treu im Unglück wie du!“

Der Herzog trank und eine Thräne fiel in seinen Becher. Die Gäste stimmten jubelnd in seinen Ruf, die Fackelträger ordneten sich und seine Gesellen führten Georg von Sturmfeder aus dem Schloß der Herzoge von Würtemberg.

XIII.

Auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner ſchlagen,
Darum in deinen glücklichen Tagen
Fürchte des Unglückes tückiſche Nähe.

Schiller.

Der Weg, den die berühmteſten Novelliſten unſerer Tage bei ihren Erzählungen aus alter oder neuer Zeit einſchlagen, iſt ohne Wegſäule zu finden, und hat ein unverrücktes beſtimmtes Ziel. Es iſt die Reiſe des Helden zur Hochzeit. Mag ſein Weg ſich noch ſo oft krümmen, wagt er es ſogar, Abſtecher zu machen, und in Wirthshäuſern und Burgen ungebührlich lange zu verweilen, er eilt nachher um ſo raſcheren Schrittes ſeinem Ziele zu, und wenn er endlich nach ſo vielen Leiden mit gehöriger Würde in die Brautkammer geſchoben iſt, pflegt der Autor dem Leſer die Thüre vor der Naſe zuzuwerfen und das Buch zu ſchließen. Auch wir hätten mit dem herrlichen Reigen im Schloſſe zu Stuttgart ſchließen oder den Leſer mit dem Fackelzug des Bräutigams aus dem Buche hinaus begleiten können; aber die höhere Pflicht der Wahrheit und jenes Intereſſe, das wir an einigen Perſonen dieſer Hiſtorie nehmen, nöthigt uns, den geneigten Leſer aufzufordern, uns noch einige wenige Schritte zu begleiten und den Wendepunkt eines Schickſals zu betrachten, das in ſeinem Anfang unglücklich, in ſeinem Fortgang günſtiger, durch ſeine eigene Nothwendigkeit ſich wieder in die Nacht des Elends verhüllen mußte.

Das Motto, womit wir dieſen Abſchnitt bezeichneten, iſt eine Geiſterſtimme, die warnend durch die Weltgeſchichte tönt, die von vielen vernommen, von den meiſten überhört, von wenigen befolgt wurde; zu allen Zeiten ging ein finſterer Geiſt durch das Haus der Erde, man vernahm oft ſein Rauſchen, man ſuchte es durch die Töne der Freude zu übertäuben. Ulerich von Würtemberg hatte jene Stimme in mancher Nacht vernommen, die er ſorgenvoll auf ſeinem Lager durchwachte. Er glaubte das Geräuſch vieler Gewappneten und die dröhnenden Tritte eines Heeres zu vernehmen, er glaubte ſie näher und näher um ihn ſich lagern zu hören, und wenn er ſich auch überzeugte, daß es nur die Nachtluft war, die um die Thürme ſeines Schloſſes brauste, ſo blieb doch eine finſtere Ahnung in ihm zurück, daß ſein Schickſal noch einmal ſich wenden könnte. Jene Warnung des alten Ritters von Lichtenſtein tönte oft in ſeiner Seele wieder, und vergeblich ſtrengte er ſich an, die künſtlichen Folgerungen ſeines Kanzlers ſich zu wiederholen, um ein Verfahren zu entſchuldigen, das ihm jetzt zum wenigſten nicht genug überdacht ſchien; denn ſeine alten Feinde rüſteten ſich mit Macht. Der Bund hatte ein neues Heer geworben und drang herab ins Land, näher und näher an das Herz von Würtemberg. Die Reichsſtadt Eßlingen bot für dieſe Unternehmungen einen nur zu günſtigen Stützpunkt. Sie liegt nur wenige Stunden von der Hauptſtadt, beinahe mitten im Lande, und war, ſobald das Heer des Bundes die Kommunikation mit ihr hergeſtellt hatte, eine furchtbare Schanze, um Ausfälle nach Würtemberg zu begünſtigen und zu

decken. Das Landvolk nahm an vielen Orten den Bund günstig auf, denn der Herzog hatte sie durch die neue Art, wie er sich huldigen ließ, ängstlich gemacht. Der Würtemberger liebt von jeher das Alte und Hergebrachte. Altes Recht, alte Ordnung sind ihm goldene Worte, wenn er auch oft nicht weiß, was sie bedeuten, und ob das Neue nicht besser ist. Seine Ruhe, die er bei andern Zufällen des Lebens zeigt, verläßt ihn, wenn man von Neuerungen spricht, und ein Eigensinn, der sogar Trotz wird, läßt ihn das Alte mit einer Gluth, mit einer natürlichen Begeisterung umfassen, die ihm sonst fremd ist, und gänzlich außer seinem Wesen, der ruhigen, biederen Geschäftigkeit liegt.

Diese Liebe zum Alten hatte der Herzog an seinem Volk erfahren, als er einige Jahre zuvor seinen Räthen folgte, und zur Verbesserung seiner Finanzen ein neues Maaß und Gewicht einführte. Der „arme Conrad," ein förmlicher Aufstand armer Leute, hatte ihn nachdenklich gemacht und den Tübinger Vertrag eingeleitet. Diese Liebe zum Alten hatte sich auf eine rührende Weise an ihm gezeigt, als der Bund ins Land fiel und das Haupt des alten Fürstenstammes verjagen wollte. Ihre Väter und Großväter hatten unter den Herzogen und Grafen von Würtemberg gelebt, darum war ihnen jeder verhaßt, der diese verdrängen wollte; wie wenig sie das Neue lieben, hatten sie dem Bunde und seinen Statthaltern oft genug bewiesen.

Der alte angestammte Herzog, ein Würtemberger, kam wieder ins Land, sie zogen ihm freudig zu; sie glaubten, jetzt werde es wieder hergehen wie vor Alters;

ſie hätten recht gerne Steuern bezahlt, Zehnten gegeben, Gülden aller Art entrichtet und Frohnen geleiſtet; ſie hätten über Schwereres nicht gemurrt, wenn es nur nach hergebrachter Art geſchehen wäre. So gut ward es ihnen aber nicht; die alten Formeln waren aus dem Huldigungseid verſchwunden, die Steuern wurden nicht mehr nach hergebrachter Sitte eingezogen, es war Alles anders als früher; kein Wunder, wenn ſie den Herzog als einen neuen Herrn anſahen und murrend nach dem alten Recht verlangten. Sie hatten zu Ulerich kein Zutrauen mehr, nicht weil ſeine Hand ſchwerer auf ihnen ruhte als vorher, nicht weil er bedeutend mehr von ihnen wollte als früher, ſondern weil ſie die neuen Formen mit argwöhniſchen Augen anſahen.

Ein Herzog, beſonders wenn er einem Ambroſius Volland ſein Ohr leiht, erfährt ſelten genau, wie man über ihn denkt, und ob die Maßregeln klug berechnet waren, die ihm ſeine Räthe an die Hand gaben. Und dennoch entging Ulerichs hellem Auge die Unzufriedenheit ſeines Volkes nicht ganz. Er merkte, daß er im ſchlimmen Falle ſich nicht auf ſie werde verlaſſen können, ſo wenig als auf die Ritterſchaft des Landes, die, ſeit er wieder im Land war, ſich ſehr neutral verhalten hatte.[11]

Seine Unruhe über dieſe Bemerkungen ſuchte er jedem Auge zu verbergen. Er beſchwor die wildeſten Töne der Freude herauf, und oft gelang es ihm ſogar, zu vergeſſen, vor welchem Abgrund er ſtehe. Er verſuchte, um ſeinem Volk und dem Heer, das er in und um Stuttgart verſammelt hatte, Vertrauen und Muth einzuflößen, einige Einfälle, welche die Bündiſchen von

Eßlingen aus in ſein Land gemacht hatten, verdoppelt heimzugeben. Er ſchlug ſie zwar und verwüſtete ihr Gebiet, aber er verhehlte ſich nicht, wenn er nach einem ſolchen Siege in ſeine Stellungen zurückging, daß das Kriegsglück ihn vielleicht verlaſſen könnte, wenn der Bund einmal mit dem großen Heere im Feld erſcheinen werde.

Und er erſchien frühe genug für Ulerichs zweifelhaftes Geſchick. Noch wußte man in Stuttgart wenig oder nichts von dem Aufgebot des Bundes, noch lebte man am Hof und in der Stadt in Ruhe und in Freude, als auf einmal am zwölften Oktober die Landsknechte, welche der Herzog ein Lager bei Cannſtadt hatte beziehen laſſen, flüchtig nach Stuttgart kamen und von einem großen bündiſchen Heer erzählten, das ſie zurückgeworfen habe. Jetzt merkten die Bewohner Stuttgarts, daß eine wichtige Entſcheidung nahe, jetzt ſahen ſie ein, daß der Herzog längſt um dieſen drohenden Einfall gewußt haben müſſe, denn er ließ an dieſem Tage die Aemter aufbieten, ließ die Truppen ſich verſammeln, die auf das Land umher verlegt geweſen waren, und hielt noch am Abend dieſes Tages eine Muſterung über zehntauſend Mann. [12]

Noch in der Nacht zog er mit einem großen Theil der Mannſchaft aus, um die Stellungen, die ein Theil der Landsknechte zwiſchen Cannſtadt und Eßlingen genommen hatte, zu verſtärken.

In jener Nacht wurde in Stuttgart manche Thräne von ſchönen Augen geweint, denn Männer und Jünglinge, was die Waffen führen konnte, zog mit dem Herzog in die Schlacht. Doch das Rauſchen des abziehenden

Heeres übertönte die Klagen der Mädchen und Frauen, sie verhallten wie das Wimmern eines Kindes im Kampf der Elemente. Mariens Schmerz war ſtumm, aber groß, als ſie den Gatten unter die Thüre herabgeleitete, wo die Knechte mit den Roſſen für ihn und den Vater hielten. Sie hatten ſtill und einſam, nur mit ihrem Glück beſchäftigt, die erſten Tage ihrer Ehe verlebt. Sie dachten wenig an die Zukunft, ſie glaubten im Hafen zu ſeyn, und indem ſie nur ſich ſelbſt lebten, überhörten ſie das Flüſtern, die geheimnißvolle Unruhe, die einem nahenden Sturm vorangeht. Sie waren gewöhnt, den Vater ernſt und düſter zu ſehen, es fiel ihnen nicht auf, wie ſein Auge immer trüber, ſeine Stirne finſterer, ſeine Mienen beinahe traurig wurden. Er ſah ihr ſüßes Glück, er fühlte mit ihnen, er verbarg, um ſie nicht zu frühe aufzuſtören, was ihm eine bange Ahnung oft genug ſagte. Aber endlich nahte der entſcheidende Schlag. Der Herzog von Baiern war bis in die Mitte des Landes vorgedrungen, und der Ruf zu den Waffen ſchreckte Georg aus den Armen ſeines geliebten Weibes.

Die Natur hatte ihr eine ſtarke Seele und jene entſchiedene Erhabenheit über jedes irdiſche Verhängniß gegeben, die nur in einer reinen Seele und in der muthigen Zuverſicht auf einen höhern Beiſtand beſtehen kann. Sie wußte, was Georg der Ehre ſeines Namens und ſeinem Verhältniß zum Herzog ſchuldig ſey, darum erſtickte ſie jeden lauten Jammer und brachte ihrer ſchwächeren Natur nur jenes Opfer ſchmerzlicher Thränen, die dem Auge, das den Geliebten tauſend Gefahren preisgegeben ſieht, unwillkürlich entſtrömen.

„Siehe, ich kann nicht glauben, daß du auf immer von mir gehst," sagte sie, indem sie ihre schönen Züge zu einem Lächeln zwang; „wir haben jetzt erst zu leben begonnen, der Himmel kann nicht wollen, daß wir schon aufhören sollen. Drum kann ich dich ruhig ziehen lassen, ich weiß ja zuversichtlich, daß du mir wiederkehrst."

Georg küßte die schönen, weinenden Augen, die ihn so mild und voll Trost anblickten. Er dachte in diesem Augenblicke nicht an die Gefahr, der er entgegen gehe, er dachte nur daran, wie groß für das theure Wesen, das er in den Armen hielt, der Schmerz seyn müßte, wenn er nicht mehr zurückkehrte: wie sie dann ein langes Leben einsam, nur in der Erinnerung an die wenigen Tage des Glückes, fortleben könnte. Er preßte sie heftiger in die Arme, als wolle er dadurch diese schwarzen Gedanken verscheuchen, seine Blicke tauchten tiefer in ihre Augen herab, um dort Vergessenheit zu suchen, und es gelang ihm, wenigstens trug er ein schönes Bild der Hoffnung und der Zuversicht mit sich hinweg.

Die Ritter stießen vor dem Thor gegen Cannstadt zu dem Herzog. Es war dunkle Nacht, das erste Viertel des Mondes und das Heer der Sterne warfen einen matten Schein herab; Georg glaubte zu bemerken, daß der Herzog finster und in sich gekehrt sey; denn seine Augen waren niedergeschlagen, seine Stirne kraus, und er ritt stumm seinen Weg weiter, nachdem er sie flüchtig mit der Hand gegrüßt hatte.

Ein nächtlicher Marsch hat immer etwas Geheimnißvolles, Bedeutendes an sich. Die Sonne, heitere Gegenden, der Anblick vieler Kameraden, der Wechsel

der Aussichten locken bei Tag den Soldaten zum Gespräch, wohl auch zum Gesang. Weil die Eindrücke von außen stärker sind, denkt man weniger nach über das Ziel des Marsches, über das Ungewisse des Krieges, über die Zukunft, die niemand dunkler verhängt ist, als dem Kriegsmann im Felde. Ganz anders auf dem Marsch in der Nacht. Man hört nur das Gedröhn des Zuges, den taktartigen Hufschlag der Rosse, ihr Schnauben, das Klirren der Waffen, und die Seele, die durch das Auge keine Bilder mehr empfängt, wird durch dieses eintönige Gemurmel ernster; Scherz und Gelächter sind verstummt, das laute Gespräch sinkt zum Geflüster herab, und auch dieses gilt nicht mehr gleichgültigen Gegenständen, sondern der Entscheidung, welcher man entgegenzieht.

So war auch der Zug in jener Nacht, ernst und von keinem Laut der Freude unterbrochen. Georg ritt neben dem alten Herrn von Lichtenstein, und warf hie und da ängstliche Blicke auf diesen, denn er hing wie von Kummer gebückt im Sattel, und schien ernster als je zu seyn. Er hätte beinahe ohne Leben geschienen, wenn nicht hin und wieder ein Seufzer aus seiner Brust heraufgestiegen wäre und seine glänzenden Augen nach den Wölkchen geschaut hätten, die um die bleiche Sichel des Mondes zogen.

„Glaubt Ihr, es werde morgen zum Gefecht kommen, Vater?“ flüsterte Georg nach einer Weile.

„Zum Gefecht? zur Schlacht.“

„Wie? Ihr glaubt also, das Bundesheer sey so stark, daß es uns jetzt schon werde die Spitze bieten können? Es ist nicht möglich. Herzog Wilhelm müßte

Flügel haben, wenn er ſeine Baiern herabgeführt hätte, und Frondsberg iſt in ſeinen Entſchlüſſen bedächtig. Ich glaube nicht, daß ſie viel über ſechstauſend ſtark ſind."

„Zwanzigtauſend," antwortete der Alte mit dumpfer Stimme.

„Bei Gott, das hab' ich nicht gedacht!" entgegnete der junge Mann mit Staunen. „Freilich, da werden ſie uns hart zuſetzen. Doch wir haben geübtes Volk, und des Herzogs Augen ſind ſchärfer als irgend eines im Bundesheere, ſelbſt als Frondsbergs. Glaubt Ihr nicht auch, daß wir ſie ſchlagen werden?"

„Nein."

„Nun, ich gebe die Hoffnung nicht auf. Ein großer Vortheil für uns liegt ſchon darin, daß wir für das Land fechten, die Bündiſchen aber dagegen; das macht unſeren Truppen Muth; die Würtemberger kämpfen für ihr Vaterland."

„Gerade darauf traue ich nicht," ſprach Lichtenſtein; „ja wenn der Herzog ſich anders hätte huldigen laſſen, ſo aber — hat er das Landvolk nicht für ſich; ſie ſtreiten, weil ſie müſſen, und ich fürchte, ſie halten nicht lange aus."

„Das wäre freilich ſchlimm," erwiederte Georg; „doch die Schwaben ſind ein biederes ehrliches Volk, ſie werden den Herzog nicht in der Noth verlaſſen. Wo glaubt Ihr, daß wir dem Feind begegnen? wo werden wir uns ſtellen?"

Zwiſchen Eßlingen und Cannſtadt; bei Untertürkheim haben die Landsknechte einige Schanzen aufgeworfen

und ſtehen dort zu dritthalbtauſend Mann; wir werden uns noch in dieſer Nacht an ſie anſchließen.“

Der Alte ſchwieg und ſie ritten wieder eine geraume Zeit ſtille neben einander hin. „Höre, Georg!“ hub er nach einer Weile an; „ich habe ſchon oft dem Tod Aug in Auge geſehen, und bin alt genug, mich nicht vor ihm zu fürchten; es kann jedem etwas Menſchliches begegnen — tröſte dann mein liebes Kind, Marie.“

„Vater!“ rief Georg und reichte ihm die Hand hinüber, „denket nicht ſolches; Ihr werdet noch lange und glücklich leben.“

„Vielleicht,“ entgegnete der alte Mann mit feſter Stimme, „vielleicht auch nicht. Es wäre thöricht von mir, dich aufzufordern, du ſollſt dich im Gefecht ſchonen. Du würdeſt es doch nicht thun. Doch bitte ich, denk an dein junges Weib, und begib dich nicht blindlings und unüberlegt in Gefahr. Verſprich mir dies.“

„Gut, hier habt Ihr meine Hand, was ich thun muß, werde ich nicht ablehnen; leichtſinnig will ich mich nicht ausſetzen; aber auch Ihr, Vater, könntet dies geloben.“

„Schon gut, laß das jetzt; wenn ich etwa morgen todtgeſchoſſen werden ſollte, ſo gilt mein letzter Wille, den ich beim Herzog niedergelegt habe; Lichtenſtein geht auf dich über, du wirſt damit belehnt werden. Mein Name ſtirbt hier zu Land mit mir, möge der deinige deſto länger tönen.“

Der junge Mann war von dieſen Reden ſchmerzlich bewegt; er wollte antworten, als eine bekannte Stimme ſeinen Namen rief. Es war der Herzog, der

nach ihm verlangte. Er drückte Mariens Vater die Hand und ritt dann schnell zu Ulerich von Würtemberg.

„Guten Morgen, Sturmfeder!“ sprach dieser, indem seine Stirne sich etwas aufheiterte; „ich sag' guten Morgen, denn die Hähne krähen dort unten in dem Dorf. Was macht dein Weib? hat sie gejammert, als du wegrittst?“

„Sie hat geweint,“ antwortete Georg; „aber sie hat nicht mit einem Wort geklagt.“

„Das sieht ihr gleich; bei Sanct Hubertus, Wir haben selten eine muthigere Frau gesehen. Wenn nur die Nacht nicht so finster wäre, daß ich recht in deine Augen sehen könnte, ob du zum Kampf gestimmt bist und Lust hast, mit den Bündlern anzubinden?“

„Sprecht, wohin ich reiten soll; mitten drauf soll es gehen im Galopp. Glauben Euer Durchlaucht, ich habe in meinem kurzen Ehestand so ganz vergessen, was ich von Euch erlernte, daß man in Glück und Unglück den Muth nicht sinken lassen dürfe?“

„Hast Recht: **impavidum ferient ruinae**; wir haben es auch gar nicht anders von unserem getreuen Bannerträger erwartet. Heute trägt meine Fahne ein Anderer, denn dich habe ich zu etwas Wichtigerem bestimmt. Du nimmst diese hundert und sechzig Reiter, die hier zunächst ziehen, läßt dir von einem den Weg zeigen und reitest Trab gerade auf Untertürkheim zu. Es ist möglich, daß der Weg nicht ganz frei ist, daß vielleicht die von Eßlingen schon herabgezogen sind, uns den Paß zu versperren; was willst du thun, wenn es sich so verhält?“

„Nun, ich werfe mich in Gottes Namen mit meinen hundert und ſechzig Pferden auf ſie und hau mich durch, wenn es kein Heer iſt. Sind ſie zu ſtark, ſo decke ich den Weg, bis Ihr mit dem Zug heran ſeyd.“

„Recht gut geſagt, geſprochen wie ein tapferer Degen, und hauſt du ſo gut auf ſie wie auf mich bei Lichtenſtein, ſo ſchlägſt du dich durch ſechshundert Bündler durch. Die Leute, die ich dir gebe, ſind gut. Es ſind die Fleiſcher, Sattler und Waffenſchmiede von Stuttgart und den anderen Städten. Ich kenne ſie aus manchem Kampf, ſie ſind wacker und hauen einen Schädel bis aufs Bruſtbein durch. Das Schwert in der Fauſt, reiten ſie dir in die Hölle, wenn ſie dir einmal zugethan ſind, und wen ſie einmal ans Hirn getroffen haben, der braucht keinen Arzt mehr auf dieſer Welt. Das ſind die ächten Schwabenſtreiche.“

„Und bei Untertürkheim ſoll ich mich aufſtellen?“

„Dort triffſt du auf einer Anhöhe die Landsknechte unter Georg von Hewen und Schweinsberg. Die Loſung iſt: Ulericus für immer. Den beiden Herren ſagſt du, ſie ſollen ſich halten bis fünf Uhr; ehe der Tag aufgeht, ſey ich mit ſechstauſend Mann bei ihnen, und dann wollen wir den Bund erwarten. Gehab dich wohl, Georg.“

Der junge Mann erwiederte den Gruß, indem er ſich ehrerbietig neigte; er ritt an der Spitze der tapfern Reiter und trabte mit ihnen das Thal hinauf. Es waren kräftige Geſtalten, mit breiten Schultern und ſtarken Armen; unter den Sturmhauben hervor blickten ihn muthige Augen und breite ehrliche Geſichter freundlich an; er fühlte ſich ehrenvoll ausgezeichnet, eine ſolche

Schaar zu führen. Man näherte ſich dem Fuß des Rothenberges, auf deſſen Gipfel das Stammſchloß von Würtemberg weit über das ſchöne Neckarthal hinſah. Es war vom Sternenſchimmer matt erhellt, und Georg konnte ſeine Formen nicht deutlich unterſcheiden, aber dennoch blickte er immer wieder nach dieſen Thürmen und Mauern hinauf; er erinnerte ſich jener Nacht, wo Ulerich in der Höhle mit Wehmuth von der Burg ſeiner Väter ſprach, von welcher er ſonſt auf ein ſchönes Land voll Obſt, Wein und Frucht hinabgeſchaut und dies alles ſein genannt hatte. Er verſank in Gedanken über das unglückliche Schickſal dieſes Fürſten, das ihm aufs neue den Beſitz des ſchönen Landes ſtreitig zu machen ſchien; er dachte nach über die ſonderbare Miſchung ſeines Charakters, wie hier wahrhafte Größe oft durch Zorn, Trotz und unbeugſamen Stolz entweiht ſey.

„Was Ihr dort unten unterſcheiden könnet zwiſchen den beiden Bäumen," unterbrach ihn der Reiter, welcher ihm den Weg zeigte, „iſt die Thurmſpitze von Untertürkheim. Es geht jetzt wieder etwas ebener, und wenn wir Trab reiten, können wir bald dort ſeyn."

Der junge Mann trieb ſein Pferd an, der ganze Zug folgte ſeinem Beiſpiel und bald waren ſie im Angeſicht des Dorfes. Hier war eine doppelte Linie von Landsknechten aufgeſtellt, welche ihnen drohend die Hellebarden entgegenſtreckten. An vielen Punkten ſah man den röthlichen Schimmer glühender Lunten, die wie Scheinwürmchen durch die Nacht funkelten.

„Halt, wer da?" rief eine tiefe Stimme aus ihren Reihen. „Gebt die Loſung!"

„Ulericus für immer!“ rief Georg von Sturmfeder. „Wer seyd Ihr?“

„Gut Freund!“ rief Max Stumpf von Schweinsberg, indem er aus den Reihen der Landsknechte heraus und auf den jungen Mann zu ritt, „Guten Morgen, Georg! Ihr habt lange auf Euch warten lassen; schon die ganze Nacht sind wir auf den Beinen und harren sehnlich auf Verstärkung, denn dort drüben im Wald sieht es nicht geheuer aus, und wenn Frondsberg den Vortheil verstanden hätte, wären wir schon längst übermannt.“

„Der Herzog zieht mit sechstausend Mann heran,“ erwiederte Sturmfeder, „längstens in zwei Stunden muß er da seyn.“

„Sechstausend, sagst du? bei Sanct Nepomuk, das ist nicht genug; wir sind zu dritthalbtausend, das macht zusammen gegen neuntausend; weißt du, daß sie über zwanzigtausend stark sind, die Bündischen? Wie viel Geschütz bringt er mit?“

„Ich weiß nicht; es wurde erst nachgeführt, als wir ausritten.“

„Komm, laß die Reiter absitzen und ruhen!“ sagte Max Stumpf, „sie werden heute Arbeit genug bekommen.“

Die Reiter saßen ab und lagerten sich; auch die Landsknechte lösten ihre Reihen auf und stellten nur starke Posten auf den Anhöhen und am Neckar auf. Max Stumpf besichtigte alle Anstalten, und Georg legte sich, in seinen Mantel gehüllt, nieder, um noch einige Stunden zu ruhen. Die Stille der Nacht, nur durch

den eintönigen Ruf der Wachen unterbrochen, senkte ihn bald in einen Schlummer, der seine Seele weit hinweg über Krieg und Schlachten, in die Arme seines Weibes entführte.

XIV.

In schwarzen Pulverdämpfen
Verbirgt sich Mann und Roß;
Ihr schlagt euch immer kecker
Berg unter allzumal;
Jetzt sprengt ihr durch den Neckar,
Jetzt fechtet ihr im Thal.

G. Schwab.

Georg erwachte vom Wirbeln der Trommeln, die das kleine Heer unter die Waffen riefen. Ein schmaler Saum war am Horizont helle, der Morgen kam, die Truppen des Herzogs sah man in der Ferne daherziehen, Der junge Mann setzte den Helm auf, ließ sich den Brustharnisch wieder anlegen und stieg zu Pferd, den Herzog an der Spitze seiner Mannschaft zu empfangen. Aus Ulerichs Zügen war zwar nicht der Ernst, wohl aber alle Düsterheit verschwunden. Sein Auge sprühte von einem kriegerischen Feuer, und aus seinen Mienen sprach Muth und Entschlossenheit. Er war ganz in Stahl gekleidet und trug über seinem schweren Eisenkleid einen grünen Mantel mit Gold verbrämt. Die Farben seines Hauses wehten in seinem großen wallenden Helmbusch. Sonst unterschied er sich in nichts von den übrigen Rittern und Edeln, die ebenfalls in blankes Eisen „bis an die Zähne" gekleidet, den Herzog in einem großen Kreis

umgaben. Er begrüßte freundlich Hewen, Schweinsberg und Georg von Sturmfeder, und ließ ſich von ihnen über die Stellung des Feindes berichten.[13]

Noch war von dieſem nichts zu ſehen; nur an dem Saume des Waldes gegen Eßlingen hin ſah man hin und wieder ſeine Poſten ſtehen. Der Herzog beſchloß, den Hügel, den die Landsknechte beſetzt gehalten hatten, zu verlaſſen und ſich in die Ebene hinabzuziehen. Er hatte wenig Reiterei, der Bund aber, ſo berichteten Kundſchafter, zählte dreitauſend Pferde. Im Thal hatte er auf einer Seite den Neckar, auf der andern einen Wald, und ſo war er wenigſtens auf den Flanken vor einem Reiterangriff ſicher.

Lichtenſtein und mehrere andere widerriethen zwar dieſe Stellung im Thal, weil man vom Hügel zu nahe beſchoſſen werden könne; doch Ulerich folgte ſeinem Sinn und ließ das Heer hinabſteigen. Er ſtellte zunächſt vor Türkheim die Schlachtordnung auf und erwartete ſeinen Feind. Georg von Sturmfeder wurde beordert, in ſeiner Nähe mit den Reitern, die er ihm anvertraut hatte, zu halten; ſie ſollten gleichſam ſeine Leibwache bilden; zu dieſen berittenen Bürgern geſellten ſich noch Lichtenſtein und vierundzwanzig andere Ritter, um bei einem Reiterangriff den Stoß zu verſtärken. In jenen Tagen war ein Treffen oft in viele kleine Zweikämpfe zerſtreut, die Ritter, die einem Heere folgten, fochten ſelten in geſchloſſenen Maſſen, ſondern ſuchten mit ſchnellen Blicken einen Gegner unter den Reihen des Feindes, den ſie dann mit Schwert und Lanze bekämpften. Eine ſolche Schaar war es, die bei Georgs Reiterhaufen ſtand, und

den Herzog ſelbſt gelüſtete es, ſeine ungeheure Kraft, ſeine weitberühmte Fertigkeit in einem ſolchen Zweikampf zu erproben, und nur die inſtändigen Bitten der Ritter hielten ihn ab, dieſe romantiſche Idee auszuführen. Neben dem Herzog hielt eine ſonderbare Figur, beinahe wie eine Schildkröte, die zu Pferde ſitzt, anzuſehen. Ein Helm mit großen Federn ſaß auf einem kleinen Körper, der auf dem Rücken mit einem gewölbten Panzer verſehen war; der kleine Reiter hatte die Knie weit heraufgezogen und hielt ſich feſt am Sattelknopf. Das herabgeſchlagene Viſir hinderte Georg zu erkennen, wer dieſer lächerliche Kämpfer ſey; er ritt daher näher an den Herzog heran und ſagte:

„Wahrhaftig, Euer Durchlaucht haben ſich da einen überaus mächtigen Kämpen zum Begleiter auserſehen. Sehet nur die dürren Beine, die zitternden Arme, den mächtigen Helm zwiſchen den kleinen Schultern — wer iſt denn dieſer Rieſe?“

„Kennſt du den Höcker ſo ſchlecht?“ fragte der Herzog lachend. „Sieh nur, er hat einen ganz abſonderlichen Panzer an, der wie eine große Nußſchale anzuſehen, um ſeinen theuern Rücken zu verwahren, wenn es etwa zur Flucht käme. Es iſt mein getreuer Kanzler, Ambroſius Volland.“

„Bei der heiligen Jungfrau! dem habe ich bitter Unrecht gethan, entgegnete Georg; „ich dachte, er werde nie ein Schwert ziehen und ein Roß beſteigen, und da ſitzt er auf einem Thier, ſo hoch wie ein Elephant, und trägt ein Schwert, ſo groß als er ſelbſt iſt. Dieſen kriegeriſchen Geiſt hätte ich ihm nimmer zugetraut.“

„Meinſt du, er reite aus eigenem Entſchluß zu Felde? Nein, ich habe ihn mit Gewalt dazu genöthigt. Er hat mir zu manchem gerathen, was mir nicht frommte, und ich fürchte, er hat mich mit böslicher Abſicht aufs Eis geführt; drum mag er auch die Suppe mit verzehren, die er eingebrockt hat. Er hat geweint, wie ich ihn dazu zwang; er ſprach viel vom Zipperlein und von ſeiner Natur, die nicht kriegeriſch ſey; aber ich ließ ihn in ſeinen Harniſch ſchnüren und zu Pferd heben, er reitet den feurigſten Renner aus meinem Stall.“

Während dies der Herzog ſprach, ſchlug der Ritter vom Höcker das Viſir auf und zeigte ein bleiches kummervolles Geſicht. Das ewig ſtehende Lächeln war verſchwunden, ſeine ſtechenden Aeuglein waren groß und ſtarr geworden, und drehten ſich langſam und ſchüchtern nach der Seite; der Angſtſchweiß ſtand ihm auf der Stirne und ſeine Stimme war zum zitternden Flüſtern geworden: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, werthgeſchätzter Herr von Sturmfeder, vielliebер Freund und Gönner, leget ein gutes Wort ein beim geſtrengen Herrn, daß er mich aus dieſem Faſtnachtsſpiel entläßt. Es iſt des allerhöchſten Scherzes jetzt genug. Der Ritt in den ſchweren Waffen hat mich grauſam angegriffen, der Helm drückt mich aufs Hirn, daß meine Gedanken im Kreiſe tanzen, und meine Knie ſind vom Zipperlein gekrümmt; bitte, bitte! leget ein gutes Wort ein für Euren demüthigen Knecht, Ambroſius Volland; will's gewißlich vergelten.“

Der junge Mann wandte ſich mit Abſcheu von dem grauen feigen Sünder. „Herr Herzog,“ ſagte er,

indem ein edler Zorn seine Wangen röthete, „vergönnt ihm, daß er sich entferne. Die Ritter haben ihre Schwerter gelüftet und die Helme fester in die Stirne gedrückt, das Volk schüttelt die Speere und erwartet muthig das Zeichen zum Angriff, warum soll ein Feigling in den Reihen von Männern streiten?“

„Er bleibt, sage ich,“ entgegnete der Herzog mit fester Stimme; „bei dem ersten Schritt rückwärts hau ich ihn selbst vom Gaul herunter. Der Teufel saß auf deinen blauen Lippen, Ambrosius Volland, als du Uns gerathen, Unser Volk zu verachten und das Alte umzustoßen. Heute, wenn die Kugeln sausen und die Schwerter rasseln, magst du schauen, ob dein Rath uns frommte.“

Des Kanzlers Augen glühten vor Wuth, seine Lippen zitterten und seine Mienen verzerrten sich greulich. „Ich habe Euch nur gerathen; warum habt Ihr es gethan?“ sagte er, Ihr seyd Herzog, Ihr habt befohlen und Euch huldigen lassen; was kann denn ich dafür?“

Der Herzog riß sein Pferd so schnell um, daß der Kanzler bis auf die Mähnen seines Elephanten niedertauchte, als erwarte er den Todesstreich. „Bei unserer fürstlichen Ehre,“ rief er mit schrecklicher Stimme, indem seine Augen blitzten, „Wir bewundern Unsere eigene Langmuth! Du hast Unsern ersten Zorn benützt, du hast dich in Unser Vertrauen einzuschwatzen gewußt; wären Wir dir nicht gefolgt, du Schlange, so stünden heute zwanzigtausend Würtemberger hier, und ihre Herzen wären eine feste Mauer für ihren Fürsten. O, mein Würtemberg! mein Würtemberg! daß ich deinem Rath

gefolgt wäre, alter Freund; ja, es heißt was, von seinem Volk geliebt zu seyn!"

„Entfernet diese Gedanken vor einer Schlacht," sagte der alte Herr von Lichtenstein; „noch ist es Zeit, das Versäumte einzuholen. Noch stehen sechstausend Würtemberger um Euch, und bei Gott, sie werden mit Euch siegen, wenn Ihr mit Vertrauen sie in den Feind führet. O Herr, hier sind lauter Freunde, vergebet Euren Feinden, entlaßt den Kanzler, der nicht fechten kann!"

„Nein! her zu mir, Schildkröte! an meine Seite her, Hund von einem Schreiber! Wie er zu Rosse sitzt, als hätte ihn unser Herr Gott hinaufgeschneit, den Schneemann! Du hast mein Volk verachtet in deiner Kanzlei und ihnen Gesetze gegeben mit deiner Schwanenfeder, jetzt sollst du sehen, wie sie streiten; jetzt sollst du sehen, wie Würtemberg siegt oder — untergeht. Ha! seht ihr sie dort auf dem Hügel? seht ihr die Fahnen mit dem rothen Kreuz? seht ihr das Banner von Baiern? wie ihre Waffen blitzen im Morgenroth, wie ihre Glieder von tausend Lanzen starren, wie der Wind in ihren Helmbüschen spielt? — Guten Tag, ihr Herren vom Schwabenbund! Jetzt geht mir das Herz auf; das ist ein Anblick für einen Würtemberg."

„Schaut! sie richten schon die Geschütze," unterbrach ihn Lichtenstein; „zurück von diesem Platz, Herr! hier ist Euer Leben in augenscheinlicher Gefahr; zurück, zurück, wir halten hier; schickt uns Eure Befehle von dort zu, wo Ihr sicher seyd."

Der Herzog sah ihn groß an. „Wo hast du gehört," sagte er, „daß ein Würtemberg gewichen sey, wenn der

Feind zum Angriff blaſen ließ? Meine Ahnen kannten keine Furcht und meine Enkel werden noch aushalten wie ſie, furchtlos und treu! Sieh, wie der Berg ſich dunkler und dunkler füllt von ihren Schaaren! Siehſt du jene weißen Wolken am Berg, Schildkröte? hörſt du ſie krachen? das iſt der Donner der Geſchütze, der in unſere Reihen ſchlägt; jetzt, wenn du ein gutes Gewiſſen haſt, wirſt du leichter Athem holen, denn um dein Leben gibt dir keiner einen Pfennig."

„Laſſet uns beten!" ſagte Max von Schweinsberg, „und dann drauf in Gottes Namen."

Der Herzog faltete andächtig die Hände, ſeine Begleiter folgten ſeinem Beiſpiel und beteten zum Anfang der Schlacht, wie es Sitte war in den alten Tagen. Der Donner der feindlichen Geſchütze tönte ſchauerlich in dieſe tiefe Stille, in welcher man jeden Athemzug, jedes leiſe Flüſtern der Betenden hörte. Auch der Kanzler faltete die Hände, aber ſeine Augen richteten ſich nicht gläubig auf zum Himmel, ſie irrten zagend an den Bergen umher, und das Beben ſeines Körpers, ſo oft Blitz und Rauch aus den Feldſtücken des Feindes fuhr, zeigte, daß ſeine Seele nicht zu dem ſich aufzuſchwingen vermöge, der aus den Strahlen ſeiner Morgenſonne über Freunde und Feinde herabblickte.

Ulerich von Würtemberg hatte gebetet und zog ſein Schwert aus der Scheide; die Ritter und Reiſigen folgten ihm, und in einem Augenblick blitzten tauſend Schwerter um ihn her. „Die Landsknechte ſind ſchon im Gefecht," ſagte er, indem ſein Adlerauge ſchnell das Thal überſchaute; „Georg von Hewen, Ihr rückt ihnen

mit Tauſend zu Fuß nach. Schweinsberg lehne ſich mit Achthundert an den Wald, und warte bis auf Weiteres. Reinhardt von Gemmingen, wollet mit den Eurigen gerade ausziehen, und den mittleren Raum zwiſchen dem Wald und dem Neckar einnehmen. Sturmfeder, du bleibſt mit deiner Abtheilung Reiter; doch biſt du jeden Augenblick bereit, vorzubrechen. Gott befohlen, ihr Herren; ſollten wir uns hier unten nicht wieder ſehen, ſo grüßen wir uns deſto freudiger oben.“ Er grüßte ſie, indem er ſein großes Schwert gegen ſie neigte. Die Ritter erwiederten den Gruß und zogen mit ihren Schaaren dem Feinde zu, und ein tauſendſtimmiges „Ulerich für immer!“ ertönte aus ihren Reihen.

Das bündiſche Heer, das auf dem Hügel, den die Herzoglichen früher beſetzt gehalten hatten, angekommen war, begrüßte ſeinen Feind aus vielen Feldſchlangen und Carthaunen; dann zogen ſie ſich allmälig herab ins Thal; ſie ſchienen durch ihre ungeheure Anzahl das kleine Heer des Herzogs erdrücken zu wollen. In dem Augenblick, als die letzten Glieder den Hügel verlaſſen wollten, wandte ſich der Herzog zu Georg von Sturmfeder. „Siehſt du ihre Feldſtücke auf dem Hügel?“ fragte er.

„Wohl; ſie ſind nur durch wenige Mannſchaft gedeckt.“

„Frondsberg glaubt, weil wir nicht über ihn wegfliegen können, ſey es unmöglich, ſein Geſchütz zu nehmen. Aber dort am Wald biegt ein Weg links ein und führt in ein Feld. Das Feld ſtößt an jenen Hügel Kannſt du mit deinen Reitern ungehindert bis in jenes

Feld vordringen, ſo biſt du beinahe ſchon im Rücken der Bündiſchen. Dort läßt du die Pferde verſchnauben, legſt dann an und im Galopp den Hügel hinauf; die Geſchütze müſſen unſer ſeyn!"

Georg verbeugte ſich zum Abſchied, aber der Herzog bot ihm die Hand. „Lebe wohl, lieber Junge!" ſagte er; „es iſt hart von Uns, einen jungen Ehemann auf ſo gefährliche Reiſe zu ſchicken, aber wir wußten keinen raſcheren und beſſeren als dich."

Die Wangen des jungen Mannes glühten, als er dieſe Worte hörte, und ſeine Augen blinkten muthig. „Ich danke Euch, Herr, für dieſen neuen Beweis Eurer Gnade!" rief er, „Ihr belohnt mich ſchöner, als wenn Ihr mir die ſchönſte Burg geſchenkt hättet. — Lebt wohl, Vater, und grüßt mein Weibchen."

„So iſts nicht gemeint!" entgegnete lächelnd der alte Lichtenſtein, „ich reite mit dir unter deiner Führung — "

„Nein, ihr bleibet bei mir, alter Freund," bat der Herzog; „ſoll mir denn der Kanzler hier im Felde rathen? Da könnte ich ſo übel fahren wie mit ſeinen andern Rathſchlüſſen. Bleibet mir zur Seite; machet den Abſchied kurz, Alter! Euer Sohn muß weiter."

Der Alte drückte Georgs Hand; lächelnd und mit freudigem Muthe erwiederte dieſer den Abſchiedsgruß, ſchwenkte mit ſeinen Reitern ab, und „Ulerich für immer!" riefen die Stuttgarter Bürger zu Pferd, welche er in dieſer entſcheidenden Stunde gegen den Feind führte. Georg betrachtete, als er an dem Waldſaum hinritt, ſinnend die Schlacht. Die Würtemberger hatten eine gute Stellung, denn der Wald und der Neckar deckten ſie,

und ihre Flügel und das Centrum waren ſtark genug, um auch einen mächtigen Stoß von Reiterei auszuhalten. Er konnte ſich aber nicht verhehlen, daß wenn ſie ſich aus dieſer Stellung herauslocken ließen, ſie alle dieſe Vortheile verlieren würden, weil ſie dann entweder zwiſchen dem Wald und dem linken Flügel einen bedeutenden Zwiſchenraum laſſen, oder um dieſen auszufüllen, ihre Schlachtlinie ſo weit ausdehnen müßten, daß ſie an innerer Stärke verlieren würden und leichter durchbrochen werden könnten. Ein großer Nachtheil für die Würtemberger war auch ihre geringe Anzahl, denn der Feind zählte zwei Drittheile mehr. Er konnte zwar in dem engen Thal ſeine Streitkräfte nicht entwickeln und nur wenige Mannſchaft auf einmal ins Treffen führen, und doch war dies immer genug, um die Herzoglichen unausgeſetzt zu beſchäftigen; der Feind behielt dadurch immer friſche Leute, und es war zu befürchten, daß die ſechstauſend Würtemberger, wenn ſie auch noch ſo tapfer Stand halten ſollten, endlich aus Ermattung würden unterliegen müſſen.

Der Wald nahm jetzt Georg und ſeine Schaar auf; ſie rückten ſtill und vorſichtig weiter, denn Georg wußte wohl, wie ſchwierig es für einen Reiterzug ſey, im Wald von Fußvolk angegriffen zu werden. Doch ungefährdet kamen ſie bis auf das Feld heraus, das ihnen der Herzog bezeichnet hatte. Rechts über dem Wald hin wüthete die Schlacht. Das Geſchrei der Angreifenden, das Schießen aus Donnerbüchſen und Feldſtücken, das Wirbeln der Trommeln hallte ſchrecklich herüber.

Vor ihnen lag der Hügel, von deſſen Gipfel eine gute Anzahl Carthaunen in die Reihen der Würtemberger ſpielte; dieſer Hügel erhob ſich von der Seite des Wäldchens allmälig, und Georg bewunderte den ſchnellen Blick des Herzogs, der dieſe Seite ſo gleich erſpäht hatte, denn von jeder andern Seite wäre, wenigſtens für Reiter, der Angriff unmöglich geweſen. Das Geſchütz wurde, ſo viel man von unten ſehen konnte, nur durch eine ſchwache Mannſchaft gedeckt, und als daher die Pferde ein wenig geruht hatten, ordnete Georg ſeine Schaar und brach im Galopp an der Spitze der Reiter vor. In einem Augenblick waren ſie auf dem Gipfel des Hügels angekommen und Georg rief den bündiſchen Soldaten zu, ſich zu ergeben.

Sie zauderten, und die Fleiſcher, Sattler und Waffenſchmiede von Stuttgart erſparten ihnen die Mühe, denn mit gewaltigen Streichen hieben ſie Helme und Köpfe durch, daß von der Bedeckung bald wenige mehr übrig waren. Georg warf einen frohlockenden Blick auf die Ebene hinab ſeinem Herzog zu, er hörte das Freudengeſchrei der Würtemberger aus vielen tauſend Kehlen aufſteigen, er ſah wie ſie friſcher vordrangen, denn ihre Hauptfeinde, die Feldſtücke auf dem Hügel, waren jetzt zum Schweigen gebracht.

Aber in dieſem Augenblick der Siegesfreude gewahrte er auch, daß jetzt der zweite und ſchwerere Theil ſeiner ſchnellen Operation, der Rückzug, gekommen ſey; denn auch die Bündiſchen hatten bemerkt, wie ihr Geſchütz plötzlich verſtummt ſey, und ihre Oberſten hatten alſobald eine Reiterſchaar gegen den Hügel aufbrechen

laſſen. Es war keine Zeit mehr, die ſchweren erbeuteten Feldſtücke hinwegzuführen; darum befahl Georg, mit Erde und Steinen ihre Mündungen zu verſtopfen und ſie auf dieſe Weiſe unbrauchbar zu machen. Dann warf er einen Blick auf den Rückweg; zwiſchen ihm und den Seinigen lag der Wald auf der einen, das feindliche Heer auf der andern Seite. Wurde er nur von Reiterei angegriffen, ſo war der Rückweg durch den Wald möglich, weil dann der Feind dieſelben Schwierigkeiten zu überwinden hatte, wie er. Aber ſeinem ſcharfen Auge entging nicht, daß ein großer Haufe bündiſchen Fußvolkes in den Wald ziehe, um ihm den Rückzug abzuſchneiden, und ſo ſah er ſich von dem Walde ausgeſchloſſen. Das große Heer des Bundes zu durchbrechen, ſich mit hundert und ſechzig Pferden durch Zwanzigtauſend durchzuſchlagen, wäre Tollkühnheit geweſen. Es blieb nur ein Weg, und auch auf dieſem war der Tod gewiſſer als die Rettung. Zur Linken des feindlichen Heeres floß der Neckar. Am anderen Ufer war kein Mann von bündiſcher Seite; konnte er dieſes Ufer gewinnen, ſo war es möglich, ſich zum Herzog zu ſchlagen. Schon waren die Reiter des Bundes, wohl fünfhundert ſtark, am Fuß des Hügels angelangt; er glaubte an ihrer Spitze den Truchſes von Waldburg zu erblicken, jedem andern, ſelbſt dem Tod wollte er ſich lieber ergeben als dieſem.

Drum winkte er den tapfern Würtembergern nach der ſteilern Seite des Hügels hin, die zum Neckar führte. Sie ſtutzten; es war zu erwarten, daß unter zehn immer acht ſtürzen würden, ſo jähe war dieſe Seite,

und unten ſtand zwiſchen dem Hügel und dem Fluß ein Haufen Fußvolk, das ſie zu erwarten ſchien. Aber ihr junger ritterlicher Führer ſchlug das Viſir auf und zeigte ihnen ſein ſchönes Antlitz, aus welchem der Muth der Begeiſterung ſie anwehte; ſie hatten ihn ja noch vor wenigen Wochen eine holde Jungfrau zur Kirche führen ſehen, durften ſie an Weib und Kinder denken, da er dieſe Gedanken weit hinter ſich geworfen hatte?

„Drauf, wir wollen ſie ſchlachten!“ riefen die Fleiſcher; „drauf, wir wollen ſie hämmern!“ riefen die Schmiede; „immer drauf, wir wollen ſie lederweich klopfen!“ riefen ihnen die Sattler nach; „drauf mit Gott, Ulerich für immer!“ rief der hochherzige Jüngling, drückte ſeinem Roß die Sporen ein und flog ihnen voran den ſteilen Hügel hinab. Die feindlichen Reiter trauten ihren Augen nicht, als ſie den Hügel heraufkamen, die verwegene Schaar gefangen zu nehmen, und ſie ſchon unten, mitten unter dem Fußvolk erblickten. Wohl hatte mancher den kühnen Ritt mit dem Leben bezahlt, mancher war mit dem Roß geſtürzt und in Feindes Hand gefallen, aber die meiſten ſah man unten tapfer auf das Fußvolk einhauen, und der Helmbuſch ihres Anführers wehte hoch und mitten im Gedräng. Jetzt waren die Reihen des Fußvolkes gebrochen, jetzt drängten ſich die Reiter nach dem Neckar — jetzt — ſetzte ihr Führer an und war der Erſte im Fluß. Sein Pferd war ſtark und doch vermochte es nicht mit der Laſt ſeines gewappneten Reiters gegen die Gewalt des vom Regen angeſchwellten Stromes anzukämpfen, es ſank und Georg von Sturmfeder rief den Männern zu, nicht auf

ihn zu achten, ſondern ſich zum Herzog zu ſchlagen und ihm ſeinen letzten Gruß zu bringen. Aber in demſelben Augenblick hatten zwei Waffenſchmiede ſich von ihren Roſſen in den Fluß geworfen; der eine faßte den jungen Ritter am Arm, der andere ergriff die Zügel ſeines Pferdes und ſo brachten ſie ihn glücklich ans Land heraus.

Die Bündiſchen hatten ihnen manche Kugel nachgeſandt, aber keine hatte Schaden gethan, und im Angeſicht beider Heere, durch den Fluß von ihnen getrennt, ſetzte die kühne Schaar ihren Weg zum Herzog fort. Es war unweit ſeiner Stellung eine Furth, wo ſie ohne Gefahr überſetzen konnten, und mit Jubel und Freudengeſchrei wurden ſie wieder von den Ihrigen empfangen.

Ein Theil des feindlichen Geſchützes war zwar durch dieſen eben ſo ſchnellen als verwegenen Zug Georgs von Sturmfeder zum Schweigen gebracht worden, aber das Verhängniß Ulerichs von Würtemberg wollte, daß ihm dieſe kühne Waffenthat zu nichts mehr nützen ſollte; die Kräfte ſeiner Leute waren durch die immer erneuerten Angriffe des an Zahl weit überlegenen Feindes endlich völlig erſchöpft worden; die Landsknechte hielten zwar mit ihrem gewöhnlichen kriegeriſchen Feuer aus, aber ihre Anführer hatten ſich ſchon genöthigt geſehen, ſie in Kreiſe zu ſtellen, um den Andrang der feindlichen Kavallerie abzuwehren; dadurch war die Linie hin und wieder unterbrochen, und das Landvolk, das man durch eilige Bewaffnung nicht zu Kriegern hatte machen können, füllte nur ſchlecht dieſe Lücken aus. In dieſem Augenblick wurde dem Herzog gemeldet, daß der Herzog von Baiern Stuttgart plötzlich überfallen und eingenommen

habe, daß ein neues feindliches Heer in seinem Rücken am Fluß heraufziehe und kaum noch eine Viertelstunde entfernt sey. Da merkte er, daß er an diesem Tage sein Land zum zweiten Mal verloren habe, daß ihm nichts mehr übrig bleibe, als Flucht oder Tod, um nicht in die Hände seiner Feinde zu fallen. Seine Begleiter riethen ihm, sich in sein Stammschloß Würtemberg zu werfen und sich dort zu halten, bis er Gelegenheit fände, heimlich zu entrinnen; er schaute hinauf nach dieser Burg, die von dem Glanz des Tages bestrahlt, ernst auf jenes Thal herabblickte, wo der Enkel ihrer Erbauer den letzten verzweifelten Kampf um sein Herzogthum kämpfte. Aber er erbleichte und deutete sprachlos hinauf, denn auf den Thürmen und Mauern dieser Burg erschienen rothe, glänzende Fähnlein, die im Morgenwind spielten; die Ritter blickten schärfer hin, sie sahen, wie die Fähnlein wuchsen und größer wurden, und ein schwärzlicher Rauch, der jetzt an vielen Stellen aufstieg, zeigte ihnen, daß es die Flamme sey, welche ihre glühenden Paniere siegend auf den Zinnen aufgesteckt hatte. Würtemberg brannte an allen Ecken und sein unglücklicher Herr sah mit dem greulichen Lachen der Verzweiflung diesem Schauspiel zu. Jetzt bemerkten auch die Heere die brennende Burg. Die Bündischen begrüßten diese Flammen mit einem Freudengeschrei, den Würtembergern entsank der Muth, es war ihnen, als sey dies ein Zeichen, daß das Glück ihres Herzogs ein Ende habe.

Schon tönten die Trommeln des im Rücken heranziehenden Heeres vernehmlicher, schon wich an vielen

Orten das Landvolk, da ſprach Ulerich: „Wer es noch redlich mit uns meint, folge nach, wir wollen uns durchſchlagen durch ihre Tauſende oder zu Grund gehen. Nimm mein Banner in die Hand, tapferer Sturmfeder, und reite muthig mit uns in den Feind!“ Georg ergriff das Panier von Würtemberg, der Herzog ſtellte ſich neben ihn, die Ritter und die Bürger zu Pferd umgaben ſie und waren bereit, ihrem Herzog Bahn zu brechen. Der Herzog deutete auf eine Stelle, wo die Feinde dünner ſtanden, dort müſſe man durchkommen oder alles ſey verloren. Noch fehlte es an einem Anführer, und Georg wollte ſich an die Spitze ſtellen, da winkte ihm der Ritter von Lichtenſtein, ſeinen Platz an der Seite des Herzogs nicht zu verlaſſen, und ſtellte ſich vor die Reiter; noch einmal wandte er die ehrwürdigen Züge dem Herzog und ſeinem Sohne zu, dann ſchloß er das Viſir und rief: „Vorwärts, hie gut Würtemberg alleweg!“

Dieſer Reiterzug war wohl zweihundert Pferde ſtark, und bewegte ſich in Form eines Keils im Trab vorwärts. Der Kanzler Ambroſius Volland ſah ſie mit leichtem Herzen abziehen, denn der Herzog ſchien ihn ganz vergeſſen zu haben, und er hielt jetzt mit ſich Rath, wie er ohne Gefahr von ſeinem hochbeinigten Thier herabkommen ſollte. Doch der edle Renner des Herzogs hatte mit klugen Augen den Reitern nachgeſchaut; ſo lange ſie ſich im Trab fortbewegten, ſtand er ſtille und regungslos, jetzt aber ertönten die Trompeten zum Angriff, man ſah das Panier von Würtemberg hoch in den Lüften wehen und die tapfere Reiterſchaar im

Galopp auf den Feind anſprengen. Auf dieſen Moment ſchien der Renner gewartet zu haben; mit der Schnelligkeit eines Vogels ſtrich er jetzt über die Ebene hin, den Reitern nach; dem Kanzler vergingen die Sinne, er hielt ſich krampfhaft an den Sattelknopf, er wollte ſchreien, aber die Blitzesſchnelle, womit ſein Roß die Luft theilte, unterdrückte ſeine Stimme; in einem Augenblick hatte er den Zug eingeholt, ſo ſchnell ſie ihre Roſſe auslaufen ließen, er überholte ſie, und ſo hatte es der Kanzler in kurzer Zeit zum Anführer der Reiter gebracht. Der Feind ſtutzte über die ſonderbare Geſtalt, die mehr einem geharniſchten Affen als einem Krieger glich; noch ehe ſie ſich recht beſinnen konnten, war der fürchterliche Mann mitten in ihren Reihen, die Würtemberger brachen, trotz des entſcheidenden Augenblickes, in ein luſtiges Gelächter aus, und auch dieſes mochte beitragen, die tapfern Truppen von Ulm, Gmünd, Aalen, Nürnberg und noch zehn andern Reichsſtädten, welche dieſer unerwartete Angriff traf, zu verwirren; ſie zerſtoben vor der ungeheuern Wucht der zweihundert Pferde, und die ganze Schaar war im Rücken des Feindes. Sie ſetzte eilig ihren Marſch fort, und ehe noch die bündiſche Reiterei zum Nachſetzen herbei gerufen werden konnte, hatte der Herzog mit wenigen Begleitern ſich zur Seite geſchlagen; er gewann einen großen Vorſprung, denn die Reiterei des Bundes erreichte die berittene Schaar der Bürger erſt vor den Thoren von Stuttgart, und es fand ſich unter ihnen weder der Herzog noch einer ſeiner wichtigeren Anhänger, außer dem Kanzler Ambroſius Volland, den man halb todt vom Pferde hob. Die

bündiſchen Kriegsleute behandelten ihn, nachdem man ihm die gewölbte Rüſtung vom Leib geſchält hatte, ſehr übel, denn nur ſeiner fürchterlichen, alle Begriffe überſteigenden Tapferkeit ſchrieben ſie es zu, daß ihnen der Herzog und mit ihm eine Belohnung von tauſend Goldgulden entgangen war. So geſchah es, daß dieſer tapfere Kanzler, nicht wie ſein Herzog in der Schlacht, ſondern nach der Schlacht geſchlagen wurde.

XV.

Wohl wiegt eines viele Thaten auf —
Sie achten drauf —
Das iſt um deines Vaterlandes Noth
Der Heldentod.
Sieh' hin, die Feinde fliehen, blick' hinan,
Der Himmel glänzt, dahin iſt unſre Bahn.
L. Uhland.

Die Nacht, welche dieſem entſcheidenden Tag folgte, brachten Herzog Ulerich und ſeine Begleiter in einer engen Waldſchlucht zu, die durch Felſen und Geſträuche einen ſicheren Verſteck gewährte, und noch heute bei dem Landvolk die „Ulerichshöhle" genannt wird. Es war der Pfeifer von Hardt, der ihnen auf ihrer Flucht als ein Retter in der Noth erſchienen war und ſie in dieſe Schlucht führte, die nur den Bauern und Hirten der Gegend bekannt war. Der Herzog hatte beſchloſſen, hier zu raſten, um dann, ſobald der Tag graute, ſeine Flucht nach der Schweiz fortzuſetzen. Wohl wäre ihm hiezu die Nacht günſtiger geweſen, denn die Bundestruppen hatten ſchon das Land beſetzt und es war wenig

Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß er ſie täuſchen und ungehindert entkommen werde; aber die Pferde waren von dem heißen Schlachttag ermüdet und es war unmöglich, den Herzog und ſeine nothwendige Begleitung von neuem beritten zu machen, ohne die Nachforſchung des Feindes auf dieſen Schlupfwinkel zu leiten.

Die Männer hatten ſich um ein ſpärliches Feuer gelagert. Der Herzog war längſt dem Schlummer in die Arme geſunken und vergaß vielleicht in ſeinen Träumen, daß er ein Herzogthum verloren habe; auch der alte Herr von Lichtenſtein ſchlief und Mar Stumpf von Schweinsberg hatte ſeine mächtigen Arme auf die Knie geſtützt, ſein Geſicht in die Hände verborgen, und man war ungewiß, ob er ſchlafe oder, in Kummer verſunken, über das Schickſal des Herzogs nachdenke, das ſich mit einem Schlag ſo furchtbar gewendet hatte. Georg von Sturmfeder beſiegte die Macht des Schlummers, der ſich immer wieder über ihn lagern wollte; er war der jüngſte unter allen und hatte freiwillig in dieſer Nacht die Wache übernommen. Neben ihm ſaß Hans, der Pfeifer von Hardt; er ſah unverwandt ins Feuer und ſeine Gedanken ſchienen ſich in einem Liedchen zu ſammeln, deſſen melancholiſche Weiſe er mit leiſer unterdrückter Stimme vor ſich hin ſang. Wenn das Feuer heller aufflackerte, ſchaute er mit einem trüben Blick nach dem Herzog, und wenn er ſah, daß jener noch immer ſchlafe, verſank er wieder in den flüſternden traurigen Geſang.

„Du ſingſt eine traurige Weiſe, Hans!“ unterbrach ihn Georg, den die melancholiſchen Töne dieſes Liedes unheimlich anregten; „es tönt wie Todtengeſang

und Sterblieder, ich kann es nicht ohne Schaudern hören."

„Wir können alle Tage ſterben," ſagte der Spielmann, indem er düſter in die Flamme blickte; drum ſing' ich gerne ein ſolches Lied, es iſt mir, als könnte ich mit ſolchen Gedanken würdiger ſterben."

„Wie kommſt du auf einmal zu dieſen Todesgedanken, Hans? Du warſt doch ſonſt ein fröhlicher Burſche zur Herbſtzeit, und deine Cither tönte auf mancher Kirchweih. Da haſt du gewiß keine Todtenlieder geſungen."

„Meine Freude iſt aus, erwiederte er und wies auf den Herzog; all meine Mühe, all meine Sorge war vergebens; es iſt aus mit dem Herrn und ich — ich bin ſein Schatten, auch mit mir iſts aus; hätte ich nicht Frau und Kind, ich möchte heute Nacht noch ſterben."

„Wohl warſt du immer ſein getreuer Schatten," ſagte der junge Mann gerührt, „und oft habe ich deine Treue bewundert. Höre, Hans, wir ſehen uns vielleicht lange nicht mehr; jetzt haben wir Zeit zu ſchwatzen; erzähle mir, was dich ſo ausſchließlich und enge an den Herzog knüpft, wenn es etwas iſt, was du erzählen kannſt."

Er ſchwieg einige Augenblicke und ſchürte das Feuer zurecht, ein unruhiges Feuer blitzte in ſeinen Augen und Georg war ungewiß, ob es die Flamme oder eine innere Bewegung ſey, was ſeine ausdrucksvollen Züge mit wechſelnder Röthe übergoß. „Das hat ſeine eigene Bewandtniß," ſagte er endlich, „und ich ſpreche nicht gerne davon. Doch Ihr habt Recht, Herr! auch mir iſt es, als werden wir uns lange nicht mehr ſehen, ſo

will ich Euch denn erzählen. Habt Ihr nie von dem armen Conrad gehört?“

„O ja,“ erwiederte Georg, „das Gerücht davon kam noch weiter als bis zu uns nach Franken; war es nicht ein Aufstand der Bauern? wollte man nicht sogar dem Herzog ans Leben?“

„Ihr habt ganz recht, der arme Conrad war ein böses Ding. Es mögen nun sieben Jahre seyn, da gab es unter uns Bauern viele Männer, die mit der Herrschaft unzufrieden waren; es waren Fehljahre gewesen, den Reicheren ging das Geld aus, die Armen hatten schon lange keines mehr und doch sollten wir zahlen ohne Ende, denn der Herzog brauchte gar viel Geld für seinen Hof, wo es alle Tage zuging wie im Paradies.“

„Gaben denn eure Landstände nach, wenn der Herr so viel Geld verlangte?“ fragte Georg.

„Sie wagten eben auch nicht immer „nein“ zu sagen, des Herzogs Beutel hatte aber gar ein großes Loch, das wir Bauern mit unserm Schweiß nicht zuleimen konnten. Da gab es nun viele, die ließen die Arbeit liegen, weil das Korn, das sie pflanzten, nicht zu ihrem Brod wuchs, und der Wein, den sie kelterten, nicht für sie in die Fässer floß. Diese, als sie dachten, daß man ihnen nichts mehr nehmen könne als das arme Leben, lebten lustig und in Freuden, nannten sich Grafen zu Nirgendsheim, sprachen viel von ihren Schlössern auf dem Hungerberge und von ihren bedeutenden Besitzungen in der Fehlhalde und am Bettelrain, und diese Gesellschaft war der arme Conrad.“

Der Pfeifer legte ſinnend ſeine Stirne in die Hand und ſchwieg.

„Von dir wollteſt du ja erzählen, Hans,“ ſagte Georg, „von dir und dem Herzog.“ —

„Das hätte ich beinahe vergeſſen,“ antwortete dieſer. — „Nun,“ fuhr er fort, „es kam endlich dahin, daß man Maaß und Gewicht geringer machte und dem Herzog gab, was damit gewonnen wurde. Da ward aus dem Scherz bitterer Ernſt. Es mochte mancher nicht ertragen, daß rings umher volles Maaß und Gewicht und nur bei uns kein Recht ſey. Im Remsthale trug der arme Conrad das neue Gewicht hinaus und machte die Waſſerprobe.“

„Was iſt das?“ fragte der junge Mann.

„Ha!“ lachte der Bauer, „das iſt eine leichte Probe. Man trug den Pfundſtein mit Trommeln und Pfeifen an die Rems und ſagte: ſchwimmt's oben, hat der Herzog Recht; ſinkt's unter, hat der Bauer Recht. Der Stein ſank unter, und jetzt zog der arme Conrad Waffen an. Im Remsthal und im Neckarthal bis hinauf gegen Tübingen und hinüber an die Alb ſtanden die Bauern auf und verlangten das alte Recht. Es wurde gelandtagt und geſprochen, aber es half doch nichts. Die Bauern gingen nicht auseinander.“

„Aber du, von dir ſprichſt du ja gar nicht.“

„Daß ich's kurz ſage, ich war einer der ärgſten,“ antwortete Hans, „ich war kühn und trotzig, mochte nicht gerne arbeiten und wurde wegen Jagdfrevel unmenſchlich abgeſtraft; da trat ich in den armen Conrad, und bald war ich ſo arg als der Geispeter und

Bregenzer. Der Herzog aber, als er sah, daß der Aufruhr gefährlich werden könne, ritt selbst nach Schorndorf. Man hatte uns zur Huldigung zusammenberufen, wir erschienen zu vielen Hunderten — aber bewaffnet. Der Herzog sprach selbst zu uns, aber man hörte ihn nicht an. Da stand der Reichsmarschall auf, erhob seinen goldenen Stab und sprach: „wer es mit dem Herzog Ulerich von Würtemberg hält, trete auf seine Seite!“ Der Gaispeter aber trat auf einen hohen Stein und rief: „wer es mit dem armen Conrad vom Hungerberg hält, trete hieher!“ Siehe, da stand der Herzog verlassen unter seinen Dienern. Wir andern hielten zu dem Bettler.“

„O schändlicher Aufruhr!“ rief Georg, vom Gefühl des Unrechts ergriffen, „schändlich vor allen die, welche es so weit kommen ließen! Da war gewiß Ambrosius Volland, der Kanzler, an vielem schuld?“

„Ihr könnet Recht haben,“ erwiederte der Spielmann, „doch höret weiter: der Herzog, als er sah, daß seine Sache verloren sey, schwang sich auf sein Roß, wir aber drängten uns um ihn her, doch noch wagte es keiner, den Fürsten anzutasten, denn er sah gar zu gebietend aus seinen großen Augen auf uns herab. Was wollt ihr, Lumpen! schrie er und gab seinem Hengst die Sporen, daß er sich hoch aufbäumte und drei Männer niederriß. Da erwachte unser Grimm; sie fielen seinem Roß in die Zügel, sie stachen nach ihm mit Spießen, und ich, ich vergaß mich so, daß ich ihn am Mantel packte und rief: schießt den Schelmen todt!“

„Das warſt du, Hans?“ rief Georg und ſah ihn mit ſcheuen Blicken an.

„Das war ich,“ ſagte dieſer langſam und ernſt; „aber es ward mir dafür, was mir gebührte. Der Herzog entkam uns damals und ſammelte ein Heer; wir konnten nicht lange aushalten und ergaben uns auf Gnad und Ungnad. Es wurden zwölf Anführer des Aufruhrs nach Schornhorf geführt und dort gerichtet; ich war auch unter dieſen. Aber als ich ſo im Kerker lag und mein Unrecht und den nahen Tod überdachte, da graute mir vor mir ſelbſt und ich ſchämte mich, mit ſo elenden Geſellen, wie die elf andern waren, gerichtet zu werden.“

„Und wie wurdeſt du gerettet?“ fragte Georg theilnehmend.

„Wie ich Euch ſchon in Ulm ſagte, durch ein Wunder. Wir zwölf wurden auf den Markt geführt, es ſollte uns dort der Kopf abgehauen werden. Der Herzog ſaß vor dem Rathhaus und ließ uns noch einmal vor ſich führen. Jene Elfe ſtürzten nieder, daß ihre Ketten fürchterlich raſſelten, und ſchrien mit jammernder Stimme um Gnade. Er ſah ſie lange an und betrachtete dann mich. Warum bitteſt du nicht auch? fragte er. Herr, antwortete ich, ich weiß, was ich verdient habe, Gott ſey meiner Seele gnädig. Noch einmal ſah er auf uns, dann aber winkte er dem Scharfrichter. Wir wurden nach dem Alter geſtellt, ich, als der jüngſte, war der letzte. Ich weiß wenig mehr von jenen ſchrecklichen Augenblicken; aber nie vergeſſe ich den greulichen Ton, wenn die Halsknorpel krachten — “

„Um Gottes Willen hör' auf," bat Georg, „oder übergehe das Gräßliche!"

„Neun Köpfe meiner Gesellen stacken auf den Spießen, da rief der Herzog: zehn sollen bluten, zwei frei seyn. Bringt Würfel her und laßt die drei dort würfeln! Man brachte Würfel, der Herzog bot sie mir zuerst; ich aber sagte: ich habe mein Leben verwirkt und würfle nicht mehr darüber! Da sprach der Herzog: nun so würfle ich für dich. Er bot den zwei andern die Würfel hin. Zitternd schüttelten sie in den kalten Händen die Würfel, zitternd zählten sie die Augen: der eine warf neun, der andere vierzehn; da nahm der Herzog die Würfel und schüttelte sie. Er faßte mich scharf ins Auge, ich weiß, daß ich nicht gezittert habe. Er warf — und deckte schnell die Hand darauf. Bitte um Gnade, sagte er, noch ist es Zeit. — Ich bitte, daß Ihr mir verzeihen möget, was ich Euch Leids gethan, antwortete ich; um Gnade aber bitt' ich nicht, ich habe sie nicht verdient und will sterben. Da deckte er die Hand auf, und siehe, er hatte achtzehn geworfen. Es war mir sonderbar zu Muth, es kam mir vor, als habe er gerichtet an Gottes Statt. Ich stürzte auf meine Knie nieder und gelobte fortan in seinem Dienst zu leben und zu sterben. Der Zehnte ward geköpft, wir beide waren frei." —

Mit immer höher steigender Theilnahme hatte Georg der Erzählung des Pfeifers von Hardt zugehört; aber als er schloß, als sich das sonst so kühn und listig blickende Auge mit Thränen füllte, da konnte er sich nicht enthalten, seine Hand zu fassen, sie fest und herzlich zu

drücken. „Es ist wahr," sagte der junge Mann, „du hast Schweres an deinem Landesherrn verschuldet, aber du hast auch schrecklich gebüßt, denn du hast den Tod dennoch erlitten; jenes schnelle Zücken des Schwertes ist nichts mehr gegen das Gefühl, so viele bekannte Menschen hinrichten und sich den Tod immer näher kommen zu sehen! Und hast du nicht durch ein Leben voll Treue, durch Aufopferung und Wagniß aller Art den Fürsten versöhnt, an den du deine Hand legtest? Wie oft hast du ihm Freiheit, vielleicht das Leben gerettet! wahrlich, deine Schuld ist reichlich abgetragen."

Der arme Mann hatte, nachdem er seine Erzählung geschlossen, wieder mit düsterem Sinnen ins Feuer geschaut. Er hätte ganz theilnahmlos geschienen, wenn nicht unter den Worten Georgs nach und nach ein trübes Lächeln auf seinen Zügen erschienen wäre. „Meint Ihr," sagte er, „ich hätte gebüßt und meine Schuld abgetragen? Nein, solche Schulden tilgen sich nicht sobald, und ein geschenktes Leben muß für den ausgesetzt werden, der es uns fristete. Das Umherschleichen in den Bergen, Kundschaft bringen aus Feindes Lager, Höhlen zeigen, wo man sich verbergen kann, das ist keine schwere Sache, Herr, und das allein thut's nicht. Ich weiß, ich werde noch einmal für ihn sterben müssen — und dann, Herr, nehmt Euch meines Weibes und meiner Tochter an."

Eine Thräne fiel in seinen Bart; doch als schämte er sich, so weich zu seyn, verbarg er sein Gesicht in die Hand und fuhr fort: „Doch dazu bin ich noch gut genug; wie jeder Kriegsmann, wie jeder im Volk, darf ich für ihn sterben; o könnte ich durch meinen Tod seine

Huldigung abändern und ihm das Land wieder verſchaffen, noch in dieſer Stunde wollte ich ſterben!“

Der Herzog erwachte; er ſah mit verwunderten Blicken um ſich her, als ſey er durch einen Zauber in dieſe Erdſchlucht verſetzt und ſehe jetzt erſt dieſe Felſen und Bäume, das ſpärliche Feuer und die von den Flammen beſchienenen Männer, ſeine Begleiter; er bedeckte ſeine Augen mit der Hand, doch er ſah wieder auf, als prüfe er, ob dieſe Erſcheinungen bleiben; — ſie blieben, und ſchmerzlich ſah er bald den einen, bald den andern an. „Ich habe heute ein Land verloren,“ ſprach er, „es hat mich nicht ſo geſchmerzt als dieſes Erwachen, denn ich habe es im Traume wieder und noch viel ſchöner beſeſſen.“

„Seyd nicht ungerecht, Herr,“ ſagte Max Stumpf von Schweinsberg, indem er ſich aus ſeiner gebückten Stellung aufrichtete; „ſeyd nicht ungerecht gegen dieſe Wohlthat der Natur. Wie unglücklich wäret Ihr, wenn Ihr auch im Schlummer, der Eure Kräfte für das ſchwere Unglück ſtärken ſoll, Euren Verluſt noch fühltet, auch da noch ſo düſter darüber gebrütet hättet. Ihr ſeyd finſter und verſchloſſen eingeſchlummert, jetzt ſind Eure Züge freundlicher und milder; verdanken wir dies nicht auch Eurem Traum?“

„So hätte ich mögen nie erwachen! o, daß ich Jahrhunderte fortgeträumt hätte und dann erwacht wäre; es war ſo ſchön, ſo tröſtlich, was ich träumte!“

Er ſtützte die Stirne in die Hand und ſchien ſchmerzlich bewegt. Der alte Herr von Lichtenſtein war von den Stimmen der Sprechenden erweckt worden; er kannte

Ulerich und wußte, daß man ihn nicht über seinen schmerzlichen Verlust brüten lassen dürfe; er rückte ihm daher näher und sprach:

„Nun, und wollt Ihr uns nicht auch sagen, was Ihr geträumt habt? vielleicht liegt auch für uns ein Trost darin; denn wisset, ich glaube an Träume, wenn sie in einer wichtigen, verhängnißvollen Stunde in unsere Seele einziehen, und ich glaube, sie kommen von oben, um uns zu trösten."

Der Herzog schwieg noch eine Weile, er schien über die Worte des Ritters nachzusinnen; dann fing er an zu erzählen: „Mein Schwager, Wilhelm von Baiern, hat mir heute zur Probe seiner Freundschaft die Burg meiner Ahnen niedergebrannt. Dort hausten seit undenklichen Zeiten die Würtemberger, und das Land, das wir besitzen, trägt von diesem Schloß den Namen. Es scheint, als habe er damit uns eine Todesfackel anzünden und mit diesen Flammen unser Wappen und Gedächtniß und selbst den Namen Würtemberg vertilgen wollen. Und fast könnte er Recht haben; denn mein einziges Söhnlein, Christoph, ist in fernen Landen, mein Bruder Georg hat noch keine Kinder, und ich — bin geschlagen, verjagt, sie haben wiederum mein Land besetzt, und wo ist Hoffnung, daß ich es wieder einmal erlange? — — Wie ich nun so ganz verlassen und elend hier am Feuer saß, wie ich nachdachte über mein kurzes Glück und wie ich vielleicht mein Unglück selbst verschuldet habe; wie ich bedachte, auf welch schwachen Stützen meine Hoffnung beruhe und wie selbst der Name Würtemberg auslöschen könne, gleich den letzten

Funken in der Asche meiner Stammburg, da übermannte mich der Jammer und bitterer als je fühlte ich die Schläge meines Schicksals. Unter diesen Gedanken entschlief ich. Doch wie im Wachen meine Seele mit Sehnsucht und Trauer auf den Höhen des Rothenberges und um die rauchenden Trümmer von Würtemberg schwebte, so erging sich mein Geist auch im Traume dort."

Ulerich hielt inne; es war, als fülle ein Bild seine Seele, das zu schön, zu groß sey, um es mit sterblichen Lippen zu beschreiben; ein milder Friede lag auf den Zügen des unglücklichen Fürsten und ein wunderbarer Glanz drang aus seinen aufwärts gerichteten Augen. Die Männer umher blickten ihn staunend an; sie hingen an seinen Lippen und lauschten auf seine Rede, die ihnen so wichtiges zu verkünden schien.

„Höret weiter!" fuhr er fort, „ich sah herab auf das schöne Neckarthal. Der Fluß zog wie sonst in schönen blauen Bogen hin, aber das Thal und die Berge schienen mir lieblicher, glänzender, die Wälder auf den Höhen waren verschwunden, die Wiesen waren nicht mehr, sondern von Berg zu Berg zog sich ein großer Garten voll grüner Reben, und im Thal sah man Obstbäume und schöne blühende Gärten ohne Zahl. Ich stand entzückt und schaute und schaute immer wieder hin, denn die Sonne erschien freundlicher, der Himmel blauer und reiner, das Grün der Reben und Bäume glänzender als jetzt. Und als ich mein trunkenes Auge erhob und hinüberschaute über den Neckar, da gewahrte ich auf einem Hügel am Fluß ein freundliches Schloß, das im Glanz der Morgensonne sich spiegelte; es lag so friedlich

da, daß ſein Anblick meiner Seele wohl that, denn keine Gräben und hohe Mauern, keine Thürme und Zinnen, kein Fallgatter, keine Zugbrücke erinnerte an den Zwiſt der Völker und an das unſichere wechſelnde Geſchick der Sterblichen.“

„Und als ich verwundert über den tiefen Frieden des Thales und jenes unbewachten Schloſſes mich umſah, waren auch die Mauern meiner Burg verſchwunden; doch hier wenigſtens log mir der Traum nicht, denn ich ſah ja geſtern die Zinnen ſtürzen und den Wartthurm ſinken, von welchem ſonſt mein Panier in den Lüften wehte. Kein Stein von Würtemberg war mehr zu ſehen, aber ein Tempel ſtand dort mit Säulen und Kuppel, wie man ſie in Rom und Griechenland findet. Ich dachte nach, wie dies alles auf einmal ſo habe kommen können, da gewahrte ich Männer in fremder Kleidung, die nicht weit von mir ſtanden und auf das Land hinabſchauten.“

„Der, eine dieſer Männer zog vor den übrigen meine Aufmerkſamkeit auf ſich; er hatte einen ſchönen Knaben an der Hand, dem er das Thal zu ſeinen Füßen und die Berge umher, und den Fluß und die Städte und Dörfer in der Nähe und Ferne zeigte. Ich betrachtete den Mann, er trug die Züge meines Bruders Georg,[14] und es war mir, als müſſe er zum Stamm meiner Ahnen gehören und ein Würtemberg ſeyn; er ſtieg mit dem Knaben den Berg hinab ins Thal und die andern Männer folgten ihm in ehrerbietiger Entfernung; den letzten hielt ich auf und fragte ihn: wer jener geweſen ſey, der dem Knaben das Land gezeigt habe? — Das war der König, ſagte er und ſtieg den Berg hinab.“

Der Herzog schwieg und sah die Ritter forschend an, als wollte er ihre Meinung hören; sie schwiegen lange, endlich nahm der Ritter von Lichtenstein das Wort und sprach: „Ich bin fünfundsechzig Jahre alt und habe vieles gesehen und gehört auf Erden, und manches, worüber der menschliche Geist erstaunte und wo ein frommer Sinn den Finger der Gottheit sah. Glaubet mir, auch die Träume kommen von Gott, denn nichts geschieht auf Erden ohne Ursache. Es hat in alten Zeiten Seher und Propheten gegeben, warum sollte nicht auch in unsern Tagen der Herr seiner Heiligen einen herabsenden, daß er einem Unglücklichen im Traume die dunkeln Pforten der Zukunft öffnen und ihn einen Blick in künftige schönere Tage thun lasse? Drum seyd getrosten Muthes, Herr! Eure Veste hat der Feind verbrannt, Ihr habt an einem Tage ein Herzogthum verloren, aber dennoch wird Euer Name nicht verlöschen und Euer Gedächtniß wird nicht verloren seyn in Würtemberg."

„Ein König —" sprach der Herzog sinnend, „ist es nicht vermessen, jetzt, wo ich hinaus muß ins Elend, jetzt an einen König meines Stammes zu denken? Kann nicht auch die Hölle solche Träume vorspiegeln, um uns nachher desto bitterer zu täuschen?"

„Was zweifelt Ihr an der Zukunft?" sagte Schweinsberg lächelnd. „Hätte einer Eurer ritterlichen Ahnen, die auf Würtemberg hausten, hätte einer wissen können, daß seine Enkel Herzoge seyn, daß das weite schöne Land ihren Namen Würtemberg tragen werde? Nehmet Euren Traum als den Wink des Schicksals hin,

daß Euer Name in ferner, ferner Zeit auf dieſem Lande bleiben, daß die ſpätern Fürſten Würtembergs die Züge Eures Stammes tragen werden.“

„Wohlan, ſo will ich hoffen,“ erwiederte Ulerich von Würtemberg, „will hoffen, daß uns das Land verbleibe, wie dunkel auch jetzt unſere Looſe ſeyen. Mögen unſere Enkel nie ſo harte Zeiten ſehen wie wir; möge man auch von ihnen ſagen, ſie ſind — furchtlos!“

„Und treu!“ ſprach der Bauer mit Nachdruck und ſtand auf. „Doch iſt es Zeit, Herr Herzog, daß Ihr aufbrechet. Das Morgenroth iſt nicht mehr fern und über den Neckar wenigſtens müſſen wir kommen, ſo lange es noch dunkel iſt.“

Sie ſtanden auf und waffneten ſich; die Pferde wurden herbeigeführt, ſie ſaßen auf und der Pfeifer ging voran, den Weg aus der Schlucht zu zeigen. Die Reiſe des Herzogs zum Land hinaus war mit großer Gefahr verbunden, denn der Bund ſuchte ſeiner mit aller Mühe habhaft zu werden. Um auf einen Weg zu gelangen, wo er ſicher ſeinen Feinden entgehen könnte, war der Herzog genöthiget, noch einmal über den Neckar zu gehen. Dieſer Uebergang war nicht ohne Gefahr; ein ſtarker Regen hatte den Fluß angeſchwellt, ſo daß es nicht möglich ſchien, ihn mit den Pferden zu durchſchwimmen; die Brücken aber waren zum größten Theil von dem Bunde beſetzt worden; doch auch hier wußte Hans guten Rath, denn er hatte durch treue Leute ausgeſpäht, daß die Brücke von Köngen noch frei ſey; man hatte ſich wohl nicht die Mühe genommen, ſie zu beſetzen, weil ſie Eßlingen und dem feindlichen Lager

allzunahe war, als daß man hätte glauben können, der Herzog werde dort vorüber kommen. Dieſer Weg ſchien wegen ſeiner großen Gefahr die meiſte Sicherheit zu gewähren; ihn wählte Ulerich, und ſo zogen ſie ſtille und vorſichtig dem Neckar zu.

Als ſie aus dem Wald ins Feld heraus kamen, ſäumte ſchon das Morgenroth den Horizont. Sie ritten jetzt auf beſſerem Wege ſchärfer zu, und bald ſahen ſie den Neckar ſchimmern und die hochgewölbte Brücke lag nicht ferne mehr von ihnen. In dieſem Augenblicke ſah ſich Georg um und gewahrte eine bedeutende Anzahl Reiter, die von der Seite her hinter ihnen zogen; er machte ſeine Begleiter darauf aufmerkſam; ſie ſahen ſich beſorgt um und muſterten den Zug, der wohl fünfundzwanzig Pferde betragen mochte. Es ſchien bündiſche Reiterei zu ſeyn, denn des Herzogs Völker waren zerſprengt und zogen nicht mehr in ſo geordneten Schaaren wie dieſe.

Noch zogen jene ruhig ihren Weg und ſchienen die kleine Geſellſchaft nicht zu bemerken, aber dennoch ſchien es rathſam, die Brücke zu gewinnen, wo ſich drei Wege ſchieden, ehe man von ihnen angerufen und befragt würde. Der Pfeifer lief voran ſo ſchnell er konnte, der Herzog und die Ritter folgten ihm in geſtrecktem Trab, und je weiter ſie ſich von den Bündiſchen entfernten, deſto leichter wurde ihnen ums Herz, denn alle bangten nicht für ihr eigenes Leben, wohl aber für die Freiheit Ulerichs.

Sie hatten die Brücke erreicht, ſie zogen hinauf, aber in demſelben Augenblick, wo ſie oben auf der Mitte

der hohen Wölbung angekommen waren, sprangen zwölf Männer, mit Spießen, Schwertern und Büchsen bewaffnet, hinter der Brücke hervor und besetzten den Ausgang; der Herzog sah, daß er entdeckt war und winkte seinen Begleitern rückwärts; Lichtenstein und Schweinsberg, die letzten, wandten ihre Rosse, aber schon war es zu spät, denn die bündischen Reiter, die ihnen im Rücken nachgezogen waren, hatten sich in Galopp gesetzt und den Eingang der Brücke in diesem Augenblick erreicht und besetzt.

Noch war es zu dunkel, als daß man den Feind genau hätte unterscheiden können, doch nur zu bald zeigten sich seine feindlichen Absichten. „Ergebt Euch, Herzog von Würtemberg!“ rief eine Stimme, die den Rittern nicht unbekannt schien, „Ihr sehet, es ist kein Ausweg da zur Flucht!“

„Wer bist du, daß Würtemberg sich dir ergeben soll?“ antwortete Ulerich mit grimmigem Lachen, indem er sein Schwert zog, „du sitzest ja nicht einmal zu Roß; bist du ein Ritter?“

„Ich bin der Doktor Calmus,“ entgegnete jener, „und bin bereit, die vielen Liebesdienste zu vergelten, die ihr mir erwiesen habt. Ein Ritter bin ich, denn Ihr habt mich ja zum Ritter vom Esel gemacht; aber ich will Euch dafür zum Ritter ohne Roß machen. Abgestiegen, sag ich, im Namen des durchlauchtigsten Bundes.“

„Gib Raum, Hans,“ flüsterte der Herzog mit unterdrückter Stimme dem Spielmann zu, der mit gehobener Art zwischen ihm und dem Doktor stand, „geh, tritt auf die Seite; ihr Freunde, schließt euch an, wir

wollen plötzlich auf sie einfallen, vielleicht gelingt es, durchzubrechen?“ Doch nur Georg vernahm diesen Befehl des Herzogs, denn die zwei andern Ritter hielten wohl zehn Schritte hinter ihnen den Eingang besetzt und waren schon mit den bündischen Reitern im Gefecht, die umsonst dieses ritterliche Paar zu durchbrechen und zu dem Herzog durchzudringen versuchten. Georg schloß sich an Ulerich an und wollte mit ihm auf den Doktor und die Knechte einsprengen, aber diesem war das Flüstern des Herzogs nicht entgangen. „Drauf, ihr Männer! der im grünen Mantel ists; lebendig oder todt!“ rief er, drang mit seinen Knechten vor und griff zuerst an. Sein langer Arm führte einen fünf Ellen langen Spieß; er zückte ihn nach Ulerich, und es wäre vielleicht um ihn geschehen gewesen, da er ihn in der Dunkelheit nicht gleich bemerkte, doch Hans kam ihm zuvor und indem der berühmte Doktor Kahlmäuser nach der Brust seines Herrn stieß, war ihm die Art des Pfeifers tief in die Stirne gedrungen; er fiel, so lang er war, mit Gebrüll auf die Knechte zurück. Sie stutzten, der Bauersmann schien ein schrecklicher Kämpfer, denn seine Art schwirrte immer noch in den Lüften, er bewegte sie wie eine Feder hin und her; sie zogen sich sogar einige Schritte zurück. Diesen Augenblick benützte Georg, riß dem Herzog den grünen Mantel ab, hing ihn sich selbst um und flüsterte ihm zu, sein Pferd zu spornen und sich über die Brüstung der Brücke hinabzustürzen. Der Herzog warf einen Blick auf die hochgehenden Wellen des Neckars und hinauf zum Himmel; es schien keine andere Rettung möglich, und er wollte lieber auf Leben und Tod den Sprung

wagen, als ſeinen Feinden in die Hände fallen; doch der Anblick, der ſich ihm in dieſem ſchrecklichen Moment darbot, zog ihn noch einmal zurück.

Die Knechte hatten die Speere vorgeſtreckt und drangen vor; der Pfeifer ſtand noch immer, obgleich aus mehreren Wunden blutend, und ſchlug mit der Art ihre Speere nieder. Seine Augen blitzten, ſeine kühnen Züge trugen den Ausdruck von freudiger Begeiſterung und das Lächeln, das um ſeinen Mund zog, war nicht das der Verzweiflung, nein, ſeine muthige Seele erbebte nicht vor dem nahenden Tod, er blickte ihm mit ſtolzer Freude entgegen, als ſey er der Kampfpreis, um den er ſo viele Sorgen und Gefahren auf ſich genommen habe. Noch einen ſchlug er mit ſeiner ſtarken Rechten zu Boden, da ſtieß ihm einer der Knechte von der Seite her die Hellebarde in die Bruſt, in dieſe treue Bruſt, die noch im Tod ein Schild für den unglücklichen Fürſten war, dem nie ein treueres Herz geſchlagen hatte. Er wankte, er ſank zuſammen, er heftete das brechende Auge auf ſeinen Herrn; „Herr Herzog, wir ſind quitt!“ rief er freudig aus und ſenkte ſein Haupt zum Sterben.

An ihm vorüber ging der Weg der Knechte, die mit Freudengeſchrei näher zudrangen — da warf ſich Georg von Sturmfeder in die Mitte, ſeine Klinge ſchwirrte in der Luft, und ſo oft ſie niederfiel, zuckte einer der Feinde am Boden. Er war der letzte Schild Herzog Ulerichs von Würtemberg; ſank dieſer noch, ſo war Gefangenſchaft oder Tod unvermeidlich. Drum wandte er ſich zum letzten Mittel; er warf noch einen thränenſchweren Blick auf die Leiche jenes Mannes, der

ſeine Treue mit dem Tod beſiegelt hatte; dann riß er ſein mächtiges Streitroß zur Seite, ſpornte es, daß es ſich hochaufbäumte, wandte es mit einem ſtarken Druck rechts, und — in einem majeſtätiſchen Sprung ſetzte es über die Brüſtung der Brücke und trug ſeinen fürſtlichen Reiter hinab in die Wogen des Neckars.

Georg hielt inne mit Fechten, er ſah dem Herzog nach; Roß und Reiter waren niedergetaucht, doch das mächtige Thier kämpfte mit den Wirbeln, ſchwamm, arbeitete ſich herauf und wie die beſte Barke ſchwamm es mit dem Herzog den Strom hinab. Dies alles war das Werk weniger Augenblicke, einige der Knechte wollten hinabſpringen ans Ufer, um ſich des kühnen Reiters zu bemächtigen, doch einer, der Georg am nächſten war, rief ihnen zu: „Laßt ihn ſchwimmen, an dem iſt nichts gelegen, das hier iſt der grüne Vogel, das iſt der grüne Mantel; den laßt uns faſſen.“ Georg blickte dankbar auf zum Himmel; er ließ ſein Schwert ſinken und ergab ſich den Bündiſchen. Sie ſchloſſen einen Kreis um ihn und ließen es willig geſchehen, daß er abſtieg und zu der Leiche jenes Mannes trat, der ihnen ſo ſchrecklich erſchienen war. Georg faßte die Hand, welche noch immer die blutige Art feſt hielt. Sie war kalt. Er ſuchte, ob das treue Herz noch ſchlage, aber der tödtliche Stoß der Lanze hatte es nur zu gut getroffen. Das Auge, das einſt ſo kühn und muthig blickte, war gebrochen, geſchloſſen der Mund, der auch in den trübſten Stunden einen ungebeugten frohen Sinn verkündete; ſeine Züge waren erſtarrt, aber noch ſchwebte um ſeine Lippen jenes Lächeln, das den letzten Gruß,

den er seinem Herrn entbot, begleitet hatte. Georgs Thränen fielen auf ihn herab; er drückte noch einmal die Hand des Pfeifers, schloß ihm die Augen zu und schwang sich auf, um den Knechten in ihr Lager zu folgen.

XVI.

O schöner Tag, wann endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit. —
O! glücklich, wem dann auch sich eine Thür',
Sich zarte Arme sanft umschlingend öffnen.
Schiller.

Nach einem Marsch von beinahe drei Stunden näherte sich der Trupp der bündischen Knechte, den Gefangenen in ihrer Mitte, dem Lager. Sie hatten nicht gewagt, sich laut zu unterreden, aber ihre Mienen verkündeten großen Triumph, und Georgs scharfem Ohr entging es nicht, wie sie flüsternd den Gewinn berechneten, den sie aus dem Herzog im grünen Mantel ziehen werden. Ein freudiges Gefühl bewegte seine Brust, er glaubte hoffen zu dürfen, daß der unglückliche Fürst durch seine kühne Aufopferung Zeit gewonnen habe, sich zu retten. Nur der Gedanke an Marie trübte auf Augenblicke seine Freude. Wie groß mußte ihr Kummer schon gewesen seyn, als sie die Nachricht von dem Ausgang der Schlacht bekam; er hatte ihr zwar durch treue Männer die Nachricht gesandt, daß er unverletzt aus dem Streit gegangen sey; aber wußte er nicht, daß die traurige Entscheidung von Würtembergs Schicksal ihre Seele tief betrüben, daß ihre Blicke ängstlich dem

Geliebten auf den Gefahren der Flucht folgen werden, daß ihre Sehnsucht zu jeder Stunde seinen Namen nenne und ihn zurückrufe?

Und durfte er hoffen, vom Bunde zum zweiten Mal so leicht entlassen zu werden, wie damals in Ulm? Gefangen mit den Waffen in der Hand, bekannt als eifriger Freund des Herzogs — mußte er nicht fürchten, einer langen Gefangenschaft, einer grausamen Behandlung entgegen zu gehen? Die Ankunft an dem äußersten Posten des Lagers unterbrach diese düstern Gedanken. Die Knechte schickten einen aus ihrer Mitte ab, um die Bundesobersten von ihrem Fang zu benachrichtigen und Befehle einzuholen, wohin man ihn führen solle. Es war dies eine peinliche Viertelstunde für Georg; er wünschte wo möglich mit Froundsberg zusammen zu treffen, er glaubte hoffen zu dürfen, daß dieser edle Freund seines Vaters ihm seine gütigen Gesinnungen erhalten haben möchte, daß er ihn zum wenigsten billiger beurtheilen werde, als Truchses-Waldburg und so mancher andere, der ihm früher nicht günstig war.

Der Knecht kam zurück; der Gefangene sollte so still als möglich und ohne Aufsehen in das große Zelt geführt werden, wo die Obersten gewöhnlich Kriegsrath hielten. Man schlug zu diesem Gang einen Seitenweg ein, und die Knechte baten Georg, seinen Helm zu schließen, daß man ihn nicht erkenne, ehe er vor den Rath geführt würde. Gerne befolgte er diese Bitte, denn es war ihm in einem solchen Falle nichts unerträglicher, als sich den Blicken neugieriger oder schadenfroher Menschen aussetzen zu müssen. Sie gelangten endlich an das

große Zelt. Diener aller Art waren hier verſammelt, und die verſchiedenen Farben und Binden, womit ſie geſchmückt waren, ließen auf eine zahlreiche Verſammlung edler Herren und Ritter im Innern des Zeltes ſchließen.

Schon mochte die Nachricht unter ſie gekommen ſeyn, daß einige Knechte einen Mann von Bedeutung gefangen haben, denn ſie drängten ſich nahe herbei, als Georg ſich aus dem Sattel ſchwang, und ihre neugierigen Blicke ſchienen durch die Oeffnungen des Viſires dringen zu wollen, um die Züge des Gefangenen zu ſchauen. Ein Edelknabe ſuchte Raum zu machen, und er mußte ſeine Zuflucht zu dem „Namen der Bundesoberſten" nehmen, um dieſe dichte Maſſe zu durchbrechen und dem gefangenen Ritter einen Weg in das Innere des Zeltes zu bahnen. Drei jener Knechte, die ihn begleitet hatten, durften folgen; ſie glühten vor Freude und glaubten nicht anders, als jene Goldgülden ſogleich in Empfang nehmen zu können, die auf die Perſon des Herzogs von Würtemberg geſetzt waren.

Der letzte Vorhang that ſich auf und Georg trat muthig und feſten Schrittes ein und überſchaute die Männer, die über ſein Schickſal entſcheiden ſollten. Es waren wohlbekannte Geſichter, die ihn ſo fragend und durchdringend anſchauten. Noch waren die düſteren Blicke und die feindliche Stirne des Truchſes von Waldburg ſeinem Gedächtniß nicht entfallen, und der ſpöttiſche, beinahe höhniſche Ausdruck in den Mienen dieſes Mannes weiſſagte ihm nichts Gutes. Sickingen, Alban von Cloſen, Hutten — ſie alle ſaßen wie damals vor ihm, als er dem Bund auf ewig Lebewohl ſagte; aber

wie vieles hatte ſich verändert; und eine Thräne füllte ſein Auge, als es auf jene theure Geſtalt, auf jene ehrwürdigen Züge fiel, die ſich tief in ſein dankbares Herz gegraben hatten. Es war nicht Hohn, nicht Schadenfreude, was man in Georg von Frondsbergs Mienen las; nein, er ſah den Nahenden mit jenem Ausdruck von würdigem Ernſt, von Wehmuth an, womit ein edler Mann den tapferen, aber beſiegten Feind begrüßt.

Als Georg dieſen Männern gegenüber ſtand, hub der Truchſes von Waldburg an: „So hat doch endlich der ſchwäbiſche Bund einmal die Ehre, den erlauchten Herzog von Würtemberg vor ſich zu ſehen, freilich war die Einladung zu uns nicht allzu höflich, doch —“

„Ihr irrt Euch!“ rief Georg von Sturmfeder und ſchlug das Viſir ſeines Helmes auf. Als ſähen ſie Minerva's Schild und ſein Meduſenhaupt, ſo bebten die Bundesräthe vor dem Anblick der ſchönen Züge des jungen Ritters. „Ha! Verräther! ehrloſe Buben! ihr Hunde!“ rief Truchſes den drei Knechten zu, „was bringt ihr uns dieſen Laffen, deſſen Anblick meine Galle aufregt, ſtatt des Herzogs? Geſchwind, wo iſt er? ſprecht!“

Die Knechte erbleichten. „Iſts nicht dieſer?“ fragten ſie ängſtlich. „Er hat doch den grünen Mantel an.“

Der Truchſes zitterte vor Wuth und ſeine Augen ſprühten Verderben; er wollte auf die Knechte hinſtürzen, er ſprach davon, ſie zu erwürgen, aber die Ritter hielten ihn zurück, und Hutten, zornbleich, aber gefaßter als jener, fragte. „Wo iſt der Doktor Calmus, laßt ihn hereinkommen, er ſoll Rechenſchaft ablegen, er hat den Zug übernommen.“

„Ach Herr," ſagte einer der Knechte, „der legt Euch keine Rechenſchaft mehr ab; „er liegt erſchlagen auf der Brücke bei Köngen!"

„Erſchlagen?" rief Sickingen, „und der Herzog iſt entkommen? erzählet, ihr Schurken!"

„Wir legten uns, wie uns der Doktor befahl, bei der Brücke in Hinterhalt. Es war beinahe noch dunkel, als wir den Hufſchlag von vier Roſſen hörten, die ſich der Brücke näherten, zugleich vernahmen wir das Zeichen, das uns die Reiter über dem Fluß geben ſollten, wenn die Herzoglichen aus dem Wald kämen. Jetzt iſts Zeit, ſagte der Kahlmäuſer. Wir ſtanden ſchnell auf und beſetzten den Ausgang der Brücke. Es waren, ſo viel wir im Halbdunkel unterſcheiden konnten, vier Reiter und ein Bauersmann; die zwei Hinterſten wandten ſich um und fochten mit unſern Reitern, die zwei Vorderen und der Bauer machten ſich an uns. Doch wir ſtreckten ihnen die Lanzen entgegen, und der Doktor rief ihnen zu, ſich zu ergeben. Da drangen ſie wüthend auf uns ein; der Doktor ſagte uns, der im grünen Mantel ſey der rechte, und wir hätten ihn bald gehabt, aber der Bauer, wenn es nicht der Teufel ſelbſt war, ſchlug den Doktor und noch zwei von uns nieder. Jetzt ſtach ihm einer die Hellebarde in den Leib, daß er fiel, und dann ging es auf die Reiter. Wir packten alleſammt den im grünen Mantel, wie uns der Kahlmäuſer geheißen, der andere aber ſtürzte ſich mit ſeinem Roß über die Brücke hinab in den Neckar und ſchwamm davon. Wir aber ließen ihn ziehen, weil wir den grünen hatten, und brachten dieſen hieher."

„Das war Ulerich und kein anderer!“ rief Alban von Closen, „ha! über die Brücke hinab in den Neckar! das thut ihm keiner nach!“

„Man muß ihm nachjagen!“ fuhr der Truchſes auf, „die ganze Reiterei muß aufſitzen und hinab am Neckar ſtreifen, ich ſelbſt will hinaus —“

„O Herr,“ entgegnete einer der Knechte, „da kommt Ihr zu ſpät! es iſt drei Stunden jetzt, daß wir von der Brücke abzogen, der hat einen guten Vorſprung und kennt das Land wohl beſſer als alle Reiter!“

„Kerl, willſt du mich noch höhnen? Ihr habt ihn entkommen laſſen, an euch halte ich mich, man rufe die Wache; ich laß euch aufhängen.“

„Mäßigt Euch!“ ſagte Frondsberg, „die armen Burſche trifft der Fehler nicht; ſie hätten ſich gerne das Gold verdient, das auf den Herzog geſetzt war. Der Doktor hat gefehlt und Ihr hört, daß er es mit dem Leben zahlte.“

„Alſo Ihr habt heute den Herzog vorgeſtellt?“ wandte ſich Waldburg zu Georg, der ſtill dieſer Scene zugeſehen hatte; „müßt Ihr mir überall in den Weg laufen, mit Eurem Milchgeſicht? Ueberall hat Euch der Teufel, wo man Euch nicht braucht. Es iſt nicht das erſte Mal, daß Ihr meine Plane durchkreuzet —“

„Wenn Ihr es geweſen ſeyd, Herr Truchſes,“ antwortete Georg, „der bei Neuffen den Herzog meuchlings überfallen laſſen wollte, ſo bin ich Euch leider in den Weg gekommen, denn Eure Knechte haben mich niedergeworfen.“

Die Ritter erſtaunten über dieſe Rede und ſahen den Truchſes fragend an. Er erröthete, man wußte

nicht aus Zorn oder Beſchämung, und entgegnete: „Was ſchwatzt Ihr da von Neuffen? ich weiß von nichts; doch wenn man Euch dort niedergeworfen hat, ſo wünſche ich, Ihr wäret nimmer aufgeſtanden, um mir heute vor Augen zu kommen. Doch es iſt auch ſo gut; Ihr habt Euch als einen erbitterten Feind des Bundes bewieſen, habt heimlich und offen für den geächteten Herzog gehandelt, theilet alſo ſeine Schuld gegen den Bund und das ganze Reich, ſeyd überdies heute mit den Waffen in der Hand gefangen worden — Euch trifft die Strafe des Hochverraths an dem allerdurchlauchtigſten Bund des Schwaben- und Frankenlandes.“

„Dies dünkt mir eine lächerliche Beſchuldigung,“ erwiederte Georg mit muthigem Ton: „Ihr wiſſet wohl, wann und wo ich mich von dem Bunde losgeſagt habe; Ihr habt mich auf vierzehn Tage Urfehde ſchwören laſſen; ſo wahr Gott über mir iſt, ich habe ſie gehalten. Was ich nachher gethan, davon habt Ihr nicht Rechenſchaft zu fordern, weil ich Euch nicht mehr verpflichtet war, und was meine Gefangennehmung mit den Waffen in der Hand betrifft, ſo frage ich Euch, edle Herren, welcher Ritter wird, wenn er von ſechs oder acht angegriffen wird, ſich nicht ſeines Lebens wehren? Ich verlange von Euch ritterliche Haft, und erbiete mich Urfehde zu ſchwören auf ſechs Wochen; mehr könnet Ihr nicht von mir verlangen.“

„Wollt Ihr uns Geſetze vorſchreiben? Ihr habt gut gelernt bei dem übermüthigen Herzog; ich höre ihn aus Euch ſprechen; doch keinen Schritt ſollt Ihr zu Eurer Sippſchaft thun, bis Ihr geſteht, wo der alte

Fuchs, Euer Schwiegervater, ſich aufhält, und welchen Weg der Herzog genommen hat."

„Der Ritter von Lichtenſtein wurde von Euren Reitern gefangen genommen; welchen Weg der Herzog nahm, weiß ich nicht und kann es mit meinem Wort bekräftigen."

„Ritterliche Haft?" rief der Truchſes bitter lachend, „da irrt Ihr Euch gewaltig; zeiget vorher, wo Ihr die goldenen Sporen verdient habt! Nein, ſolches Gelichter wird bei uns ins tiefſte Verließ geworfen, und mit Euch will ich den Anfang machen."

„Ich denke, dies iſt unnöthig," fiel ihm Frondsberg ins Wort; „ich weiß, daß Georg von Sturmfeder zum Ritter geſchlagen wurde; überdies hat er einem bündiſchen Edlen das Leben gerettet; Ihr werdet Euch wohl an die Ausſage des Dieterich von Kraft erinnern. Auf Verwenden dieſes Ritters wurde er von einem ſchmählichen Tod befreit und ſogar in Freiheit geſetzt. Er kann dieſelbe Behandlung von uns verlangen."

„Ich weiß, daß Ihr ihm immer das Wort geredet, daß er Euer Schooßkind war; aber diesmal hilft es ihm nicht, er muß nach Eßlingen in den Thurm, und jetzt den Augenblick —"

„Ich leiſte Bürgſchaft für ihn!" rief Frondsberg, „und habe hier ſo gut mit zu ſprechen, wie Ihr. Wir wollen abſtimmen über den Gefangenen, man führe ihn einſtweilen in mein Zelt."

Einen Blick des Dankes warf Georg auf die ehrwürdigen Züge des Mannes, der ihn auch jetzt wieder aus der drohenden Gefahr rettete. Der Truchſes aber

winkte mürriſch den Knechten, dem Befehl des Oberfeldhauptmanns zu folgen, und Georg folgte ihnen durch die Straßen des Lagers nach Frondsbergs Zelt.

Nicht lange nachher ſtand der Mann vor ihm, dem er ſo unendlich viel zu danken hatte. Er wollte ihm danken, er wußte nicht, wie er ihm ſeine Ehrfurcht bezeigen ſollte; doch Frondsberg ſah ihn lächelnd an und zog ihn in ſeine Arme. „Keinen Dank, keine Entſchuldigung!“ ſprach er, „ſah ich doch alles dies voraus, als ich in Ulm von dir Abſchied nahm; doch du wollteſt es nicht glauben, wollteſt dich vergraben in die Burg deiner Väter. Ich kann dich nicht ſchelten; glaube mir, das Feldlager und die Stürme ſo vieler Kriege haben mein Herz nicht ſo verhärtet, daß ich vergeſſen könnte, wie mächtig die Liebe zieht!“

„Mein Freund, mein Vater!“ rief Georg, indem er freudig erröthete.

„Ja, das bin ich; der Freund deines Vaters, dein Vater; drum war ich oft ſtolz auf dich, wenn du auch in den feindlichen Reihen ſtandeſt; dein Name wurde, ſo jung du biſt, mit Ehrfurcht genannt, denn Treue und Muth ehrt ein Mann auch an dem Feinde. Und glaube mir, es kam den meiſten von uns erwünſcht, daß der Herzog entkam; was konnten wir mit ihm beginnen; der Truchſes hätte vielleicht einen übereilten Streich gemacht, den wir alle zu büßen gehabt hätten.“

„Und was wird mein Schickſal ſeyn?“ fragte Georg, „werde ich lange in Haft gehalten werden? wo iſt der Ritter von Lichtenſtein? O mein Weib! darf ſie mich nicht beſuchen?“

Frondsberg lächelte geheimnißvoll. „Das wird ſchwer halten,“ ſagte er; „du wirſt unter ſicherer Bedeckung auf eine Veſte geführt und einem Wächter übergeben werden, der dich ſtreng bewachen und nicht ſo bald entlaſſen wird. Doch ſey nicht ängſtlich, der Ritter von Lichtenſtein wird mit dir dorthin abgeführt werden, und ihr beide müſſet auf ein Jahr Urfehde ſchwören.“

Frondsberg wurde hier durch drei Männer unterbrochen, die in das Zelt ſtürmten; es war der Feldhauptmann von Breitenſtein und Dieterich von Kraft, die den Ritter von Lichtenſtein in ihrer Mitte führten.

„Hab ich dich wieder, wackerer Junge!“ rief Breitenſtein, indem er Georgs Hand drückte. Du machſt mir ſchöne Streiche; dein alter Oheim hat dich mir auf die Seele gebunden, ich ſolle einen tüchtigen Kämpen aus dir ziehen, der dem Bunde Ehre mache, und nun laufſt du zu dem Feind, und hauſt und ſtichſt auf uns, und hätteſt geſtern beinahe die Schlacht gewonnen durch dein tollkühnes Stückchen auf unſere Geſchütze.“

„Jeder nach ſeiner Art,“ entgegnete Frondsberg; „er hat uns aber auch in Feindes Reihen Ehre gemacht.

Der Ritter von Lichtenſtein umarmte ſeinen Sohn. „Er iſt in Sicherheit,“ flüſterte er ihm zu, und beider Augen glänzten von Freude, zu der Rettung des unglücklichen Fürſten beigetragen zu haben. Da fielen die Blicke des alten Ritters auf den grünen Mantel, der noch immer um Georgs Schultern hing; er erſtaunte, er ſah ihn näher an. „Ha! jetzt erſt verſtehe ich ganz, wie alles ſo kommen konnte,“ ſprach er bewegt und eine Thräne der Freude hing in ſeinen grauen Wimpern;

„ſie nahmen dich für ihn! was wäre aus ihm geworden, wenn dich der Muth nur einen Augenblick verlaſſen hätte? Du haſt mehr gethan als wir alle, du haſt geſiegt, wenn wir jetzt auch beſiegt heißen; komm an mein Herz, du würdiger Sohn.“

„Und Max Stumpf von Schweinsberg?“ fragte Georg; auch er gefangen?“

„Er hat ſich durchgehauen; wer vermöchte auch ſeinen Hieben zu widerſtehen? meine alten Knochen ſind mürbe, an mir liegt nichts mehr, aber er iſt dem Herzog nachgezogen und wird ihm eine beſſere Hülfe ſeyn als fünfzig Reiter. Doch den Pfeifer ſah ich nicht; ſage, wie iſt er entkommen aus dem Streit?“

„Als ein Held,“ erwiederte der junge Mann, von der Wehmuth der Erinnerung bewegt; „er liegt erſtochen an der Brücke.“

„Todt?“ rief Lichtenſtein und ſeine Stimme zitterte; „die treue Seele! doch wohl ihm, er hat gethan wie ein Edler, und iſt geſtorben, treu, wie es Männern ziemt!“

Frondsberg näherte ſich ihnen und unterbrach ihre Reden. „Ihr ſcheint mir ſo niedergeſchlagen,“ ſagte er; ſeyd muthig und getroſt, alter Herr! das Kriegsglück iſt wandelbar, und Euer Herzog wird wohl auch wieder zu ſeinem Lande kommen; wer weiß, ob es nicht beſſer iſt, daß wir ihn noch auf einige Zeit in die Fremde ſchickten. Leget Helm und Panzer ab; das Gefecht zum Frühſtück wird Euch die Luſt zum Mittageſſen nicht verdorben haben. Setzet Euch zu uns. Ich erwarte gegen Mittag den Wächter, unter deſſen Obhut ihr auf eine Burg gebracht werden ſollet. Bis dahin laſſet uns noch zuſammen fröhlich ſeyn.“

„Das ist ein Vorschlag, der sich hören läßt!“ rief Breitenstein. „Zu Tisch, ihr Herren! wahrlich Georg, mit dir habe ich nicht mehr gespeist, seit dem Imbiß im Ulmer Rathhaussaal. Komm, wir wollen redlich nachholen, was wir versäumten.“

Hans von Breitenstein zog Georg zu sich nieder, die andern folgten seinem Beispiel, die Knechte trugen auf, und der edle Wein machte den Ritter von Lichtenstein und seinen Sohn vergessen, daß sie in mißlichen Verhältnissen, im feindlichen Lager seyen, daß sie vielleicht einem ungewissen Geschick, und wenn sie die Reden Frondsbergs recht deuteten, einer langen Gefangenschaft entgegen gehen. Gegen das Ende der Tafel wurde Frondsberg hinausgerufen; bald kam er zurück und sprach mit ernster Stimme: „so gerne ich noch länger Eure Gesellschaft genossen hätte, liebe Freunde, so thut es jetzt Noth aufzubrechen. Der Wächter ist da, dem ich Euch übergeben muß, und ihr müßt euch sputen, wollet ihr heute noch die Veste erreichen.“

„Ist er ein Ritter, dieser Wächter?“ fragte Lichtenstein, indem sich seine Stirne in finstere Falten zog; „ich hoffe, man wird auf unseren Stand Rücksicht genommen haben und uns ein anständiges Geleite geben?“

„Ein Ritter ist er nicht,“ antwortete Frondsberg lächelnd, „doch ist er ein anständiges Geleite; Ihr werdet Euch selbst davon überzeugen. Er lüftete bei diesen Worten den Vorhang des Zeltes nnd es erschienen die holden Züge Mariens; mit dem Weinen der Freude stürzte sie an die Brust ihres Gatten, und der alte Vater stand stumm von Ueberraschung und

Rührung, küßte ſein Kind auf die Stirne und drückte die Hand des biedern Frondsberg.

„Das iſt Euer Wächter,“ ſprach dieſer, „und der Lichtenſtein die Veſte, wo ſie Euch gefangen halten ſoll. Ich ſehe es ihren Augen an, ſie wird den jungen Herrn nicht zu ſtrenge halten, und der Alte wird ſich nicht über ſie beklagen können; doch rathe ich Euch, Töchterchen, habet ein wachſames Auge auf die Gefangenen, laſſet ſie nicht wieder von der Burg, geſtattet nicht, daß ſie wieder Verbindungen mit gewiſſen Leuten anknüpfen; Ihr haftet mit Eurem Kopf dafür!“

„Aber, lieber Herr,“ entgegnete Marie, indem ſie den Geliebten inniger an ſich drückte und lächelnd zu dem ſtrengen Herrn aufblickte; „bedenket, er iſt ja mein Haupt, wie kann ich ihm etwas befehlen?“

Eben deßwegen hütet Euch, daß Ihr dieſes Haupt nicht wieder verlieret; bindet ihn mit einem Liebesknoten recht feſt, daß er Euch nicht entlaufe, er ändert nur gar zu leicht die Farbe; wir haben Beiſpiele!“

„Ich trug nur eine Farbe, mein väterlicher Freund!“ entgegnete der junge Mann, indem er in die Augen ſeiner ſchönen Frau und auf die Feldbinde niederſah, die ſeine Bruſt umzog; „nur eine, und dieſer blieb ich treu.“

„Wohlan! ſo halte ferner nur zu ihr,“ ſagte Frondsberg und reichte ihm die Hand zum Abſchied. „Lebe wohl! Die Pferde harren vor dem Zelt; bringet Eure Gefangenen ſicher auf die Veſte, ſchöne Frau, und gedenket huldreich des alten Frondsberg.“

Marie ſchied von dieſem Edeln mit Thränen in den Augen; auch die Männer nahmen bewegt ſeine Hand,

denn ſie wußten wohl, daß ohne ſeine Hülfe ihr Geſchick ſich nicht ſo freundlich gewendet hätte. Noch lange ſah ihnen Georg von Frondsberg nach, bis ſie an der äußerſten Zeltgaſſe um die Ecke bogen. „Er iſt in guten Händen," ſagte er dann, indem er ſich zu Breitenſtein wandte, „wahrlich, der Segen ſeines Vaters ruht auf ihm. Ein gutes ſchönes Weib und ein Erbe, wie wenige ſind im Schwabenland."

„Ja, ja!" erwiederte Hans von Breitenſtein, „ſeiner Klugheit und Vorſicht hat er es nicht zu danken, doch wer das Glück hat, führt die Braut heim; ich bin Fünfzig alt geworden, und gehe noch auf Freiersfüßen; Ihr auch, Herr Dieterich von Kraft, nicht wahr?"

„Mit nichten und im Gegentheil," ſagte dieſer, wie aus einem Traum erwachend; „wenn man ein ſolches Paar ſieht, weiß man, was man zu thun hat. In dieſer Stunde noch ſetze ich mich in meine Sänfte, reiſe nach Ulm und führe meine Baſe heim; lebt wohl, ihr Herren!"

Als der ſchwäbiſche Bund Würtemberg wieder erobert hatte, richtete er ſeine Regierung wieder ein und beherrſchte das Land wieder wie im Sommer 1519. Die Anhänger des vertriebenen Herzogs mußten Urfehde ſchwören und wurden auf ihre Burgen verwieſen. Georg von Sturmfeder und ſeine Lieben, die dieſes Schickſal mit betraf, lebten zurückgezogen auf Lichtenſtein, und Marien und ihrem Gatten ging in ihrem ſtillen häuslichen Glück ein neues Leben auf.

Noch oft, wenn ſie am Fenſter des Schloſſes ſtanden und hinabſchauten auf Würtembergs ſchöne Fluren,

gedachten ſie des unglücklichen Fürſten, der einſt hier mit ihnen auf ſein Land hinabgeblickt hatte; und dann dachten ſie nach über die Verkettung ſeiner Schickſale, und wie durch eine ſonderbare Fügung auch ihr eigenes Geſchick mit dem ſeinigen verbunden war; und wenn ſie ſich auch geſtanden, daß ihr Glück vielleicht nicht ſo frühe, nicht ſo ſchön aufgeblüht wäre ohne dieſe Verknüpfung, ſo wurde doch ihre Freude durch den Gedanken getrübt, daß der Stifter ihres Glückes noch immer ferne von ſeinem Lande, im Elend der Verbannung lebe. Erſt viele Jahre nachher gelang es dem Herzog, Würtemberg wieder zu erobern. Doch als er, geläutert durch Unglück, als ein weiſer Fürſt zurückkehrte, als er die alten Rechte ehrte und die Herzen ſeiner Bürger für ſich gewann, als er jene heiligen Lehren, die er in fernem Lande gehört, die ſo oft ſein Troſt in einem langen Unglück geworden waren, ſeinem Volke predigen ließ und einen geläuterteren Glauben mit den Grundgeſetzen ſeines Reiches verband, da erkannten Georg und Marie den Finger einer gütigen Gottheit in den Schickſalen Ulerichs von Würtemberg, und ſie ſegneten den, der dem Auge des Sterblichen die Zukunft verhüllt und auch hier wie immer durch Nacht zum Lichte führte.

Der Name der Lichtenſteiner im würtemberger Land ging mit dem alten Ritter zu Grabe, doch erlebte er noch in hohem Alter die Freude, ſeine blühenden Enkel waffenfähig zu ſehen. So geht Geſchlecht um Geſchlecht über die Erde hin, das Neue verdrängt das Alte, und nach dem kurzen Zeitraum von fünfzig oder hundert Jahren ſind biedere Männer, treue Herzen vergeſſen;

ihr Gedächtniß übertönt der rauſchende Strom der Zeiten, und nur wenig glänzende Namen tauchen auf aus dieſen Fluthen des Lethe und ſpielen in ihrem ungewiſſen Schimmer auf den Wellen. Doch wohl dem, deſſen Thaten jene ſtille Größe in ſich tragen, die den Lohn in ſich ſelbſt findet, und ohne Dank bei der Mitwelt, ohne Anſprüche auf die Nachwelt entſteht, ins Leben tritt, — verſchwindet. So iſt auch der Name des Spielmanns von Hardt verklungen, und nur leiſe Nachklänge von ſeinem Wirken wehen uns an, wenn die Hirten der Gegend die Ulerichshöhle zeigen und von dem Mann ſprechen, der ſeinen unglücklichen Herzog hier verbarg; ſo ſind ſelbſt jene romantiſchen Züge aus Ulerichs Leben zur Fabel geworden, der Geſchichtſchreiber verſchmäht ſie als unweſentliche Außendinge, und ſie erſcheinen uns nur, wenn man auf den Höhen von Lichtenſtein von dem Herzog erzählt, der allnächtlich vor das Schloß kam, und wenn man uns auf der Brücke von Köngen die Stelle zeigt, wo jener Unerſchrockene den Sprung auf Leben und Tod in die Tiefe wagte.

Und ſie erſcheinen uns da, dieſe Sagen, wie ungewiſſe Schatten, die eine große Geſtalt vom Berge in die Nebel des Thales wirft, und der kältere Beobachter lächelt, wenn man ihnen wirkliches Leben und jene Farben verleihen will, die ihr unſicheres Grau zu einem Bild des Lebens umwandeln. Auch Lichtenſteins alte Veſte iſt längſt zerfallen und auf den Grundmauern der Burg erhebt ſich ein freundliches Jägerhaus, faſt ſo luftig und leicht, wie jene ſpaniſchen Schlöſſer, die man in unſern Tagen auf die Grundpfeiler des Alterthums erbaut. Noch immer

breiten ſich Würtembergs Gefilde ſo reich und blühend wie damals vor dem entzückten Auge aus, als Marie an des Geliebten Seite hinabſah, und der unglücklichſte ſeiner Herzoge den letzten Scheideblick von Lichtenſteins Fenſtern auf ſein Land warf. Noch prangen jene unterirdiſchen Gemächer, die den Geächteten aufnahmen, in ihrer alten Pracht und Herrlichkeit, und die murmelnden Waſſer, die ſich in eine geheimnißvolle Tiefe ſtürzen, ſcheinen längſt verklungene Sagen noch einmal wieder erzählen zu wollen.

Es iſt eine ſchöne Sitte, daß die Bewohner dieſes Landes, auch aus entfernteren Gegenden, um die Zeit des Pfingſtfeſtes ſich aufmachen, um Lichtenſtein und die Höhle zu beſuchen. Viele hundert ſchöne Schwabenkinder und holde Frauen, begleitet von Jünglingen und Männern, ziehen herauf in dieſe Berge; ſie ſteigen nieder in den Schooß der Erde, der an ſeinen kryſtallenen Wänden den Schein der Lichter tauſendfach wiedergibt, ſie füllen die Höhle mit Geſang und lauſchen auf ihr Echo, welches die murmelnden Bäche der Tiefe melodiſch begleiten, ſie bewundern die Werke der Natur, die ſich auch ohne das milde Licht der Sonne, ohne das fröhliche Grün der Felder, ſo herrlich zeigt. Dann ſteigen ſie herauf zum Lichte, und die Erde will ihnen noch ſchöner bedünken als zuvor; ihr Weg führt immer aufwärts zu den Höhen von Lichtenſtein, und wenn dort die Männer im Kreiſe ſchöner Frauen, die Becher in der Hand, auf die weiten Fluren hinabſchauen, wie ſie beſtrahlt von einer milden Sonne im lieblichſten Schmelz der Farben ſich ausbreiten, dann preiſen ſie dieſe lichten Höhen, dann preiſen ſie ihr geſegnetes Vaterland. Dann kehrt,

wie in den alten Tagen, Geſang und Jubel und der fröhliche Klang der Pokale auf den Lichtenſtein zurück, und weckt das Echo ſeiner Felſen, und weckt mit ihm die Geiſter dieſer Burg, daß ſie die fröhlichen Gäſte umſchweben und mit ihnen hinabſchauen auf das alte Würtemberg. Ob auch das holde Fräulein von Lichtenſtein, ob Georg und der alte Ritter mit ihnen heraufſchweben, ob jener treue Spielmann in den Tagen des Frühlings ſeinem Grab entſteigt und, wie er im Leben zu thun pflegte, hinaufzieht nach der Burg, das Feſt mit Geſang und Spiel zu ſchmücken? wir wiſſen es nicht; doch wenn wir im Abendſcheine auf den Felſen gelagert, die Landſchaft überſchauten, wenn wir von den alten guten Zeiten und ihren Sagen ſprachen, wenn ſich die Sonne allmälig ſenkte, und nur das Schlößchen noch ſelig und freundlich in ſeiner Einſamkeit, von den letzten Strahlen mit einem röthlichen Schein umgoſſen, auf ſeinem Felſen ruhte — da glaubten wir im Wehen der Nachtluft, im Rauſchen der Bäume, im Säuſeln der Blätter bekannte Stimmen zu vernehmen, es war uns, als flüſterten ſie uns ihre Grüße zu, als erzählten ſie uns alte Sagen von ihrem Leben und Treiben. Manches haben wir an ſolchen Abenden erfahren, manches Bild ſtieg in uns auf und ſchien ſich vor unſeren Blicken zu verwirklichen, und die es uns woben und malten, die uns ihre romantiſchen Sagen zuflüſterten, wir glauben es waren — die Geiſter von Lichtenſtein.

Anmerkungen.

1. Cruſius beſchreibt in ſeiner Chronik das Schlößchen Lichtenſtein, wie wir es hier nacherzählen. Er ſah es zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts, alſo etwa ſiebzig Jahre nach dem Jahre 1519. Dort findet ſich auch die hieher gehörige Stelle:

„Im oberen Stockwerk iſt ein überaus ſchöner Saal, ringsum mit Fenſtern, aus welchen man bis an den Aſperg ſehen kann: darin hat der vertriebene Fürſt Ulerich v. Würtemberg öfter gewohnt, der des Nachts vor das Schloß kam und nur ſagte: „Der Mann iſt da!“ ſo wurde er eingelaſſen.“ Wo aber wohnte er den Tag über? wo hielt ſich der Vertriebene auf? Die Frage lag ſehr nahe.

Jetzt iſt in die Ruinen des alten Schloſſes ein Jägerhaus erbaut, das noch immer den Namen des „Lichtenſteiner Schlößleins“ trägt, und am fröhlichen Pfingſtfeſt einer lebensfrohen Menge zum Tummelplatz dient.

2. Er ſchickte einen tapfern Ritter, Max Stumpf von Schweinsberg, an ſie mit einem beweglichen Schreiben, das Schloß nicht zu übergeben, ſondern, wo ſie ſolches auch thun wollten, ihm wieder Gelegenheit zu machen, in daſſelbe zu kommen; weil er in ſelbigem zu ſterben bereit ſey, wenn es Gott über ihn verhänge. Sattler. Geſch. der Herz. v. Würtemb. II. 15.

3. Dieſen merkwürdigen Hund beſchreibt Thetinger als einen Liebling Ulerichs ausführlich. A. a. O. S. 1. 28.

4. „Hie gut Würtemberg alleweg,“ findet ſich oft als Wahlſpruch dieſer Partei. Vergl. Pfaffs Geſchichte Würtembergs. Bd. I. S. 306.

5. „Der Tüfell gſegen jn allen;“ ſind die Worte des Chroniſten Stumpfhardt, die ihm unwillkürlich entſchlüpfen, indem er die Unterhandlung der Ritter „beim kühlen Wein“ beſchreibt.

6. Herzog Ulerich beklagt ſich wiederholt, namentlich in dieſem Zeitpunkt, daß ſeine Gegner ſo viele Lügen gegen ihn ausſtreuen. Er vertheidigt ſich darüber, beſonders in ſeinen Briefen an die

ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft. So ſtreuten ſeine Feinde im Jahre 1519 aus, er habe einen Edelknaben, Wilhelm von Janowiz, entzwei gehauen. Doch Janowiz lebte noch im Jahre 1562, und war Anno 1550 Commandant der Veſte Aſpeng. Aber jene Lüge machte damals großes Aufſehen, daher kam es, daß ein Schweizer, dem man dieſen Mann zeigte und ſagte, was die Feinde des Herzogs von ihm ausgeſtreut haben, antwortete: „Er muß nochten ein guter Barbier gſyn ſyn, der den Knaben ſo ſuber gehailt hat.“ (Sattler II. §. 24.)

7. Sattler erzählt dies folgendermaßen: Der ſchwäbiſche Bund hatte einen großen Theil ſeiner Kriegsknechte abgedankt, dieſe wurden darüber ſchwierig, ſie rottirten ſich zuſammen, richteten zwölf Fähnlein auf, erwählten ihre Hauptleute und machten unter ſich nach damaligem Gebrauch eine Regiments-Ordnung; es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Herzog dieſe Leute an ſich gezogen. Geſchichte der Herzoge von Würtemberg II. §. 16.

Landsknechte ſchreiben wir, nicht Lanzknechte, wie man in neuerer Zeit gethan, und berufen uns auf die „Hiſtoria der Herren von Frondsberg“ ꝛc.

8. Dieſes Lied führt auch Leſſing in der Sammlung auf, die den Namen trägt: „Altdeutſcher Witz und Verſtand.“

9. Der Schwaben- und Frankenbund hielt in dieſem Sommer einen Bundestag in Nördlingen. Auch die Herzogin Sabina und der Herzog von Baiern fanden ſich dort ein, um hauptſächlich über Würtemberg zu entſcheiden. Sattler II. §. 15.

10. Die Regentſchaft mußte zu jener Zeit viel ſeltſamer, leichtfertiger und böſer Reden hören. Der Keller in Göppingen berichtete einmal, man habe auf der Straße zwiſchen Grundach und Heppach einen Kieſelſtein gefunden, auf deſſen einer Seite ein Hirſchgeweih mit der Unterſchrift: „Hie gut Würtemberg alleweg,“ auf der andern Seite ein Jagdhorn mit den Worten: „Vive Dux Ulrice“ zu ſehen waren. Vergleiche Pfaffs Geſchichte von Würtemberg I. 306.

11. Ueber dieſes neutrale Verhalten des Adels iſt zu vergleichen Sattler II. §. 19.

12. „Der Herzog zog ſich mit ungefähr 6000 Mann Landvolk nach Stuttgart, und die angeworbenen Knechte legte er nach Cannſtadt.“ Sattler §. 21. „Der Herzog, als er erfuhr, daß der Feind ſo nahe ſey, rief die Seinigen ſchnell aus Städten und

Dörfern herbei, die auch ſogleich erſchienen.“ Thetingeri Commentarius etc. libr. III.

13. Wir benützten zur Beſchreibung dieſer Schlacht hauptſächlich: Joh. Betzii hist. Ulrici Ducis Würt. und Thetinger, der beſonders bei dem Angriff der Reiterei auf den mit Geſchütz beſetzten Hügel ſehr ins Einzelne geht.

14. Graf Georg von Würtemberg und Mömpelgard, der Bruder Ulerichs, iſt der Stammvater des jetzigen Regentenhauſes von Würtemberg.

Sein Sohn war Friederich I. reg. Herzog, der das Herzogthum erhielt, weil Ludwig, Chriſtophs Sohn, ohne männliche Descendenz ſtarb.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Lellinger del. durch Kunst Anstalt Wiers Nürnb. Richbing

DAS MÄRCHEN VOM FALSCHEN PRINZEN.

Digitized by Google

Digitized by Google

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlſtichen.

Vierter Band.

Stuttgart,
Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.
1837.

Gedruckt in der Fr. Brodhag'schen Buchdruckerei.

Mährchen

für

Söhne und Töchter gebildeter Stände.

Erste Abtheilung.

Mährchen als Almanach.

In einem ſchönen fernen Reiche, von welchem die Sage lebt, daß die Sonne in ſeinen ewig grünen Gärten niemals untergehe, herrſchte von Anfang an bis heute die Königin Phantaſie. Mit vollen Händen ſpendete dieſe ſeit vielen Jahrhunderten die Fülle des Segens über die Ihrigen, und war geliebt, verehrt von allen, die ſie kannten. Das Herz der Königin war aber zu groß, als daß ſie mit ihren Wohlthaten bei ihrem Lande ſtehen geblieben wäre; ſie ſelbſt, im königlichen Schmuck ihrer ewigen Jugend und Schönheit, ſtieg herab auf die Erde; denn ſie hatte gehört, daß dort Menſchen wohnen, die ihr Leben in traurigem Ernſt unter Mühe und Arbeit hinbringen. Dieſen hatte ſie die ſchönſten Gaben aus ihrem Reiche mitgebracht, und ſeit die ſchöne Königin durch die Fluren der Erde gegangen war, waren die Menſchen fröhlich bei der Arbeit, heiter in ihrem Ernſt.

Auch ihre Kinder, nicht minder ſchön und lieblich als die königliche Mutter, ſandte ſie aus, um die

Menſchen zu beglücken. Einſt kam Mährchen, die älteſte Tochter der Königin, von der Erde zurück. Die Mutter bemerkte, daß Mährchen traurig ſey, ja, hie und da wollte es ihr bedünken, als ob ſie verweinte Augen hätte.

„Was haſt du, liebes Mährchen?“ ſprach die Königin zu ihr, „du biſt ſeit deiner Reiſe ſo traurig und niedergeſchlagen, willſt du deiner Mutter nicht anvertrauen, was dir fehlt?“

„Ach, liebe Mutter!“ antwortete Mährchen, „ich hätte gewiß nicht ſo lange geſchwiegen, wenn ich nicht wüßte, daß mein Kummer auch der deinige iſt.“

„Sprich immer, meine Tochter,“ bat die ſchöne Königin, „der Gram iſt ein Stein, der den Einzelnen niederdrückt, aber zwei tragen ihn leicht aus dem Wege.“

„Du willſt es,“ antwortete Mährchen, „ſo höre: du weißt, wie gerne ich mit den Menſchen umgehe, wie ich freudig auch zu dem Aermſten vor ſeine Hütte ſitze, um nach der Arbeit ein Stündchen mit ihm zu verplaudern; ſie boten mir auch ſonſt gleich freundlich die Hand zum Gruß, wenn ich kam, und ſahen mir lächelnd und zufrieden nach, wenn ich weiter ging; aber in dieſen Tagen iſt es gar nicht mehr ſo!“

„Armes Mährchen!“ ſprach die Königin und ſtreichelte ihr die Wange, die von einer Thräne feucht war; „aber du bildeſt dir vielleicht dies alles nur ein?“

„Glaube mir, ich fühle es nur zu gut,“ entgegnete Mährchen, „ſie lieben mich nicht mehr. Ueberall, wo ich hinkomme, begegnen mir kalte Blicke; nirgends bin ich mehr gern geſehen; ſelbſt die Kinder, die mich doch

immer so lieb hatten, lachen über mich und wenden mir altklug den Rücken zu."

Die Königin stützte die Stirne in die Hand und schwieg sinnend.

„Und woher soll es denn," fragte die Königin, „kommen, Mährchen, daß sich die Leute da unten so geändert haben?"

„Sieh, die Menschen haben kluge Wächter aufgestellt, die alles, was aus deinem Reich kommt, o Königin Phantasie! mit scharfem Blicke mustern und prüfen. Wenn nun einer kommt, der nicht nach ihrem Sinne ist, so erheben sie ein großes Geschrei, schlagen ihn todt, oder verläumden ihn doch so sehr bei den Menschen, die ihnen aufs Wort glauben, daß man gar keine Liebe, kein Fünkchen Zutrauen mehr findet. Ach! wie gut haben es meine Brüder, die Träume, fröhlich und leicht hüpfen sie auf die Erde hinab, fragen nichts nach jenen klugen Männern, besuchen die schlummernden Menschen und weben und malen ihnen, was das Herz beglückt und das Auge erfreut."

„Deine Brüder sind Leichtfüße," sagte die Königin, „und du, mein Liebling, hast keine Ursache, sie zu beneiden. Jene Grenzwächter kenne ich übrigens wohl; die Menschen haben so unrecht nicht, sie aufzustellen; es kam so mancher windige Geselle und that, als ob er geraden Wegs aus meinem Reiche käme, und doch hatte er höchstens von einem Berge zu uns herüber geschaut."

„Aber warum lassen sie dies mich, deine eigene Tochter, entgelten?" weinte Mährchen, „ach! wenn du wüßtest, wie sie es mir gemacht haben; sie schalten mich

eine alte Jungfer und drohten, mich das nächste Mal gar nicht mehr herein zu laſſen.“ —

„Wie, meine Tochter nicht mehr einzulaſſen?“ rief die Königin und Zorn erhöhte die Röthe ihrer Wangen, „aber ich ſehe ſchon, woher dies kommt; die böſe Muhme hat uns verläumdet!“

„Die Mode? nicht möglich!“ rief Mährchen, „ſie that ja ſonſt immer ſo freundlich.“

„O, ich kenne ſie, die Falſche!“ antwortete die Königin, „aber verſuche es ihr zum Trotze wieder, meine Tochter; wer Gutes thun will, darf nicht raſten.“

„Ach Mutter! wenn ſie mich dann ganz zurückweiſen, oder wenn ſie mich verläumden, daß mich die Menſchen nicht anſehen oder einſam und verachtet in der Ecke ſtehen laſſen?“

„Wenn die Alten, von der Mode bethört, dich geringſchätzen, ſo wende dich an die Kleinen; wahrlich, ſie ſind meine Lieblinge, ihnen ſende ich meine lieblichſten Bilder durch deine Brüder, die Träume; ja ich bin ſchon oft ſelbſt zu ihnen hinabgeſchwebt, habe ſie geherzt und geküßt und ſchöne Spiele mit ihnen geſpielt; ſie kennen mich auch wohl, ſie wiſſen zwar meinen Namen nicht, aber ich habe ſchon oft bemerkt, wie ſie Nachts zu meinen Sternen herauflächeln, und Morgens, wenn meine glänzenden Lämmer am Himmel ziehen, vor Freuden die Hände zuſammenſchlagen. Auch wenn ſie größer werden, lieben ſie mich noch, ich helfe dann den lieblichen Mädchen bunte Kränze flechten, und die wilden Knaben werden ſtiller, wenn ich auf hoher Felſenſpitze mich zu ihnen ſetze, aus der Nebelwelt der fernen

blauen Berge hohe Burgen und glänzende Paläſte auftauchen laſſe, und aus den röthlichen Wolken des Abends kühne Reiterſchaaren und wunderliche Wallfahrtszüge bilde."

„O, die guten Kinder!" rief Mährchen bewegt aus, „ja es ſey! mit ihnen will ich es noch einmal verſuchen."

„Ja, du gute Tochter," ſprach die Königin, „gehe zu ihnen; aber ich will dich auch ein wenig ordentlich ankleiden, daß du den Kleinen gefällſt und die Großen dich nicht zurückſtoßen; ſiehe, das Gewand eines Almanach will ich dir geben."

„Eines Almanach, Mutter? ach! — ich ſchäme mich, ſo vor den Leuten zu prangen."

Die Königin winkte und die Dienerinnen brachten das zierliche Gewand eines Almanach. Es war von glänzenden Farben und ſchöne Figuren eingewoben.

Die Zofen flochten dem ſchönen Mädchen das lange Haar; ſie banden ihr goldene Sandalen unter die Füße und hingen ihr dann das Gewand um.

Das beſcheidene Mährchen wagte nicht aufzublicken, die Mutter aber betrachtete ſie mit Wohlgefallen und ſchloß ſie in ihre Arme: „Gehe hin," ſprach ſie zu der Kleinen, „mein Segen ſey mit dir. Und wenn ſie dich verachten und höhnen, ſo kehre zurück zu mir, vielleicht, daß ſpätere Geſchlechter, getreuer der Natur, ihr Herz dir wieder zuwenden."

Alſo ſprach die Königin Phantaſie. Mährchen aber ſtieg herab auf die Erde. Mit pochendem Herzen nahte ſie dem Ort, wo die klugen Wächter hausten; ſie ſenkte

das Köpfchen zur Erde, ſie zog das ſchöne Gewand enger um ſich her und mit zagendem Schritt nahte ſie dem Thor.

„Halt!“ rief eine tiefe, rauhe Stimme, „Wache heraus! da kommt ein neuer Almanach!“

Mährchen zitterte, als ſie dies hörte; viele ältliche Männer von finſterem Ausſehen ſtürzten hervor; ſie hatten ſpitzige Federn in der Fauſt und hielten ſie dem Mährchen entgegen. Einer aus der Schaar ſchritt auf ſie zu und packte ſie mit rauher Hand am Kinn; „nur auch den Kopf aufgerichtet, Herr Almanach!“ ſchrie er, „daß man ihm in den Augen anſiehet, ob er was rechtes iſt oder nicht.“

Erröthend richtete Mährchen das Köpfchen in die Höhe und ſchlug das dunkle Auge auf.

„Das Mährchen!“ riefen die Wächter und lachten aus vollem Hals, „das Mährchen! haben Wunder gemeint, was da käme! wie kommſt du nur in dieſen Rock?“

„Die Mutter hat ihn mir angezogen,“ antwortete Mährchen.

„So? ſie will dich bei uns einſchwärzen? Nichts da! hebe dich weg! mach', daß du fortkommſt!“ riefen die Wächter untereinander und erhoben die ſcharfen Federn.

„Aber ich will ja nur zu den Kindern,“ bat Mährchen; „dies könnt ihr mir ja doch erlauben?“

„Lauft nicht ſchon genug ſolches Geſindel im Land umher?“ rief einer der Wächter, „ſie ſchwatzen nur unſern Kindern dummes Zeug vor.“

„Laßt uns ſehen, was ſie diesmal weiß," ſprach ein anderer.

„Nun ja!" riefen ſie, „ſag' an, was du weißt, aber beeile dich, denn wir haben nicht viele Zeit für dich."

Mährchen ſtreckte die Hand aus und beſchrieb mit dem Zeigefinger viele Zeichen in die Luft. Da ſah man bunte Geſtalten vorüberziehen; Karavanen, ſchöne Roſſe, geſchmückte Reiter, viele Zelte im Sande der Wüſte; Vögel und Fiſche auf ſtürmiſchen Meeren; ſtille Wälder und volkreiche Plätze und Straßen; Schlachten und friedliche Nomaden, ſie alle ſchwebten in belebten Bildern, in buntem Gewimmel vorüber.

Mährchen hatte in dem Eifer, mit welchem ſie die Bilder aufſteigen ließ, nicht bemerkt, wie die Wächter des Thores nach nnd nach eingeſchlafen waren. Eben wollte ſie neue Zeichen beſchreiben, als ein freundlicher Mann auf ſie zutrat und ihre Hand ergriff. „Siehe her, gutes Mährchen," ſagte er, indem er auf die Schlafenden zeigte, „für dieſe ſind deine bunten Sachen nichts; ſchlüpfe ſchnell durch das Thor, ſie ahnen dann nicht, daß du im Lande biſt, und du kannſt friedlich und unbemerkt deine Straße ziehen. Ich will dich zu meinen Kindern führen; in meinem Hauſe geb' ich dir ein ſtilles freundliches Plätzchen, dort kannſt du wohnen und für dich leben; wenn dann meine Söhne und Töchter gut gelernt haben, dürfen ſie mit ihren Geſpielen zu dir kommen und dir zuhören. Willſt du ſo?"

„O, wie gerne folge ich dir zu deinen lieben Kleinen; wie will ich mich befleißen, ihnen zuweilen ein heiteres Stündchen zu machen!"

Der gute Mann nickte ihr freundlich zu und half ihr über die Füße der ſchlafenden Wächter hinüberſteigen. Lächelnd ſah ſich Mährchen um, als ſie hinüber war, und ſchlüpfte dann ſchnell in das Thor.

Die Karavane.

Es zog einmal eine große Karavane durch die Wüſte. Auf der ungeheuren Ebene, wo man nichts als Sand und Himmel ſieht, hörte man ſchon in weiter Ferne die Glocken der Kameele und die ſilbernen Röllchen der Pferde; eine dichte Staubwolke, die ihr vorherging, verkündete ihre Nähe, und wenn ein Luftzug die Wolke theilte, blendeten funkelnde Waffen und hellleuchtende Gewänder das Auge. So ſtellte ſich die Karavane einem Manne dar, welcher von der Seite her auf ſie zuritt. Er ritt ein ſchönes arabiſches Pferd, mit einer Tigerdecke behängt, an dem hochrothen Riemenwerk hingen ſilberne Glöckchen und auf dem Kopf des Pferdes wehte ein ſchöner Reiherbuſch. Der Reiter ſah ſtattlich aus und ſein Anzug entſprach der Pracht ſeines Roſſes; ein weißer Turban, reich mit Gold geſtickt, bedeckte das Haupt; der Rock und die weiten Beinkleider von brennendem Roth, ein gekrümmtes Schwert mit reichem Griff an ſeiner Seite. Er hatte den Turban tief ins Geſicht gedrückt; dies und die ſchwarzen Augen, die unter buſchigen Brauen hervorblitzten, der lange Bart, der unter der gebogenen Naſe herabhing, gaben

ihm ein wildes kühnes Ausſehen. Als der Reiter ungefähr auf fünfzig Schritte dem Vortrab der Karavane nahe war, ſpornte er ſein Pferd an und war in wenigen Augenblicken an der Spitze des Zuges angelangt. Es war ein ſo ungewöhnliches Ereigniß, einen einzelnen Reiter durch die Wüſte ziehen zu ſehen, daß die Wächter des Zuges, einen Ueberfall befürchtend, ihm ihre Lanzen entgegenſtreckten. „Was wollt ihr?“ rief der Reiter, als er ſich ſo kriegeriſch empfangen ſah, „glaubt ihr, ein einzelner Mann werde eure Karavane angreifen?“ Beſchämt ſchwangen die Wächter ihre Lanzen wieder auf, ihr Anführer aber ritt an den Fremden heran und fragte nach ſeinem Begehr. „Wer iſt der Herr der Karavane?“ fragte der Reiter. „Sie gehört nicht einem Herrn,“ antwortete der Gefragte, „ſondern es ſind mehrere Kaufleute, die von Mekka in ihre Heimath ziehen, und die wir durch die Wüſte geleiten, weil oft allerlei Geſindel die Reiſenden beunruhigt.“ „So führt mich zu den Kaufleuten,“ begehrte der Fremde. „Das kann jetzt nicht geſchehen,“ antwortete der Führer, „weil wir ohne Aufhalt weiter ziehen müſſen, und die Kaufleute wenigſtens eine Viertelſtunde weiter hinten ſind; wollt Ihr aber mit mir weiter reiten, bis wir lagern, um Mittagsruhe zu halten, ſo werde ich Eurem Wunſch willfahren.“ Der Fremde ſagte hierauf nichts; er zog eine lange Pfeife, die er am Sattel feſtgebunden hatte, hervor und fing an in großen Zügen zu rauchen, indem er neben dem Anführer des Vortrabs weiter ritt. Dieſer wußte nicht, was er aus dem Fremden machen ſollte, er wagte es nicht, ihn geradezu nach ſeinem Namen zu fragen, und

so künstlich er auch ein Gespräch anzuknüpfen suchte, der Fremde hatte auf das: „Ihr raucht da einen guten Tabak," oder: „Euer Rapp hat einen braven Schritt," immer nur mit einem kurzen „ja, ja!" geantwortet. Endlich waren sie auf dem Platz angekommen, wo man Mittagsruhe halten wollte. Der Anführer hatte seine Leute als Wachen ausgestellt, er selbst hielt mit dem Fremden, um die Karavane herankommen zu lassen. Dreißig Kameele, schwer beladen, zogen vorüber, von bewaffneten Führern geleitet. Nach diesen kamen auf schönen Pferden die fünf Kaufleute, denen die Karavane gehörte. Es waren meistens Männer von vorgerücktem Alter, ernst und gesetzt aussehend, nur einer schien viel jünger als die übrigen, wie auch froher und lebhafter. Eine große Anzahl Kameele und Packpferde schloß den Zug.

Man hatte Zelte aufgeschlagen und die Kameele und Pferde ringsumher gestellt.

In der Mitte war ein großes Zelt von blauem Seidenzeug. Dorthin führte der Anführer der Wache den Fremden. Als sie durch den Vorhang des Zeltes getreten waren, sahen sie die fünf Kaufleute auf goldgewirkten Polstern sitzen; schwarze Sklaven reichten ihnen Speisen und Getränke. „Wen bringt Ihr uns da?" rief der junge Kaufmann dem Führer zu. Ehe noch der Führer antworten konnte, sprach der Fremde: „Ich heiße Selim Baruch und bin aus Bagdad; ich wurde auf einer Reise nach Mekka von einer Räuberhorde gefangen, und habe mich vor drei Tagen heimlich aus der Gefangenschaft befreit. Der große Prophet ließ mich die Glocken eurer Karavane in weiter Ferne hören, und

ſo kam ich bei euch an. Erlaubet mir, daß ich in eurer Geſellſchaft reiſe, ihr werdet euren Schutz keinem Unwürdigen ſchenken, und ſo ihr nach Bagdad kommet, werde ich eure Güte reichlich lohnen, denn ich bin der Neffe des Großveziers.“ Der älteſte der Kaufleute nahm das Wort: „Selim Baruch,“ ſprach er, „ſey willkommen in unſerem Schatten. Es macht uns Freude, dir beizuſtehen; vor allem aber ſetze dich und iß und trinke mit uns.“

Selim Baruch ſetzte ſich zu den Kaufleuten und aß und trank mit ihnen. Nach dem Eſſen räumten die Sklaven die Geſchirre hinweg und brachten lange Pfeifen und türkiſchen Sorbet. Die Kaufleute ſaßen lange ſchweigend, indem ſie die bläulichen Rauchwolken vor ſich hinbließen und zuſahen, wie ſie ſich ringelten und verzogen und endlich in die Luft verſchwebten. Der junge Kaufmann brach endlich das Stillſchweigen. „So ſitzen wir ſeit drei Tagen,“ ſprach er, „zu Pferd und am Tiſch, ohne uns durch etwas die Zeit zu vertreiben. Ich verſpüre gewaltig lange Weile, denn ich bin gewohnt, nach Tiſch Tänzer zu ſehen oder Geſang und Muſik zu hören. Wißt ihr gar nichts, meine Freunde, das uns die Zeit vertreibe?“ Die vier älteren Kaufleute rauchten fort und ſchienen ernſthaft nachzuſinnen, der Fremde aber ſprach: „Wenn es mir erlaubt iſt, will ich Euch einen Vorſchlag machen. Ich meine auf jedem Lagerplatz könnte einer von uns den andern etwas erzählen. Dies könnte uns ſchon die Zeit vertreiben.“ „Selim Baruch, du haſt wahr geſprochen,“ ſagte Achmet, der älteſte der Kaufleute, „laßt uns den Vorſchlag annehmen.“ „Es

freut mich, wenn Euch der Vorschlag behagt!“ sprach Selim, „damit Ihr aber sehet, daß ich nichts Unbilliges verlange, so will ich den Anfang machen.“

Vergnügt rückten die fünf Kaufleute näher zusammen und ließen den Fremden in ihre Mitte sitzen. Die Sklaven schenkten die Becher wieder voll, stopften die Pfeifen ihrer Herren frisch und brachten glühende Kohlen zum Anzünden. Selim aber erfrischte seine Stimme mit einem tüchtigen Zuge Sorbet, strich den langen Bart über dem Mund weg und sprach: „so hört denn die Geschichte vom Kalif Storch.

Die Geschichte vom Kalif Storch.

I.

Der Kalif Chasid zu Bagdad saß einmal an einem schönen Nachmittag behaglich auf seinem Sopha; er hatte ein wenig geschlafen, denn es war ein heißer Tag, und sah nun nach seinem Schläfchen recht heiter aus. Er rauchte aus einer langen Pfeife von Rosenholz, trank hie und da ein wenig Kaffee, den ihm ein Sklave einschenkte, und strich sich allemal vergnügt den Bart, wenn es ihm geschmeckt hatte. Kurz, man sah dem Kalifen an, daß es ihm recht wohl war. Um diese Stunde konnte man gar gut mit ihm reden, weil er da immer recht mild und leutselig war; deswegen besuchte ihn auch sein Großvezier Mansor alle Tage um diese Zeit. An diesem Nachmittag nun kam er auch, sah aber sehr nachdenklich aus, ganz gegen seine Gewohnheit. Der Kalif that die Pfeife ein wenig aus dem Munde und sprach: „Warum machst du ein so nachdenkliches Gesicht, Großvezier?“

Der Großvezier schlug seine Arme kreuzweis über die Brust, verneigte sich vor seinem Herrn und antwortete: „Herr! ob ich ein nachdenkliches Gesicht mache, weiß ich nicht, aber da unten am Schloß steht ein Krämer, der hat so schöne Sachen, daß es mich ärgert, nicht viel überflüssiges Geld zu haben.“

Der Kalif, der seinem Großvezier schon lange gerne eine Freude gemacht hätte, schickte seinen schwarzen Sklaven hinunter, um den Krämer herauf zu holen. Bald kam der Sklave mit dem Krämer zurück. Dieser war ein kleiner dicker Mann, schwarzbraun im Gesicht und in zerlumptem Anzug. Er trug einen Kasten, in welchem er allerhand Waaren hatte. Perlen und Ringe, reichbeschlagene Pistolen, Becher und Kämme. Der Kalif und sein Vezier musterten alles durch, und der Kalif kaufte endlich für sich und Mansor schöne Pistolen, für die Frau des Veziers aber einen Kamm. Als der Krämer seinen Kasten schon wieder zumachen wollte, sah der Kalif eine kleine Schublade und fragte, ob da auch noch Waaren seyen? Der Krämer zog die Schublade heraus und zeigte darin eine Dose mit schwärzlichem Pulver und ein Papier mit sonderbarer Schrift, die weder der Kalife noch Mansor lesen konnten. „Ich bekam einmal diese zwei Stücke von einem Kaufmann, der sie in Mekka auf der Straße fand,“ sagte der Krämer, „ich weiß nicht, was sie enthalten; Euch stehen sie um geringen Preis zu Dienst, ich kann doch nichts damit anfangen.“ Der Kalif, der in seiner Bibliothek gerne alte Manuscripte hatte, wenn er sie auch nicht lesen konnte, kaufte Schrift und Dose und entließ den Krämer.

Der Kalif aber dachte, er möchte gerne wiſſen, was die Schrift enthalte, und fragte den Vezier, ob er keinen kenne, der es entziffern könnte. „Gnädigſter Herr und Gebieter,“ antwortete dieſer, „an der großen Moſchee wohnt ein Mann, er heißt Selim der Gelehrte, der verſteht alle Sprachen, laß ihn kommen, vielleicht kennt er dieſe geheimnißvollen Züge.“

Der Gelehrte Selim war bald herbeigeholt. „Selim,“ ſprach zu ihm der Kalif, „Selim, man ſagt, du ſeyeſt ſehr gelehrt; guck einmal ein wenig in dieſe Schrift, ob du ſie leſen kannſt; kannſt du ſie leſen, ſo bekommſt du ein neues Feſtkleid von mir, kannſt du es nicht, ſo bekommſt du zwölf Backenſtreiche und fünf und zwanzig auf die Fußſohlen, weil man dich dann umſonſt Selim den Gelehrten nennt.“ Selim verneigte ſich und ſprach: „Dein Wille geſchehe, o Herr!“ Lange betrachtete er die Schrift, plötzlich aber rief er aus: „Das iſt lateiniſch, o Herr, oder ich laß mich hängen!“ „Sag', was drin ſteht,“ befahl der Kalif, „wenn es lateiniſch iſt.“

Selim fing an zu überſetzen: „Menſch, der du „dieſes findeſt, preiſe Allah für ſeine Gnade. Wer von „dem Pulver in dieſer Doſe ſchnupft und dazu ſpricht: „mutabor! der kann ſich in jedes Thier verwandeln „und verſteht auch die Sprache der Thiere. Will er „wieder in ſeine menſchliche Geſtalt zurückkehren, ſo „neige er ſich dreimal gen Oſten und ſpreche jenes Wort; „aber hüte dich, wenn du verwandelt biſt, daß du nicht „lacheſt, ſonſt verſchwindet das Zauberwort gänzlich aus „deinem Gedächtniß und du bleibſt ein Thier.“

Als Selim der Gelehrte alſo geleſen hatte, war der Kalif über die Maßen vergnügt. Er ließ den Gelehrten ſchwören, niemand etwas von dem Geheimniß zu ſagen, ſchenkte ihm ein ſchönes Kleid und entließ ihn. Zu ſeinem Großvezier aber ſagte er: „das heiß' ich gut einkaufen, Manſor! wie freue ich mich, bis ich ein Thier bin! Morgen früh kommſt du zu mir; wir gehen dann mit einander aufs Feld, ſchnupfen etwas weniges aus meiner Doſe und belauſchen dann, was in der Luft und im Waſſer, im Wald und Feld geſprochen wird!"

II.

Kaum hatte am andern Morgen der Kalif Chaſid gefrühſtückt und ſich angekleidet, als ſchon der Großvezier erſchien, ihn, wie er befohlen, auf dem Spaziergang zu begleiten. Der Kalif ſteckte die Doſe mit dem Zauberpulver in den Gürtel, und nachdem er ſeinem Gefolge befohlen, zurückzubleiben, machte er ſich mit dem Großvezier ganz allein auf den Weg. Sie gingen zuerſt durch die weiten Gärten des Kalifen, ſpähten aber vergebens nach etwas Lebendigem, um ihr Kunſtſtück zu probiren. Der Vezier ſchlug endlich vor, weiter hinaus an einen Teich zu gehen, wo er ſchon oft viel Thiere, namentlich Störche geſehen habe, die durch ihr gravitätiſches Weſen und ihr Geklapper immer ſeine Aufmerkſamkeit erregt haben.

Der Kalif billigte den Vorſchlag ſeines Veziers und ging mit ihm dem Teich zu. Als ſie dort angekommen waren, ſahen ſie einen Storch ernſthaft auf- und abgehen, Fröſche ſuchend und hie und da etwas vor ſich

hin klappernd. Zugleich ſahen ſie auch weit oben in der Luft einen andern Storch dieſer Gegend zuſchweben.

„Ich wette meinen Bart, gnädigſter Herr,“ ſagte der Großvezier, „dieſe zwei Langfüßler führen jetzt ein ſchönes Geſpräch miteinander. Wie wäre es, wenn wir Störche würden?“

„Wohl geſprochen,“ antwortete der Kalif. „Aber vorher wollen wir noch einmal betrachten, wie man wieder Menſch wird. — Richtig, dreimal gen Oſten geneigt und mutabor geſagt, ſo bin ich wieder Kalif und du Vezier. Aber ums Himmelswillen nicht gelacht, ſonſt ſind wir verloren!“

Während der Kalif alſo ſprach, ſah er den andern Storch über ihrem Haupte ſchweben und langſam ſich zur Erde laſſen. Schnell zog er die Doſe aus dem Gürtel, nahm eine gute Priſe, bot ſie dem Großvezier dar, der gleichfalls ſchnupfte, und beide riefen: mutabor!

Da ſchrumpften ihre Beine ein und wurden dünn und roth, die ſchönen gelben Pantoffeln des Kalifen und ſeines Begleiters wurden unförmliche Storchfüße, die Arme wurden zu Flügeln, der Hals fuhr aus den Achſeln und ward eine Elle lang, der Bart war verſchwunden und den Körper bedeckten weiche Federn.

„Ihr habt einen hübſchen Schnabel, Herr Großvezier,“ ſprach nach langem Erſtaunen der Kalif. „Beim Bart des Propheten, ſo etwas habe ich in meinem Leben nicht geſehen.“

„Danke unterthänigſt,“ erwiederte der Großvezier, indem er ſich bückte, aber wenn ich es wagen darf, möchte ich behaupten, Eure Hoheit ſehen als Storch

beinahe noch hübſcher aus, denn als Kalif. Aber kommt, wenn es Euch gefällig iſt, daß wir unſere Kameraden dort belauſchen und erfahren, ob wir wirklich Storchiſch kennen?"

Indem war der andere Storch auf der Erde angekommen; er putzte ſich mit dem Schnabel ſeine Füße, legte ſeine Federn zurecht und ging auf den erſten Storch zu. Die beiden neuen Störche aber beeilten ſich, in ihre Nähe zu kommen und vernahmen zu ihrem Erſtaunen folgendes Geſpräch:

„Guten Morgen, Frau Langbein, ſo früh ſchon auf der Wieſe?"

„Schönen Dank, liebe Klapperſchnabel! ich habe mir nur ein kleines Frühſtück geholt, iſt euch vielleicht ein Viertelchen Eider gefällig, oder ein Froſchſchenkelein?"

„Danke gehorſamſt; habe heute gar keinen Appetit. Ich komme auch wegen etwas ganz anderem auf die Wieſe. Ich ſoll heute vor den Gäſten meines Vaters tanzen und da will ich mich im Stillen ein wenig üben."

Zugleich ſchritt die junge Störchin in wunderlichen Bewegungen durch das Feld. Der Kalif und Manſor ſahen ihr verwundert nach, als ſie aber in maleriſcher Stellung auf einem Fuß ſtand und mit den Flügeln anmuthig dazu flatterte, da konnten ſich die beiden nicht mehr halten, ein unaufhaltſames Gelächter brach aus ihren Schnäbeln hervor, von dem ſie ſich erſt nach langer Zeit erholten. Der Kalif faßte ſich zuerſt wieder: „Das war einmal ein Spaß," rief er, „der nicht mit Gold zu bezahlen iſt! ſchade, daß die dummen Thiere durch

unſer Gelächter ſich haben verſcheuchen laſſen, ſonſt hätten ſie gewiß auch noch geſungen!“

Aber jetzt fiel es dem Großvezier ein, daß das Lachen während der Verwandlung verboten war. Er theilte ſeine Angſt deßwegen dem Kalifen mit. „Potz Mekka und Medina! das wäre ein ſchlechter Spaß, wenn ich ein Storch bleiben müßte! Beſinne dich doch auf das dumme Wort, ich bring' es nicht heraus.“

„Dreimal gen Oſten müſſen wir uns bücken, und dazu ſprechen! Mu — Mu — Mu — “

Sie ſtellten ſich gegen Oſten und bückten ſich in einem fort, daß ihre Schnäbel beinahe die Erde berührten; aber, o Jammer! das Zauberwort war ihnen entfallen, und ſo oft ſich auch der Kalife bückte, ſo ſehnlich ſein Vezier Mu — Mu dazu rief, jede Erinnerung daran war verſchwunden, und der arme Chaſid und ſein Vezier waren und blieben Störche.

III.

Traurig wandelten die Verzauberten durch die Felder, ſie wußten gar nicht, was ſie in ihrem Elend anfangen ſollten. Aus ihrer Storchenhaut konnten ſie nicht heraus, in die Stadt zurück konnten ſie nicht, um ſich zu erkennen zu geben, denn wer hätte einem Storch geglaubt, daß er der Kalif ſey, und wenn man es auch geglaubt hätte, würden die Einwohner von Bagdad einen Storch zum Kalifen gewollt haben?

So ſchlichen ſie mehrere Tage umher und ernährten ſich kümmerlich von Feldfrüchten, die ſie aber wegen ihrer langen Schnäbel nicht gut verſpeiſen konnten. Zu

Eideren und Fröschen hatten ſie übrigens keinen Appetit; denn ſie befürchteten, mit ſolchen Leckerbiſſen ſich den Magen zu verderben. Ihr einziges Vergnügen in dieſer traurigen Lage war, daß ſie fliegen konnten, und ſo flogen ſie oft auf die Dächer von Bagdad, um zu ſehen, was darin vorging.

In den erſten Tagen bemerkten ſie große Unruhe und Trauer in den Straßen; aber ungefähr am vierten Tag nach ihrer Verzauberung ſaßen ſie auf dem Palaſt des Kalifen, da ſahen ſie unten in der Straße einen prächtigen Aufzug; Trommeln und Pfeifen ertönten, ein Mann in einem goldgeſtickten Scharlachmantel ſaß auf einem geſchmückten Pferd, umgeben von glänzenden Dienern; halb Bagdad ſprang ihm nach, und alle ſchrien: „Heil Mizra, dem Herrſcher von Bagdad!“ Da ſahen die beiden Störche einander an, und der Kalife Chaſid ſprach: „Ahnſt du jetzt, warum ich verzaubert bin, Großvezier? Dieſer Mizra iſt der Sohn meines Todfeindes, des mächtigen Zauberers Kaſchnur, der mir in einer böſen Stunde Rache ſchwur. Aber noch gebe ich die Hoffnung nicht auf. Komm mit mir, du treuer Gefährte meines Elends, wir wollen zum Grab des Propheten wandern, vielleicht daß an heiliger Stätte der Zauber gelöst wird.“

Sie erhoben ſich vom Dach des Palaſtes und flogen der Gegend von Medina zu.

Mit dem Fliegen wollte es aber nicht gar gut gehen, denn die beiden Störche hatten noch wenig Uebung. „O Herr,“ ächzte nach ein paar Stunden der Großvezier, „ich halte es mit eurer Erlaubniß nicht

mehr lange aus, ihr fliegt gar zu ſchnell! Auch iſt es ſchon Abend, und wir thäten wohl, ein Unterkommen für die Nacht zu ſuchen.“

Chaſid gab der Bitte ſeines Dieners Gehör; und da er unten im Thale eine Ruine erblickte, die ein Obdach zu gewähren ſchien, ſo flogen ſie dahin. Der Ort, wo ſie ſich für dieſe Nacht niedergelaſſen hatten, ſchien ehemals ein Schloß geweſen zu ſeyn. Schöne Säulen ragten aus den Trümmern hervor, mehrere Gemächer, die noch ziemlich erhalten waren, zeugten von der ehemaligen Pracht des Hauſes. Chaſid und ſein Begleiter gingen durch die Gänge umher, um ſich ein trockenes Plätzchen zu ſuchen; plötzlich blieb der Storch Manſor ſtehen. „Herr und Gebieter,“ flüſterte er leiſe, „wenn es nur nicht thöricht für einen Großvezier, noch mehr aber für einen Storch wäre, ſich vor Geſpenſtern zu fürchten, mir iſt ganz unheimlich zu Muth, denn hier neben hat es ganz vernehmlich geſeufzt und geſtöhnt.“ Der Kalif blieb nun auch ſtehen, und hörte ganz deutlich ein leiſes Weinen, das eher einem Menſchen als einem Thiere anzugehören ſchien. Voll Erwartung wollte er der Gegend zugehen, woher die Klagetöne kamen, der Vezier aber packte ihn mit dem Schnabel am Flügel, und bat ihn flehentlich, ſich nicht in neue unbekannte Gefahren zu ſtürzen. Doch vergebens! Der Kalif, dem auch unter dem Storchenflügel ein tapferes Herz ſchlug, riß ſich mit Verluſt einiger Federn los und eilte in einen finſtern Gang. Bald war er an einer Thüre angelangt, die nur angelehnt ſchien, und woraus er deutliche Seufzer mit ein wenig Geheul

vernahm. Er ſtieß mit dem Schnabel die Thüre auf, blieb aber überraſcht auf der Schwelle ſtehen. In dem verfallenen Gemach, das nur durch ein kleines Gitterfenſter ſpärlich erleuchtet war, ſah er eine große Nachteule am Boden ſitzen. Dicke Thränen rollten ihr aus den großen runden Augen und mit heiſerer Stimme ſtieß ſie ihre Klagen aus dem krummen Schnabel heraus. Als ſie aber den Kalifen und ſeinen Vezier, der indeß auch herbeigeſchlichen war, erblickte, erhob ſie ein lautes Freudengeſchrei. Zierlich wiſchte ſie mit dem braungefleckten Flügel die Thränen aus dem Auge, und zu dem größten Erſtaunen der beiden rief ſie in gutem menſchlichem Arabiſch: „Willkommen, ihr Störche! ihr ſeyd mir ein gutes Zeichen meiner Errettung, denn durch Störche werde mir ein großes Glück kommen, iſt mir einſt prophezeiht worden!

Als ſich der Kalif von ſeinem Erſtaunen erholt hatte, bückte er ſich mit ſeinem langen Hals, brachte ſeine dünnen Füße in eine zierliche Stellung und ſprach: „Nachteule! deinen Worten nach darf ich glauben, eine Leidensgefährtin in dir zu ſehen. Aber ach! deine Hoffnung, daß durch uns deine Rettung kommen werde, iſt vergeblich. Du wirſt unſere Hülfloſigkeit ſelbſt erkennen, wenn du unſere Geſchichte hörſt.“ Die Nachteule bat ihn, zu erzählen, der Kalif aber hub an und erzählte, was wir bereits wiſſen.

IV.

Als der Kalif der Eule ſeine Geſchichte vorgetragen hatte, dankte ſie ihm und ſagte: „Vernimm auch meine

Geſchichte und höre, wie ich nicht weniger unglücklich bin als du. Mein Vater iſt der König von Indien, ich, ſeine einzige unglückliche Tochter, heiße Luſa. Jener Zauberer Kaſchnur, der euch verzauberte, hat auch mich ins Unglück geſtürzt. Er kam eines Tages zu meinem Vater und begehrte mich zur Frau für ſeinen Sohn Mizra. Mein Vater aber, der ein hitziger Mann iſt, ließ ihn die Treppe hinunter werfen. Der Elende wußte ſich unter einer andern Geſtalt wieder in meine Nähe zu ſchleichen, und als ich einſt in meinem Garten Erfriſchungen zu mir nehmen wollte, brachte er mir, als Sklave verkleidet, einen Trank bei, der mich in dieſe abſcheuliche Geſtalt verwandelte. Vor Schrecken ohnmächtig, brachte er mich hieher und rief mir mit ſchrecklicher Stimme in die Ohren:

„„Da ſollſt du bleiben, häßlich, ſelbſt von den Thieren verachtet, bis an dein Ende, oder bis einer aus freiem Willen dich, ſelbſt in dieſer ſchrecklichen Geſtalt, zur Gattin begehrt. So räche ich mich an dir und deinem ſtolzen Vater.““

„Seitdem ſind viele Monate verfloſſen. Einſam und traurig lebe ich als Einſiedlerin in dieſem Gemäuer, verabſcheut von der Welt, ſelbſt den Thieren ein Greuel; die ſchöne Natur iſt vor mir verſchloſſen, denn ich bin blind am Tage, und nur wenn der Mond ſein bleiches Licht über dieſes Gemäuer ausgießt, fällt der verhüllende Schleier von meinem Auge.“

Die Eule hatte geendet und wiſchte ſich mit dem Flügel wieder die Augen aus, denn die Erzählung ihrer Leiden hatte ihr Thränen entlockt.

Der Kalif war bei der Erzählung der Prinzeſſin in tiefes Nachdenken verſunken. „Wenn mich nicht alles täuſcht,“ ſprach er, „ſo findet zwiſchen unſerem Unglück ein geheimer Zuſammenhang ſtatt; aber wo finde ich den Schlüſſel zu dieſem Räthſel?“ Die Eule antwortete ihm: „O Herr! auch mir ahnet dies, denn es iſt mir einſt in meiner früheſten Jugend von einer weiſen Frau prophezeiht worden, daß ein Storch mir ein großes Glück bringen werde, und ich wüßte vielleicht, wie wir uns retten könnten.“ Der Kalif war ſehr erſtaunt und fragte, auf welchem Wege ſie meine. „Der Zauberer, der uns beide unglücklich gemacht hat,“ ſagte ſie, „kommt alle Monate einmal in dieſe Ruinen. Nicht weit von dieſem Gemach iſt ein Saal. Dor pflegt er dann mit vielen Genoſſen zu ſchmauſen. Schon oft habe ich ſie dort belauſcht. Sie erzählen dann einander ihre ſchändlichen Werke, vielleicht, daß er dann das Zauberwort, das ihr vergeſſen habt, ausſpricht.“

„O, theuerſte Prinzeſſin,“ rief der Kalif, „ſag' an, „wann kommt er, und wo iſt der Saal?“

Die Eule ſchwieg einen Augenblick und ſprach dann: „Nehmet es nicht ungütig, aber nur unter einer Bedingung kann ich euern Wunſch erfüllen.“

„Sprich aus! ſprich aus!“ ſchrie Chaſid, „befiehl, es iſt mir jede recht.“

„Nämlich ich möchte auch gern zugleich frei ſeyn; dies kann aber nur geſchehen, wenn einer von euch mir ſeine Hand reicht.“

Die Störche ſchienen über den Antrag etwas betroffen zu ſeyn, und der Kalif winkte ſeinem Diener,

ein wenig mit ihm hinaus zu gehen. „Großvezier,“ ſprach vor der Thüre der Kalif, das iſt ein dummer Handel; aber Ihr könntet ſie ſchon nehmen.“

„So?“ antwortete dieſer, „daß mir meine Frau, wenn ich nach Haus komme, die Augen auskratzt? Auch bin ich ein alter Mann, und Ihr ſeyd noch jung und unverheirathet, und könnet eher einer jungen ſchönen Prinzeſſin die Hand geben.“

„Das iſt es eben,“ ſeufzte der Kalif, indem er traurig die Flügel hängen ließ, wer ſagt dir denn, daß ſie jung und ſchön iſt? Das heißt die Katze im Sack kaufen!“

Sie redeten einander gegenſeitig noch lange zu, endlich aber, als der Kalif ſah, daß ſein Vezier lieber Storch bleiben als die Eule heirathen wollte, entſchloß er ſich, die Bedingung lieber ſelbſt zu erfüllen. Die Eule war hoch erfreut. Sie geſtand ihnen, daß ſie zu keiner beſſern Zeit hätten kommen können, weil wahrſcheinlich in dieſer Nacht die Zauberer ſich verſammeln würden.

Sie verließ mit den Störchen das Gemach, um ſie in jenen Saal zu führen; ſie gingen lange in einem finſtern Gang hin, endlich ſtrahlte ihnen aus einer halbverfallenen Mauer ein heller Schein entgegen. Als ſie dort angelangt waren, rieth ihnen die Eule, ſich ganz ruhig zu verhalten. Sie konnten von der Lücke, an welcher ſie ſtanden, einen großen Saal überſehen. Er war rings mit Säulen geſchmückt und prachtvoll verziert. Viele farbige Lampen erſetzten das Licht des Tages. In der Mitte des Saales ſtand ein

runder Tiſch, mit vielen und ausgeſuchten Speiſen beſetzt. Rings um den Tiſch zog ſich ein Sopha, auf welchem acht Männer ſaßen. In einem dieſer Männer erkannten die Störche jenen Krämer wieder, der ihnen das Zauberpulver verkauft hatte. Sein Nebenſitzer forderte ihn auf, ihnen ſeine neueſten Thaten zu erzählen. Er erzählte unter andern auch die Geſchichte des Kalifen und ſeines Veziers.

„Was für ein Wort haſt du ihnen denn aufgegeben?“ fragte ihn ein anderer Zauberer. „Ein recht ſchweres lateiniſches, es heißt **mutabor**.“

V.

Als die Störche an ihrer Mauerlücke dieſes hörten, kamen ſie vor Freude beinahe außer ſich. Sie liefen auf ihren langen Füßen ſo ſchnell dem Thore der Ruine zu, daß die Eule kaum folgen konnte. Dort ſprach der Kalif gerührt zu der Eule: „Retterin meines Lebens und des Lebens meines Freundes, nimm zum ewigen Dank für das, was du an uns gethan, mich zum Gemahl an.“ Dann aber wandte er ſich nach Oſten. Dreimal bückten die Störche ihre langen Hälſe der Sonne entgegen, die ſo eben hinter dem Gebirge heraufſtieg; **mutabor**! riefen ſie, im Nu waren ſie verwandelt, und in der hohen Freude des neugeſchenkten Lebens lagen Herr und Diener lachend und weinend einander in den Armen. Wer beſchreibt aber ihr Erſtaunen, als ſie ſich umſahen? Eine ſchöne Dame, herrlich geſchmückt, ſtand vor ihnen. Lächelnd gab ſie dem Kalifen die Hand. „Erkennt Ihr Eure Nachteule nicht mehr?“ ſagte ſie. Sie war

es; der Kalif war von ihrer Schönheit und Anmuth so entzückt, daß er ausrief, es sey sein größtes Glück, daß er Storch geworden sey.

Die Drei zogen nun mit einander auf Bagdad zu. Der Kalif fand in seinen Kleidern nicht nur die Dose mit Zauberpulver, sondern auch seinen Geldbeutel. Er kaufte daher im nächsten Dorfe, was zu ihrer Reise nöthig war, und so kamen sie bald an die Thore von Bagdad. Dort aber erregte die Ankunft des Kalifen großes Erstaunen. Man hatte ihn für todt ausgegeben, und das Volk war daher hoch erfreut, seinen geliebten Herrscher wieder zu haben.

Um so mehr aber entbrannte ihr Haß gegen den Betrüger Mizra. Sie zogen in den Palast und nahmen den alten Zauberer und seinen Sohn gefangen. Den Alten schickte der Kalif in dasselbe Gemach der Ruine, das die Prinzessin als Eule bewohnt hatte, und ließ ihn dort aufhängen. Dem Sohn aber, welcher nichts von den Künsten des Vaters verstand, ließ der Kalif die Wahl, ob er sterben oder schnupfen wolle. Als er das letztere wählte, bot ihm der Großvezier die Dose. Eine tüchtige Prise und das Zauberwort des Kalifen verwandelte ihn in einen Storch. Der Kalif ließ ihn in einen eisernen Käfig sperren und in seinem Garten aufstellen.

Lange und vergnügt lebte Kalif Chasid mit seiner Frau, der Prinzessin; seine vergnügtesten Stunden waren immer die, wenn ihn der Großvezier Nachmittags besuchte; da sprachen sie dann oft von ihrem Storchabenteuer, und wenn der Kalif recht heiter war, ließ er

ſich herab, den Großvezier nachzuahmen, wie er als Storch ausſah. Er ſtieg dann ernſthaft, mit ſteifen Füßen im Zimmer auf und ab, klapperte, flatterte mit den Armen wie mit Flügeln, und zeigte wie jener ſich vergeblich nach Oſten geneigt und Mu — Mu — dazu gerufen habe. Für die Frau Kalifin und ihre Kinder war dieſe Vorſtellung allemal eine große Freude; wenn aber der Kalif gar zu lange klapperte und nickte und Mu — Mu — ſchrie, dann drohte ihm lächelnd der Vezier, er wolle das, was vor der Thüre der Prinzeſſin Nachteule verhandelt worden ſey, der Frau Kalifin mittheilen.

Als Selim Baruch ſeine Geſchichte geendet hatte, bezeigten ſich die Kaufleute ſehr zufrieden damit. „Wahrhaftig, der Nachmittag iſt uns vergangen, ohne daß wir merkten wie!“ ſagte einer derſelben, indem er die Decke des Zeltes zurückſchlug, „der Abendwind wehet kühl, wir könnten noch eine gute Strecke Weges zurücklegen.“ Seine Gefährten waren damit einverſtanden, die Zelte wurden abgebrochen und die Karavane machte ſich in der nämlichen Ordnung, in welcher ſie herangezogen war, auf den Weg.

Sie ritten beinahe die ganze Nacht hindurch, denn es war ſchwül am Tage, die Nacht aber war erquicklich und ſternhell. Sie kamen endlich an einen bequemen Lagerplatz an, ſchlugen die Zelte auf und legten ſich zur Ruhe. Für den Fremden aber ſorgten die Kaufleute, wie wenn er ihr wertheſter Gaſtfreund wäre. Der Eine gab ihm Polſter, der Andere Decken, ein Dritter

gab ihm Sklaven, kurz, er wurde so gut bedient, als ob er zu Hause wäre. Die heißeren Stunden des Tages waren schon heraufgekommen, als sie sich wieder erhoben, und sie beschlossen einmüthig hier den Abend abzuwarten. Nachdem sie mit einander gespeist hatten, rückten sie wieder näher zusammen, und der junge Kaufmann wandte sich an den ältesten und sprach: „Selim Baruch hat uns gestern einen vergnügten Nachmittag bereitet; wie wäre es, Achmet, wenn ihr uns auch etwas erzähltet, sey es nun aus eurem langen Leben, das wohl viele Abenteuer aufzuweisen hat, oder sey es auch ein hübsches Mährchen.“ Achmet schwieg auf diese Anrede eine Zeit lang, wie wenn er bei sich im Zweifel wäre, ob er dies oder jenes sagen sollte oder nicht; endlich fing er an zu sprechen:

„Liebe Freunde! ihr habt euch auf dieser unserer Reise als treue Gesellen erprobt, und auch Selim verdient mein Vertrauen; daher will ich euch etwas aus meinem Leben mittheilen, das ich sonst ungern und nicht jedem erzähle: „die Geschichte von dem Gespensterschiff.

Die Geschichte von dem Gespensterschiff.

Mein Vater hatte einen kleinen Laden in Balsora; er war weder arm noch reich und einer von jenen Leuten, die nicht gerne etwas wagen, aus Furcht, das Wenige zu verlieren, das sie haben. Er erzog mich schlicht und recht, und brachte es bald so weit, daß ich ihm an die Hand gehen konnte. Gerade als ich achtzehn Jahre alt war und er eben die erste größere Spekulation machte,

ſtarb er, wahrſcheinlich aus Gram, tauſend Goldſtücke dem Meere anvertraut zu haben. Ich mußte ihn bald nachher wegen ſeines Todes glücklich preiſen, denn wenige Wochen hernach lief die Nachricht ein, daß das Schiff, dem mein Vater ſeine Güter mitgegeben hatte, verſunken ſey. Meinen jugendlichen Muth konnte aber dieſer Unfall nicht beugen. Ich machte alles vollends zu Geld, was mein Vater hinterlaſſen hatte, und zog aus, um in der Fremde mein Glück zu probiren, nur von einem alten Diener meines Vaters begleitet, der ſich aus alter Anhänglichkeit nicht von mir und meinem Schickſal trennen wollte.

Im Hafen von Balſora ſchifften wir uns mit günſtigem Winde ein. Das Schiff, auf dem ich mich eingemiethet hatte, war nach Indien beſtimmt. Wir waren ſchon fünfzehn Tage auf der gewöhnlichen Straße gefahren, als uns der Kapitän einen Sturm verkündete. Er machte ein bedenkliches Geſicht, denn es ſchien, er kenne in dieſer Gegend das Fahrwaſſer nicht genug, um einem Sturm mit Ruhe begegnen zu können. Er ließ alle Segel einziehen, und wir trieben ganz langſam hin. Die Nacht war angebrochen, war hell und kalt, und der Kapitän glaubte ſchon, ſich in den Anzeichen des Sturmes getäuſcht zu haben. Auf einmal ſchwebte ein Schiff, das wir vorher nicht geſehen hatten, dicht an dem unſrigen vorbei. Wildes Jauchzen und Geſchrei erſcholl von dem Verdeck herauf, worüber ich mich zu dieſer angſtvollen Stunde vor einem Sturm nicht wenig wunderte. Aber der Kapitän an meiner Seite wurde blaß wie der Tod. „Mein Schiff iſt verloren!“ rief er, „dort ſegelt

der Tod!“ Ehe ich ihn noch über dieſen ſonderbaren Ausruf befragen konnte, ſtürzten ſchon heulend und ſchreiend die Matroſen herbei: „Habt Ihr ihn geſehen?“ ſchrien ſie, „jetzt iſt's mit uns vorbei!“

Der Kapitän aber ließ Troſtſprüche aus dem Koran vorleſen und ſetzte ſich ſelbſt ans Steuerruder. Aber vergebens! Zuſehends brauste der Sturm auf, und ehe eine Stunde verging, krachte das Schiff und blieb ſitzen. Die Boote wurden ausgeſetzt, und kaum hatten ſich die letzten Matroſen gerettet, ſo verſank das Schiff vor unſern Augen und als ein Bettler fuhr ich in die See hinaus. Aber der Jammer hatte noch kein Ende. Fürchterlicher tobte der Sturm, das Boot war nicht mehr zu regieren. Ich hatte meinen alten Diener feſt umſchlungen, und wir verſprachen uns, nie von einander zu weichen. Endlich brach der Tag an; aber mit dem erſten Anblick der Morgenröthe faßte der Wind das Boot, in welchem wir ſaßen, und ſtürzte es um. Ich habe keinen meiner Schiffsleute mehr geſehen. Der Sturz hatte mich betäubt; und als ich aufwachte, befand ich mich in den Armen meines alten treuen Dieners, der ſich auf das umgeſchlagene Boot gerettet und mich nachgezogen hatte. Der Sturm hatte ſich gelegt. Von unſerem Schiff war nichts mehr zu ſehen, wohl aber entdeckten wir nicht weit von uns ein anderes Schiff, auf das die Wellen uns hintrieben. Als wir näher hinzukamen, erkannte ich das Schiff als daſſelbe, das in der Nacht an uns vorbeigefahren und welches den Kapitän ſo ſehr in Schrecken geſetzt hatte. Ich empfand ein ſonderbares Grauen vor dieſem Schiffe. Die Aeußerung des Kapitäns, die ſich

ſo furchtbar beſtätigt hatte, das öde Ausſehen des Schiffes, auf dem ſich, ſo nahe wir auch herankamen, ſo laut wir ſchrien, niemand zeigte, erſchreckten mich. Doch es war unſer einziges Rettungsmittel, darum prieſen wir den Propheten, der uns ſo wundervoll erhalten hatte.

Am Vordertheil des Schiffes hing ein langes Tau herab. Mit Händen und Füßen ruderten wir drauf zu, um es zu erfaſſen. Endlich glückte es. Laut erhob ich meine Stimme, aber immer blieb es ſtill auf dem Schiff. Da klimmten wir an dem Tau hinauf, ich als der jüngſte voran. Aber Entſetzen! welches Schauſpiel ſtellte ſich meinem Auge dar, als ich das Verdeck betrat! Der Boden war mit Blut geröthet, zwanzig bis dreißig Leichname in türkiſchen Kleidern lagen auf dem Boden, am mittleren Maſtbaum ſtand ein Mann, reich gekleidet, den Säbel in der Hand, aber das Geſicht war blaß und verzerrt, durch die Stirne ging ein großer Nagel, der ihn an den Maſtbaum heftete, auch er war todt. Schrekken feſſelte meine Schritte, ich wagte kaum zu athmen. Endlich war auch mein Begleiter heraufgekommen. Auch ihn überraſchte der Anblick des Verdeckes, das gar nichts Lebendiges, ſondern nur ſo viele ſchreckliche Leichname zeigte. Wir wagten es endlich, nachdem wir in der Seelenangſt zum Propheten gefleht hatten, weiter vorzuſchreiten. Bei jedem Schritte ſahen wir uns um, ob nicht etwas neues, noch ſchrecklicheres ſich darbiete; aber alles blieb, wie es war; weit und breit nichts lebendiges, als wir und das Weltmeer. Nicht einmal laut zu ſprechen wagten wir, aus Furcht, der todte, am Maſt angeſpießte Capitano möchte ſeine ſtarren Augen nach uns

hindrehen, oder einer der Getödteten möchte ſeinen Kopf umwenden. Endlich waren wir bis an eine Treppe gekommen, die in den Schiffsraum führte. Unwillkürlich machten wir dort Halt und ſahen einander an, denn keiner wagte es recht, ſeine Gedanken zu äußern.

„O Herr!“ ſprach mein treuer Diener, „hier iſt etwas ſchreckliches geſchehen. Doch wenn auch das Schiff da unten voll Mörder ſteckt, ſo will ich mich ihnen doch lieber auf Gnade und Ungnade ergeben, als längere Zeit unter dieſen Todten zubringen.“ Ich dachte wie er, wir faßten ein Herz und ſtiegen voll Erwartung hinunter. Todtenſtille war aber auch hier, und nur unſere Schritte hallten auf der Treppe. Wir ſtanden an der Thüre der Kajüte. Ich legte mein Ohr an die Thüre und lauſchte, es war nichts zu hören. Ich machte auf. Das Gemach bot einen unordentlichen Anblick dar. Kleider, Waffen und anderes Geräthe lag untereinander. Nichts in Ordnung. Die Mannſchaft, oder wenigſtens der Capitano mußte vor Kurzem gezecht haben, denn es lag alles noch umher. Wir gingen weiter von Raum zu Raum, von Gemach zu Gemach, überall fanden wir herrliche Vorräthe in Seide, Perlen, Zucker u. ſ. w. Ich war vor Freude über dieſen Anblick außer mir, denn da niemand auf dem Schiff war, glaubte ich alles mir zueignen zu dürfen; Ibrahim aber machte mich aufmerkſam darauf, daß wir wahrſcheinlich noch ſehr weit vom Lande ſeyen, wohin wir allein und ohne menſchliche Hülfe nicht kommen könnten.

Wir labten uns an den Speiſen und Getränken, die wir in reichlichem Maaße vorfanden, und ſtiegen

endlich wieder aufs Verdeck. Aber hier ſchauderte uns immer die Haut, ob dem ſchrecklichen Anblick der Leichen. Wir beſchloſſen, uns davon zu befreien und ſie über Bord zu werfen; aber wie ſchauerlich ward uns zu Muth, als wir fanden, daß ſich keiner aus ſeiner Lage bewegen ließ. Wie feſtgebannt lagen ſie am Boden, und man hätte die Bretter des Verdecks ausheben müſſen, um ſie zu entfernen, und dazu gebrach es uns an Werkzeugen. Auch der Capitano ließ ſich nicht von ſeinem Maſt losmachen, nicht einmal ſeinen Säbel konnten wir der ſtarren Hand entwinden. Wir brachten den Tag in trauriger Betrachtung unſerer Lage zu, und als es Nacht zu werden anfing, erlaubte ich dem alten Ibrahim, ſich ſchlafen zu legen, ich ſelbſt aber wollte auf dem Verdeck wachen, um nach Rettung auszuſpähen. Als aber der Mond heraufkam und ich nach den Geſtirnen berechnete, daß es wohl um die elfte Stunde ſey, überfiel mich ein ſo unwiderſtehlicher Schlaf, daß ich unwillkürlich hinter ein Faß, das auf dem Verdeck ſtand, zurückfiel. Doch war es mehr Betäubung als Schlaf, denn ich hörte deutlich die See an der Seite des Schiffes anſchlagen und die Segel im Winde knarren und pfeifen. Auf einmal glaubte ich Stimmen und Männertritte auf dem Verdeck zu hören. Ich wollte mich aufrichten, um darnach zu ſchauen; aber eine unſichtbare Gewalt hielt meine Glieder gefeſſelt, nicht einmal die Augen konnte ich aufſchlagen. Aber immer deutlicher wurden die Stimmen, es war mir, als wenn ein fröhliches Schiffsvolk auf dem Verdeck ſich umhertriebe; mitunter glaubte ich die kräftige Stimme eines Befehlenden zu hören, auch hörte ich Taue

und Segel deutlich auf- und abziehen. Nach und nach aber ſchwanden mir die Sinne, ich verfiel in einen tiefe-ren Schlaf, in dem ich nur noch ein Geräuſch von Waf-fen zu hören glaubte, und erwachte erſt als die Sonne ſchon hoch ſtand und mir aufs Geſicht brannte. Ver-wundert ſchaute ich mich um, Sturm, Schiff, die Todten und was ich in dieſer Nacht gehört hatte, kam mir wie ein Traum vor; aber als ich aufblickte, fand ich alles wie geſtern. Unbeweglich lagen die Todten, unbeweglich war der Capitano an den Maſtbaum geheftet. Ich lachte über meinen Traum und ſtand auf, um meinen Alten zu ſuchen.

Dieſer ſaß ganz nachdenklich in der Kajüte. „O Herr!“ rief er aus, als ich zu ihm hereintrat, „ich wollte lieber im tiefſten Grund des Meeres liegen, als in die-ſem verherten Schiff noch eine Nacht zubringen.“ Ich fragte ihn nach der Urſache ſeines Kummers, und er antwortete mir: „Als ich einige Stunden geſchlafen hatte, wachte ich auf und vernahm, wie man über mei-nem Haupt hin- und herlief. Ich dachte zuerſt, Ihr wäret es, aber es waren wenigſtens zwanzig, die oben umherliefen, auch hörte ich rufen und ſchreien. Endlich kamen ſchwere Tritte die Treppe herab. Da wußte ich nichts mehr von mir, nur hie und da kehrte auf einige Augenblicke meine Beſinnung zurück, und da ſah ich dann denſelben Mann, der oben am Maſt angenagelt iſt, an jenem Tiſch dort ſitzen, ſingend und trinkend, aber der, der in einem rothen Scharlachkleid nicht weit von ihm am Boden liegt, ſaß neben ihm und half ihm trinken.“ Alſo erzählte mir mein alter Diener.

Ihr könnt mir es glauben, meine Freunde, daß mir gar nicht wohl zu Muth war; denn es war keine Täuschung, ich hatte ja auch die Todten gar wohl gehört. In solcher Gesellschaft zu schiffen, war mir greulich. Mein Ibrahim aber versank wieder in tiefes Nachdenken. „Jetzt hab ichs!“ rief er endlich aus; es fiel ihm nämlich ein Sprüchlein ein, das ihm sein Großvater, ein erfahrener weitgereister Mann gelehrt hatte, und das gegen jeden Geister- und Zauberspuk helfen sollte; auch behauptete er, jenen unnatürlichen Schlaf, der uns befiel, in der nächsten Nacht verhindern zu können, wenn wir nämlich recht eifrig Sprüche aus dem Koran beteten. Der Vorschlag des alten Mannes gefiel mir wohl. In banger Erwartung sahen wir die Nacht herankommen. Neben der Kajüte war ein kleines Kämmerchen, dorthin beschlossen wir uns zurückzuziehen. Wir bohrten mehrere Löcher in die Thüre, hinlänglich groß, um durch sie die ganze Kajüte zu überschauen; dann verschlossen wir die Thüre, so gut es ging, von innen, und Ibrahim schrieb den Namen des Propheten in alle vier Ecken. So erwarteten wir die Schrecken der Nacht. Es mochte wieder ungefähr elf Uhr seyn, als es mich gewaltig zu schläfern anfing. Mein Gefährte rieth mir daher, einige Sprüche des Korans zu beten, was mir auch half. Mit einem Male schien es oben lebhaft zu werden, die Taue knarrten, Schritte gingen über das Verdeck und mehrere Stimmen waren deutlich zu unterscheiden. Mehrere Minuten hatten wir so in gespannter Erwartung gesessen, da hörten wir etwas die Treppe der Kajüte herabkommen. Als dies der Alte hörte, fing er an, den

Spruch, den ihn ſein Großvater gegen Spuk und Zauberei gelehrt hatte, herzuſagen:

„Kommt ihr herab aus der Luft,
Steigt ihr aus tiefem Meer,
Schlieft ihr in dunkler Gruft,
Stammt ihr vom Feuer her:
Allah iſt euer Herr und Meiſter,
Ihm ſind gehorſam alle Geiſter.“

Ich muß geſtehen, ich glaubte gar nicht recht an dieſen Spruch, und mir ſtieg das Haar zu Berg, als die Thüre aufflog. Hereintrat jener große, ſtattliche Mann, den ich am Maſtbaum angenagelt geſehen hatte. Der Nagel ging ihm auch jetzt mitten durchs Hirn, das Schwert aber hatte er in die Scheide geſteckt; hinter ihm trat noch ein anderer herein, weniger koſtbar gekleidet; auch ihn hatte ich oben liegen ſehen. Der Capitano, denn dies war er unverkennbar, hatte ein bleiches Geſicht, einen großen ſchwarzen Bart, wild-rollende Augen, mit denen er ſich im ganzen Gemach umſah. Ich konnte ihn ganz deutlich ſehen, als er an unſerer Thüre vorüberging; er aber ſchien gar nicht auf die Thüre zu achten, die uns verbarg. Beide ſetzten ſich an den Tiſch, der in der Mitte der Kajüte ſtand, und ſprachen laut und faſt ſchreiend mit einander in einer unbekannten Sprache. Sie wurden immer lauter und eifriger, bis endlich der Capitano mit geballter Fauſt auf den Tiſch hineinſchlug, daß das Zimmer dröhnte. Mit wildem Gelächter ſprang der andere auf und winkte den Capitano, ihm zu folgen. Dieſer ſtand auf, riß ſeinen Säbel aus der Scheide

und beide verließen das Gemach. Wir athmeten freier, als sie weg waren; aber unsere Angst hatte noch lange kein Ende. Immer lauter und lauter ward es auf dem Verdeck. Man hörte eilends hin- und herlaufen und schreien, lachen und heulen. Endlich ging ein wahrhaft hölliſcher Lärm los, so daß wir glaubten, das Verdeck mit allen Segeln komme zu uns herab, Waffengeklirr und Geschrei — auf einmal aber tiefe Stille. Als wir es nach vielen Stunden wagten hinaufzugehen, trafen wir alles wie sonst; nicht einer lag anders als früher, alle waren steif wie Holz.

So waren wir mehrere Tage auf dem Schiffe; es ging immer nach Osten, wohin zu, nach meiner Berechnung, Land liegen mußte; aber wenn es auch bei Tag viele Meilen zurückgelegt hatte, bei Nacht schien es immer wieder zurückzukehren, denn wir befanden uns immer wieder am nämlichen Fleck, wenn die Sonne aufging. Wir konnten uns dies nicht anders erklären, als daß die Todten jede Nacht mit vollem Winde zurücksegelten. Um nun dies zu verhüten, zogen wir, ehe es Nacht wurde, alle Segel ein, und wandten dasselbe Mittel an, wie bei der Thüre in der Kajüte; wir schrieben den Namen des Propheten auf Pergament und auch das Sprüchlein des Großvaters dazu, und banden es um die eingezogenen Segel. Aengstlich warteten wir in unserem Kämmerchen den Erfolg ab. Der Spuk schien diesmal noch ärger zu toben, aber siehe, am andern Morgen waren die Segel noch aufgerollt, wie wir sie verlassen hatten. Wir spannten den Tag über nur so viele Segel auf, als nöthig waren,

das Schiff ſanft fortzutreiben, und ſo legten wir in fünf Tagen eine gute Strecke zurück.

Endlich am Morgen des ſechsten Tages entdeckten wir in geringer Ferne Land, und wir dankten Allah und ſeinem Propheten für unſere wunderbare Rettung. Dieſen Tag und die folgende Nacht trieben wir an einer Küſte hin, und am ſiebenten Morgen glaubten wir in geringer Entfernung eine Stadt zu entdecken; wir ließen mit vieler Mühe einen Anker in die See, der alſobald Grund faßte, ſetzten ein kleines Boot, das auf dem Verdeck ſtand, aus, und ruderten mit aller Macht der Stadt zu. Nach einer halben Stunde liefen wir in einen Fluß ein, der ſich in die See ergoß, und ſtiegen ans Ufer. Im Stadtthor erkundigten wir uns, wie die Stadt heiße, und erfuhren, daß es eine indiſche Stadt ſey, nicht weit von der Gegend, wohin ich zuerſt zu ſchiffen willens war. Wir begaben uns in eine Karavanſerai und erfriſchten uns von unſerer abenteuerlichen Reiſe. Ich forſchte daſelbſt auch nach einem weiſen und verſtändigen Mann, indem ich dem Wirth zu verſtehen gab, daß ich einen ſolchen haben möchte, der ſich ein wenig auf Zauberei verſtehe. Er führte mich in eine abgelegene Straße, an ein unſcheinbares Haus, pochte an, und man ließ mich eintreten, mit der Weiſung, ich ſolle nur nach Muley fragen.

In dem Hauſe kam mir ein altes Männlein mit grauem Bart und langer Naſe entgegen und fragte nach meinem Begehr. Ich ſagte ihm, ich ſuche den weiſen Muley, und er antwortete mir, er ſey es ſelbſt. Ich fragte ihn nun um Rath, was ich mit den Todten

machen ſolle, und wie ich es angreifen müſſe, um ſie aus dem Schiff zu bringen. Er antwortete mir, die Leute des Schiffes ſeyen wahrſcheinlich wegen irgend eines Frevels auf das Meer verzaubert; er glaube, der Zauber werde ſich löſen, wenn man ſie ans Land bringe; dies könne aber nicht geſchehen, als wenn man die Bretter, auf denen ſie lägen, losmache. Mir gehöre, von Gott und Rechts wegen, das Schiff ſammt allen Gütern, weil ich es gleichſam gefunden habe; doch ſolle ich alles ſehr geheim halten und ihm ein kleines Geſchenk von meinem Ueberfluſſe machen, er wolle dafür mit ſeinen Sklaven mir behülflich ſeyn, die Todten wegzuſchaffen. Ich verſprach, ihn reichlich zu belohnen, und wir machten uns mit fünf Sklaven, die mit Sägen und Beilen verſehen waren, auf den Weg. Unterwegs konnte der Zauberer Muley unſeren glücklichen Einfall, die Segel mit den Sprüchen des Korans zu umwinden, nicht genug loben. Er ſagte, es ſey dies das einzige Mittel geweſen, uns zu retten.

Es war noch ziemlich früh am Tage, als wir beim Schiff ankamen. Wir machten uns alle ſogleich ans Werk, und in einer Stunde lagen ſchon vier in dem Nachen. Einige der Sklaven mußten ſie ans Land rudern, um ſie dort zu verſcharren. Sie erzählten, als ſie zurückkamen, die Todten haben ihnen die Mühe des Begrabens erſpart, indem ſie, ſo wie man ſie auf die Erde gelegt habe, in Staub zerfallen ſeyen. Wir fuhren fort, die Todten abzuſägen, und vor Abend waren alle ans Land gebracht. Es war endlich keiner mehr am Bord als der, welcher am Maſt angenagelt war. Umſonſt ſuchten wir

.en Nagel aus dem Holze zu ziehen, keine Gewalt vermochte ihn auch nur ein Haar breit zu verrücken. Ich wußte nicht, was anzufangen war, man konnte doch nicht t.n Maſt abhauen, um ihn ans Land zu führen. Doch aus dieſer Verlegenheit half Muley. Er ließ ſchnell einen Sklaven ans Land rudern, um einen Topf mit Erde zu bringen. Als dieſer herbeigeholt war, ſprach der Zauberer geheimnißvolle Worte darüber aus und ſchüttete die Erde auf das Haupt des Todten. Sogleich ſchlug dieſer die Augen auf, holte tief Athem, und die Wunde des Nagels in ſeiner Stirne fing an zu bluten. Wir zogen den Nagel jetzt leicht heraus und der Verwundete fiel einem der Sklaven in die Arme.

„Wer hat mich hieher geführt?“ ſprach er, nachdem er ſich ein wenig erholt zu haben ſchien. Muley zeigte auf mich und ich trat zu ihm. „Dank dir, unbekannter Fremdling, du haſt mich von langen Qualen errettet. Seit fünfzig Jahren ſchifft mein Leib durch dieſe Wogen, und mein Geiſt war verdammt, jede Nacht in ihn zurückzukehren. Aber jetzt hat mein Haupt die Erde berührt, und ich kann verſöhnt zu meinen Vätern gehen.“ Ich bat ihn, uns doch zu ſagen, wie er zu dieſem ſchrecklichen Zuſtand gekommen ſey, und er ſprach: „Vor fünfzig Jahren war ich ein mächtiger, angeſehener Mann und wohnte in Algier; die Sucht nach Gewinn trieb mich, ein Schiff auszurüſten und Seeraub zu treiben. Ich hatte dieſes Geſchäft ſchon einige Zeit fortgeführt, da nahm ich einmal auf Zante einen Derwiſch an Bord, der umſonſt reiſen wollte. Ich und meine Geſellen waren rohe Leute und achteten nicht auf die Heiligkeit des

Mannes, vielmehr trieb ich mein Gespött mit ihm. Als er aber einst in heiligem Eifer mir meinen sündigen Lebenswandel verwiesen hatte, übermannte mich Nachts in meiner Kajüte, als ich mit meinem Steuermann viel getrunken hatte, der Zorn. Wüthend über das, was mir ein Derwisch gesagt hatte, und was ich mir von keinem Sultan hätte sagen lassen, stürzte ich aufs Verdeck und stieß ihm meinen Dolch in die Brust. Sterbend verwünschte er mich und meine Mannschaft, nicht sterben und nicht leben zu können, bis wir unser Haupt auf die Erde legen. Der Derwisch starb, und wir warfen ihn in die See und verlachten seine Drohungen; aber noch in derselben Nacht erfüllten sich seine Worte. Ein Theil meiner Mannschaft empörte sich gegen mich. Mit fürchterlicher Wuth wurde gestritten, bis meine Anhänger unterlagen, und ich an den Mast genagelt wurde. Aber auch die Empörer unterlagen ihren Wunden, und bald war mein Schiff nur ein großes Grab. Auch mir brachen die Augen, mein Athem hielt an und ich meinte zu sterben. Aber es war nur eine Erstarrung, die mich gefesselt hielt; in der nächsten Nacht, zur nämlichen Stunde, da wir den Derwisch in die See geworfen, erwachte ich und alle meine Genossen, das Leben war zurückgekehrt, aber wir konnten nichts thun und sprechen, als was wir in jener Nacht gesprochen und gethan hatten. So segeln wir seit fünfzig Jahren, können nicht leben und nicht sterben; denn wie konnten wir das Land erreichen? Mit toller Freude segelten wir allemal mit vollen Segeln in den Sturm, weil wir hofften, endlich an einer Klippe zu zerschellen, und das müde Haupt

auf dem Grund des Meeres zur Ruhe zu legen. Es iſt uns nicht gelungen. Jetzt aber werde ich ſterben. Noch einmal meinen Dank, unbekannter Retter! wenn Schätze dich lohnen können, ſo nimm mein Schiff, als Zeichen meiner Dankbarkeit."

Der Capitano ließ ſein Haupt ſinken, als er ſo geſprochen hatte und verſchied. Sogleich zerfiel er auch, wie ſeine Gefährten, in Staub. Wir ſammelten dieſen in ein Käſtchen und begruben ihn am Lande; aus der Stadt nahm ich aber Arbeiter, die mir mein Schiff in guten Zuſtand ſetzten. Nachdem ich die Waaren, die ich an Bord hatte, gegen andere mit großem Gewinn eingetauſcht hatte, miethete ich Matroſen, beſchenkte meinen Freund Muley reichlich und ſchiffte mich nach meinem Vaterland ein. Ich machte aber einen Umweg, indem ich an vielen Inſeln und Ländern landete und meine Waaren zu Markt brachte. Der Prophet ſegnete mein Unternehmen. Nach dreiviertel Jahren lief ich noch einmal ſo reich, als mich der ſterbende Kapitän gemacht hatte, in Balſora ein. Meine Mitbürger waren erſtaut über meine Reichthümer und mein Glück, und glaubten nicht anders, als ich habe das Diamantenthal des berühmten Reiſenden Sindbad gefunden. Ich ließ ſie auf ihrem Glauben; von nun an aber mußten die jungen Leute von Balſora, wenn ſie kaum achtzehn Jahre alt waren, in die Welt hinaus, um gleich mir ihr Glück zu machen. Ich aber lebte ruhig und im Frieden, und alle fünf Jahre mache ich eine Reiſe nach Mekka, um dem Herrn an heiliger Stätte für ſeinen Segen zu danken, und für den Capitano und

ſeine Leute zu bitten, daß er ſie in ſein Paradies aufnehme.

Die Reiſe der Karavane war den andern Tag ohne Hinderniß fürder gegangen, und als man im Lagerplatz ſich erholt hatte, begann Semlin, der Fremde, zu Muley, dem jüngſten der Kaufleute, alſo zu ſprechen:

„Ihr ſeyd zwar der jüngſte von uns, doch ſeyd Ihr immer fröhlich und wißt gewiß irgend einen guten Schwank. Tiſchet ihn auf, daß er uns erquicke nach der Hitze des Tages.“ „Wohl möchte ich Euch etwas erzählen,“ antwortete Muley, „das Euch Spaß machen könnte, doch der Jugend ziemt Beſcheidenheit in allen Dingen; darum müſſen meine älteren Reiſegefährten den Vorrang haben. Zaleukos iſt immer ſo ernſt und verſchloſſen, ſollte er uns nicht erzählen, was ſein Leben ſo ernſt machte? vielleicht, daß wir ſeinen Kummer, wenn er ſolchen hat, lindern können, denn gerne dienen wir dem Bruder, wenn er auch andern Glaubens iſt.“

Der Aufgerufene war ein griechiſcher Kaufmann, ein Mann in mittleren Jahren, ſchön und kräftig, aber ſehr ernſt. Ob er gleich ein Ungläubiger (nicht Muſelmann) war, ſo liebten ihn doch ſeine Reiſegefährten, denn er hatte ihnen durch ſein ganzes Weſen Achtung und Zutrauen eingeflößt. Er hatte übrigens nur *eine* Hand, und einige ſeiner Gefährten vermutheten, daß vielleicht dieſer Verluſt ihn ſo ernſt ſtimme.

Zaleukos antwortete auf die zutrauliche Frage Muley's: „Ich bin ſehr geehrt durch Euer Zutrauen; Kummer habe ich keinen, wenigſtens keinen, von welchem

Ihr, auch mit dem beſten Willen, mir helfen könntet. Doch, weil Muley meinen Ernſt mir vorzuwerfen ſcheint, ſo will ich Euch einiges erzählen, was mich rechtfertigen ſoll, wenn ich ernſter bin, als andere Leute. Ihr ſehet, daß ich meine linke Hand verloren habe. Sie fehlt mir nicht von Geburt an, ſondern ich habe ſie in den ſchrecklichſten Tagen meines Lebens eingebüßt. Ob ich die Schuld davon trage, ob ich Unrecht habe, ſeit jenen Tagen ernſter, als es meine Lage mit ſich bringt, zu ſeyn, möget Ihr beurtheilen, wenn ihr vernommen habt die Geſchichte von der abgehauenen Hand."

Die Geschichte von der abgehauenen Hand.

Ich bin in Konſtantinopel geboren; mein Vater war ein Dragoman bei der Pforte und trieb nebenbei einen ziemlich einträglichen Handel mit wohlriechenden Eſſenzen und ſeidenen Stoffen. Er gab mir eine gute Erziehung, indem er mich theils ſelbſt unterrichtete, theils von einem unſerer Prieſter mir Unterricht geben ließ. Er beſtimmte mich anfangs, ſeinen Laden einmal zu übernehmen, da ich aber größere Fähigkeiten zeigte, als er erwartet hatte, beſtimmte er mich, auf das Anrathen ſeiner Freunde, zum Arzt, weil ein Arzt, wenn er etwas mehr gelernt hat, als die gewöhnlichen Marktſchreier, in Konſtantinopel ſein Glück machen kann. Es kamen viele Franken in unſer Haus, und einer davon überredete meinen Vater, mich in ſein Vaterland, nach der Stadt Paris, reiſen zu laſſen, wo man ſolche Sachen unentgeldlich und am beſten

lernen könne. Er selbst aber wolle mich, wenn er zurückreise, umsonst mitnehmen. Mein Vater, der in seiner Jugend auch gereist war, schlug ein, und der Franke sagte mir, ich könne mich in drei Monaten bereit halten. Ich war außer mir vor Freude, fremde Länder zu sehen, und konnte den Augenblick nicht erwarten, wo wir uns einschiffen würden. Der Franke hatte endlich seine Geschäfte abgemacht und sich zur Reise bereitet; am Vorabend der Reise führte mich mein Vater in sein Schlafkämmerlein. Dort sah ich schöne Kleider und Waffen auf dem Tische liegen. Was meine Blicke aber noch mehr anzog, war ein großer Haufe Goldes, denn ich hatte noch nie so viel bei einander gesehen. Mein Vater umarmte mich und sagte: „siehe, mein Sohn, ich habe dir Kleider zu der Reise besorgt. Jene Waffen sind dein, es sind die nämlichen, die mir dein Großvater umhing, als ich in die Fremde auszog. Ich weiß, du kannst sie führen; gebrauche sie aber nie, als wenn du angegriffen wirst; dann aber schlage auch tüchtig drauf. Mein Vermögen ist nicht groß; siehe, ich habe es in drei Theile getheilt, einer davon ist dein, einer davon sey mein Unterhalt und Nothpfennig, der dritte aber sey mir ein heiliges unantastbares Gut, er diene dir in der Stunde der Noth. So sprach mein alter Vater und Thränen hingen ihm im Auge, vielleicht aus Ahnung, denn ich habe ihn nie wieder gesehen.

Die Reise ging gut von Statten; wir waren bald im Lande der Franken angelangt, und sechs Tagereisen nachher kamen wir in die große Stadt Paris. Hier miethete mir mein fränkischer Freund ein Zimmer und

rieth mir, mein Geld, das in allem zweitausend Thaler betrug, vorsichtig anzuwenden. Ich lebte drei Jahre in dieser Stadt, und lernte, was ein tüchtiger Arzt wissen muß; ich müßte aber lügen, wenn ich sagte, daß ich gerne dort gewesen sey, denn die Sitten dieses Volkes gefielen mir nicht; auch hatte ich nur wenige gute Freunde dort, diese aber waren edle junge Männer.

Die Sehnsucht nach der Heimath wurde endlich mächtig in mir; in der ganzen Zeit hatte ich nichts von meinem Vater gehört, und ich ergriff daher eine günstige Gelegenheit nach Hause zu kommen.

Es ging nämlich eine Gesandtschaft aus Frankenland nach der hohen Pforte. Ich verdingte mich als Wundarzt in das Gefolge des Gesandten und kam glücklich wieder nach Stambul. Das Haus meines Vaters aber fand ich verschlossen und die Nachbarn staunten, als sie mich sahen, und sagten mir, mein Vater sey vor zwei Monaten gestorben. Jener Priester, der mich in meiner Jugend unterrichtet hatte, brachte mir den Schlüssel; allein und verlassen zog ich in das verödete Haus ein. Ich fand noch alles, wie es mein Vater verlassen hatte, nur das Gold, das er mir zu hinterlassen versprach, fehlte. Ich fragte den Priester darüber, und dieser verneigte sich und sprach: „Euer Vater ist als ein heiliger Mann gestorben, denn er hat sein Gold der Kirche vermacht.“ Dies war und blieb mir unbegreiflich; doch was wollte ich machen? ich hatte keine Zeugen gegen den Priester und mußte froh seyn, daß er nicht auch das Haus und die Waaren meines Vaters als Vermächtniß angesehen hatte. Dies war das erste

Unglück, das mich traf. Von jetzt an aber kam es Schlag auf Schlag. Mein Ruf als Arzt wollte sich gar nicht ausbreiten, weil ich mich schämte, den Marktschreier zu machen, und überall fehlte mir die Empfehlung meines Vaters, der mich bei den Reichsten und Vornehmsten eingeführt hätte, die jetzt nicht mehr an den armen Zaleukos dachten. Auch die Waaren meines Vaters fanden keinen Abgang, denn die Kunden hatten sich nach seinem Tode verlaufen, und neue bekommt man nur langsam. Als ich einst trostlos über meine Lage nachdachte, fiel mir ein, daß ich oft in Franken Männer meines Volkes gesehen hatte, die das Land durchzogen und ihre Waaren auf den Märkten der Städte auslegten; ich erinnerte mich, daß man ihnen gerne abkaufte, weil sie aus der Fremde kamen, und daß man bei solchem Handel das Hundertfache erwerben könne. Sogleich war auch mein Entschluß gefaßt. Ich verkaufte mein väterliches Haus, gab einen Theil des gelösten Geldes einem bewährten Freunde zum Aufbewahren, von dem Uebrigen aber kaufte ich, was man in Franken selten hat, als: Shawls, seidene Zeuge, Salben und Oele, miethete einen Platz auf einem Schiff, und trat so meine zweite Reise nach Frankenland an. Es schien, als ob das Glück, sobald ich die Schlösser der Dardanellen im Rücken hatte, mir wieder günstig geworden wäre. Unsere Fahrt war kurz und glücklich. Ich durchzog die großen und kleinen Städte der Franken und fand überall willige Käufer meiner Waaren. Mein Freund in Stambul sandte mir immer wieder frische Vorräthe, und ich wurde von Tag zu Tag wohlhabender. Als ich endlich so viel erspart

hatte, daß ich glaubte ein größeres Unternehmen wagen zu können, zog ich mit meinen Waaren nach Italien. Etwas muß ich aber noch gestehen, was mir auch nicht wenig Geld einbrachte, ich nahm auch meine Arzneikunst zu Hülfe. Wenn ich in eine Stadt kam, ließ ich durch Zettel verkünden, daß ein griechischer Arzt da sey, der schon viele geheilt habe; und wahrlich, mein Balsam und meine Arzneien haben mir manche Zechine eingebracht. So war ich endlich nach der Stadt Florenz in Italien gekommen. Ich nahm mir vor, längere Zeit in dieser Stadt zu bleiben, theils weil sie mir so wohl gefiel, theils auch, weil ich mich von den Strapazen meines Umherziehens erholen wollte. Ich miethete mir ein Gewölbe in dem Stadtviertel St. Croce und nicht weit davon ein paar schöne Zimmer, die auf einen Altan führten, in einem Wirthshaus. Sogleich ließ ich auch meine Zettel umhertragen, die mich als Arzt und Kaufmann ankündigten. Ich hatte kaum mein Gewölbe eröffnet, so strömten auch die Käufer herzu, und ob ich gleich ein wenig hohe Preise hatte, so verkaufte ich doch mehr als andere, weil ich gefällig und freundlich gegen meine Kunden war. Ich hatte schon vier Tage vergnügt in Florenz verlebt, als ich eines Abends, da ich schon mein Gewölbe schließen und nur die Vorräthe in meinen Salbenbüchsen, nach meiner Gewohnheit, noch einmal mustern wollte, in einer kleinen Büchse einen Zettel fand, den ich mich nicht erinnerte hineingethan zu haben. Ich öffnete den Zettel und fand darin eine Einladung, diese Nacht, Punkt zwölf Uhr, auf der Brücke, die man ponte vecchio heißt, mich einzufinden. Ich sann lange

darüber nach, wer es wohl seyn könnte, der mich dorthin einlud, da ich aber keine Seele in Florenz kannte, dachte ich, man werde mich vielleicht heimlich zu irgend einem Kranken führen wollen, was schon öfter geschehen war. Ich beschloß also hinzugehen, doch hing ich zur Vorsicht den Säbel um, den mir einst mein Vater geschenkt hatte.

Als es stark gegen Mitternacht ging, machte ich mich auf den Weg und kam bald auf den ponte vecchio. Ich fand die Brücke verlassen und öde, und beschloß zu warten, bis er erscheinen würde, der mich rief. Es war eine kalte Nacht; der Mond schien hell und ich schaute hinab in die Wellen des Arno, die weithin im Mondlicht schimmerten. Auf den Kirchen der Stadt schlug es jetzt zwölf Uhr, ich richtete mich auf, und vor mir stand ein großer Mann, ganz in einen rothen Mantel gehüllt, dessen einen Zipfel er vor das Gesicht hielt.

Ich war anfangs etwas erschrocken, weil er so plötzlich hinter mir stand, faßte mich aber sogleich wieder und sprach: „Wenn Ihr mich habt hierher bestellt, so sagt an, was steht zu Eurem Befehl?“ Der Rothmantel wandte sich um und sagte langsam: „Folge!“ Da ward mir's doch etwas unheimlich zu Muth, mit diesem Unbekannten allein zu gehen; ich blieb stehen und sprach: „Nicht also, lieber Herr, wollet mir vorerst sagen, wohin; auch könnet Ihr mir Euer Gesicht ein wenig zeigen, daß ich sehe, ob Ihr Gutes mit mir vorhabt.“ Der Rothe aber schien sich nicht darum zu kümmern; „wenn du nicht willst, Zaleukos, so bleibe!“ antwortete er und ging weiter. Da entbrannte mein Zorn; „meinet Ihr,“

rief ich aus, „ein Mann wie ich laſſe ſich von jedem Narren foppen, und ich werde in dieſer Nacht umſonſt gewartet haben?“ In drei Sprüngen hatte ich ihn erreicht, packte ihn an ſeinem Mantel und ſchrie noch lauter, indem ich die andere Hand an den Säbel legte; aber der Mantel blieb mir in der Hand und der Unbekannte war um die nächſte Ecke verſchwunden. Mein Zorn legte ſich nach und nach, ich hatte doch den Mantel, und dieſer ſollte mir ſchon den Schlüſſel zu dieſem wunderlichen Abenteuer geben. Ich hing ihn um und ging weiter nach Hauſe. Als ich kaum noch hundert Schritte davon entfernt war, ſtreifte jemand dicht an mir vorüber und flüſterte in fränkiſcher Sprache: „nehmt Euch in Acht, Graf, heute Nacht iſt nichts zu machen.“ Ehe ich mich aber umſehen konnte, war dieſer jemand ſchon vorbei, und ich ſah nur noch einen Schatten an den Häuſern hinſchweben. Daß dieſer Zuruf den Mantel und nicht mich anging, ſah ich ein, doch gab er mir kein Licht über die Sache. Am andern Morgen überlegte ich, was zu thun ſey. Ich war von Anfang geſonnen, den Mantel ausrufen zu laſſen, als hätte ich ihn gefunden, doch da konnte der Unbekannte ihn durch einen Dritten holen laſſen, und ich hätte dann keinen Aufſchluß über die Sache gehabt. Ich beſah, indem ich ſo nachdachte, den Mantel näher. Er war von ſchwerem genueſiſchen Sammt, purpurroth, mit aſtrachaniſchem Pelz verbrämt und reich mit Gold geſtickt. Der prachtvolle Anblick des Mantels brachte mich auf einen Gedanken, den ich auszuführen beſchloß. — Ich trug ihn in mein Gewölbe und legte ihn zum Verkauf aus, ſetzte aber auf ihn

einen ſo hohen Preis, daß ich gewiß war, keinen Käufer zu finden. Mein Zweck dabei war, jeden, der nach dem Pelz fragen würde, ſcharf ins Auge zu faſſen; denn die Geſtalt des Unbekannten, die ſich mir nach Verluſt des Mantels, wenn auch nur flüchtig, doch beſtimmt gezeigt, wollte ich aus Tauſenden erkennen. Es fanden ſich viele Kaufluſtige zu dem Mantel, deſſen außerordentliche Schönheit alle Augen auf ſich zog, aber keiner glich entfernt dem Unbekannten, keiner wollte den hohen Preis von zweihundert Zecchinen dafür bezahlen. Auffallend war mir dabei, daß, wenn ich einen oder den andern fragte, ob denn ſonſt kein ſolcher Mantel in Florenz ſey, alle mit Nein antworteten und verſicherten, eine ſo koſtbare und geſchmackvolle Arbeit nie geſehen zu haben.

Es wollte ſchon Abend werden, da kam endlich ein junger Mann, der ſchon oft bei mir geweſen war und auch heute viel auf den Mantel geboten hatte, warf einen Beutel mit Zecchinen auf den Tiſch und rief: „Bei Gott! Zaleukos, ich muß deinen Mantel haben, und ſollte ich zum Bettler darüber werden.“ Zugleich begann er, ſeine Goldſtücke aufzuzählen. Ich kam in große Noth; ich hatte den Mantel nur ausgehängt, um vielleicht die Blicke meines Unbekannten darauf zu ziehen, und jetzt kam ein junger Thor, um den ungeheuren Preis zu zahlen. Doch was blieb mir übrig? ich gab nach, denn es that mir auf der andern Seite der Gedanke wohl, für mein nächtliches Abenteuer ſo ſchön entſchädigt zu werden. Der Jüngling hing ſich den Mantel um und ging; er kehrte aber auf der Schwelle wieder um, indem er ein Papier, das am Mantel befeſtigt war,

losmachte, mir zuwarf und ſagte: „hier, Zaleukos, hängt etwas, das wohl nicht zu dem Mantel gehört.“ Gleichgültig nahm ich den Zettel, aber ſiehe da, dort ſtand geſchrieben: „Bringe heute Nacht, um die bewußte Stunde, den Mantel auf den ponte vecchio, vierhundert Zechinen warten deiner.“ Ich ſtand wie niedergedonnert. So hatte ich alſo mein Glück ſelbſt verſcherzt und meinen Zweck gänzlich verfehlt; doch ich beſann mich nicht lange, raffte die zweihundert Zechinen zuſammen, ſprang dem, der den Mantel gekauft hatte, nach und ſprach: „Nehmt Eure Zechinen wieder, guter Freund, und laßt mir den Mantel, ich kann ihn unmöglich hergeben.“ Dieſer hielt die Sache von Anfang für Spaß, als er aber merkte, daß es Ernſt war, gerieth er in Zorn über meine Forderung, ſchalt mich einen Narren, und ſo kam es endlich zu Schlägen. Doch ich war ſo glücklich, im Handgemeng ihm den Mantel zu entreißen, und wollte ſchon mit davon eilen, als der junge Mann die Polizei zu Hülfe rief und mich mit ſich vor Gericht zog. Der Richter war ſehr erſtaunt über die Anklage und ſprach meinem Gegner den Mantel zu. Ich aber bot dem Jüngling zwanzig, fünfzig, achtzig, ja hundert Zechinen über ſeine zweihundert, wenn er mir den Mantel ließe. Was meine Bitten nicht vermochten, bewirkte mein Gold. Er nahm meine guten Zechinen, ich aber zog mit dem Mantel triumphirend ab und mußte mir gefallen laſſen, daß man mich in ganz Florenz für einen Wahnſinnigen hielt. Doch die Meinung der Leute war mir gleichgültig, ich wußte es ja beſſer als ſie, daß ich an dem Handel noch gewann.

Mit Ungeduld erwartete ich die Nacht. Um dieſelbe Zeit, wie geſtern, ging ich, den Mantel unter dem Arm, auf den ponte vecchio. Mit dem letzten Glockenſchlag kam die Geſtalt aus der Nacht heraus auf mich zu. Es war unverkennbar der Mann von geſtern. „Haſt du den Mantel?“ wurde ich gefragt. „Ja, Herr,“ antwortete ich, „aber er koſtete mich baare hundert Zechinen.“ „Ich weiß es,“ entgegnete jener. Schau auf, hier ſind vierhundert.“ Er trat mit mir an das breite Geländer der Brücke und zählte die Goldſtücke hin. Vierhundert waren es; prächtig blitzten ſie im Mondſchein, ihr Glanz erfreute mein Herz, ach! es ahnete nicht, daß es ſeine letzte Freude ſeyn werde. Ich ſteckte mein Geld in die Taſche, und wollte mir nun auch den gütigen Unbekannten recht betrachten; aber er hatte eine Larve vor dem Geſicht, aus der mich dunkle Augen furchtbar anblitzten. „Ich danke Euch, Herr, für Eure Güte,“ ſprach ich zu ihm, „was verlangt Ihr jetzt von mir? Das ſage ich Euch aber vorher, das es nichts Unrechtes ſeyn darf.“ „Unnöthige Sorge,“ antwortete er, indem er den Mantel um die Schultern legte; „ich bedarf Eurer Hülfe als Arzt, doch nicht für einen Lebenden, ſondern für einen Todten.“

„Wie kann das ſeyn?“ rief ich voll Verwunderung.

„Ich kam mit meiner Schweſter aus fernen Landen,“ erzählte er, und winkte mir zugleich, ihm zu folgen; „ich wohnte hier mit ihr bei einem Freund meines Hauſes. Meine Schweſter ſtarb geſtern ſchnell an einer Krankheit und die Verwandten wollen ſie morgen begraben. Nach einer alten Sitte unſerer Familie aber

ſollen alle in der Gruft der Väter ruhen; viele, die in fremdem Lande ſtarben, ruhen dennoch dort einbalſamirt. Meinen Verwandten gönne ich nun ihren Körper, meinem Vater aber muß ich wenigſtens den Kopf ſeiner Tochter bringen, damit er ſie noch einmal ſehe.“ Dieſe Sitte, die Köpfe geliebter Anverwandten abzuſchneiden, kam mir zwar etwas ſchrecklich vor, doch wagte ich nichts dagegen einzuwenden, aus Furcht, den Unbekannten zu beleidigen. Ich ſagte ihm daher, daß ich mit dem Einbalſamiren der Todten wohl umgehen könne, und bat ihn, mich zu der Verſtorbenen zu führen. Doch konnte ich mich nicht enthalten, zu fragen: warum denn dies alles ſo geheimnißvoll und in der Nacht geſchehen müſſe? Er antwortete mir, daß ſeine Verwandten, die ſeine Abſicht für grauſam halten, bei Tage ihn abhalten würden; ſey aber nur erſt einmal der Kopf abgenommen, ſo könnten ſie wenig mehr darüber ſagen; er hätte mir zwar den Kopf bringen können, aber ein natürliches Gefühl halte ihn ab, ihn ſelbſt abzunehmen.

Wir waren indeß bis an ein großes prachtvolles Haus gekommen. Mein Begleiter zeigte es mir als das Ziel unſeres nächtlichen Spaziergangs. Wir gingen an dem Hauptthor des Hauſes vorbei, traten in eine kleine Pforte, die der Unbekannte ſorgfältig hinter ſich zumachte, und ſtiegen nun im Finſtern eine enge Wendeltreppe hinan. Sie führte in einen ſpärlich erleuchteten Gang, aus welchem wir in ein Zimmer gelangten, das eine Lampe, die an der Decke befeſtigt war, erleuchtete.

In dieſem Gemach ſtand ein Bett, in welchem der Leichnam lag. Der Unbekannte wandte ſein Geſicht ab

und ſchien Thränen verbergen zu wollen. Er deutete nach dem Bett, befahl mir, mein Geſchäft gut und ſchnell zu verrichten, und ging wieder zur Thüre hinaus.

Ich packte meine Meſſer, die ich als Arzt immer bei mir führte, aus und näherte mich dem Bett. Nur der Kopf war von der Leiche ſichtbar, aber dieſer war ſo ſchön, das mich unwillkürlich das innigſte Mitleiden ergriff. In langen Flechten hing das dunkle Haar herab, das Geſicht war bleich, die Augen geſchloſſen. Ich machte zuerſt einen Einſchnitt in die Haut, nach der Weiſe der Aerzte, wenn ſie ein Glied abſchneiden; ſodann nahm ich mein ſchärfſtes Meſſer und ſchnitt mit einem Zug die Kehle durch. Aber welcher Schrecken! die Todte ſchlug die Augen auf, ſchloß ſie aber gleich wieder, und in einem tiefen Seufzer ſchien ſie jetzt erſt ihr Leben auszuhauchen. Zugleich ſchoß mir ein Strahl heißen Blutes aus der Wunde entgegen. Ich überzeugte mich, daß ich erſt die Arme getödtet hatte; denn daß ſie todt ſey, war kein Zweifel, da es von dieſer Wunde keine Rettung gab. Ich ſtand einige Minuten in banger Beklommenheit über das, was geſchehen war. Hatte der Rothmantel mich betrogen? oder war die Schweſter vielleicht nur ſcheintodt geweſen? das letztere ſchien mir wahrſcheinlicher. Aber ich durfte dem Bruder der Verſtorbenen nicht ſagen, daß vielleicht ein weniger raſcher Schnitt ſie erweckt hätte, ohne ſie zu tödten, darum wollte ich den Kopf vollends ablöſen; aber noch einmal ſtöhnte die Sterbende, ſtreckte ſich in ſchmerzhafter Bewegung aus und ſtarb; da übermannte mich der Schrecken und ich ſtürzte ſchaudernd aus dem Gemach. Aber draußen im

Gang war es finſter; denn die Lampe war verlöſcht, keine Spur von meinem Begleiter war zu entdecken, und ich mußte aufs Ungefähr mich im Finſtern an der Wand fortbewegen, um an die Wendeltreppe zu gelangen. Ich fand ſie endlich, und kam halb fallend, halb gleitend hinab. Auch unten war kein Menſch. Die Thüre fand ich nur angelehnt, und ich athmete freier, als ich auf der Straße war; denn in dem Hauſe war mir ganz unheimlich geworden. Von Schrecken geſpornt, rannte ich in meine Wohnung und begrub mich in die Polſter meines Lagers, um das Schreckliche zu vergeſſen, das ich gethan hatte. Aber der Schlaf floh mich und erſt der Morgen ermahnte mich wieder, mich zu faſſen. Es war mir wahrſcheinlich, daß der Mann, der mich zu dieſer verruchten That, wie ſie mir jetzt ſchien, verführt hatte, mich nicht angeben würde. Ich entſchloß mich, gleich in mein Gewölbe an mein Geſchäft zu gehen und wo möglich eine ſorgloſe Miene anzunehmen. Aber ach! ein neuer Umſtand, den ich jetzt erſt bemerkte, vermehrte noch meinen Kummer. Meine Mütze und mein Gürtel, wie auch meine Meſſer fehlten mir, und ich war ungewiß, ob ich ſie in dem Zimmer der Getödteten gelaſſen oder erſt auf meiner Flucht verloren hatte. Leider ſchien das Erſte wahrſcheinlicher und man konnte mich alſo als Mörder entdecken.

Ich öffnete zur gewöhnlichen Zeit mein Gewölbe. Mein Nachbar trat zu mir her, wie er alle Morgen zu thun pflegte, denn er war ein geſprächiger Mann: „Ei, was ſagt Ihr zu der ſchrecklichen Geſchichte,“ hub er an, die heute Nacht vorgefallen iſt?“ Ich that, als ob ich

nichts wüßte. „Wie, ſolltet Ihr nicht wiſſen, von was die ganze Stadt erfüllt iſt? Nicht wiſſen, daß die ſchönſte Blume von Florenz, Bianca, die Tochter des Gouverneurs, in dieſer Nacht ermordet wurde. Ach! ich ſah ſie geſtern noch ſo heiter durch die Straßen fahren mit ihrem Bräutigam, denn heute hätten ſie Hochzeit gehabt.“ Jedes Wort des Nachbars war mir ein Stich ins Herz, und wie oft kehrte meine Marter wieder, denn jeder meiner Kunden erzählte mir die Geſchichte, immer einer ſchrecklicher als der andere, und doch konnte keiner ſo Schreckliches ſagen, als ich ſelbſt geſehen hatte. Um Mittag ungefähr trat ein Mann vom Gericht in mein Gewölbe und bat mich, die Leute zu entfernen. „Signore Zaleukos,“ ſprach er, indem er die Sachen, die ich vermißt, hervorzog, „gehören dieſe Sachen Euch zu?“ Ich beſann mich, ob ich ſie nicht gänzlich ableugnen ſollte, aber als ich durch die halbgeöffnete Thüre meinen Wirth und mehrere Bekannte, die wohl gegen mich zeugen konnten, erblickte, beſchloß ich, die Sache nicht noch durch eine Lüge zu verſchlimmern, und bekannte mich zu den vorgezeigten Dingen. Der Gerichtsmann bat mich, ihm zu folgen, und führte mich in ein großes Gebäude, das ich bald für das Gefängniß erkannte. Dort wies er mir, bis auf weiteres, ein Gemach an.

Meine Lage war ſchrecklich, als ich ſo in der Einſamkeit darüber nachdachte. Der Gedanke, gemordet zu haben, wenn auch ohne Willen, kehrte immer wieder; auch konnte ich mir nicht verhehlen, daß der Glanz des Goldes meine Sinne befangen gehalten hatte, ſonſt hätte ich nicht ſo blindlings in die Falle gehen können. Zwei

Stunden nach meiner Verhaftung wurde ich aus meinem Gemach geführt. Mehrere Treppen ging es hinab, dann kam man in einen großen Saal. Um einen langen schwarzbehängten Tisch saßen dort zwölf Männer, meistens Greise. An den Seiten des Saales zogen sich Bänke herab, angefüllt mit den Vornehmsten von Florenz; auf den Gallerien, die in der Höhe angebracht waren, standen, dicht gedrängt, die Zuschauer. Als ich vor den schwarzen Tisch getreten war, erhob sich ein Mann mit finsterer trauriger Miene, es war der Gouverneur. Er sprach zu den Versammelten, daß er als Vater in dieser Sache nicht richten könne, und daß er seine Stelle für dies Mal an den Aeltesten der Senatoren abtrete. Der Aelteste der Senatoren war ein Greis von wenigstens neunzig Jahren; er stand gebückt und seine Schläfe waren mit dünnem weißen Haar umhängt, aber feurig brannten noch seine Augen und seine Stimme war stark und sicher. Er hub an, mich zu fragen, ob ich den Mord gestehe? Ich bat ihn um Gehör und erzählte unerschrocken und mit vernehmlicher Stimme, was ich gethan hatte und was ich wußte. Ich bemerkte, daß der Gouverneur während meiner Erzählung bald blaß, bald roth wurde, und als ich geschlossen, fuhr er wüthend auf: „Wie, Elender!“ rief er mir zu, „so willst du ein Verbrechen, das du aus Habgier begangen, noch einem andern aufbürden?“ Der Senator verwies ihm seine Unterbrechung, da er sich freiwillig seines Rechtes begeben habe, auch sey es gar nicht so erwiesen, daß ich aus Habgier gefrevelt, denn nach seiner eigenen Aussage sey ja der Getödteten

nichts geſtohlen worden. Ja, er ging noch weiter; er erklärte dem Gouverneur, daß er über das frühere Leben ſeiner Tochter Rechenſchaft geben müſſe. Denn nur ſo könne man ſchließen, ob ich die Wahrheit geſagt habe oder nicht. Zugleich hob er für heute das Gericht auf, um ſich, wie er ſagte, aus den Papieren der Verſtorbenen, die ihm der Gouverneur übergeben werde, Rath zu holen. Ich wurde wieder in mein Gefängniß zurückgeführt, wo ich einen traurigen Tag verlebte, immer mit dem heißen Wunſch beſchäftigt, daß man doch irgend eine Verbindung zwiſchen der Todten und dem Rothmantel entdecken möchte. Voll Hoffnung trat ich den andern Tag in den Gerichtsſaal. Es lagen mehrere Briefe auf dem Tiſch; der alte Senator fragte mich, ob ſie meine Handſchrift ſeyen. Ich ſah ſie an und fand, daß ſie von derſelben Hand ſeyn müßten, wie jene beiden Zettel, die ich erhalten. Ich äußerte dies den Senatoren, aber man ſchien nicht darauf zu achten, und antwortete, daß ich beides geſchrieben haben könne und müſſe, denn der Namenszug unter den Briefen ſey unverkennbar ein Z, der Anfangsbuchſtabe meines Namens. Die Briefe aber enthielten Drohungen an die Verſtorbene und Warnungen vor der Hochzeit, die ſie zu vollziehen im Begriff war.

Der Gouverneur ſchien ſonderbare Aufſchlüſſe in Hinſicht auf meine Perſon gegeben zu haben; denn man behandelte mich an dieſem Tage mißtrauiſcher und ſtrenger. Ich berief mich, zu meiner Rechtfertigung, auf meine Papiere, die ſich in meinem Zimmer finden müſſen, aber man ſagte mir, man habe nachgeſucht und nichts

gefunden. So ſchwand mir, am Schluſſe dieſes Gerichtstages alle Hoffnung, und als ich am dritten Tag wieder in den Saal geführt wurde, las man mir das Urtheil vor, daß ich eines vorſätzlichen Mordes überwieſen, zum Tode verurtheilt ſey. Dahin alſo war es mit mir gekommen, verlaſſen von allem, was mir auf Erden theuer war, fern von meiner Heimath ſollte ich unſchuldig in der Blüthe meiner Jahre vom Beile ſterben!

Ich ſaß am Abend dieſes ſchrecklichen Tages, der über mein Schickſal entſchieden hatte, in meinem einſamen Kerker; meine Hoffnungen waren dahin, meine Gedanken ernſthaft auf den Tod gerichtet, da that ſich die Thüre meines Gefängniſſes auf, und ein Mann trat herein, der mich lange ſchweigend betrachtete. „So finde ich dich wieder, Zaleukos?“ ſagte er; ich hatte ihn bei dem matten Schein meiner Lampe nicht erkannt, aber der Klang ſeiner Stimme erweckte alle Erinnerungen in mir; es war Valetty, einer jener wenigen Freunde, die ich in der Stadt Paris während meiner Studien kannte. Er ſagte, daß er zufällig nach Florenz gekommen ſey, wo ſein Vater als angeſehener Mann wohne, er habe von meiner Geſchichte gehört, und ſey gekommen, um mich noch einmal zu ſehen und von mir ſelbſt zu erfahren, wie ich mich ſo ſchwer habe verſchulden können. Ich erzählte ihm die ganze Geſchichte. Er ſchien darüber ſehr verwundert und beſchwor mich, ihm, meinem einzigen Freunde, alles zu ſagen, um nicht mit einer Lüge von hinnen zu gehen. Ich ſchwor ihm mit dem theuerſten Eid, daß ich wahr geſprochen und daß keine andere Schuld mich drücke, als daß ich, von dem Glanze des

Goldes geblendet, das Unwahrſcheinliche der Erzählung des Unbekannten nicht erkannt habe. „So haſt du Bianca nicht gekannt?“ fragte jener. Ich betheuerte ihm, ſie nie geſehen zu haben. Valetty erzählte mir nun, daß ein tiefes Geheimniß auf der That liege, daß der Gouverneur meine Verurtheilung ſehr haſtig betrieben habe; und es ſey nur ein Gerücht unter die Leute gekommen, daß ich Bianca ſchon längſt gekannt und, aus Rache über ihre Heirath mit einem andern, ſie ermordet habe. Ich bemerkte ihm, daß dies alles ganz auf den Rothmantel paſſe, daß ich aber ſeine Theilnahme an der That mit nichts beweiſen könne. Valetty umarmte mich weinend und verſprach mir, alles zu thun, um wenigſtens mein Leben zu retten. Ich hatte wenig Hoffnung, doch wußte ich, daß Valetty ein weiſer und der Geſetze kundiger Mann ſey, und daß er alles thun werde, mich zu retten. Zwei lange Tage war ich in Ungewißheit, endlich erſchien Valetty. „Ich bringe Troſt, wenn auch einen ſchmerzlichen. Du wirſt leben und frei ſeyn, aber mit Verluſt einer Hand.“ Gerührt dankte ich meinem Freunde für mein Leben. Er ſagte mir, daß der Gouverneur unerbittlich geweſen ſey, die Sache noch einmal unterſuchen zu laſſen, daß er aber endlich, um nicht ungerecht zu erſcheinen, eingewilligt habe, wenn man in den Büchern der florentiniſchen Geſchichte einen ähnlichen Fall finde, ſo ſolle meine Strafe ſich nach der Strafe, die dort ausgeſprochen ſey, richten. Er und ſein Vater haben nun Tag und Nacht in den alten Büchern geleſen, und endlich einen ganz dem meinigen ähnlichen Fall gefunden. Dort laute die

Strafe: es ſoll ihm die linke Hand abgehauen, ſeine Güter eingezogen, er ſelbſt auf ewig verbannt werden. So laute jetzt auch meine Strafe, und ich ſolle mich jetzt bereiten zu der ſchmerzhaften Stunde, die meiner warte. Ich will Euch nicht dieſe ſchreckliche Stunde vor das Auge führen, wo ich auf offenem Markt meine Hand auf den Block legte, wo mein eigenes Blut in weiten Bogen mich überſtrömte!“

Valetty nahm mich in ſein Haus auf, bis ich geneſen war, dann verſah er mich edelmüthig mit Reiſegeld; denn alles, was ich mir ſo mühſam erworben, war eine Beute des Gerichts geworden. Ich reiste von Florenz nach Sicilien und von da mit dem erſten Schiff, das ich fand, nach Konſtantinopel. Meine Hoffnung war auf die Summe gerichtet, die ich meinem Freund übergeben hatte, auch bat ich ihn, bei ihm wohnen zu dürfen; aber wie erſtaunte ich, als dieſer mich fragte, warum ich denn nicht mein Haus beziehe. Er ſagte mir, daß ein fremder Mann unter meinem Namen ein Haus in dem Quartier der Griechen gekauft habe, derſelbe habe auch den Nachbarn geſagt, daß ich bald ſelbſt kommen werde. Ich ging ſogleich mit meinen Freunden dahin und wurde von allen meinen Bekannten freudig empfangen. Ein alter Kaufmann gab mir einen Brief, den der Mann, der für mich gekauft hatte, hier gelaſſen habe.

Ich las: „Zaleukos! zwei Hände ſtehen bereit, raſtlos zu ſchaffen, daß du nicht fühleſt den Verluſt der einen. Das Haus, das du ſieheſt, und alles, was darin iſt, iſt dein, und alle Jahre wird man dir ſo viel

reichen, daß du zu den Reichen deines Volkes gehören wirst. Mögest du dem vergeben, der unglücklicher ist als du!" Ich konnte ahnen, wer es geschrieben, und der Kaufmann sagte mir auf meine Frage, es sey ein Mann gewesen, den er für einen Franken gehalten, er habe einen rothen Mantel angehabt. Ich wußte genug, um mir zu gestehen, daß der Unbekannte doch nicht ganz von aller edeln Gesinnung entblößt seyn müsse. In meinem neuen Hause fand ich alles aufs beste eingerichtet, auch ein Gewölbe mit Waaren, schöner als ich sie je gehabt. Zehn Jahre sind seitdem verstrichen; mehr aus alter Gewohnheit, als weil ich es nöthig habe, setze ich meine Handelsreisen fort, doch habe ich jenes Land, wo ich so unglücklich wurde, nie mehr gesehen. Jedes Jahr erhielt ich seitdem tausend Goldstücke; aber wenn es mir auch Freude macht, jenen Unglücklichen edel zu wissen, so kann er mir doch den Kummer meiner Seele nicht abkaufen, denn ewig lebt in mir das grauenvolle Bild der ermordeten Bianca.

Zaleukos, der griechische Kaufmann, hatte seine Geschichte geendigt. Mit großer Theilnahme hatten ihm die übrigen zugehört, besonders der Fremde schien sehr davon ergriffen zu seyn; er hatte einigemal tief geseufzt, und Muley schien es sogar, als habe er einmal Thränen in den Augen gehabt. Sie besprachen sich noch lange Zeit über diese Geschichte.

„Und haßt Ihr den Unbekannten nicht, der Euch so schnöd um ein so edles Glied Eures Körpers, der selbst Euer Leben in Gefahr brachte?" fragte der Fremde.

„Wohl gab es in früherer Zeit Stunden," antwortete der Grieche, „in denen mein Herz ihn vor Gott angeklagt, daß er dieſen Kummer über mich gebracht und mein Leben vergiftet habe; aber ich fand Troſt in dem Glauben meiner Väter, und dieſer befiehlt mir, meine Feinde zu lieben; auch iſt er wohl noch unglücklicher als ich."

„Ihr ſeyd ein edler Mann!" rief der Fremde und drückte gerührt dem Griechen die Hand.

Der Anführer der Wache unterbrach ſie aber in ihrem Geſpräch. Er trat mit beſorgter Miene in das Zelt und berichtete, daß man ſich nicht der Ruhe überlaſſen dürfe, denn hier ſey die Stelle, wo gewöhnlich die Karavanen angegriffen werden, auch glauben ſeine Wachen, in der Entfernung mehrere Reiter zu ſehen.

Die Kaufleute waren ſehr beſtürzt über dieſe Nachricht; Selim, der Fremde, aber wunderte ſich über ihre Beſtürzung und meinte, daß ſie ſo gut geſchützt wären, daß ſie einen Trupp räuberiſcher Araber nicht zu fürchten brauchen.

„Ja, Herr!" entgegnete ihm der Anführer der Wache, „wenn es nur ſolches Geſindel wäre, könnte man ſich ohne Sorge zur Ruhe legen, aber ſeit einiger Zeit zeigt ſich der furchtbare Orbaſan wieder, und da gilt es, auf ſeiner Hut zu ſeyn."

Der Fremde fragte, wer denn dieſer Orbaſan ſey, und Achmet, der alte Kaufmann, antwortete ihm: „Es gehen allerlei Sagen unter dem Volk über dieſen wunderbaren Mann. Die Einen halten ihn für ein übermenſchliches Weſen, weil er oft mit fünf bis ſechs

Männern zumal einen Kampf beſteht, Andere halten ihn für einen tapferen Franken, den das Unglück in dieſe Gegend verſchlagen habe; von allem aber iſt nur ſo viel gewiß, daß er ein verruchter Räuber und Dieb iſt."

„Das könnt Ihr aber doch nicht behaupten," entgegnete ihm Lezah, einer der Kaufleute. „Wenn er auch ein Räuber iſt, ſo iſt er doch ein edler Mann, und als ſolcher hat er ſich an meinem Bruder bewieſen, wie ich Euch erzählen könnte. Er hat ſeinen ganzen Stamm zu geordneten Menſchen gemacht, und ſo lange er die Wüſte durchſtreift, darf kein anderer Stamm es wagen, ſich ſehen zu laſſen. Auch raubt er nicht wie andere, ſondern er erhebt nur ein Schutzgeld von den Karavanen, und wer ihm dies willig bezahlt, der ziehet ungefährdet weiter, denn Orbaſan iſt der Herr der Wüſte."

Alſo ſprachen unter ſich die Reiſenden im Zelte; die Wachen aber, die um den Lagerplatz ausgeſtellt waren begannen unruhig zu werden. Ein ziemlich bedeutender Haufe bewaffneter Reiter zeigte ſich in der Entfernung einer halben Stunde; ſie ſchienen gerade auf das Lager zuzureiten. Einer der Männer von der Wache ging daher in das Zelt, um zu verkünden, daß ſie wahrſcheinlich angegriffen würden. Die Kaufleute beriethen ſich unter einander, was zu thun ſey, ob man ihnen entgegen gehen oder den Angriff abwarten ſolle. Achmet und die zwei ältern Kaufleute wollten das letztere, der feurige Muley aber und Zaleukos verlangten das erſtere und riefen den Fremden zu ihrem Beiſtand auf. Dieſer aber zog ruhig ein kleines blaues Tuch mit rothen Sternen aus ſeinem Gürtel hervor, band es an eine Lanze

und befahl einem der Sklaven, es auf das Zelt zu ſtecken; er ſetze ſein Leben zum Pfand, ſagte er, die Reiter werden, wenn ſie dieſes Zeichen ſehen, ruhig vorüber ziehen. Muley glaubte nicht an den Erfolg, der Sklave aber ſteckte die Lanze auf das Zelt. Inzwiſchen hatten alle, die im Lager waren, zu den Waffen gegriffen und ſahen in geſpannter Erwartung den Reitern entgegen. Doch dieſe ſchienen das Zeichen auf dem Zelte erblickt zu haben, ſie beugten plötzlich von ihrer Richtung auf das Lager ab und zogen in einem großen Bogen auf der Seite hin.

Verwundert ſtanden einige Augenblicke die Reiſenden und ſahen bald auf die Reiter, bald auf den Fremden. Dieſer ſtand ganz gleichgültig, wie wenn nichts vorgefallen wäre, vor dem Zelte und blickte über die Ebene hin. Endlich brach Muley das Stillſchweigen: „Wer biſt du, mächtiger Fremdling," rief er aus, „der du die wilden Horden der Wüſte durch einen Wink bezähmeſt?" „Ihr ſchlagt meine Kunſt höher an als ſie iſt," antwortete Selim Baruch. „Ich habe mich mit dieſem Zeichen verſehen, als ich der Gefangenſchaft entfloh; was es zu bedeuten hat, weiß ich ſelbſt nicht, nur ſo viel weiß ich, daß, wer mit dieſem Zeichen reiſet, unter mächtigem Schutze ſteht."

Die Kaufleute dankten dem Fremden und nannten ihn ihren Erretter. Wirklich war auch die Anzahl der Reiter ſo groß geweſen, daß wohl die Karavane nicht lange hätte Widerſtand leiſten können.

Mit leichterem Herzen begab man ſich jetzt zur Ruhe, und als die Sonne zu ſinken begann und der

Abendwind über die Sandebene hinſtrich, brachen ſie auf und zogen weiter.

Am nächſten Tage lagerten ſie ungefähr nur noch eine Tagreiſe von dem Ausgang der Wüſte entfernt. Als ſich die Reiſenden wieder in dem großen Zelt verſammelt hatten, nahm Lezah, der Kaufmann, das Wort:

„Ich habe euch geſtern geſagt, daß der gefürchtete Orbaſan ein edler Mann ſey; erlaubt mir, daß ich es Euch heute durch die Erzählung der Schickſale meines Bruders beweiſe. — Mein Vater war Kadi in Acara. Er hatte drei Kinder. Ich war der älteſte, ein Bruder und eine Schweſter waren bei weitem jünger als ich. Als ich zwanzig Jahre alt war, rief mich ein Bruder meines Vaters zu ſich. Er ſetzte mich zum Erben ſeiner Güter ein, mit der Bedingung, daß ich bis zu ſeinem Tode bei ihm bleibe. Aber er erreichte ein hohes Alter, ſo daß ich erſt vor zwei Jahren in meine Heimath zurückkehrte und nichts davon wußte, welch ſchreckliches Schickſal indeß mein Haus betroffen und wie gütig Allah es gewendet hatte.“

Die Errettung Fatme's

Mein Bruder Muſtapha und meine Schweſter Fatme waren beinahe in gleichem Alter; jener hatte höchſtens zwei Jahre voraus. Sie liebten einander innig und trugen vereint alles bei, was unſerem kränklichen Vater die Laſt ſeines Alters erleichtern konnte. An Fatme's ſechzehntem Geburtstage veranſtaltete der Bruder ein Feſt. Er ließ alle ihre Geſpielinnen einladen, ſetzte ihnen in dem Garten des Vaters ausgeſuchte

Speiſen vor, und als es Abend wurde, lud er ſie ein, auf einer Barke, die er gemiethet und feſtlich geſchmückt hatte, ein wenig hinaus in die See zu fahren. Fatme und ihre Geſpielinnen willigten mit Freuden ein, denn der Abend war ſchön, und die Stadt gewährte beſonders Abends, von dem Meere aus betrachtet, einen herrlichen Anblick. Den Mädchen aber gefiel es ſo gut auf der Barke, daß ſie meinen Bruder bewogen, immer weiter in die See hinaus zu fahren; Muſtapha gab aber ungern nach, weil ſich vor einigen Tagen ein Korſar hatte ſehen laſſen. Nicht weit von der Stadt zieht ſich ein Vorgebirge in das Meer; dorthin wollten noch die Mädchen, um von da die Sonne in das Meer ſinken zu ſehen. Als ſie um das Vorgebirg herum ruderten, ſahen ſie in geringer Entfernung eine Barke, die mit Bewaffneten beſetzt war. Nichts Gutes ahnend, befahl mein Bruder den Ruderern, ſein Schiff zu drehen und dem Lande zuzurudern. Wirklich ſchien ſich auch ſeine Beſorgniß zu beſtätigen, denn jene Barke kam der meines Bruders ſchnell nach, überholte ſie, da ſie mehr Ruder hatte, und hielt ſich immer zwiſchen dem Land und unſerer Barke. Die Mädchen aber, als ſie die Gefahr erkannten, in der ſie ſchwebten, ſprangen auf und ſchrien und klagten; umſonſt ſuchte ſie Muſtapha zu beruhigen, umſonſt ſtellte er ihnen vor, ruhig zu bleiben, weil ſie durch ihr Hin- und Herrennen die Barke in Gefahr brächten, umzuſchlagen; es half nichts, und da ſie ſich endlich bei Annäherung des andern Bootes alle auf die hintere Seite der Barke ſtürzten, ſchlug dieſe um. Indeſſen aber hatte man vom Land aus die Bewegungen

des fremden Bootes beobachtet, und da man ſchon ſeit einiger Zeit Beſorgniſſe wegen Korſaren hegte, hatte dieſes Boot Verdacht erregt, und mehrere Barken ſtießen vom Lande, um der unſrigen beizuſtehen. Aber ſie kamen nur noch zu rechter Zeit, um die Unterſinkenden aufzunehmen. In der Verwirrung war das feindliche Boot entwiſcht, auf den beiden Barken aber, welche die Geretteten aufgenommen hatten, war man ungewiß, ob alle gerettet ſeyen; man näherte ſich gegenſeitig, und ach! es fand ſich, daß meine Schweſter und eine ihrer Geſpielinnen fehlte, zugleich entdeckte man aber einen Fremden in einer der Barken, den niemand kannte. Auf die Drohungen Muſtapha's geſtand er, daß er zu dem feindlichen Schiff, das zwei Meilen oſtwärts vor Anker liege, gehöre, und daß ihn ſeine Gefährten auf ihrer eiligen Flucht im Stich gelaſſen haben, indem er im Begriff geweſen ſey, die Mädchen aufzufiſchen zu helfen; auch ſagte er aus, daß er geſehen habe, wie man zwei derſelben in das Schiff gezogen.

Der Schmerz meines alten Vaters war grenzenlos, aber auch Muſtapha war bis zum Tod betrübt; denn nicht nur daß ſeine geliebte Schweſter verloren war, und daß er ſich anklagte, an ihrem Unglück ſchuld zu ſeyn, — jene Freundin Fatme's, die ihr Unglück theilte, war von ihren Eltern ihm zur Gattin zugeſagt geweſen, und nur unſerem Vater hatte er es noch nicht zu geſtehen gewagt, weil ihre Eltern arm und von geringer Abkunft waren. Mein Vater aber war ein ſtrenger Mann; als ſein Schmerz ſich ein wenig gelegt hatte, ließ er Muſtapha vor ſich kommen und

ſprach zu ihm: „Deine Thorheit hat mir den Troſt meines Alters und die Freude meiner Augen geraubt. Geh hin, ich verbanne dich auf ewig von meinem Angeſicht, ich fluche dir und deinen Nachkommen, und nur wenn du mir Fatme wiederbringſt, ſoll dein Haupt rein ſeyn von dem Fluche des Vaters.“

Dies hatte mein armer Bruder nicht erwartet; ſchon vorher hatte er ſich entſchloſſen gehabt, ſeine Schweſter und ihre Freundin aufzuſuchen, und wollte ſich nur noch den Segen des Vaters erbitten, und jetzt ſchickte er ihn mit dem Fluch beladen in die Welt. Aber hatte ihn jener Jammer vorher gebeugt, ſo ſtählte jetzt die Fülle des Unglücks, das er nicht verdient hatte, ſeinen Muth.

Er ging zu dem gefangenen Seeräuber und befragte ihn, wohin die Fahrt ſeines Schiffes ginge, und erfuhr, daß ſie Sklavenhandel treiben und gewöhnlich in Balſora großen Markt hielten.

Als er wieder nach Hauſe kam, um ſich zur Reiſe anzuſchicken, ſchien ſich der Zorn des Vaters ein wenig gelegt zu haben, denn er ſandte ihm einen Beutel mit Gold zur Unterſtützung auf der Reiſe. Muſtapha aber nahm weinend von den Eltern Zoraidens, ſo hieß ſeine geraubte Braut, Abſchied, und machte ſich auf den Weg nach Balſora.

Muſtapha machte die Reiſe zu Land, weil von unſerer kleinen Stadt aus nicht gerade ein Schiff nach Balſora ging. Er mußte daher ſehr ſtarke Tagreiſen machen, um nicht zu lange nach den Seeräubern nach Balſora zu kommen; doch da er ein gutes Roß und kein Gepäck hatte, konnte er hoffen, dieſe Stadt am

Ende des ſechsten Tages zu erreichen. Aber am Abend des vierten Tages, als er ganz allein ſeines Weges ritt, fielen ihn plötzlich drei Männer an. Da er merkte, daß ſie gut bewaffnet und ſtark ſeyen, und daß es mehr auf ſein Geld und ſein Roß, als auf ſein Leben abgeſehen war, ſo rief er ihnen zu, daß er ſich ihnen ergeben wolle. Sie ſtiegen von ihren Pferden ab, und banden ihm die Füße unter dem Bauch ſeines Thieres zuſammen, ihn ſelbſt aber nahmen ſie in die Mitte und trabten, indem einer den Zügel ſeines Pferdes ergriff, ſchnell mit ihm davon, ohne jedoch ein Wort zu ſprechen.

Muſtapha gab ſich einer dumpfen Verzweiflung hin, der Fluch ſeines Vaters ſchien ſchon jetzt an dem Unglücklichen in Erfüllung zu gehen, und wie konnte er hoffen, ſeine Schweſter und Zoraiden zu retten, wenn er, aller Mittel beraubt, nur ſein ärmliches Leben zu ihrer Befreiung aufwenden konnte. Muſtapha und ſeine ſtummen Begleiter mochten wohl eine Stunde geritten ſeyn, als ſie in ein kleines Seitenthal einbogen. Das Thälchen war von hohen Bäumen eingefaßt, ein weicher dunkelgrüner Raſen, ein Bach, der ſchnell durch ſeine Mitte hinrollte, luden zur Ruhe ein. Wirklich ſah er auch fünfzehn bis zwanzig Zelte dort aufgeſchlagen; an den Pflöcken der Zelte waren Kameele und ſchöne Pferde angebunden, aus einem der Zelte hervor tönte die luſtige Weiſe einer Cither und zweier ſchöner Männerſtimmen. Meinem Bruder ſchien es, als ob Leute, die ein ſo fröhliches Lagerplätzchen ſich erwählt hatten, nichts Böſes gegen ihn im Sinn haben könnten, und er folgte alſo

ohne Bangigkeit dem Ruf ſeiner Führer, die, als ſie ſeine Bande gelöst hatten, ihm winkten, abzuſteigen. Man führte ihn in ein Zelt, das größer als die übrigen und im Innern hübſch, faſt zierlich aufgeputzt war. Prächtige goldgeſtickte Polſter, gewirkte Fußteppiche, übergoldete Rauchpfannen hätten anderswo Reichthum und Wohlleben verrathen, hier ſchienen ſie nur kühner Raub. Auf einem der Polſter ſaß ein alter kleiner Mann; ſein Geſicht war häßlich, ſeine Haut ſchwarzbraun und glänzend und ein widriger Zug von tückiſcher Schlauheit um Augen und Mund machten ſeinen Anblick verhaßt. Obgleich ſich dieſer Mann einiges Anſehen zu geben ſuchte, ſo merkte doch Muſtapha bald, daß nicht für ihn das Zelt ſo reich geſchmückt ſey, und die Unterredung ſeiner Führer ſchien ſeine Bemerkung zu beſtätigen. „Wo iſt der Starke?“ fragten ſie den Kleinen. „Er iſt auf der kleinen Jagd,“ antwortete jener, „aber er hat mir aufgetragen, ſeine Stelle zu verſehen.“ „Das hat er nicht geſcheut gemacht,“ entgegnete einer der Räuber, „denn es muß ſich bald entſcheiden, ob dieſer Hund ſterben oder zahlen ſoll, und das weiß der Starke beſſer als du.“

Der kleine Mann erhob ſich im Gefühl ſeiner Würde, ſtreckte ſich lang aus, um mit der Spitze ſeiner Hand das Ohr ſeines Gegners zu erreichen, denn er ſchien Luſt zu haben, ſich durch einen Schlag zu rächen; als er aber ſah, daß ſeine Bemühung fruchtlos ſey, fing er an zu ſchimpfen (und wahrlich! die andern blieben ihm nichts ſchuldig), daß das Zelt von ihrem Streit erdröhnte. Da that ſich auf einmal die Thüre des Zeltes

auf, und herein trat ein hoher ſtattlicher Mann, jung und ſchön wie ein Perſerprinz; ſeine Kleidung und ſeine Waffen waren, außer einem reichbeſetzten Dolch und einem glänzenden Säbel, gering und einfach, aber ſein ernſtes Auge, ſein ganzer Anſtand gebot Achtung, ohne Furcht einzuflößen.

„Wer iſts, der es wagt, in meinem Zelte Streit zu beginnen?“ rief er den Erſchrockenen zu. Eine Zeit lang herrſchte tiefe Stille, endlich erzählte einer von denen, die Muſtapha hergebracht hatten, wie es gegangen ſey. Da ſchien ſich das Geſicht „des Starken,“ wie ſie ihn nannten, vor Zorn zu röthen. „Wann hätte ich dich je an meine Stelle geſetzt, Haſſan?“ ſchrie er mit furchtbarer Stimme dem Kleinen zu. Dieſer zog ſich vor Furcht in ſich ſelbſt zuſammen, daß er noch viel kleiner ausſah als zuvor, und ſchlich ſich der Zeltthüre zu. Ein hinlänglicher Tritt des Starken machte, daß er in einem großen ſonderbaren Sprung zur Zeltthüre hinaus flog.

Als der Kleine verſchwunden war, führten die drei Männer Muſtapha vor den Herrn des Zeltes, der ſich indeß auf die Polſter gelegt hatte. „Hier bringen wir den, welchen du uns zu fangen befohlen haſt.“ Jener blickte den Gefangenen lange an und ſprach ſodann: „Baſſa von Sulieika! dein eigenes Gewiſſen wird dir ſagen, warum du vor Orbaſan ſtehſt?“ Als mein Bruder dies hörte, warf er ſich nieder vor jenem und antwortete: „O Herr! du ſcheinſt im Irrthum zu ſeyn, ich bin ein armer Unglücklicher, aber nicht der Baſſa, den du ſuchſt!“ Alle im Zelt waren über dieſe Rede

erſtaunt. Der Herr des Zeltes aber ſprach: „Es kann dir wenig helfen, dich zu verſtellen, denn ich will dir Leute vorführen, die dich wohl kennen.“ Er befahl, Zuleima vorzuführen. Man brachte ein altes Weib in das Zelt, das auf die Frage, ob ſie in meinem Bruder nicht den Baſſa von Sulieika erkenne, antwortete: „ja wohl! und ich ſchwöre es beim Grab des Propheten, es iſt der Baſſa und kein anderer.“ „Siehſt du, Erbärmlicher! wie deine Liſt zu Waſſer geworden iſt?“ begann zürnend der Starke; „du biſt mir zu elend, als daß ich meinen guten Dolch mit deinem Blut beſudeln ſollte, aber an den Schweif meines Roſſes will ich dich binden, morgen wenn die Sonne aufgeht, und durch die Wälder mit dir jagen, bis ſie ſcheidet hinter die Hügel von Sulieika!“ Da ſank meinem armen Bruder der Muth; „das iſt der Fluch meines harten Vaters, der mich zum ſchmachvollen Tode treibt!“ rief er weinend, „und auch du biſt verloren, ſüße Schweſter, auch du, Zoraide!“ „Deine Verſtellung hilft dir nichts,“ ſprach einer der Räuber, indem er ihm die Hände auf den Rücken band, „mach' daß du aus dem Zelte kommſt, denn der Starke beißt ſich in die Lippen und blickt nach ſeinem Dolch. Wenn du noch eine Nacht leben willſt, ſo komm.“

Als die Räuber gerade meinen Bruder aus dem Zelt führen wollten, begegneten ſie drei andern, die einen Gefangenen vor ſich hintrieben. Sie traten mit ihm ein. „Hier bringen wir den Baſſa, wie du uns befohlen haſt,“ ſprachen ſie und führten den Gefangenen vor das Polſter des Starken. Als der Gefangene dort hin geführt wurde, hatte mein Bruder Gelegenheit, ihn

zu betrachten, und ihm selbst fiel die Aehnlichkeit auf, die dieser Mann mit ihm hatte, nur war er dunkler im Gesicht und hatte einen schwärzeren Bart. Der Starke schien sehr erstaunt über die Erscheinung des zweiten Gefangenen; „wer von Euch ist denn der Rechte?" sprach er, indem er bald meinen Bruder, bald den anderen Mann ansah. „Wenn du den Bassa von Sulieika meinst," antwortete im stolzen Ton der Gefangene, „der bin ich!" Der Starke sah ihn lange mit seinem ernsten furchtbaren Blick an, dann winkte er schweigend, den Bassa wegzuführen. Als dies geschehen war, ging er auf meinen Bruder zu, zerschnitt seine Bande mit dem Dolch und winkte ihm, sich zu ihm aufs Polster zu setzen. „Es thut mir leid, Fremdling," sagte er, „daß ich dich für jenes Ungeheuer hielt; schreibe es aber einer sonderbaren Fügung des Himmels zu, die dich gerade in der Stunde, welche dem Untergang jenes Verruchten geweiht war, in die Hände meiner Brüder führte." Mein Bruder bat ihn um die einzige Gunst, ihn gleich wieder weiter reisen zu lassen, weil jeder Aufschub ihm verderblich werden könne. Der Starke erkundigte sich nach seinen eiligen Geschäften, und als ihm Mustapha alles erzählt hatte, überredete ihn jener, diese Nacht in seinem Zelt zu bleiben, er und sein Roß werden der Ruhe bedürfen; den folgenden Tag aber wolle er ihm einen Weg zeigen, der ihn in anderthalb Tagen nach Balsora bringe. Mein Bruder schlug ein, wurde trefflich bewirthet und schlief sanft bis zum Morgen in dem Zelt des Räubers.

Als er aufgewacht war, sah er sich ganz allein im Zelt, vor dem Vorhang des Zeltes aber hörte er mehrere

Stimmen zuſammen ſprechen, die dem Herrn des Zeltes und dem kleinen ſchwarzbraunen Mann anzugehören ſchienen. Er lauſchte ein wenig und hörte zu ſeinem Schrecken, daß der Kleine dringend den andern aufforderte, den Fremden zu tödten, weil er, wenn er frei gelaſſen würde, ſie alle verrathen könnte.

Muſtapha merkte gleich, daß der Kleine ihm gram ſey, weil er Urſache war, daß er geſtern ſo übel behandelt worden; der Starke ſchien ſich einige Augenblicke zu beſinnen. „Nein," ſprach er, „er iſt mein Gaſtfreund, und das Gaſtrecht iſt mir heilig, auch ſieht er mir nicht aus, als ob er uns verrathen wollte."

Als er ſo geſprochen, ſchlug er den Vorhang zurück und trat ein. „Friede ſey mit dir, Muſtapha," ſprach er, „laß uns den Morgentrunk koſten und rüſte dich dann zum Aufbruch." Er reichte meinem Bruder einen Becher Sorbet, und als ſie getrunken hatten, zäumten ſie die Pferde auf, und wahrlich! mit leichterem Herzen, als er gekommen war, ſchwang ſich Muſtapha aufs Pferd. Sie hatten bald die Zelte im Rücken und ſchlugen dann einen breiten Pfad ein, der in den Wald führte. Der Starke erzählte meinem Bruder, daß jener Baſſa, den ſie auf der Jagd gefangen hätten, ihnen verſprochen habe, ſie ungefährdet in ſeinem Gebiet zu dulden; vor einigen Wochen aber habe er einen ihrer tapferſten Männer aufgefangen und nach den ſchrecklichſten Martern aufhängen laſſen. Er habe ihm nun lange auflauern laſſen, und heute noch müſſe er ſterben. Muſtapha wagte es nicht, etwas dagegen einzuwenden, denn er war froh, ſelbſt mit heiler Haut davon gekommen zu ſeyn.

Am Ausgang des Waldes hielt der Starke ſein Pferd an, beſchrieb meinem Bruder den Weg, bot ihm die Hand zum Abſchied und ſprach: „Muſtapha, du biſt auf ſonderbare Weiſe der Gaſtfreund des Räubers Orbaſan geworden, ich will dich nicht auffordern, nicht zu verrathen, was du gehört und geſehen haſt. Du haſt ungerechter Weiſe Todesangſt ausgeſtanden, und ich bin dir Vergütung ſchuldig. Nimm dieſen Dolch als Andenken, und ſo du Hülfe brauchſt, ſo ſende ihn mir zu, und ich will eilen, dir beizuſtehen. Dieſen Beutel aber kannſt du vielleicht zu deiner Reiſe brauchen.“ Mein Bruder dankte ihm für ſeinen Edelmuth, er nahm den Dolch, den Beutel aber ſchlug er aus. Doch Orbaſan drückte ihm noch einmal die Hand, ließ den Beutel auf die Erde fallen und ſprengte mit Sturmeseile in den Wald. Als Muſtapha ſah, daß er ihn doch nicht mehr werde einholen können, ſtieg er ab, um den Beutel aufzuheben, und erſchrack über die Größe von ſeines Gaſtfreundes Großmuth, denn der Beutel enthielt eine Menge Goldes. Er dankte Allah für ſeine Rettung, empfahl ihm den edeln Räuber in ſeine Gnade und zog dann heiteren Muthes weiter auf ſeinem Wege nach Balſora.

Lezah ſchwieg und ſah Achmet, den alten Kaufmann, fragend an. „Nein, wenn es ſo iſt,“ ſprach dieſer, „ſo verbeſſere ich gern mein Urtheil von Orbaſan, denn wahrlich an deinem Bruder hat er ſchön gehandelt.“

„Er hat gethan wie ein braver Muſelmann!“ rief Muley, „aber ich hoffe, du haſt deine Geſchichte damit nicht geſchloſſen, denn wie mich bedünkt, ſind wir alle

begierig, weiter zu hören, wie es deinem Bruder erging und ob er Fatme, deine Schweſter, und die ſchöne Zoraide befreit hat."

„Wenn ich euch nicht damit langweile, erzähle ich gerne weiter," entgegnete Lezah, „denn die Geſchichte meines Bruders iſt allerdings abenteuerlich und wundervoll."

Am Mittag des ſiebenten Tages nach ſeiner Abreiſe zog Muſtapha in die Thore von Balſora ein. Sobald er in einer Karavanſerai abgeſtiegen war, fragte er, wann der Sklavenmarkt, der alljährlich hier gehalten werde, anfange. Aber er erhielt die Schreckensantwort, daß er zwei Tage zu ſpät komme. Man bedauerte ſeine Verſpätung und erzählte ihm, daß er viel verloren habe, denn noch an dem letzten Tage des Marktes ſeyen zwei Sklavinnen angekommen, von ſo hoher Schönheit, daß ſie die Augen aller Käufer auf ſich gezogen hätten. Man habe ſich ordentlich um ſie geriſſen und geſchlagen, und ſie ſeyen freilich auch zu einem hohen Preis verkauft worden, daß ihn nur ihr jetziger Herr nicht habe ſcheuen können. Er erkundigte ſich näher nach dieſen beiden, und es blieb ihm kein Zweifel, daß es die Unglücklichen ſeyen, die er ſuche. Auch erfuhr er, daß der Mann, der ſie beide gekauft habe, vierzig Stunden von Balſora wohne und Thiuli-Kos heiße, ein vornehmer, reicher, aber ſchon ältlicher Mann, der früher Kapudan-Baſſa des Großherrn geweſen, jetzt aber ſich mit ſeinen geſammelten Reichthümern zur Ruhe geſetzt habe.

Muſtapha wollte zu Anfang ſich gleich wieder zu Pferd ſetzen, um dem Thiuli-Kos, der kaum einen Tag Vorſprung haben konnte, nachzueilen. Als er aber

bedachte, daß er als einzelner Mann dem mächtigen Reisenden doch nichts anhaben, noch weniger seine Beute ihm abjagen konnte, sann er auf einen andern Plan, und hatte ihn auch bald gefunden. Die Verwechslung mit dem Bassa von Sulieika, die ihm beinahe so gefährlich geworden wäre, brachte ihn auf den Gedanken, unter diesem Namen in das Haus des Thiuli-Kos zu gehen und so einen Versuch zur Rettung der beiden unglücklichen Mädchen zu wagen. Er miethete daher einige Diener und Pferde, wobei ihm Orbasans Geld trefflich zu Statten kam, schaffte sich und seinen Dienern prächtige Kleider an und machte sich auf den Weg nach dem Schlosse Thiuli's. Nach fünf Tagen war er in die Nähe dieses Schlosses gekommen. Es lag in einer schönen Ebene und war rings von hohen Mauern umschlossen, die nur ganz wenig von den Gebäuden überragt wurden. Als Mustapha dort angekommen war, färbte er Haar und Bart schwarz, sein Gesicht aber bestrich er mit dem Saft einer Pflanze, die ihm eine bräunliche Farbe gab, ganz wie sie jener Bassa gehabt hatte. Er schickte hierauf einen seiner Diener in das Schloß und ließ, im Namen des Bassa von Sulieika, um ein Nachtlager bitten. Der Diener kam bald wieder, und mit ihm vier schön gekleidete Sklaven, die Mustapha's Pferd am Zügel nahmen und in den Schloßhof führten. Dort halfen sie ihm selbst vom Pferd, und vier andere geleiteten ihn eine breite Marmortreppe hinauf zu Thiuli.

Dieser, ein alter lustiger Geselle, empfing meinen Bruder ehrerbietig und ließ ihm das Beste, was sein

Koch zubereiten konnte, aufſetzen. Nach Tiſch brachte Muſtapha das Geſpräch nach und nach auf die neuen Sklavinnen, und Thiuli rühmte ihre Schönheit und beklagte nur, daß ſie immer ſo traurig ſeyen, doch er glaubte, dieſes würde ſich bald geben. Mein Bruder war ſehr vergnügt über dieſen Empfang und legte ſich mit den ſchönſten Hoffnungen zur Ruhe nieder.

Er mochte ungefähr eine Stunde geſchlafen haben, da weckte ihn der Schein einer Lampe, der blendend auf ſein Auge fiel. Als er ſich aufrichtete, glaubte er noch zu träumen, denn vor ihm ſtänd jener kleine ſchwarzbraune Kerl aus Orbaſans Zelt, eine Lampe in der Hand, ſein breites Maul zu einem widrigen Lächeln verzogen. Muſtapha zwickte ſich in den Arm, zupfte ſich an der Naſe, um ſich zu überzeugen, ob er denn wache; aber die Erſcheinung blieb wie zuvor. „Was willſt du an meinem Bette?“ rief Muſtapha, als er ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte. „Bemühet Euch doch nicht ſo, Herr!“ ſprach der Kleine, „ich habe wohl errathen, weßwegen Ihr hieher kommt. Auch war mir Euer werthes Geſicht noch wohl erinnerlich; doch wahrlich, wenn ich nicht den Baſſa mit eigener Hand hätte erhängen helfen, ſo hättet Ihr mich vielleicht getäuſcht. Jetzt aber bin ich da, um eine Frage zu machen.“

„Vor allem ſage, wie du hieher kommſt,“ entgegnete ihm Muſtapha voll Wuth, daß er verrathen war. „Das will ich Euch ſagen,“ antwortete jener; ich konnte mich mit dem Starken nicht länger vertragen, deßwegen floh ich; aber du, Muſtapha, warſt eigentlich die Urſache unſeres Streites, und dafür mußt du mir deine

Schweſter zur Frau geben und ich will Euch zur Flucht behülflich ſeyn; gibſt du ſie nicht, ſo gehe ich zu meinem neuen Herrn und erzähle ihm etwas von dem neuen Baſſa."

Muſtapha war vor Schrecken und Wuth außer ſich: jetzt, wo er ſich am ſicheren Ziel ſeiner Wünſche glaubte, ſollte dieſer Elende kommen und ſie vereiteln; es war nur ein Mittel, das ſeinen Plan retten konnte, er mußte das kleine Ungethüm tödten; mit einem Sprung fuhr er daher aus dem Bett auf den Kleinen zu, doch dieſer, der etwas ſolches geahnet haben mochte, ließ die Lampe fallen, daß ſie verlöſchte, und entſprang im Dunkeln, indem er mörderiſch um Hülfe ſchrie.

Jetzt war guter Rath theuer; die Mädchen mußte er für den Augenblick aufgeben und nur auf die eigene Rettung denken; daher ging er an das Fenſter, um zu ſehen, ob er nicht entſpringen könne. Es war eine ziemliche Tiefe bis zum Boden, und auf der andern Seite ſtand eine hohe Mauer, die zu überſteigen war. Sinnend ſtand er an dem Fenſter, da hörte er viele Stimmen ſich ſeinem Zimmer nähern; ſchon waren ſie an der Thüre, da faßte er verzweiflungsvoll ſeinen Dolch und ſeine Kleider und ſchwang ſich zum Fenſter hinaus. Der Fall war hart, aber er fühlte, daß er kein Glied gebrochen hatte; drum ſprang er auf und lief der Mauer zu, die den Hof umſchloß, ſtieg, zum Erſtaunen ſeiner Verfolger, hinauf und befand ſich bald im Freien. Er floh, bis er an einen kleinen Wald kam, wo er ſich erſchöpft niederwarf. Hier überlegte er, was zu thun ſey. Seine Pferde und ſeine Diener hatte er müſſen im

Stiche laſſen, aber ſein Geld, das er in dem Gürtel trug, hatte er gerettet. Sein erfinderiſcher Kopf zeigte ihm bald einen andern Weg zur Rettung. Er ging in dem Wald weiter, bis er an ein Dorf kam, wo er um geringen Preis ein Pferd kaufte, das ihn in Kurzem in eine Stadt trug. Dort forſchte er nach einem Arzt, und man rieth ihm einen alten erfahrenen Mann. Dieſen bewog er durch einige Goldſtücke, daß er ihm eine Arznei mittheilte, die einen todtähnlichen Schlaf herbeiführte, der durch ein anderes Mittel augenblicklich wieder gehoben werden konnte. Als er im Beſitz dieſes Mittels war, kaufte er ſich einen langen falſchen Bart, einen ſchwarzen Talar und allerlei Büchſen und Kolben, ſo daß er füglich einen reiſenden Arzt vorſtellen konnte, lud ſeine Sachen auf einen Eſel und reiste in das Schloß des Thiuli-Kos zurück. Er durfte gewiß ſeyn, diesmal nicht erkannt zu werden, denn der Bart entſtellte ihn ſo, daß er ſich ſelbſt kaum mehr kannte. Bei Thiuli angekommen, ließ er ſich als den Arzt Chakamankabudibaba anmelden, und, wie er es gedacht hatte, geſchah es: der prachtvolle Namen empfahl ihn bei dem alten Narren ungemein, ſo daß er ihn gleich zur Tafel einlud. Chakamankabudibaba erſchien vor Thiuli, und als ſie ſich kaum eine Stunde beſprochen hatten, beſchloß der Alte, alle ſeine Sklavinnen der Kur des weiſen Arztes zu unterwerfen. Dieſer konnte ſeine Freude kaum verbergen, daß er jetzt ſeine geliebte Schweſter wieder ſehen ſolle, und folgte mit klopfendem Herzen Thiuli, der ihn ins Serail führte. Sie waren in ein Zimmer gekommen, das ſchön ausgeſchmückt war, worin ſich aber

niemand befand. „Chambaba oder wie du heißt, lieber Arzt, sprach Thiuli-Kos, betrachte einmal jenes Loch dort in der Mauer, dort wird jede meiner Sklavinnen einen Arm herausstrecken, und du kannst dann untersuchen, ob der Puls krank oder gesund ist.“ Mustapha mochte einwenden, was er wollte, zu sehen bekam er sie nicht; doch willigte Thiuli ein, daß er ihm allemal sagen wolle, wie sie sich sonst gewöhnlich befänden. Thiuli zog nun einen langen Zettel aus dem Gürtel und begann mit lauter Stimme seine Sklavinnen einzeln beim Namen zu rufen, worauf allemal eine Hand aus der Mauer kam und der Arzt den Puls untersuchte. Sechs waren schon abgelesen und sämmtlich für gesund erklärt, da las Thiuli als die siebente „Fatme“ ab, und eine kleine weiße Hand schlüpfte aus der Mauer. Zitternd vor Freude ergreift Mustapha diese Hand und erklärte sie mit wichtiger Miene für bedeutend krank. Thiuli ward sehr besorgt, und befahl seinem weisen Chakamankabudibaba, schnell eine Arznei für sie zu bereiten. Der Arzt ging hinaus, schrieb auf einen kleinen Zettel: „Fatme! ich will dich retten, wenn du dich entschließen kannst, eine Arznei zu nehmen, die dich auf zwei Tage todt macht; doch ich besitze das Mittel, dich wieder zum Leben zu bringen. Willst du, so sage nur, dieser Trank habe nicht geholfen, und es soll mir ein Zeichen seyn, daß du einwilligst.“

Bald kam er in das Zimmer zurück, wo Thiuli seiner harrte. Er brachte ein unschädliches Tränklein mit, fühlte der kranken Fatme noch einmal den Puls,

und ſchob ihr zugleich den Zettel unter ihr Armband, das Tränklein aber reichte er ihr durch die Oeffnung in der Mauer. Thiuli ſchien in großen Sorgen wegen Fatmen zu ſeyn und ſchob die Unterſuchung der übrigen bis auf eine gelegenere Zeit auf. Als er mit Muſtapha das Zimmer verlaſſen hatte, ſprach er in traurigem Ton: „Chadibaba, ſage aufrichtig, was hälſt du von Fatme's Krankheit?“ Chakamankabudibaba antwortete mit einem tiefen Seufzer: „Ach Herr! möge der Prophet dir Troſt verleihen, ſie hat ein ſchleichendes Fieber, das ihr wohl den Garaus machen kann.“ Da entbrannte der Zorn Thiuli's: „was ſagſt du, verfluchter Hund von einem Arzt? Sie, um die ich zweitauſend Goldſtücke gab, ſoll mir ſterben wie eine Kuh? Wiſſe, wenn du ſie nicht retteſt, ſo haue ich dir den Kopf ab!“ Da merkte mein Bruder, daß er einen dummen Streich gemacht habe, und gab Thiuli wieder Hoffnung. Als ſie noch ſo ſprachen, kam ein ſchwarzer Sklave aus dem Serail, dem Arzt zu ſagen, daß das Tränklein nicht geholfen habe. Biete deine ganze Kunſt auf Chakamdababelba, oder wie du dich ſchreibſt, ich zahle dir, was du willſt!“ ſchrie Thiuli-Kos, faſt heulend vor Angſt, ſo vieles Gold zu verlieren. „Ich will ihr ein Säftlein geben, das ſie von aller Noth befreit,“ antwortete der Arzt. „Ja, ja, gib ihr ein Säftlein,“ ſchluchzte der alte Thiuli. Frohen Muthes ging Muſtapha, ſeinen Schlaftrunk zu holen, und als er ihn dem ſchwarzen Sklaven gegeben und gezeigt hatte, wie viel man auf einmal nehmen müſſe, ging er zu Thiuli und ſagte, er müſſe noch einige heilſame Kräuter am See holen, und

eilte zum Thor hinaus. An dem See, der nicht weit von dem Schloß entfernt war, zog er seine falschen Kleider aus und warf sie ins Wasser, daß sie lustig umherschwammen, er selbst aber verbarg sich im Gesträuch, wartete die Nacht ab und schlich sich dann in den Begräbnißplatz an dem Schlosse Thiuli's.

Als Mustapha kaum eine Stunde lang aus dem Schloß abwesend seyn mochte, brachte man Thiuli die Nachricht, das seine Sklavin Fatme im Sterben liege. Er schickte hinaus an den See, um schnell den Arzt zu holen, aber bald kehrten seine Boten allein zurück und erzählten ihm, daß der arme Arzt ins Wasser gefallen und ertrunken sey, seinen schwarzen Talar sehe man im See schwimmen, und hie und da gucke auch sein stattlicher Bart aus den Wellen hervor. Als Thiuli keine Rettung mehr sah, verwünschte er sich und die ganze Welt, raufte sich den Bart aus und rannte mit dem Kopf gegen die Mauer. Aber alles dieses konnte nichts helfen, denn Fatme gab unter den Händen der übrigen Weiber den Geist auf. Als Thiuli die Nachricht ihres Todes hörte, befahl er, schnell einen Sarg zu machen, denn er konnte keinen Todten im Hause leiden, und ließ den Leichnam in das Begräbnißhaus tragen. Die Träger brachten den Sarg dorthin, setzten ihn schnell nieder und entflohen, denn sie hatten unter den übrigen Särgen stöhnen und seufzen gehört.

Mustapha, der sich hinter den Särgen verborgen und von dort aus die Träger des Sarges in die Flucht gejagt hatte, kam hervor und zündete eine Lampe an, die er zu diesem Zweck mitgebracht hatte. Dann zog er

ein Glas hervor, das die erweckende Arznei enthielt, und hob dann den Deckel von Fatme's Sarg. Aber welches Entsetzen befiel ihn, als sich ihm beim Scheine der Lampe ganz fremde Züge zeigten! Weder meine Schwester noch Zoraide, sondern eine ganz andere lag in dem Sarg. Er brauchte lange, um sich von dem neuen Schlag des Schicksals zu fassen; endlich überwog doch Mitleid seinen Zorn. Er öffnete sein Glas und flößte ihr die Arznei ein. Sie athmete, sie schlug die Augen auf und schien sich lange zu besinnen, wo sie sey. Endlich erinnerte sie sich des Vorgefallenen, sie stand auf aus dem Sarg und stürzte zu Mustapha's Füßen. „Wie kann ich dir danken, gütiges Wesen?" rief sie aus, „daß du mich aus meiner schrecklichen Gefangenschaft befreitest!" Mustapha unterbrach ihre Danksagungen mit der Frage: wie es denn geschehen sey, daß sie und nicht Fatme, seine Schwester, gerettet worden sey? Jene sah ihn staunend an; „jetzt wird mir meine Rettung erst klar, die mir vorher unbegreiflich war," antwortete sie; „wisse, man hieß mich in jenem Schlosse Fatme, und mir hast du deinen Zettel und den Rettungstrank gegeben." Mein Bruder forderte die Gerettete auf, ihm von seiner Schwester und Zoraiden Nachricht zu geben, und erfuhr, daß sie sich beide im Schloß befinden, aber nach der Gewohnheit Thiuli's andere Namen bekommen haben; sie heißen jetzt Mirza und Nurmahal.

Als Fatme, die gerettete Sklavin sah, daß mein Bruder durch diesen Fehlgriff so niedergeschlagen sey, sprach sie ihm Muth ein und versprach ihm ein Mittel zu sagen, wie er jene beiden Mädchen dennoch retten

könne. Aufgeweckt durch dieſen Gedanken, ſchöpfte Muſtapha von neuem Hoffnung; er bat ſie, dieſes Mittel ihm zu nennen, und ſie ſprach:

„Ich bin zwar erſt ſeit fünf Monaten die Sklavin Thiuli's, doch habe ich gleich von Anfang auf Rettung geſonnen, aber für mich allein war ſie zu ſchwer. In dem innern Hof des Schloſſes wirſt du einen Brunnen bemerkt haben, der aus zehn Röhren Waſſer ſpeit; dieſer Brunnen fiel mir auf. Ich erinnerte mich, in dem Hauſe meines Vaters einen ähnlichen geſehen zu haben, deſſen Waſſer durch eine geräumige Waſſerleitung herbeiſtrömt; um nun zu erfahren, ob dieſer Brunnen auch ſo gebaut ſey, rühmte ich eines Tages vor Thiuli ſeine Pracht und fragte nach ſeinem Baumeiſter. „Ich ſelbſt habe ihn gebaut," antwortete er, „und das, was du hier ſiehſt, iſt noch das Geringſte; aber das Waſſer dazu kommt wenigſtens tauſend Schritte weit von einem Bach her und geht durch eine gewölbte Waſſerleitung, die wenigſtens Manns hoch iſt; und alles dies habe ich ſelbſt angegeben." Als ich dies gehört hatte, wünſchte ich mir oft, nur auf einen Augenblick die Stärke eines Mannes zu haben, um einen Stein an der Seite des Brunnen ausheben zu können, dann könnte ich fliehen, wohin ich wollte. Die Waſſerleitung nun will ich dir zeigen; durch ſie kannſt du Nachts in das Schloß gelangen und jene befreien. Aber du mußt wenigſtens noch zwei Männer bei dir haben, um die Sklaven, die das Serail bei Nacht bewachen, zu überwältigen."

So ſprach ſie; mein Bruder Muſtapha aber, obgleich ſchon zweimal in ſeinen Hoffnungen getäuſcht,

faßte noch einmal Muth, und hoffte mit Allahs Hülfe den Plan der Sklavin auszuführen. Er verſprach ihr, für ihr weiteres Fortkommen in ihre Heimath zu ſorgen, wenn ſie ihm behülflich ſeyn wollte, ins Schloß zu gelangen. Aber ein Gedanke machte ihm noch Sorge, nämlich der, woher er zwei oder drei treue Gehülfen bekommen könnte. Da fiel ihm Orbaſans Dolch ein, und das Verſprechen, das ihm jener gegeben hatte, ihm, wo er ſeiner bedürfe, zu Hülfe zu eilen, und er machte ſich daher mit Fatme aus dem Begräbniß auf, um den Räuber aufzuſuchen.

In der nämlichen Stadt, wo er ſich zum Arzt umgewandelt hatte, kaufte er um ſein letztes Geld ein Roß und miethete Fatme bei einer armen Frau in der Vorſtadt ein. Er ſelbſt aber eilte dem Gebirge zu, wo er Orbaſan zum erſten Mal getroffen hatte, und gelangte in drei Tagen dahin. Er fand bald wieder jene Zelte und trat unverhofft vor Orbaſan, der ihn freundlich bewillkommte. Er erzählte ihm ſeine mißlungenen Verſuche, wobei ſich der ernſthafte Orbaſan nicht enthalten konnte, hie und da ein wenig zu lachen, beſonders wenn er ſich den Arzt Chakamankabudibaba dachte. Ueber die Verrätherei des Kleinen aber war er wüthend; er ſchwur, ihn mit eigener Hand aufzuhängen, wo er ihn finde. Meinem Bruder aber verſprach er, ſogleich zur Hülfe bereit zu ſeyn, wenn er ſich vorher von der Reiſe geſtärkt haben würde. Muſtapha blieb daher dieſe Nacht wieder in Orbaſans Zelt, mit dem erſten Frühroth aber brachen ſie auf, und Orbaſan nahm drei ſeiner tapferſten Männer, wohl beritten und bewaffnet, mit ſich. Sie ritten

ſtark zu und kamen nach zwei Tagen in die kleine Stadt, wo Muſtapha die gerettete Fatme zurückgelaſſen hatte. Von da aus reisten ſie mit dieſer weiter bis zu dem kleinen Wald, von wo aus man das Schloß Thiuli's in geringer Entfernung ſehen konnte; dort lagerten ſie ſich, um die Nacht abzuwarten. Sobald es dunkel wurde, ſchlichen ſie ſich, von Fatme geführt, an den Bach, wo die Waſſerleitung anfing, und fanden dieſe bald. Dort ließen ſie Fatme und einen Diener mit den Roſſen zurück und ſchickten ſich an, hinabzuſteigen; ehe ſie aber hinabſtiegen, wiederholte ihnen Fatme noch einmal alles genau, nämlich: daß ſie durch den Brunnen in den innern Schloßhof kämen, dort ſeyen rechts und links in der Ecke zwei Thürme, in der ſechsten Thüre, vom Thurme rechts gerechnet, befänden ſich Fatme und Zoraide, bewacht von zwei ſchwarzen Sklaven. Mit Waffen und Brecheiſen wohl verſehen, ſtiegen Muſtapha, Orbaſan und zwei andere Männer hinab in die Waſſerleitung; ſie ſanken zwar bis an den Gürtel ins Waſſer, aber nichts deſto weniger gingen ſie rüſtig vorwärts. Nach einer halben Stunde kamen ſie an den Brunnen ſelbſt und ſetzten ſogleich ihre Brecheiſen an. Die Mauer war dick und feſt, aber den vereinten Kräften der vier Männer konnte ſie nicht lange widerſtehen, bald hatten ſie eine Oeffnung eingebrochen, groß genug, um bequem durchſchlüpfen zu können. Orbaſan ſchlüpfte zuerſt durch und half den andern nach. Als ſie alle im Hof waren, betrachteten ſie die Seite des Schloſſes, die vor ihnen lag, um die beſchriebene Thüre zu erforſchen. Aber ſie waren nicht einig, welche es ſey, denn als ſie von dem rechten Thurm zum

linken zählten, fanden sie eine Thüre, die zugemauert war, und wußten nun nicht, ob Fatme diese übersprungen oder mitgezählt habe. Aber Orbasan besann sich nicht lange: „mein gutes Schwert wird mir jede Thüre öffnen!“ rief er aus, ging auf die sechste Thüre zu und die andern folgten ihm. Sie öffneten die Thüre und fanden sechs schwarze Sklaven auf dem Boden liegend und schlafend; sie wollten schon wieder leise sich zurückziehen, weil sie sahen, daß sie die rechte Thüre verfehlt hatten, als eine Gestalt in der Ecke sich aufrichtete und mit wohlbekannter Stimme um Hülfe rief. Es war der Kleine aus Orbasans Lager. Aber ehe noch die Schwarzen recht wußten, wie ihnen geschah, stürzte Orbasan auf den Kleinen zu, riß seinen Gürtel entzwei, verstopfte ihm den Mund und band ihm die Hände auf den Rücken; dann wandte er sich an die Sklaven, wovon schon einige von Mustapha und den zwei andern halb gebunden waren, und half sie vollends überwältigen. Man setzte den Sklaven den Dolch auf die Brust und fragte sie, wo Nurmahal und Mirza wären, und sie gestanden, daß sie im Gemach nebenan seyen. Mustapha stürzte in das Gemach und fand Fatme und Zoraiden, die der Lärm erweckt hatte. Schnell rafften diese ihren Schmuck und ihre Kleider zusammen und folgten Mustapha; die beiden Räuber schlugen indeß Orbasan vor, zu plündern, was man fände, doch dieser verbot es ihnen und sprach: „man soll nicht von Orbasan sagen können, daß er Nachts in die Häuser steige, um Gold zu stehlen.“ Mustapha und die Geretteten schlüpften schnell in die Wasserleitung, wohin ihnen

Orbaſan ſogleich zu folgen verſprach. Als jene in die Waſſerleitung hinabgeſtiegen waren, nahm Orbaſan und einer der Räuber den Kleinen und führten ihn hinaus in den Hof; dort banden ſie ihm eine ſeidene Schnur, die ſie deßhalb mitgenommen hatten, um den Hals und hingen ihn an der höchſten Spitze des Brunnens auf. Nachdem ſie ſo den Verrath des Elenden beſtraft hatten, ſtiegen ſie ſelbſt hinab in die Waſſerleitung und folgten Muſtapha. Mit Thränen dankten die beiden ihrem edelmüthigen Retter Orbaſan; doch dieſer trieb ſie eilends zur Flucht an, denn es war ſehr wahrſcheinlich, daß ſie Thiuli-Kos nach allen Seiten verfolgen ließ. Mit tiefer Rührung trennten ſich am andern Tag Muſtapha und ſeine Geretteten von Orbaſan; wahrlich! ſie werden ihn nie vergeſſen. Fatme aber, die befreite Sklavin, ging verkleidet nach Balſora, um ſich dort in ihre Heimath einzuſchiffen.

Nach einer kurzen und vergnügten Reiſe kamen die Meinigen in die Heimath. Meinen alten Vater tödtete beinahe die Freude des Wiederſehens; den andern Tag nach ihrer Ankunft veranſtaltete er ein großes Feſt, an welchem die ganze Stadt Theil nahm. Vor einer großen Verſammlung von Verwandten und Freunden mußte mein Bruder ſeine Geſchichte erzählen, und einſtimmig prieſen ſie ihn und den edeln Räuber.

Als aber mein Bruder geſchloſſen hatte, ſtand mein Vater auf und führte Zoraiden ihm zu. „So löſe ich denn," ſprach er mit feierlicher Stimme, „den Fluch von deinem Haupte; nimm dieſe hin, als die Belohnung, die du dir durch deinen raſtloſen Eifer erkämpft haſt;

nimm meinen väterlichen Segen, und möge es nie unſerer Stadt an Männern fehlen, die an brüderlicher Liebe, an Klugheit und Eifer dir gleichen."

Die Karavane hatte das Ende der Wüſte erreicht, und fröhlich begrüßten die Reiſenden die grünen Matten und die dichtbelaubten Bäume, deren lieblichen Anblick ſie viele Tage entbehrt hatten. In einem ſchönen Thale lag eine Karavanſerai, die ſie ſich zum Nachtlager wählten, und obgleich ſie wenig Bequemlichkeit und Erfriſchung darbot, ſo war doch die ganze Geſellſchaft heiterer und zutraulich als je; denn der Gedanke, den Gefahren und Beſchwerlichkeiten, die eine Reiſe durch die Wüſte mit ſich bringt, entronnen zu ſeyn, hatte alle Herzen geöffnet und die Gemüther zu Scherz und Kurzweil geſtimmt. Muley, der junge luſtige Kaufmann, tanzte einen komiſchen Tanz und ſang Lieder dazu, die ſelbſt dem ernſten Griechen Zaleukos ein Lächeln entlockten. Aber nicht genug, daß er ſeine Gefährten durch Tanz und Spiel erheitert hatte, er gab ihnen auch noch die Geſchichte zum Beſten, die er ihnen verſprochen hatte, und hub, als er von ſeinen Luftſprüngen ſich erholt hatte, alſo zu erzählen an:

Die Geschichte von dem kleinen Muck.

In Nicea, meiner lieben Vaterſtadt, wohnte ein Mann, den man den kleinen Muck hieß. Ich kann mir ihn, ob ich gleich damals noch ſehr jung war, noch recht wohl denken, beſonders weil ich einmal von meinem Vater wegen ſeiner halb todt geprügelt wurde. Der

kleine Muck nämlich war ſchon ein alter Geſelle, als ich ihn kannte, doch war er nur drei bis vier Schuh hoch; dabei hatte er eine ſonderbare Geſtalt, denn ſein Leib, ſo klein und zierlich er war, mußte einen Kopf tragen, viel größer und dicker als der Kopf anderer Leute; er wohnte ganz allein in einem großen Haus und kochte ſich ſogar ſelbſt, auch hätte man in der Stadt nicht gewußt, ob er lebe oder geſtorben ſey, denn er ging nur alle vier Wochen einmal aus, wenn nicht um die Mittagsſtunde ein mächtiger Dampf aus dem Hauſe aufgeſtiegen wäre; doch ſah man ihn oft Abends auf ſeinem Dache auf und abgehen, von der Straße aus glaubte man aber, nur ſein großer Kopf allein laufe auf dem Dache umher. Ich und meine Kameraden waren böſe Buben, die jedermann gerne neckten und belachten, daher war es uns allemal ein Feſttag, wenn der kleine Muck ausging; wir verſammelten uns an dem beſtimmten Tage vor ſeinem Haus und warteten, bis er heraus kam; wenn dann die Thüre aufging und zuerſt der große Kopf mit dem noch größeren Turban herausguckte, wenn das übrige Körperlein nachfolgte, angethan mit einem abgeſchabten Mäntelein, weiten Beinkleidern und einem breiten Gürtel, an welchem ein langer Dolch hing, ſo lang, daß man nicht wußte, ob Muck an dem Dolch oder der Dolch an Muck ſtack, wenn er ſo heraustrat, da ertönte die Luft von unſerem Freudengeſchrei, wir warfen unſere Mützen in die Höhe und tanzten um ihn her. Der kleine Muck aber grüßte uns mit ernſthaftem Kopfnicken und ging mit langſamen Schritten die Straße hinab; dabei ſchlurfte er mit den Füßen,

denn er hatte große weite Pantoffeln an, wie ich ſie ſonſt nie geſehen. Wir Knaben liefen hinter ihm her und ſchrien immer: kleiner Muck! kleiner Muck! Auch hatten wir ein luſtiges Verslein, das wir, ihm zu Ehren, hie und da ſangen; es hieß:

Kleiner Muck, kleiner Muck,
Wohnſt in einem großen Haus,
Gehſt nur all' vier Wochen aus,
Biſt ein braver kleiner Zwerg,
Haſt ein Köpflein wie ein Berg;
Schau dich einmal um und guck,
Lauf und fang uns, kleiner Muck.

So hatten wir ſchon oft unſre Kurzweil getrieben, und zu meiner Schande muß ich es geſtehen, ich trieb's am ärgſten, denn ich zupfte ihn oft am Mäntelein, und einmal trat ich ihm auch von hinten auf die großen Pantoffeln, daß er hinfiel. Dies kam mir nun höchſt lächerlich vor, aber das Lachen verging mir, als ich den kleinen Muck auf meines Vaters Haus zugehen ſah. Er ging richtig hinein und blieb einige Zeit dort. Ich verſteckte mich an der Hausthüre und ſah den Muck wieder heraus kommen, von meinem Vater begleitet, der ihn ehrerbietig an der Hand hielt und an der Thüre unter vielen Bücklingen ſich von ihm verabſchiedete. Mir war gar nicht wohl zu Muth, ich blieb daher lange in meinem Verſteck; endlich aber trieb mich der Hunger, den ich ärger fürchtete als Schläge, heraus, und demüthig und mit geſenktem Kopf trat ich vor meinen Vater. „Du haſt, wie ich höre, den guten Muck geſchimpft?“ ſprach er in ſehr ernſtem Tone. „Ich will dir die Geſchichte dieſes Muck erzählen, und du wirſt ihn gewiß

nicht mehr auslachen; vor- und nachher aber bekommſt du das Gewöhnliche.“ Das Gewöhnliche aber war fünfundzwanzig Hiebe, die er nur allzurichtig aufzuzählen pflegte. Er nahm daher ſein langes Pfeifenrohr, ſchraubte die Bernſteinmundſpitze ab und bearbeitete mich ärger als je zuvor.

Als die fünfundzwanzig voll waren, befahl er mir, aufzumerken, und erzählte mir von dem kleinen Muck: Der Vater des kleinen Muck, der eigentlich Mukrah heißt, war ein angeſehener, aber armer Mann hier in Nicea. Er lebte beinahe ſo einſiedleriſch als jetzt ſein Sohn. Dieſen konnte er nicht wohl leiden, weil er ſich ſeiner Zwerggeſtalt ſchämte, und ließ ihn daher auch in Unwiſſenheit aufwachſen. Der kleine Muck war noch in ſeinem ſechzehnten Jahr ein luſtiges Kind, und der Vater, ein ernſter Mann, tadelte ihn immer, daß er, der ſchon längſt die Kinderſchuhe zertreten haben ſollte, noch ſo dumm und läppiſch ſey.

Der Alte that aber einmal einen böſen Fall, an welchem er auch ſtarb und den kleinen Muck arm und unwiſſend zurückließ. Die harten Verwandten, denen der Verſtorbene mehr ſchuldig war, als er bezahlen konnte, jagten den armen Kleinen aus dem Hauſe und riethen ihm, in die Welt hinaus zu gehen und ſein Glück zu ſuchen. Der kleine Muck antwortete, er ſey ſchon reiſefertig, bat ſich aber nur noch den Anzug ſeines Vaters aus, und dieſer wurde ihm auch bewilligt. Sein Vater war ein großer ſtarker Mann geweſen, daher paßten die Kleider nicht. Muck aber wußte bald Rath; er ſchnitt ab, was zu lang war, und zog dann die Kleider

an. Er ſchien aber vergeſſen zu haben, daß er auch in der Weite davon ſchneiden müſſe, daher ſein ſonderbarer Anzug, wie er noch heute zu ſehen iſt; der große Turban, der breite Gürtel, die weiten Hoſen, das blaue Mäntelein, alles dies ſind Erbſtücke ſeines Vaters, die er ſeitdem getragen; den langen Damascenerdolch ſeines Vaters aber ſteckte er in den Gürtel, ergriff ein Stöcklein und wanderte zum Thor hinaus.

Fröhlich wanderte er den ganzen Tag, denn er war ja ausgezogen, um ſein Glück zu ſuchen; wenn er einen Scherben auf der Erde im Sonnenſchein glänzen ſah, ſo ſteckte er ihn gewiß zu ſich, im Glauben, daß er ſich in den ſchönſten Diamant verwandeln werde; ſah er in der Ferne die Kuppel einer Moſchee wie Feuer ſtrahlen, ſah er einen See wie einen Spiegel blinken, ſo eilte er voll Freude darauf zu; denn er dachte, in einem Zauberland angekommen zu ſeyn. Aber ach! jene Trugbilder verſchwanden in der Nähe, und nur allzubald erinnerte ihn ſeine Müdigkeit und ſein vor Hunger knurrender Magen, daß er noch im Lande der Sterblichen ſich befinde. So war er zwei Tage gereist, unter Hunger und Kummer, und verzweifelte, ſein Glück zu finden; die Früchte des Feldes waren ſeine einzige Nahrung, die harte Erde ſein Nachtlager. Am Morgen des dritten Tages erblickte er von einer Anhöhe eine große Stadt. Hell leuchtete der Halbmond auf ihren Zinnen, bunte Fahnen ſchimmerten auf den Dächern und ſchienen den kleinen Muck zu ſich herzuwinken. Ueberraſcht ſtand er ſtille und betrachtete Stadt und Gegend; „ja, dort wird Klein-Muck ſein Glück finden!“ ſprach er zu ſich, und

machte trotz seiner Müdigkeit einen Luftsprung, „dort oder nirgends.“ Er raffte alle seine Kräfte zusammen und schritt auf die Stadt zu. Aber obgleich sie ganz nahe schien, konnte er sie doch erst gegen Mittag erreichen, denn seine kleinen Glieder versagten ihm beinahe gänzlich ihren Dienst, und er mußte sich oft in den Schatten einer Palme setzen, um auszuruhen. Endlich war er an dem Thor der Stadt angelangt. Er legte sein Mäntelein zurecht, band den Turban schöner um, zog den Gürtel noch breiter an und steckte den langen Dolch schiefer; dann wischte er den Staub von den Schuhen, ergriff sein Stöcklein und ging muthig zum Thor hinein.

Er war schon einige Straßen durchwandert, aber nirgends öffnete sich eine Thüre, nirgends rief man, wie er sich vorgestellt hatte: „kleiner Muck, komm herein, und iß und trink und laß deine Füßlein ausruhen.“

Er schaute gerade auch wieder recht sehnsüchtig an einem großen schönen Haus hinauf, da öffnete sich ein Fenster, eine alte Frau schaute heraus und rief mit singender Stimme:

„Herbei, herbei!
Gekocht ist der Brei,
Den Tisch ließ ich decken,
Drum laßt es euch schmecken;
Ihr Nachbarn herbei,
Gekocht ist der Brei!“

Die Thüre des Hauses öffnete sich, und Muck sah viele Hunde und Katzen hineingehen. Er stand einige Augenblicke im Zweifel, ob er der Einladung folgen solle, endlich aber faßte er sich ein Herz und ging in das

Haus. Vor ihm her gingen ein Paar junge Kätzlein, und er beſchloß, ihnen zu folgen, weil ſie vielleicht die Küche beſſer wüßten als er.

Als Muck die Treppe hinaufgeſtiegen war, begegnete er jener alten Frau, die zum Fenſter herausgeſchaut hatte. Sie ſah ihn mürriſch an und fragte nach ſeinem Begehr. „Du haſt ja jedermann zu deinem Brei eingeladen,“ antwortete der kleine Muck, „und weil ich ſo gar hungrig bin, bin ich auch gekommen.“ Die Alte lachte laut und ſprach: „woher kommſt du denn, wunderlicher Geſell? Die ganze Stadt weiß, daß ich für niemand koche, als für meine lieben Katzen, und hie und da lade ich ihnen Geſellſchaft aus der Nachbarſchaft ein, wie du ſieheſt.“ Der kleine Muck erzählte der alten Frau, wie es ihm nach ſeines Vaters Tod ſo hart ergangen ſey, und bat ſie, ihn heute mit ihren Katzen ſpeiſen zu laſſen. Die Frau, welcher die treuherzige Erzählung des Kleinen wohl gefiel, erlaubte ihm, ihr Gaſt zu ſeyn, und gab ihm reichlich zu eſſen und zu trinken. Als er geſättigt und geſtärkt war, betrachtete ihn die Frau lange und ſagte dann: „kleiner Muck, bleibe bei mir in meinem Dienſte, du haſt geringe Mühe und ſollſt gut gehalten ſeyn.“ Der kleine Muck, dem der Katzenbrei geſchmeckt hatte, willigte ein und wurde alſo der Bediente der Frau Ahavzi. Er hatte einen leichten, aber ſonderbaren Dienſt. Frau Ahavzi hatte nämlich zwei Kater und vier Katzen, dieſen mußte der kleine Muck alle Morgen den Pelz kämmen und mit köſtlichen Salben einreiben; wenn die Frau ausging, mußte er auf die Katzen Achtung geben, wenn ſie aßen, mußte er ihnen

die Schüſſeln vorlegen, und Nachts mußte er ſie auf ſeidene Polſter legen und ſie mit ſammtenen Decken einhüllen. Auch waren noch einige kleine Hunde im Haus, die er bedienen mußte, doch wurden mit dieſen nicht ſo viele Umſtände gemacht, wie mit den Katzen, welche Frau Ahavzi wie ihre eigenen Kinder hielt. Uebrigens führte Muck ein ſo einſames Leben, wie in ſeines Vaters Haus, denn außer der Frau ſah er den ganzen Tag nur Hunde und Katzen. Eine Zeit lang ging es dem kleinen Muck ganz gut, er hatte immer zu eſſen und wenig zu arbeiten, und die alte Frau ſchien recht zufrieden mit ihm zu ſeyn; aber nach und nach wurden die Katzen unartig; wenn die Alte ausgegangen war, ſprangen ſie wie beſeſſen in den Zimmern umher, warfen alles durcheinander und zerbrachen manches ſchöne Geſchirr, das ihnen im Weg ſtand. Wenn ſie aber die Frau die Treppe herauf kommen hörten, verkrochen ſie ſich auf ihre Polſter und wedelten ihr mit den Schwänzen entgegen, wie wenn nichts geſchehen wäre. Die Frau Ahavzi gerieth dann in Zorn, wenn ſie ihre Zimmer ſo verwüſtet ſah, und ſchob alles auf Muck, er mochte ſeine Unſchuld betheuern, wie er wollte, ſie glaubte ihren Katzen, die ſo unſchuldig ausſahen, mehr als ihrem Diener.

Der kleine Muck war ſehr traurig, daß er alſo auch hier ſein Glück nicht gefunden habe, und beſchloß bei ſich, den Dienſt der Frau Ahavzi zu verlaſſen. Da er aber auf ſeiner erſten Reiſe erfahren hatte, wie ſchlecht man ohne Geld lebt, ſo beſchloß er, den Lohn, den ihm ſeine Gebieterin immer verſprochen, aber nie gegeben hatte, ſich auf irgend eine Art zu verſchaffen. Es befand ſich

in dem Hauſe der Frau Ahavzi ein Zimmer, das immer verſchloſſen war, und deſſen Inneres er nie geſehen hatte; doch hatte er die Frau oft darin rumoren gehört, und er hätte oft für ſein Leben gern gewußt, was ſie dort verſteckt habe. Als er nun an ſein Reiſegeld dachte, fiel ihm ein, daß dort die Schätze der Frau verſteckt ſeyn könnten; aber immer war die Thüre feſt verſchloſſen und er konnte daher den Schätzen nie beikommen.

Eines Morgens, als die Frau Ahavzi ausgegangen war, zupfte ihn eines der Hündlein, welches von der Frau immer ſehr ſtiefmütterlich behandelt wurde, deſſen Gunſt er ſich aber durch allerlei Liebesdienſte in hohem Grade erworben hatte, an ſeinen weiten Beinkleidern und geberdete ſich dabei, wie wenn Muck ihm folgen ſollte. Muck, welcher gerne mit den Hunden ſpielte, folgte ihm, und ſiehe da, das Hündlein führte ihn in die Schlafkammer der Frau Ahavzi und vor eine kleine Thüre, die er nie zuvor dort bemerkt hatte. Die Thüre war halb offen. Das Hündlein ging hinein und Muck folgte ihm, und freudig war er überraſcht, als er ſah, daß er ſich in dem Gemach befinde, das ſchon lange das Ziel ſeiner Wünſche war. Er ſpähte überall umher, ob er kein Geld finden könnte, fand aber nichts; nur alte Kleider und wunderlich geformte Geſchirre ſtanden umher. Eines dieſer Geſchirre zog ſeine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich; es war von Kryſtall und ſchöne Figuren waren darauf ausgeſchnitten. Er hob es auf und drehte es nach allen Seiten; aber, o Schrecken! er hatte nicht bemerkt, daß es einen Deckel hatte, der nur

leicht darauf hingesetzt war; der Deckel fiel herab und zerbrach in tausend Stücke.

Lange stand der kleine Muck vor Schrecken leblos; jetzt war sein Schicksal entschieden, jetzt mußte er entfliehen, sonst schlug ihn die Alte todt. Sogleich war auch seine Reise beschlossen, und nur noch einmal wollte er sich umschauen, ob er nichts von den Habseligkeiten der Frau Ahavzi zu seinem Marsch brauchen könnte; da fielen ihm ein Paar mächtig große Pantoffeln ins Auge, sie waren zwar nicht schön, aber seine eigenen konnten keine Reise mehr mitmachen, auch zogen ihn jene wegen ihrer Größe an, denn hatte er diese am Fuß, so mußten ihm hoffentlich alle Leute ansehen, daß er die Kinderschuhe vertreten habe. Er zog also schnell seine Töffelein aus und fuhr in die großen hinein; ein Spazierstöcklein mit einem schön geschnittenen Löwenkopf schien ihm auch hier allzumüßig in der Ecke zu stehen, er nahm es also mit und eilte zum Zimmer hinaus. Schnell ging er jetzt auf seine Kammer, zog sein Mäntelein an, setzte den väterlichen Turban auf, steckte den Dolch in den Gürtel und lief, so schnell ihn seine Füße trugen, zum Haus und zur Stadt hinaus. Vor der Stadt lief er, aus Angst vor der Alten, immer weiter fort, bis er vor Müdigkeit beinahe nicht mehr konnte. So schnell war er in seinem Leben nicht gegangen, ja es schien ihm, als könne er gar nicht aufhören zu rennen, denn eine unsichtbare Gewalt schien ihn fortzureißen. Endlich bemerkte er, daß es mit den Pantoffeln eine eigene Bewandtniß haben müsse, denn sie schossen immer fort und führten ihn mit sich. Er versuchte auf allerlei Weise

ſtill zu ſtehen, aber es wollte nicht gelingen; da rief er in der höchſten Noth, wie man den Pferden zuruft, ſich ſelbſt zu: „Oh — oh, halt, oh!“ Da hielten die Pantoffeln, und Muck warf ſich erſchöpft auf die Erde nieder.

Die Pantoffeln freuten ihn ungemein; ſo hatte er ſich denn doch durch ſeine Dienſte etwas erworben, das ihm in der Welt, auf ſeinem Weg, das Glück zu ſuchen, forthelfen konnte. Er ſchlief, trotz ſeiner Freude, vor Erſchöpfung ein, denn das Körperlein des kleinen Muck, das einen ſo ſchweren Kopf zu tragen hatte, konnte nicht viel aushalten. Im Traum erſchien ihm das Hündlein, welches ihm im Hauſe der Frau Ahavzi zu den Pantoffeln verholfen hatte, und ſprach zu ihm: „Lieber Muck, du verſtehſt den Gebrauch der Pantoffeln noch nicht recht; wiſſe, daß wenn du dich in ihnen dreimal auf dem Abſatz herumdrehſt, ſo kannſt du hinfliegen, wohin du nur willſt, und mit dem Stöcklein kannſt du Schätze finden, denn wo Gold vergraben iſt, da wird es dreimal auf die Erde ſchlagen, bei Silber zweimal.“ So träumte der kleine Muck; als er aber aufwachte, dachte er über den wunderbaren Traum nach, und beſchloß, alsbald einen Verſuch zu machen. Er zog die Pantoffeln an, hob einen Fuß auf und begann ſich auf dem Abſatz umzudrehen. Wer es aber jemals verſucht hat, in einem ungeheuer weiten Pantoffel dieſes Kunſtſtück dreimal hinter einander zu machen, der wird ſich nicht wundern, wenn es dem kleinen Muck nicht gleich glückte, beſonders wenn man bedenkt, daß ihn ſein ſchwerer Kopf bald auf dieſe, bald auf jene Seite hinüberzog.

Der arme Kleine fiel einigemal tüchtig auf die Naſe, doch ließ er ſich nicht abſchrecken, den Verſuch zu wiederholen, und endlich glückte es. Wie ein Rad fuhr er auf ſeinem Abſatz herum, wünſchte ſich in die nächſte große Stadt, und — die Pantoffeln ruderten hinauf in die Lüfte, liefen mit Windeseile durch die Wolken, und ehe ſich der kleine Muck noch beſinnen konnte, wie ihm geſchah, befand er ſich ſchon auf einem großen Marktplatz, wo viele Buden aufgeſchlagen waren und unzählige Menſchen geſchäftig hin und her liefen. Er ging unter den Leuten hin und her, hielt es aber für rathſamer, ſich in eine einſamere Straße zu begeben, denn auf dem Markt trat ihm bald da einer auf die Pantoffeln, daß er beinahe umfiel, bald ſtieß er mit ſeinem weithinausſtehenden Dolch einen oder den andern an, daß er mit Mühe den Schlägen entging.

Der kleine Muck bedachte nun ernſtlich, was er wohl anfangen könnte, um ſich ein Stück Geld zu verdienen; er hatte zwar ein Stäblein, das ihm verborgene Schätze anzeigte, aber wo ſollte er gleich einen Platz finden, wo Gold oder Silber vergraben wäre? Auch hätte er ſich zur Noth für Geld ſehen laſſen können, aber dazu war er doch zu ſtolz. Endlich fiel ihm die Schnelligkeit ſeiner Füße ein; vielleicht, dachte er, können mir meine Pantoffeln Unterhalt gewähren, und er beſchloß, ſich als Schnellläufer zu verdingen. Da er aber hoffen durfte, daß der König dieſe Dienſte am beſten bezahle, ſo erfragte er den Palaſt. Unter dem Thor des Palaſtes ſtand eine Wache, die ihn fragte, was er hier zu ſuchen habe? Auf ſeine Antwort, daß er

einen Dienſt ſuche, wies man ihn zum Aufſeher der Sklaven. Dieſem trug er ſein Anliegen vor und bat ihn, ihm einen Dienſt unter den königlichen Boten zu beſorgen. Der Aufſeher maß ihn mit ſeinen Augen von Kopf bis zu den Füßen, und ſprach: „Wie, mit deinen Füßlein, die kaum ſo lang als eine Spanne ſind, willſt du königlicher Schnellläufer werden? Hebe dich weg, ich bin nicht dazu da, mit jedem Narren Kurzweil zu machen.“ Der kleine Muck verſicherte ihn aber, daß es ihm vollkommen ernſt ſey mit ſeinem Antrag, und daß er es mit dem Schnellſten auf eine Wette ankommen laſſen wollte. Dem Aufſeher kam die Sache gar lächerlich vor; er befahl ihm, ſich bis auf den Abend zu einem Wettlauf bereit zu halten, führte ihn in die Küche und ſorgte dafür, daß ihm gehörig Speiſe und Trank gereicht wurde; er ſelbſt aber begab ſich zum König und erzählte ihm vom kleinen Menſchen und ſeinem Anerbieten. Der König war ein luſtiger Herr, daher gefiel es ihm wohl, daß der Aufſeher der Sklaven den kleinen Muck zu einem Spaß behalten habe; er befahl ihm, auf einer großen Wieſe hinter dem Schloß Anſtalten zu treffen, daß das Wettlaufen mit Bequemlichkeit von ſeinem ganzen Hofſtaat könnte geſehen werden, und befahl ihm nochmals, große Sorgfalt für den Zwerg zu haben. Der König erzählte ſeinen Prinzen und Prinzeſſinnen, was ſie dieſen Abend für ein Schauſpiel haben würden; dieſe erzählten es wieder ihren Dienern, und als der Abend herankam, war man in geſpannter Erwartung, und alles, was Füße hatte, ſtrömte hinaus auf die Wieſe, wo Gerüſte aufgeſchlagen waren, um den großſprecheriſchen Zwerg laufen zu ſehen.

Als der König und seine Söhne und Töchter auf dem Gerüst Platz genommen hatten, trat der kleine Muck heraus auf die Wiese und machte vor den hohen Herrschaften eine überaus zierliche Verbeugung. Ein allgemeines Freudengeschrei ertönte, als man den Kleinen ansichtig wurde; eine solche Figur hatte man dort noch nie gesehen. Das Körperlein mit dem mächtigen Kopf, das Mäntelein und die weiten Beinkleider, der lange Dolch in dem breiten Gürtel, die kleinen Füßlein in den weiten Pantoffeln — nein! es war zu drollig anzusehen, als daß man nicht hätte laut lachen sollen. Der kleine Muck ließ sich aber durch das Gelächter nicht irre machen; er stellte sich stolz, auf sein Stöcklein gestützt, hin und erwartete seinen Gegner. Der Aufseher der Sklaven hatte nach Mucks eigenem Wunsche den besten Läufer ausgesucht; dieser trat nun heraus, stellte sich neben den Kleinen und beide harrten auf das Zeichen. Da winkte Prinzessin Amarza, wie es ausgemacht war, mit ihrem Schleier, und wie zwei Pfeile, auf dasselbe Ziel abgeschossen, flogen die beiden Wettläufer über die Wiese hin.

Von Anfang hatte Mucks Gegner einen bedeutenden Vorsprung, aber dieser jagte ihm auf seinem Pantoffelfuhrwerk nach, holte ihn ein, überfing ihn und stand längst am Ziele, als jener noch, nach Luft schnappend, daher lief. Verwunderung und Staunen fesselten einige Augenblicke die Zuschauer, als aber der König zuerst in die Hände klatschte, da jauchzte die Menge und alle riefen: „hoch lebe der kleine Muck, der Sieger im Wettlauf!“

Man hatte indeß den kleinen Muck herbeigebracht; er warf ſich vor dem König nieder und ſprach: „Großmächtigſter König, ich habe dir hier nur eine kleine Probe meiner Kunſt gegeben, wolle nun geſtatten, daß man mir eine Stelle unter deinen Läufern gebe;“ der König aber antwortete ihm: „nein, du ſollſt mein Leibläufer und immer um meine Perſon ſeyn, lieber Muck, jährlich ſollſt du hundert Goldſtücke erhalten als Lohn und an der Tafel meiner erſten Diener ſollſt du ſpeiſen.“

So glaubte denn Muck, endlich das Glück gefunden zu haben, das er ſo lange ſuchte, und war fröhlich und wohlgemuth in ſeinem Herzen. Auch erfreute er ſich der beſonderen Gnade des Königs, denn dieſer gebrauchte ihn zu ſeinen ſchnellſten und geheimſten Sendungen, die er dann mit der größten Genauigkeit und mit unbegreiflicher Schnelle beſorgte.

Aber die übrigen Diener des Königs waren ihm gar nicht zugethan, weil ſie ſich ungern durch einen Zwerg, der nichts verſtand, als ſchnell zu laufen, in der Gunſt ihres Herrn zurückgeſetzt ſahen. Sie veranſtalteten daher manche Verſchwörung gegen ihn, um ihn zu ſtürzen, aber alle ſchlugen fehl an dem großen Zutrauen, das der König in ſeinen geheimen Oberleibläufer (denn zu dieſer Würde hatte er es in ſo kurzer Zeit gebracht) ſetzte.

Muck, dem dieſe Bewegungen gegen ihn nicht entgingen, ſann nicht auf Rache, dazu hatte er ein zu gutes Herz, nein, auf Mittel dachte er, ſich bei ſeinen Feinden nothwendig und beliebt zu machen. Da fiel ihm ſein Stäblein, das er in ſeinem Glück außer Acht gelaſſen hatte, ein; wenn er Schätze finde, dachte er, werden

ihm die Herren ſchon geneigter werden. Er hatte ſchon oft gehört, daß der Vater des jetzigen Königs viele ſeiner Schätze vergraben habe, als der Feind ſein Land überfallen; man ſagte auch, er ſey darüber geſtorben, ohne daß er ſein Geheimniß habe ſeinem Sohn mittheilen können. Von nun an nahm Muck immer ſein Stöcklein mit, in der Hoffnung, einmal an einem Ort vorüber zu gehen, wo das Geld des alten Königs vergraben ſey. Eines Abends führte ihn der Zufall in einen entlegenen Theil des Schloßgartens, den er wenig beſuchte, und plötzlich fühlte er das Stöcklein in ſeiner Hand zucken, und dreimal ſchlug es gegen den Boden. Nun wußte er ſchon, was dies zu bedeuten hatte. Er zog daher ſeinen Dolch heraus, machte Zeichen in die umſtehenden Bäume und ſchlich ſich wieder in das Schloß; dort verſchaffte er ſich einen Spaten und wartete die Nacht zu ſeinem Unternehmen ab.

Das Schatzgraben ſelbſt machte übrigens dem kleinen Muck mehr zu ſchaffen, als er geglaubt hatte. Seine Arme waren zu ſchwach, ſein Spaten aber groß und ſchwer; und er mochte wohl ſchon zwei Stunden gearbeitet haben, ehe er ein paar Fuß tief gegraben hatte. Endlich ſtieß er auf etwas Hartes, das wie Eiſen klang. Er grub jetzt emſiger, und bald hatte er einen großen eiſernen Deckel zu Tage gefördert; er ſtieg ſelbſt in die Grube hinab, um nachzuſpähen, was wohl der Deckel könnte bedeckt haben, und fand richtig einen großen Topf mit Goldſtücken angefüllt. Aber ſeine ſchwachen Kräfte reichten nicht hin, den Topf zu heben, daher ſteckte er in ſeine Beinkleider und ſeinen Gürtel, ſo viel er zu tragen

vermochte, und auch ſein Mäntelein füllte er damit, bedeckte das Uebrige wieder ſorgfältig, und lud es auf den Rücken. Aber wahrlich, wenn er die Pantoffeln nicht an den Füßen gehabt hätte, er wäre nicht vom Fleck gekommen, ſo zog ihn die Laſt des Goldes nieder. Doch unbemerkt kam er auf ſein Zimmer und verwahrte dort ſein Gold unter den Polſtern ſeines Sophas.

Als der kleine Muck ſich im Beſitz ſo vielen Goldes ſah, glaubte er, das Blatt werde ſich jetzt wenden, und er werde ſich unter ſeinen Feinden am Hofe viele Gönner und warme Anhänger erwerben. Aber ſchon daran konnte man erkennen, daß der gute Muck keine gar zu ſorgfältige Erziehung genoſſen haben mußte, ſonſt hätte er ſich wohl nicht einbilden können, durch Gold wahre Freunde zu gewinnen. Ach! daß er damals ſeine Pantoffeln geſchmiert und ſich mit ſeinem Mäntelein voll Gold aus dem Staub gemacht hätte!

Das Gold, das der kleine Muck von jetzt an mit vollen Händen austheilte, erweckte den Neid der übrigen Hofbedienten. Der Küchenmeiſter Ahuli ſagte: „er iſt ein Falſchmünzer,“ der Sklavenaufſeher Achmet ſagte: „er hat's dem König abgeſchwatzt;“ Archaz der Schatzmeiſter aber, ſein ärgſter Feind, der ſelbſt hie und da einen Griff in des Königs Kaſſe thun mochte, ſagte geradezu: „er hat's geſtohlen.“ Um nun ihrer Sache gewiß zu ſeyn, verabredeten ſie ſich, und der Obermundſchenk Korchuz ſtellte ſich eines Tages recht traurig und niedergeſchlagen vor den Augen des Königs. Er machte ſeine traurigen Geberden ſo auffallend, daß ihn der König fragte, was ihm fehle. „Ach!“ antwortete er,

„ich bin traurig, daß ich die Gnade meines Herrn verloren habe.“ „Was fabelſt du, Freund Korchuz,“ entgegnete ihm der König, „ſeit wann hätte ich die Sonne meiner Gnade nicht über dich leuchten laſſen?“ Der Obermundſchenk antwortete ihm, daß er ja den geheimen Oberleibläufer mit Gold belade, ſeinen armen treuen Dienern aber nichts gebe.

Der König war ſehr erſtaunt über dieſe Nachricht, ließ ſich die Goldaustheilungen des kleinen Muck erzählen und die Verſchworenen brachten ihm leicht den Verdacht bei, daß Muck auf irgend eine Art das Geld aus der Schatzkammer geſtohlen habe. Sehr lieb war dieſe Wendung der Sache dem Schatzmeiſter, der ohnehin nicht gerne Rechnung ablegte. Der König gab daher den Befehl, heimlich auf alle Schritte des kleinen Muck Acht zu geben, um ihn wo möglich auf der That zu ertappen. Als nun in der Nacht, die auf dieſen Unglückstag folgte, der kleine Muck, da er durch ſeine Freigebigkeit ſeine Kaſſe ſehr erſchöpft ſah, den Spaten nahm und in den Schloßgarten ſchlich, um dort von ſeinem geheimen Schatze neuen Vorrath zu holen, folgten ihm von weitem die Wachen, von dem Küchenmeiſter Ahuli und Archaz, dem Schatzmeiſter, angeführt, und in dem Augenblick, da er das Gold aus dem Topf in das Mäntelein legen wollte, fielen ſie über ihn her, banden ihn und führten ihn ſogleich vor den König. Dieſer, den ohnehin die Unterbrechung ſeines Schlafes mürriſch gemacht hatte, empfing ſeinen armen geheimen Oberleibläufer ſehr ungnädig und ſtellte ſogleich das Verhör über ihn an. Man hatte den Topf vollends aus der

Erde gegraben, und mit dem Spaten und mit dem Mäntelein voll Gold vor die Füße des Königs geſetzt. Der Schatzmeiſter ſagte aus, daß er mit ſeinen Wachen den Muck überraſcht habe, wie er dieſen Topf mit Gold gerade in die Erde gegraben habe.

Der König befragte hierauf den Angeklagten, ob es wahr ſey, und woher er das Gold, das er vergraben, bekommen habe?

Der kleine Muck, im Gefühl ſeiner Unſchuld, ſagte aus, daß er dieſen Topf im Garten entdeckt habe, daß er ihn habe nicht ein-, ſondern ausgraben wollen.

Alle Anweſenden lachten laut über dieſe Entſchuldigung; der König aber, aufs höchſte erzürnt über die vermeintliche Frechheit des Kleinen, rief aus: „wie, Elender! du willſt deinen König ſo dumm und ſchändlich belügen, nachdem du ihn beſtohlen haſt? Schatzmeiſter Archaz! ich fordere dich auf, zu ſagen, ob du dieſe Summe Goldes für die nämliche erkennſt, die in meinem Schatze fehlt?“

Der Schatzmeiſter aber antwortete, er ſey ſeiner Sache ganz gewiß, ſo viel und noch mehr fehle ſeit einiger Zeit in dem königlichen Schatz, und er könnte einen Eid darauf ablegen, das dies das Geſtohlene ſey.

Da befahl der König, den kleinen Muck in enge Ketten zu legen und in den Thurm zu führen, dem Schatzmeiſter aber übergab er das Gold, um es wieder in den Schatz zu tragen. Vergnügt über den glücklichen Ausgang der Sache, zog dieſer ab und zählte zu Haus die blinkenden Goldſtücke; aber das hat dieſer ſchlechte Mann niemals angezeigt, daß unten in dem Topf ein

Zettel lag, der ſagte: „Der Feind hat mein Land überſchwemmt, daher verberge ich hier einen Theil meiner Schätze; wer es auch finden mag, den treffe der Fluch ſeines Königs, wenn er es nicht ſogleich meinem Sohne ausliefert. — König Sadi.“

Der kleine Muck ſtellte in ſeinem Kerker traurige Betrachtungen an; er wußte, daß auf Diebſtahl an königlichen Sachen der Tod geſetzt war: und doch mochte er das Geheimniß mit dem Stäbchen dem Könige nicht verrathen, weil er mit Recht fürchtete, dieſes und ſeiner Pantoffeln beraubt zu werden. Seine Pantoffeln konnten ihm leider auch keine Hülfe bringen, denn da er in engen Ketten an die Mauer geſchloſſen war, konnte er, ſo ſehr er ſich quälte, ſich nicht auf dem Abſatz umdrehen. Als ihm aber am andern Tage ſein Tod angekündigt wurde, da dachte er doch, es ſey beſſer, ohne das Zauberſtäbchen zu leben, als mit ihm zu ſterben, ließ den König um geheimes Gehör bitten und entdeckte ihm das Geheimniß. Der König maß von Anfang ſeinem Geſtändniß keinen Glauben bei; aber der kleine Muck verſprach eine Probe, wenn ihm der König zugeſtünde, daß er nicht getödtet werden ſolle. Der König gab ihm ſein Wort darauf und ließ, von Muck ungeſehen, einiges Gold in die Erde graben, und befahl dieſem, mit ſeinem Stäbchen zu ſuchen. In wenigen Augenblicken hatte er es gefunden, denn das Stäbchen ſchlug deutlich dreimal auf die Erde. Da merkte der König, daß ihn ſein Schatzmeiſter betrogen hatte, und ſandte ihm, wie es im Morgenland gebräuchlich iſt, eine ſeidene Schnur, damit er

ſich ſelbſt erdroßle. Zum kleinen Muck aber ſprach er: „Ich habe dir zwar dein Leben verſprochen, aber es ſcheint mir, als ob du nicht allein dieſes Geheimniß mit dem Stäbchen beſitzeſt; darum bleibſt du in ewiger Gefangenſchaft, wenn du nicht geſtehſt, was für eine Bewandtniß es mit deinem Schnelllaufen hat. Der kleine Muck, dem die einzige Nacht im Thurm alle Luſt zu längerer Gefangenſchaft benommen hatte, bekannte, daß ſeine ganze Kunſt in den Pantoffeln liege, doch lehrte er den König nicht das Geheimniß von dem dreimaligen Umdrehen auf dem Abſatz. Der König ſchlüpfte ſelbſt in die Pantoffeln, um die Probe zu machen, und jagte wie unſinnig im Garten umher; oft wollte er anhalten, aber er wußte nicht, wie man die Pantoffeln zum Stehen brachte, und der kleine Muck, der dieſe kleine Rache ſich nicht verſagen konnte, ließ ihn laufen, bis er ohnmächtig niederfiel.

Als der König wieder zur Beſinnung zurückgekehrt war, war er ſchrecklich aufgebracht über den kleinen Muck, der ihn ſo ganz außer Athem hatte laufen laſſen. „Ich habe dir mein Wort gegeben, dir Freiheit und Leben zu ſchenken, aber innerhalb zwölf Stunden mußt du mein Land verlaſſen, ſonſt laſſe ich dich aufknüpfen.“ Die Pantoffeln und das Stäbchen aber ließ er in ſeine Schatzkammer legen.

So arm als je wanderte der kleine Muck zum Land hinaus, ſeine Thorheit verwünſchend, die ihm vorgeſpiegelt hatte, er könne eine bedeutende Rolle am Hofe ſpielen. Das Land, aus dem er gejagt wurde, war zum Glück nicht groß, daher war er ſchon nach acht Stunden

auf der Grenze, obgleich ihm das Gehen, da er an seine lieben Pantoffeln gewöhnt war, sehr sauer ankam.

Als er über die Grenze war, verließ er die gewöhnliche Straße, um die dichteste Einöde der Wälder aufzusuchen und dort nur sich zu leben, denn er war allen Menschen gram. In einem dichten Walde traf er auf einen Platz, der ihm zu dem Entschluß, den er gefaßt hatte, ganz tauglich schien. Ein klarer Bach, von großen schattigen Feigenbäumen umgeben, ein weicher Rasen luden ihn ein; hier warf er sich nieder, mit dem Entschluß, keine Speise mehr zu sich zu nehmen, sondern hier den Tod zu erwarten. Ueber traurigen Todesbetrachtungen schlief er ein, als er aber wieder aufwachte und der Hunger ihn zu quälen anfing, bedachte er doch, daß der Hungertod eine gefährliche Sache sey, und sah sich um, ob er nirgends etwas zu essen bekommen könnte.

Köstliche reife Feigen hingen an dem Baume, unter welchem er geschlafen hatte; er stieg hinauf, um sich einige zu pflücken, ließ es sich trefflich schmecken und ging hinunter an den Bach, um seinen Durst zu löschen. Aber wie groß war sein Schrecken, als ihm das Wasser seinen Kopf mit zwei gewaltigen Ohren und einer dicken langen Nase geschmückt zeigte! Bestürzt griff er mit den Händen nach den Ohren, und wirklich sie waren über eine halbe Elle lang.

„Ich verdiene Eselsohren!“ rief er aus, „denn ich habe mein Glück wie ein Esel mit Füßen getreten.“ — Er wanderte unter den Bäumen umher, und als er wieder Hunger fühlte, mußte er noch einmal zu den Feigen seine Zuflucht nehmen, denn sonst fand er nichts

Eßbares an den Bäumen. Als ihm über der zweiten Portion Feigen einfiel, ob wohl seine Ohren nicht unter seinem großen Turban Platz hätten, damit er doch nicht gar zu lächerlich aussehe, fühlte er, daß seine Ohren verschwunden seyen. Er lief gleich an den Bach zurück, um sich davon zu überzeugen, und wirklich, es war so, seine Ohren hatten ihre vorige Gestalt, seine lange unförmliche Nase war nicht mehr. Jetzt merkte er aber, wie dies gekommen war; von dem ersten Feigenbaum hatte er die lange Nase und Ohren bekommen, der zweite hatte ihn geheilt; freudig erkannte er, daß sein gütiges Geschick ihm noch einmal die Mittel in die Hand gebe, glücklich zu seyn. Er pflückte daher von jedem Baum so viel er tragen konnte, und ging in das Land zurück, das er vor kurzem verlassen hatte. Dort machte er sich in dem ersten Städtchen durch andere Kleider ganz unkenntlich und ging dann weiter auf die Stadt zu, die jener König bewohnte, und kam auch bald dort an.

Es war gerade zu einer Jahrszeit, wo reife Früchte noch ziemlich selten waren; der kleine Muck setzte sich daher unter das Thor des Palastes, denn ihm war von früherer Zeit her wohl bekannt, daß hier solche Seltenheiten von dem Küchenmeister für die königliche Tafel eingekauft wurden. Muck hatte noch nicht lange gesessen, als er den Küchenmeister über den Hof herüberschreiten sah. Er musterte die Waaren der Verkäufer, die sich am Thor des Palastes eingefunden hatten, endlich fiel sein Blick auch auf Mucks Körbchen. „Ah! ein seltener Bissen," sagte er, „der Ihro Majestät gewiß behagen wird; was willst du für den ganzen Korb?" Der kleine

Muck bestimmte einen mäßigen Preis, und sie waren bald des Handels einig. Der Küchenmeister übergab den Korb einem Sklaven und ging weiter; der kleine Muck aber machte sich einstweilen aus dem Staub, weil er befürchtete, wenn sich das Unglück an den Köpfen des Hofes zeige, möchte man ihn als Verkäufer aufsuchen und bestrafen.

Der König war über Tisch sehr heiter gestimmt und sagte seinem Küchenmeister einmal über das andere Lobsprüche wegen seiner guten Küche und der Sorgfalt, mit der er immer das Seltenste für ihn aussuche; der Küchenmeister aber, welcher wohl wußte, welchen Leckerbissen er noch im Hintergrund habe, schmunzelte gar freundlich und ließ nur einzelne Worte fallen: „es ist noch nicht aller Tage Abend," oder: „Ende gut, alles gut," so, daß die Prinzessinnen sehr neugierig wurden, was er wohl noch bringen werde. Als er aber die schönen einladenden Feigen aufsetzen ließ, da entfloh ein allgemeines Ah! dem Munde der Anwesenden. „Wie reif, wie appetitlich!" rief der König, „Küchenmeister, du bist ein ganzer Kerl, und verdienst unsere ganz besondere Gnade!" Also sprechend theilte der König, der mit solchen Leckerbissen sehr sparsam zu seyn pflegte, mit eigener Hand die Feigen an seiner Tafel aus. Jeder Prinz und jede Prinzessin bekam zwei, die Hofdamen und die Veziere und Aga's eine, die übrigen stellte er vor sich hin und begann mit großem Behagen sie zu verschlingen.

„Aber lieber Gott, wie siehst du so wunderlich aus, Vater!" rief auf einmal die Prinzessin Amarza. Alle sahen den König erstaunt an, ungeheure Ohren hingen

ihm am Kopf, eine lange Naſe zog ſich über ſein Kinn herunter; auch ſich ſelbſt betrachteten ſie unter einander mit Staunen und Schrecken, alle waren mehr oder minder mit dem ſonderbaren Kopfputz geſchmückt.

Man denke ſich den Schrecken des Hofes! Man ſchickte ſogleich nach allen Aerzten der Stadt, ſie kamen haufenweiſe, verordneten Pillen und Mixturen, aber die Ohren und die Naſen blieben. Man operirte einen der Prinzen, aber die Ohren wuchſen nach.

Muck hatte die ganze Geſchichte in ſeinem Verſteck, wohin er ſich zurückgezogen hatte, gehört und erkannte, daß es jetzt Zeit ſey, zu handeln. Er hatte ſich ſchon vorher von dem aus den Feigen gelösten Geld einen Anzug verſchafft, der ihn als Gelehrten darſtellen konnte; ein langer Bart aus Ziegenhaaren vollendete die Täuſchung. Mit einem Säckchen voll Feigen wanderte er in den Palaſt des Königs und bot als fremder Arzt ſeine Hülfe an. Man war von Anfang ſehr ungläubig, als aber der kleine Muck eine Feige einem der Prinzen zu eſſen gab und Ohren und Naſe dadurch in den alten Zuſtand zurückbrachte, da wollte alles von dem fremden Arzte geheilt ſeyn. Aber der König nahm ihn ſchweigend bei der Hand und führte ihn in ſein Gemach; dort ſchloß er eine Thüre auf, die in die Schatzkammer führte, und winkte Muck, ihm zu folgen. „Hier ſind meine Schätze," ſprach der König, „wähle dir, was es auch ſey, es ſoll dir gewährt werden, wenn du mich von dieſem ſchmachvollen Uebel befreiſt." Das war ſüße Muſik in des kleinen Mucks Ohren; er hatte gleich beim Eintritt ſeine Pantoffeln auf dem Boden ſtehen

ſehen, gleich daneben lag auch ſein Stäbchen. Er ging nun umher in dem Saal, wie wenn er die Schätze des Königs bewundern wollte, kaum aber war er an ſeine Pantoffeln gekommen, ſo ſchlüpfte er eilends hinein, ergriff ſein Stäbchen, riß ſeinen falſchen Bart herab und zeigte dem erſtaunten König das wohlbekannte Geſicht ſeines verſtoßenen Mucks. „Treuloſer König,“ ſprach er, „der du treue Dienſte mit Undank lohnſt, nimm als wohlverdiente Strafe die Mißgeſtalt, die du trägſt. Die Ohren laß ich dir zurück, damit ſie dich täglich erinnern an den kleinen Muck.“ Als er ſo geſprochen hatte, drehte er ſich ſchnell auf dem Abſatz herum, wünſchte ſich weit hinweg, und ehe noch der König um Hülfe rufen konnte, war der kleine Muck entflohen. Seitdem lebt der kleine Muck hier in großem Wohlſtand, aber einſam, denn er verachtet die Menſchen. Er iſt durch Erfahrung ein weiſer Mann geworden, welcher, wenn auch ſein Aeußeres etwas Auffallendes haben mag, deine Bewunderung mehr als deinen Spott verdient. —

So erzählte mir mein Vater; ich bezeugte ihm meine Reue über mein rohes Betragen gegen den guten kleinen Mann, und mein Vater ſchenkte mir die andere Hälfte der Strafe, die er mir zugedacht hatte. Ich erzählte meinen Kameraden die wunderbaren Schickſale des Kleinen, und wir gewannen ihn ſo lieb, daß ihn keiner mehr ſchimpfte. Im Gegentheil, wir ehrten ihn, ſo lange er lebte, und haben uns vor ihm immer ſo tief als vor Kadi und Mufti gebückt.

Die Reisenden beschlossen, einen Rasttag in dieser Karavanserai zu machen, um sich und die Thiere zur weiteren Reise zu stärken. Die gestrige Fröhlichkeit ging auch auf diesen Tag über, und sie ergötzten sich mit allerlei Spielen. Nach dem Essen aber riefen sie dem fünften Kaufmann, Ali Schah, zu, auch seine Schuldigkeit gleich den übrigen zu thun und eine Geschichte zu erzählen. Er antwortete, sein Leben sey zu arm an auffallenden Begebenheiten, als daß er ihnen etwas davon mittheilen möchte, daher wolle er ihnen etwas anderes erzählen, nämlich: Das Mährchen vom falschen Prinzen.

Das Mährchen vom falschen Prinzen.

Es war einmal ein ehrsamer Schneidergeselle, Namens Labakan, der bei einem geschickten Meister in Alessandria sein Handwerk lernte; man konnte nicht sagen, daß Labakan ungeschickt mit der Nadel war, im Gegentheil, er konnte recht feine Arbeit machen; auch that man ihm unrecht, wenn man ihn geradezu faul schalt; aber ganz richtig war es doch nicht mit dem Gesellen, denn er konnte oft stundenlang in einem fort nähen, daß ihm die Nadel in der Hand glühend ward und der Faden rauchte, da gab es ihm dann ein Stück, wie keinem andern; ein ander Mal aber, und dies geschah leider öfters, saß er in tiefen Gedanken, sah mit starren Augen vor sich hin und hatte dabei in Gesicht und Wesen etwas so eigenes, daß sein Meister und die übrigen Gesellen von diesem Zustand nie anders sprachen, als: „Labakan hat wieder sein vornehmes Gesicht.“

Am Freitag aber, wenn andere Leute vom Gebet ruhig nach Haus an ihre Arbeit gingen, trat Labakan in einem schönen Kleid, das er sich mit vieler Mühe zusammengespart hatte, aus der Moschee, ging langsam und stolzen Schrittes durch die Plätze und Straßen der Stadt, und wenn ihm einer seiner Kameraden ein „Friede sey mit dir," oder „wie geht es, Freund Labakan?" bot, so winkte er gnädig mit der Hand oder nickte, wenn es hoch kam, vornehm mit dem Kopf. Wenn dann sein Meister im Spaß zu ihm sagte: „an dir ist ein Prinz verloren gegangen, Labakan," so freute er sich darüber und antwortete: „habt Ihr das auch bemerkt?" oder: „ich habe es schon lange gedacht!"

So trieb es der ehrsame Schneidergeselle Labakan schon eine geraume Zeit, sein Meister aber duldete seine Narrheit, weil er sonst ein guter Mensch und geschickter Arbeiter war. Aber eines Tages schickte Selim, der Bruder des Sultans, der gerade durch Alessandria reiste, ein Festkleid zu dem Meister, um einiges daran verändern zu lassen, und der Meister gab es Labakan, weil dieser die feinste Arbeit machte. Als Abends der Meister und die Gesellen sich hinwegbegeben hatten, um nach des Tages Last sich zu erholen, trieb eine unwiderstehliche Sehnsucht Labakan wieder in die Werkstätte zurück, wo das Kleid des kaiserlichen Bruders hing. Er stand lange sinnend davor, bald den Glanz der Stickerei, bald die schillernden Farben des Sammets und der Seide an dem Kleide bewundernd. Er konnte nicht anders, er mußte es anziehen, und siehe da, es paßte ihm so trefflich, wie wenn es für ihn wäre gemacht

worden. „Bin ich nicht ſo gut ein Prinz, als einer?“ fragte er ſich, indem er im Zimmer auf- und abſchritt. „Hat nicht der Meiſter ſelbſt ſchon geſagt, daß ich zum Prinzen geboren ſey?“ Mit den Kleidern ſchien der Geſelle eine ganz königliche Geſinnung angezogen zu haben; er konnte ſich nicht anders denken, als er ſey ein bekannter Königsſohn, und als ſolcher beſchloß er, in die Welt zu reiſen und einen Ort zu verlaſſen, wo die Leute bisher ſo thöricht geweſen waren, unter der Hülle ſeines niedern Standes nicht ſeine angeborne Würde zu erkennen. Das prachtvolle Kleid ſchien ihm von einer gütigen Fee geſchickt, er hütete ſich daher wohl, ein ſo theures Geſchenk zu verſchmähen, ſteckte ſeine geringe Baarſchaft zu ſich und wanderte, begünſtigt von dem Dunkel der Nacht, aus Aleſſandria's Thoren.

Der neue Prinz erregte überall auf ſeiner Wanderſchaft Verwunderung, denn das prachtvolle Kleid und ſein ernſtes majeſtätiſches Weſen wollte gar nicht paſſen für einen Fußgänger. Wenn man ihn darüber befragte, pflegte er mit geheimnißvoller Miene zu antworten, daß es ſeine eigenen Urſachen habe. Als er aber merkte, daß er ſich durch ſeine Fußwanderungen lächerlich mache, kaufte er um geringen Preis ein altes Roß, welches ſehr für ihn paßte, da es ihn mit ſeiner geſetzten Ruhe und Sanftmuth nie in Verlegenheit brachte, ſich als geſchickten Reiter zeigen zu müſſen, was gar nicht ſeine Sache war.

Eines Tages, als er Schritt vor Schritt auf ſeinem Murva, ſo hatte er ſein Roß genannt, ſeine Straße zog, ſchloß ſich ein Reiter an ihn an und bat ihn, in ſeiner

Gesellschaft reiten zu dürfen, weil ihm der Weg viel kürzer werde im Gespräch mit einem andern. Der Reiter war ein fröhlicher junger Mann, schön und angenehm im Umgang. Er hatte mit Labakan bald ein Gespräch angeknüpft über woher und wohin, und es traf sich, daß auch er, wie der Schneidergeselle, ohne Plan in die Welt hinauszog. Er sagte, er heiße Omar, sey der Neffe Elfi Beys, des unglücklichen Bassa's von Kairo, und reise nun umher, um einen Auftrag, den ihm sein Oheim auf dem Sterbebette ertheilt habe, auszurichten. Labakan ließ sich nicht so offenherzig über seine Verhältnisse aus, er gab ihm zu verstehen, daß er von hoher Abkunft sey und zu seinem Vergnügen reise.

Die beiden jungen Herren fanden Gefallen an einander und zogen fürder. Am zweiten Tage ihrer gemeinschaftlichen Reise fragte Labakan seinen Gefährten Omar nach den Aufträgen, die er zu besorgen habe, und erfuhr zu seinem Erstaunen Folgendes: „Elfi Bey, der Bassa von Kairo, hatte den Omar seit seiner frühesten Kindheit erzogen, und dieser hatte seine Eltern nie gekannt. Als nun Elfi Bey von seinen Feinden überfallen worden war und nach drei unglücklichen Schlachten, tödtlich verwundet, fliehen mußte, entdeckte er seinem Zögling, daß er nicht sein Neffe sey, sondern der Sohn eines mächtigen Herrschers, welcher, aus Furcht vor den Prophezeihungen seiner Sterndeuter, den jungen Prinzen von seinem Hofe entfernt habe, mit dem Schwur, ihn erst an seinem zweiundzwanzigsten Geburtstage wieder sehen zu wollen. Elfi Bey habe ihm den Namen seines Vaters nicht genannt, sondern ihm

aufs beſtimmteſte aufgetragen, am vierten Tage des kommenden Monats Ramadan, an welchem Tage er zweiundzwanzig Jahre alt werde, ſich an der berühmten Säule El-Serujah, vier Tagreiſen öſtlich von Aleſſandria, einzufinden; dort ſolle er den Männern, die an der Säule ſtehen werden, einen Dolch, den er ihm gab, überreichen, mit den Worten: „hier bin ich, den ihr ſuchet;“ wenn ſie antworten: „Gelobt ſey der Prophet, der dich erhielt,“ ſo ſolle er ihnen folgen, ſie werden ihn zu ſeinem Vater führen.

Der Schneidergeſelle Labakan war ſehr erſtaunt über dieſe Mittheilung, er betrachtete von jetzt an den Prinzen Omar mit neidiſchen Augen, erzürnt darüber, daß das Schickſal jenem, obgleich er ſchon für den Neffen eines mächtigen Baſſa galt, noch die Würde eines Fürſtenſohnes verliehen, ihm aber, den es mit allem, was einem Prinzen noththut, ausgerüſtet, gleichſam zum Hohn eine dunkle Geburt und einen gewöhnlichen Lebensweg verliehen habe. Er ſtellte Vergleichungen zwiſchen ſich und dem Prinzen an. Er mußte ſich geſtehen, es ſey jener ein Mann von ſehr vortheilhafter Geſichtsbildung; ſchöne lebhafte Augen, eine kühngebogene Naſe, ein ſanftes zuvorkommendes Benehmen, kurz alle Vorzüge des Aeußeren, die jemand empfehlen können, waren jenem eigen. Aber ſo viele Vorzüge er auch an ſeinem Begleiter fand, ſo geſtand er ſich doch, daß ein Labakan dem fürſtlichen Vater wohl noch willkommener ſeyn dürfte, als der wirkliche Prinz.

Dieſe Betrachtungen verfolgten Labakan den ganzen Tag, mit ihnen ſchlief er im nächſten Nachtlager ein;

aber als er Morgens aufwachte und ſein Blick auf den neben ihm ſchlafenden Omar fiel, der ſo ruhig ſchlafen und von ſeinem gewiſſen Glücke träumen konnte, da erwachte in ihm der Gedanke, ſich durch Liſt oder Gewalt zu erſtreben, was ihm das ungünſtige Schickſal verſagt hatte; der Dolch, das Erkennungszeichen des heimkehrenden Prinzen, ſtack in dem Gürtel des Schlafenden, leiſe zog er ihn hervor, um ihn in die Bruſt des Eigenthümers zu ſtoßen. Doch vor dem Gedanken des Mordes entſetzte ſich die friedfertige Seele des Geſellen, er begnügte ſich, den Dolch zu ſich zu ſtecken, das ſchnellere Pferd des Prinzen für ſich aufzäumen zu laſſen, und ehe Omar aufwachte und ſich aller ſeiner Hoffnungen beraubt ſah, hatte ſein treuloſer Gefährte ſchon einen Vorſprung von mehreren Meilen.

Es war gerade der erſte Tag des heiligen Monats Ramadan, an welchem Labakan den Raub an dem Prinzen begangen hatte, und er hatte alſo noch vier Tage, um zu der Säule El-Serujah, welche ihm wohl bekannt war, zu gelangen. Obgleich die Gegend, worin ſich dieſe Säule befand, höchſtens noch zwei Tagreiſen entfernt ſeyn konnte, ſo beeilte er ſich doch, hinzukommen, weil er immer fürchtete, von dem wahren Prinzen eingeholt zu werden.

Am Ende des zweiten Tages erblickte Labakan die Säule El-Serujah. Sie ſtand auf einer kleinen Anhöhe in einer weiten Ebene und konnte auf zwei bis drei Stunden geſehen werden. Labakans Herz pochte lauter bei dieſem Anblick; obgleich er die letzten zwei Tage hindurch Zeit genug gehabt, über die Rolle, die er zu

ſpielen hatte, nachzudenken, ſo machte ihn doch das böſe Gewiſſen etwas ängſtlich, aber der Gedanke, daß er zum Prinzen geboren ſey, ſtärkte ihn wieder, ſo daß er getröſteter ſeinem Ziele entgegen ging.

Die Gegend um die Säule El-Serujah war unbewohnt und öde, und der neue Prinz wäre wegen ſeines Unterhalts etwas in Verlegenheit gekommen, wenn er ſich nicht auf mehrere Tage verſehen hätte. Er lagerte ſich alſo neben ſeinem Pferd unter einigen Palmen und erwartete dort ſein ferneres Schickſal.

Gegen die Mitte des andern Tages ſah er einen großen Zug von Pferden und Kameelen über die Ebene her auf die Säule El-Serujah zukommen. Der Zug hielt am Fuße des Hügels, auf welchem die Säule ſtand, man ſchlug prachtvolle Zelte auf, und das Ganze ſah aus wie der Reiſezug eines reichen Baſſa oder Scheik. Labakan ahnete, daß die vielen Leute, welche er ſah, ſich ſeinetwegen hieher bemüht hatten, und hätte ihnen gerne ſchon heute ihren künftigen Gebieter gezeigt, aber er mäßigte ſeine Begierde, als Prinz aufzutreten, da ja doch der nächſte Morgen ſeine kühnſten Wünſche vollkommen befriedigen mußte.

Die Morgenſonne weckte den überglücklichen Schneider zu dem wichtigſten Augenblick ſeines Lebens, welcher ihn aus einem niedrigen Looſe an die Seite eines fürſtlichen Vaters erheben ſollte; zwar fiel ihm, als er ſein Pferd aufzäumte, um zu der Säule hinzureiten, wohl auch das Unrechtmäßige ſeines Schrittes ein, zwar führten ihm ſeine Gedanken den Schmerz des in ſeinen ſchönen Hoffnungen betrogenen Fürſtenſohnes vor, aber —

der Würfel war geworfen, er konnte nicht mehr ungeschehen machen, was geschehen war, und seine Eigenliebe flüsterte ihm zu, daß er stattlich genug aussehe, um dem mächtigsten König sich als Sohn vorzustellen; ermuthigt durch diesen Gedanken schwang er sich auf sein Roß, nahm alle seine Tapferkeit zusammen, um es in einen ordentlichen Galopp zu bringen, und in weniger als einer Viertelstunde war er am Fuße des Hügels angelangt. Er stieg ab von seinem Pferd und band es an eine Staude, deren mehrere an dem Hügel wuchsen; hierauf zog er den Dolch des Prinzen Omar hervor und stieg den Hügel hinan. Am Fuß der Säule standen sechs Männer um einen Greisen von hohem königlichen Ansehen; ein prachtvoller Kaftan von Goldstoff, mit einem weißen Cachemirshawl umgürtet, der weiße, mit blitzenden Edelsteinen geschmückte Turban bezeichneten ihn als einen Mann von Reichthum und Würde.

Auf ihn ging Labakan zu, neigte sich tief vor ihm und sprach, indem er ihm den Dolch darreichte: „hier bin ich, den Ihr suchet.“

„Gelobt sey der Prophet, der dich erhielt!“ antwortete der Greis mit Freudenthränen, „umarme deinen alten Vater, mein geliebter Sohn Omar!“ Der gute Schneider war sehr gerührt durch diese feierlichen Worte und sank mit einem Gemisch von Freude und Scham in die Arme des alten Fürsten.

Aber nur einen Augenblick sollte er ungetrübt die Wonne seines neuen Standes genießen; als er sich aus den Armen des fürstlichen Greises aufrichtete, sah er einen Reiter über die Ebene her auf den Hügel zueilen.

Der Reiter und ſein Roß gewährten einen ſonderbaren Anblick; das Roß ſchien aus Eigenſinn oder Müdigkeit nicht vorwärts zu wollen; in einem ſtolpernden Gang, der weder Schritt noch Trab war, zog es daher, der Reiter aber trieb es mit Händen und Füßen zu ſchnellerem Laufe an. Nur zu bald erkannte Labakan ſein Roß Murva und den echten Prinzen Omar; aber der böſe Geiſt der Lüge war einmal in ihn gefahren, und er beſchloß, wie es auch kommen möge, mit eiſerner Stirne ſeine angemaßten Rechte zu behaupten.

Schon aus der Ferne hatte man den Reiter winken geſehen, jetzt war er trotz dem ſchlechten Trab des Roſſes Murva am Fuße des Hügels angekommen, warf ſich vom Pferd und ſtürzte den Hügel hinan. „Haltet ein!“ rief er, „wer Ihr auch ſein möget, haltet ein, und laſſet Euch nicht von dem ſchändlichſten Betrüger täuſchen! ich heiße Omar, und kein Sterblicher wage es, meinen Namen zu mißbrauchen!“

Auf den Geſichtern der Umſtehenden malte ſich tiefes Erſtaunen über dieſe Wendung der Dinge; beſonders ſchien der Gries ſehr betroffen, indem er bald den einen, bald den andern fragend anſah; Labakan aber ſprach mit mühſam errungener Ruhe: „Gnädigſter Herr und Vater, laßt Euch nicht irre machen durch dieſen Menſchen da; es iſt, ſoviel ich weiß, ein wahnſinniger Schneidergeſelle aus Aleſſandria, Labakan geheißen, der mehr unſer Mitleid als unſern Zorn verdient.“

Bis zur Raſerei aber brachten dieſe Worte den Prinzen; ſchäumend vor Wuth, wollte er auf Labakan eindringen, aber die Umſtehenden warfen ſich dazwiſchen

und hielten ihn fest, und der Fürst sprach: „wahrhaftig, mein lieber Sohn, der arme Mensch ist verrückt; man binde ihn und setze ihn auf einen unserer Dromedare; vielleicht, daß wir dem Unglücklichen Hülfe schaffen können.“

Die Wuth des Prinzen hatte sich gelegt, weinend rief er dem Fürsten zu: „mein Herz sagt mir, daß Ihr mein Vater seyd, bei dem Andecken meiner Mutter beschwöre ich Euch, hört mich an!“

„Ei, Gott bewahre uns,“ antwortete dieser, „er fängt schon wieder an, irre zu reden; wie doch der Mensch auf so tolle Gedanken kommen kann!“ Damit ergriff er Labakans Arm und ließ sich von ihm den Hügel hinunter geleiten; sie setzten sich beide auf schöne mit reichen Decken behängte Pferde und ritten an der Spitze des Zuges über die Ebene hin. Dem unglücklichen Prinzen aber fesselte man die Hände und band ihn auf einen Dromedar fest, und zwei Reiter waren ihm immer zur Seite, die ein wachsames Auge auf jede seiner Bewegungen hatten.

Der fürstliche Greis war Saaud, der Sultan der Wechabiten. Er hatte lange ohne Kinder gelebt, endlich wurde ihm ein Prinz geboren, nach dem er sich so lange gesehnt hatte; aber die Sterndeuter, welche er um das Schicksal des Knaben befragte, thaten den Ausspruch: „daß er bis ins zwei und zwanzigste Jahr in Gefahr stehe, von einem Feinde verdrängt zu werden;“ deßwegen, um recht sicher zu gehen, hatte der Sultan den Prinzen seinem alten erprobten Freunde Elfi-Bey zum Erziehen gegeben und zwei und zwanzig schmerzliche Jahre auf seinen Anblick geharrt.

Dieſes hatte der Sultan ſeinem vermeintlichen Sohne erzählt, und ſich ihm außerordentlich zufrieden mit ſeiner Geſtalt und ſeinem würdevollen Benehmen gezeigt.

Als ſie in das Land des Sultans kamen, wurden ſie überall von den Einwohnern mit Freudengeſchrei empfangen, denn das Gerücht von der Ankunft des Prinzen hatte ſich wie ein Lauffeuer durch alle Städte und Dörfer verbreitet. Auf den Straßen, durch welche ſie zogen, waren Bogen von Blumen und Zweigen errichtet, glänzende Teppiche von allen Farben ſchmückten die Häuſer, und das Volk pries laut Gott und ſeinen Propheten, der ihnen einen ſo ſchönen Prinzen geſandt habe. Alles dies erfüllte das ſtolze Herz des Schneiders mit Wonne; deſto unglücklicher mußte ſich aber der echte Omar fühlen, der noch immer gefeſſelt, in ſtiller Verzweiflung, dem Zuge folgte. Niemand kümmerte ſich um ihn bei dem allgemeinen Jubel, der doch ihm galt; den Namen Omar riefen tauſend und wieder tauſend Stimmen, aber ihn, der dieſen Namen mit Recht trug, ihn beachtete keiner; höchſtens fragte einer oder der andere, wen man denn ſo feſt gebunden mit fortführe, und ſchrecklich tönte in das Ohr des Prinzen die Antwort ſeiner Begleiter, es ſey ein wahnſinniger Schneider.

Der Zug war endlich in die Hauptſtadt des Sultans gekommen, wo alles noch glänzender zu ihrem Empfang bereitet war, als in den übrigen Städten. Die Sultanin, eine ältliche ehrwürdige Frau, erwartete ſie mit ihrem ganzen Hofſtaat in dem prachtvollſten

Saale des Schloſſes. Der Boden dieſes Saales war mit einem ungeheuren Teppich bedeckt, die Wände waren mit hellblauem Tuch geſchmückt, das in goldenen Quaſten und Schnüren an großen ſilbernen Haken hing.

Es war ſchon dunkel, als der Zug anlangte, daher waren im Saale viele kugelrunde, farbige Lampen angezündet, welche die Nacht zum Tag erhellten. Am klarſten und vielfarbigſten ſtrahlten ſie aber im Hintergrund des Saales, wo die Sultanin auf einem Throne ſaß. Der Thron ſtand auf vier Stufen und war von lauterem Golde und mit großen Amethyſten ausgelegt. Die vier vornehmſten Emire hielten einen Baldachin von rother Seide über dem Haupte der Sultanin, und der Scheik von Medina fächelte ihr mit einer Windfuchtel von Pfaufedern Kühlung zu.

So erwartete die Sultanin ihren Gemahl und ihren Sohn; auch ſie hatte ihn ſeit ſeiner Geburt nicht mehr geſehen, aber bedeutſame Träume hatten ihr den Erſehnten gezeigt, daß ſie ihn aus Tauſenden erkennen wollte. Jetzt hörte man das Geräuſch des nahenden Zuges, Trompeten und Trommeln miſchten ſich in das Zujauchzen der Menge, der Hufſchlag der Roſſe tönte im Hof des Palaſtes, näher und näher rauſchten die Tritte der Kommenden, die Thüren des Saales flogen auf und durch die Reihen der niederfallenden Diener eilte der Sultan, an der Hand ſeines Sohnes, vor den Thron der Mutter.

„Hier," ſprach er, „bringe ich dir den, nach welchem du dich ſo lange geſehnt."

Die Sultanin fiel ihm in die Rede: „das iſt mein Sohn nicht!“ rief ſie aus, „das ſind nicht die Züge, die mir der Prophet im Traume gezeigt hat!“

Gerade, als ihr der Sultan ihren Aberglauben verweiſen wollte, ſprang die Thüre des Saales auf, Prinz Omar ſtürzte herein, verfolgt von ſeinen Wächtern, denen er ſich mit Anſtrengung aller ſeiner Kraft entriſſen hatte; er warf ſich athemlos vor dem Throne nieder: „hier will ich ſterben! laß mich tödten, grauſamer Vater, denn dieſe Schmach dulde ich nicht länger!“ Alles war beſtürzt über dieſe Reden, man drängte ſich um den Unglücklichen her, und ſchon wollten ihn die herbeieilenden Wachen ergreifen und ihm wieder ſeine Bande anlegen, als die Sultanin, die in ſprachloſem Erſtaunen dieſes alles mit angeſehen hatte, von dem Throne aufſprang; „haltet ein!“ rief ſie, „dieſer und kein anderer iſt der Rechte, dieſer iſts, den meine Augen nie geſehen und den mein Herz doch gekannt hat!“

Die Wächter hatten unwillkürlich von Omar abgelaſſen, aber der Sultan, entflammt von wüthendem Zorn, rief ihnen zu, den Wahnſinnigen zu binden. „Ich habe hier zu entſcheiden,“ ſprach er mit gebietender Stimme, „und hier richtet man nicht nach den Träumen der Weiber, ſondern nach gewiſſen untrüglichen Zeichen; dieſer hier (indem er auf Labakan zeigte) iſt mein Sohn, denn er hat mir das Wahrzeichen meines Freundes Elſi, den Dolch, gebracht.“

„Geſtohlen hat er ihn!“ ſchrie Omar, „mein argloſes Vertrauen hat er zum Verrath mißbraucht!“ Der Sultan aber hörte nicht auf die Stimme ſeines Sohnes,

denn er war in allen Dingen gewohnt, eigenſinnig nur ſeinem Urtheil zu folgen; daher ließ er den unglücklichen Omar mit Gewalt aus dem Saale ſchleppen, er ſelbſt aber begab ſich mit Labakan in ſein Gemach, voll Wuth über die Sultanin, ſeine Gemahlin, mit der er doch ſeit fünfundzwanzig Jahren in Frieden gelebt hatte.

Die Sultanin aber war voll Kummer über dieſe Begebenheiten; ſie war vollkommen überzeugt, daß ein Betrüger ſich des Herzens des Sultans bemächtigt hatte, denn jenen Unglücklichen hatten ihr ſo viele bedeutſame Träume als ihren Sohn gezeigt.

Als ſich ihr Schmerz ein wenig gelegt hatte, ſann ſie auf Mittel, um ihren Gemahl von ſeinem Unrecht zu überzeugen. Es war dies allerdings ſchwierig, denn jener, der ſich für ihren Sohn ausgab, hatte das Erkennungszeichen, den Dolch, überreicht und hatte auch, wie ſie erfuhr, ſo viel von Omars früherem Leben von dieſem ſelbſt ſich erzählen laſſen, daß er ſeine Rolle, ohne ſich zu verrathen, ſpielte.

Sie berief die Männer zu ſich, die den Sultan zu der Säule El-Serujah begleitet hatten, um ſich alles genau erzählen zu laſſen, und hielt dann mit ihren vertrauteſten Sklavinnen Rath. Sie wählten und verwarfen dies und jenes Mittel; endlich ſprach Melechſalah, eine alte, kluge Tſcherkaſſin: „Wenn ich recht gehört habe, verehrte Gebieterin, ſo nannte der Ueberbringer des Dolches den, welchen du für deinen Sohn hälſt, Labakan, einen verwirrten Schneider?“ „Ja, ſo iſt es,“ antwortete die Sultanin, „aber was willſt du damit?“

„Was meint ihr,“ fuhr jene fort, „wenn dieſer Betrüger eurem Sohn ſeinen eigenen Namen aufgeheftet hätte? — und wenn dies iſt, ſo gibt es ein herrliches Mittel, den Betrüger zu fangen, das ich euch ganz im Geheim ſagen will.“ Die Sultanin bot ihrer Sklavin das Ohr, und dieſe flüſterte ihr einen Rath zu, der ihr zu behagen ſchien, denn ſie ſchickte ſich an, ſogleich zum Sultan zu gehen.

Die Sultanin war eine kluge Frau, welche wohl die ſchwachen Seiten des Sultans kannte und ſie zu benützen verſtand. Sie ſchien daher ihm nachgeben und den Sohn anerkennen zu wollen, und bat ſich nur eine Bedingung aus; der Sultan, dem ſein Aufbrauſen gegen ſeine Frau leid that, geſtand die Bedingung zu, und ſie ſprach: „Ich möchte gerne den Beiden eine Probe ihrer Geſchicklichkeit auferlegen; eine andere würde ſie vielleicht reiten, fechten und Speere werfen laſſen, aber das ſind Sachen, die ein jeder kann; nein, ich will ihnen etwas geben, wozu Scharfſinn gehört. Es ſoll nämlich jeder von ihnen einen Kaftan und ein paar Beinkleider verfertigen, und da wollen wir einmal ſehen, wer die ſchönſten macht.“

Der Sultan lachte und ſprach: „Ei, da haſt du ja etwas recht kluges ausgeſonnen. Mein Sohn ſollte mit deinem wahnſinnigen Schneider wetteifern, wer den beſten Kaftan macht? Nein, das iſt nichts.“ —

Die Sultanin aber berief ſich darauf, daß er ihr die Bedingung zum Voraus zugeſagt habe, und der Sultan, welcher ein Mann von Wort war, gab endlich nach, obgleich er ſchwur, wenn der wahnſinnige Schneider

ſeinen Kaftan auch noch ſo ſchön mache, könne er ihn doch nicht für ſeinen Sohn erkennen.

Der Sultan ging ſelbſt zu ſeinem Sohn und bat ihn, ſich in die Grillen ſeiner Mutter zu ſchicken, die nun einmal durchaus einen Kaftan von ſeiner Hand zu ſehen wünſche. Dem guten Labakan lachte das Herz vor Freude; wenn es nur an dem fehlt, dachte er bei ſich, da ſoll die Frau Sultanin bald Freude an mir erleben.

Man hatte zwei Zimmer eingerichtet, eines für den Prinzen, das andere für den Schneider; dort ſollten ſie ihre Kunſt erproben, und man hatte jedem nur ein hinlängliches Stück Seidenzeug, Scheere, Nadel und Faden gegeben.

Der Sultan war ſehr begierig, was für ein Ding von Kaftan wohl ſein Sohn zu Tage fördern werde, aber auch der Sultanin pochte unruhig das Herz, ob ihre Liſt wohl gelingen werde, oder nicht. Man hatte den Beiden zwei Tage zu ihrem Geſchäft ausgeſetzt; am dritten Tag ließ der Sultan ſeine Gemahlin rufen, und als ſie erſchienen war, ſchickte er in jene zwei Zimmer, um die beiden Kaftane und ihre Verfertiger holen zu laſſen. Triumphirend trat Labakan ein und breitete ſeinen Kaftan vor den erſtaunten Blicken des Sultans aus. „Sieh' her, Vater," ſprach er, „ſieh' her, verehrte Mutter, ob dies nicht ein Meiſterſtück von einem Kaftan iſt? da laß ich es mit dem geſchickteſten Hofſchneider auf eine Wette ankommen, ob er einen ſolchen herausbringt."

Die Sultanin lächelte und wandte ſich zu Omar: „Und was haſt du herausgebracht, mein Sohn?"

Unwillig warf dieſer den Seidenſtoff und die Scheere auf den Boden. „Man hat mich gelehrt, ein Roß zu bändigen und einen Säbel zu ſchwingen, und meine Lanze trifft auf ſechzig Gänge ihr Ziel — aber die Künſte der Nadel ſind mir fremd, ſie wären auch unwürdig für einen Zögling Elfi Bey's, des Beherrſchers von Kairo."

„O du echter Sohn meines Herrn!" rief die Sultanin, „ach! daß ich dich umarmen, dich Sohn nennen dürfte! Verzeihet, mein Gemahl und Gebieter," ſprach ſie dann, indem ſie ſich zu dem Sultan wandte, „daß ich dieſe Liſt gegen Euch gebraucht habe; ſehet Ihr jetzt noch nicht ein, wer Prinz und wer Schneider iſt? Fürwahr, der Kaftan iſt köſtlich, den Euer Herr Sohn gemacht hat, und ich möchte ihn gerne fragen, bei welchem Meiſter er gelernt habe."

Der Sultan ſaß in tiefen Gedanken, mißtrauiſch, bald ſeine Frau, bald Labakan anſchauend, der umſonſt ſein Erröthen und ſeine Beſtürzung, daß er ſich ſo dumm verrathen habe, zu bekämpfen ſuchte. „Auch dieſer Beweis genügt nicht," ſprach er, „aber ich weiß, Allah ſey es gedankt, ein Mittel, zu erfahren, ob ich betrogen bin oder nicht."

Er befahl, ſein ſchnellſtes Pferd vorzuführen, ſchwang ſich auf und ritt in einen Wald, der nicht weit von der Stadt begann. Dort wohnte, nach einer alten Sage, eine gütige Fee, Adolzaide geheißen, welche oft ſchon den Königen ſeines Stammes in der Stunde der Noth mit ihrem Rath beigeſtanden war; dorthin eilte der Sultan.

In der Mitte des Waldes war ein freier Platz, von hohen Cedern umgeben. Dort wohnte nach der Sage die Fee, und selten betrat ein Sterblicher diesen Platz, denn eine gewisse Scheu davor hatte sich aus alten Zeiten vom Vater auf den Sohn vererbt.

Als der Sultan dort angekommen war, stieg er ab, band sein Pferd an einen Baum, stellte sich in die Mitte des Platzes und sprach mit lauter Stimme: „wenn es wahr ist, daß du meinen Vätern gütigen Rath ertheiltest in der Stunde der Noth, so verschmähe nicht die Bitte ihres Enkels und rathe mir, wo menschlicher Verstand zu kurzsichtig ist."

Er hatte kaum die letzten Worte gesprochen, als sich eine der Cedern öffnete und eine verschleierte Frau in langen weißen Gewändern hervortrat. „Ich weiß, warum du zu mir kommst, Sultan Saaud! dein Wille ist redlich, darum soll dir auch meine Hülfe werden. Nimm diese zwei Kistchen. Laß jene beiden, welche deine Söhne seyn wollen, wählen; ich weiß, daß der, welcher der echte ist, das rechte nicht verfehlen wird." So sprach die Verschleierte und reichte ihm zwei kleine Kistchen von Elfenbein, reich mit Gold und Perlen verziert; auf dem Deckel, welchen der Sultan vergebens zu öffnen versuchte, standen Inschriften von eingesetzten Diamanten.

Der Sultan besann sich, als er nach Hause ritt, hin und her, was wohl in den Kistchen seyn könnte, welche er mit aller Mühe nicht zu eröffnen vermochte; auch die Aufschrift gab ihm kein Licht in der Sache, denn auf dem einen stand: „Ehre und Ruhm," auf

dem andern: „Glück und Reichthum.“ Der Sultan dachte bei ſich, da würde auch ihm die Wahl ſchwer werden, unter dieſen beiden Dingen, die gleich anziehend, gleich lockend ſeyen.

Als er in ſeinen Palaſt zurückgekommen war, ließ er die Sultanin rufen und und ſagte ihr den Ausſpruch der Fee, und eine wunderbare Hoffnung erfüllte ſie, daß jener, zu dem ihr Herz ſie hinzog, das Kiſtchen wählen würde, welches ſeine königliche Abkunft beweiſen ſollte.

Vor dem Throne des Sultans wurden zwei Tiſche aufgeſtellt; auf ſie ſetzte der Sultan mit eigener Hand die beiden Kiſtchen, beſtieg dann den Thron und winkte einem ſeiner Sklaven, die Pforte des Saales zu öffnen. Eine glänzende Verſammlung von Baſſa's und Emiren des Reiches, die der Sultan berufen hatte, ſtrömte durch die geöffnete Pforte. Sie ließen ſich auf prachtvollen Polſtern nieder, welche die Wände entlang aufgeſtellt waren.

Als ſie ſich alle niedergelaſſen hatten, winkte der König zum zweiten Mal, und Labakan wurde hereingeführt; mit ſtolzem Schritte ging er durch den Saal, warf ſich vor dem Throne nieder, und ſprach: „was befiehlt mein Herr und Vater?“

Der Sultan erhob ſich auf ſeinem Thron und ſprach: „mein Sohn, es ſind Zweifel an der Echtheit deiner Anſprüche auf dieſen Namen erhoben worden; eines jener Kiſtchen enthält die Beſtätigung deiner echten Geburt; wähle! ich zweifle nicht, du wirſt das rechte wählen.“

Labakan erhob ſich und trat vor die Kiſtchen; er erwog lange, was er wählen ſollte, endlich ſprach er:

„verehrter Vater, was kann es Höheres geben, als das Glück, dein Sohn zu seyn, was Edleres, als den Reichthum deiner Gnade? Ich wähle das Kistchen, das die Aufschrift Glück und Reichthum zeigt.“

„Wir werden nachher erfahren, ob du recht gewählt hast; einstweilen setze dich dort auf das Polster zum Bassa von Medina,“ sagte der Sultan und winkte seinen Sklaven.

Omar wurde hereingeführt; sein Blick war düster, seine Miene traurig und sein Anblick erregte allgemeine Theilnahme unter den Anwesenden. Er warf sich vor dem Throne nieder und fragte nach dem Willen des Sultans.

Der Sultan deutete ihm an, daß er eines der Kistchen zu wählen habe; er stand auf und trat vor den Tisch.

Er las aufmerksam beide Inschriften und sprach: „die letzten Tage haben mich gelehrt, wie unsicher das Glück, wie vergänglich der Reichthum ist; sie haben mich aber auch gelehrt, daß ein unzerstörbares Gut in der Brust des Tapfern wohnt, die Ehre, und daß der leuchtende Stern des Ruhmes nicht mit dem Glück zugleich vergeht. Und sollte ich einer Krone entsagen, der Würfel liegt, Ehre und Ruhm, ich wähle euch!“

Er setzte seine Hand auf das Kistchen, das er erwählt hatte, aber der Sultan befahl ihm einzuhalten; er winkte Labakan, gleichfalls vor seinen Tisch zu treten, und auch dieser legte seine Hand auf sein Kistchen.

Der Sultan aber ließ sich ein Becken mit Wasser von dem heiligen Brunnen Zemzem in Mekka bringen,

wuſch ſeine Hände zum Gebet, wandte ſein Geſicht nach Oſten, warf ſich nieder und betete: „Gott meiner Väter, der du ſeit Jahrhunderten unſern Stamm rein und unverfälſcht bewahrteſt, gib nicht zu, daß ein Unwürdiger den Namen der Abaſſiden ſchände, ſey mit deinem Schutze meinem echten Sohne nahe in dieſer Stunde der Prüfung.“

Der Sultan erhob ſich und beſtieg ſeinen Thron wieder; allgemeine Erwartung feſſelte die Anweſenden, man wagte kaum zu athmen, man hätte ein Mäuschen über den Saal gehen hören können, ſo ſtill und geſpannt waren alle; die Hinterſten machten lange Hälſe, um über die Vordern nach den Kiſtchen ſehen zu können. Jetzt ſprach der Sultan: „öffnet die Kiſtchen!“ und dieſe, die vorher keine Gewalt zu öffnen vermochte, ſprangen von ſelbſt auf.

In dem Kiſtchen, das Omar gewählt hatte, lag auf einem ſammtenen Kiſſen eine kleine goldene Krone und ein Scepter, in Labakans Kiſtchen — eine große Nadel und ein wenig Zwirn. Der Sultan befahl den beiden, ihre Kiſtchen vor ihn zu bringen. Er nahm das Krönchen von dem Kiſſen in ſeine Hand, und wunderbar war es anzuſehen; wie er es nahm, wurde es größer und größer, bis es die Größe einer rechten Krone erreicht hatte. Er ſetzte die Krone ſeinem Sohn Omar, der vor ihm kniete, auf das Haupt, küßte ihn auf die Stirn und hieß ihn zu ſeiner Rechten ſich niederſetzen. Zu Labakan aber wandte er ſich und ſprach: „es iſt ein altes Sprüchwort: der Schuſter bleibe bei ſeinem Leiſten; es ſcheint, als ſollteſt du bei der Nadel bleiben. Zwar haſt du meine Gnade nicht verdient, aber es hat jemand für

dich gebeten, dem ich heute nichts abschlagen kann; drum schenke ich dir dein armseliges Leben, aber wenn ich dir guten Rathes bin, so beeile dich, daß du aus meinem Land kommst."

Beschämt, vernichtet, wie er war, vermochte der arme Schneidergeselle nichts zu erwiedern; er warf sich vor dem Prinzen nieder und Thränen drangen ihm aus den Augen; „könnt Ihr mir vergeben, Prinz?" sagte er.

„Treue gegen den Freund, Großmuth gegen den Feind ist des Abassiden Stolz," antwortete der Prinz, indem er ihn aufhob, „gehe hin im Frieden!" „O du mein echter Sohn!" rief gerührt der alte Sultan und sank an die Brust des Sohnes; die Emiren und Bassa und alle Großen des Reiches standen auf von ihren Sitzen und riefen Heil dem neuen Königssohn, und unter dem allgemeinen Jubel schlich sich Labakan, sein Kistchen unter dem Arm, aus dem Saal.

Er ging hinunter in die Ställe des Sultans, zäumte sein Roß Murva auf und ritt zum Thore hinaus, Alessandria zu. Sein ganzes Prinzenleben kam ihm wie ein Traum vor, und nur das prachtvolle Kistchen, reich mit Perlen und Diamanten geschmückt, erinnerte ihn, daß er doch nicht geträumt habe.

Als er endlich wieder nach Alessandria kam, ritt er vor das Haus seines alten Meisters, stieg ab, band sein Rößlein an die Thüre und trat in die Werkstatt. Der Meister, der ihn nicht gleich kannte, machte ein großes Wesen und fragte, was ihm zu Dienst stehe; als er aber den Gast näher ansah und seinen alten Labakan

erkannte, rief er seine Gesellen und Lehrlinge herbei, und alle stürzten sich wie wüthend auf den armen Labakan, der keines solchen Empfangs gewärtig war, stießen und schlugen ihn mit Bügeleisen und Ellenmaaß, stachen ihn mit Nadeln und zwickten ihn mit scharfen Scheeren, bis er erschöpft auf einen Haufen alter Kleider niedersank.

Als er nun so da lag, hielt ihm der Meister eine Strafrede über das gestohlene Kleid; vergebens versicherte Labakan, daß er nur deßwegen wiedergekommen sey, um ihm alles zu ersetzen, vergebens bot er ihm den dreifachen Schadenersatz, der Meister und seine Gesellen fielen wieder über ihn her, schlugen ihn weidlich und warfen ihn zur Thüre hinaus; zerschlagen und zerfetzt stieg er auf das Roß Murva und ritt in eine Karavanserai. Dort legte er sein müdes zerschlagenes Haupt nieder, und stellte Betrachtungen an über die Leiden der Erde, über das so oft verkannte Verdienst und über die Nichtigkeit und Flüchtigkeit aller Güter. Er schlief mit dem Entschluß ein, aller Größe zu entsagen und ein ehrsamer Bürger zu werden.

Und den andern Tag gereute ihn sein Entschluß nicht, denn die schweren Hände des Meisters und seiner Gesellen schienen alle Hoheit aus ihm heraus geprügelt zu haben.

Er verkaufte um einen hohen Preis sein Kistchen an einen Juwelenhändler, kaufte sich ein Haus und richtete eine Werkstatt zu seinem Gewerbe ein. Als er alles gut eingerichtet und auch einen Schild mit der Aufschrift „Labakan, Kleidermacher“ vor sein Fenster gehängt

hatte, ſetzte er ſich und begann mit jener Nadel und dem Zwirn, die er in dem Kiſtchen gefunden, den Rock zu flicken, welchen ihm ſein Meiſter ſo grauſam zerfetzt hatte. Er wurde von ſeinem Geſchäft abgerufen, und als er ſich wieder an die Arbeit ſetzen wollte, welch ſonderbarer Anblick bot ſich ihm dar! Die Nadel nähte emſig fort, ohne von jemand geführt zu werden, ſie machte feine zierliche Stiche, wie ſie ſelbſt Labakan in ſeinen kunſtreichſten Augenblicken nicht gemacht hatte.

Wahrlich, auch das geringſte Geſchenk einer gütigen Fee iſt nützlich und von großem Werth! Noch einen andern Werth hatte aber dies Geſchenk, nämlich: das Stückchen Zwirn ging nie aus, die Nadel mochte ſo fleißig ſeyn, als ſie wollte.

Labakan bekam viele Kunden und war bald der berühmteſte Schneider weit und breit; er ſchnitt die Gewänder zu und machte den erſten Stich mit der Nadel daran, und flugs arbeitete dieſe weiter, ohne Unterlaß, bis das Gewand fertig war. Meiſter Labakan hatte bald die ganze Stadt zu Kunden, denn er arbeitete ſchön und außerordentlich billig, und nur über eines ſchüttelten die Leute von Aleſſandria den Kopf, nämlich: daß er ganz ohne Geſellen und bei verſchloſſenen Thüren arbeite.

So war der Spruch des Kiſtchens, Glück und Reichthum verheißend, in Erfüllung gegangen; Glück und Reichthum begleiteten, wenn auch in beſcheidenem Maaße, die Schritte des guten Schneiders, und wenn er von dem Ruhm des jungen Sultans Omar, der in aller Munde lebte, hörte, wenn er hörte, daß dieſer

Tapfere der Stolz und die Liebe ſeines Volkes und der Schrecken ſeiner Feinde ſey, da dachte der ehemalige Prinz bei ſich: „es iſt doch beſſer, daß ich ein Schneider geblieben bin, denn um die Ehre und den Ruhm iſt es eine gar gefährliche Sache.“ So lebte Labakan, zufrieden mit ſich, geachtet von ſeinen Mitbürgern, und wenn die Nadel indeß nicht ihre Kraft verloren, ſo näht ſie noch jetzt mit dem ewigen Zwirn der gütigen Fee Adolzaide.

Mit Sonnenaufgang brach die Karavane auf und gelangte bald nach Birket el Had oder dem Pilgrimsbrunnen, von wo es nur noch drei Stunden Weges nach Kairo war. Man hatte um dieſe Zeit die Karavane erwartet, und bald hatten die Kaufleute die Freude, ihre Freunde aus Kairo ihnen entgegenkommen zu ſehen. Sie zogen in die Stadt durch das Thor Bebel Falch, denn es wird für eine glückliche Vorbedeutung gehalten, wenn man von Mekka kommt, durch dieſes Thor einzuziehen, weil der Prophet hindurch gezogen iſt.

Auf dem Markt verabſchiedeten ſich die vier türkiſchen Kaufleute von dem Fremden und dem griechiſchen Kaufmann Zaleukos, und gingen mit ihren Freunden nach Haus. Zaleukos aber zeigte dem Fremden eine gute Karavanſerai und lud ihn ein, mit ihm das Mittagsmahl zu nehmen. Der Fremde ſagte zu und verſprach, wenn er nur vorher ſich umgekleidet habe, zu erſcheinen.

Der Grieche hatte alle Anſtalten getroffen, den Fremden, welchen er auf der Reiſe liebgewonnen hatte, gut zu bewirthen, und als die Speiſen und Getränke

in gehöriger Ordnung aufgeſtellt waren, ſetzte er ſich, ſeinen Gaſt zu erwarten.

Langſam und ſchweren Schrittes hörte er ihn den Gang, der zu ſeinem Gemach führte, heraufkommen. Er erhob ſich, um ihm freundlich entgegenzugehen und ihn an der Schwelle zu bewillkommnen; aber voll Entſetzen fuhr er zurück, als er die Thüre öffnete, denn jener ſchreckliche Rothmantel trat ihm entgegen; er warf noch einen Blick auf ihn, es war keine Täuſchung; dieſelbe hohe gebietende Geſtalt, die Larve, aus welcher ihn die dunkeln Augen anblitzten, der rothe Mantel mit der goldenen Stickerei war ihm nur allzuwohl bekannt aus den ſchrecklichſten Stunden ſeines Lebens.

Widerſtreitende Gefühle wogten in Zaleukos Bruſt; er hatte ſich mit dieſem Bild ſeiner Erinnerung längſt ausgeſöhnt und ihm vergeben, und doch riß ſein Anblick alle ſeine Wunden wieder auf; alle jene qualvollen Stunden der Todesangſt, jener Gram, der die Blüthe ſeines Lebens vergiftete, zogen im Flug eines Augenblicks an ſeiner Seele vorüber.

„Was willſt du, Schrecklicher?“ rief der Grieche aus, als die Erſcheinung noch immer regungslos auf der Schwelle ſtand, „weiche ſchnell von hinnen, daß ich dir nicht fluche!“

„Zaleukos!“ ſprach eine bekannte Stimme unter der Larve hervor, „Zaleukos, ſo empfängſt du deinen Gaſtfreund?“ Der Sprechende nahm die Larve ab, ſchlug den Mantel zurück; es war Selim Baruch, der Fremde.

Aber Zaleukos ſchien noch nicht beruhigt; ihm graute vor dem Fremden, denn nur zu deutlich hatte er

in ihm den Unbekannten von ponte vecchio erkannt; aber die alte Gewohnheit der Gaſtfreundſchaft ſiegte, er winkte ſchweigend dem Fremden, ſich zu ihm ans Mahl zu ſetzen.

„Ich errathe deine Gedanken," nahm dieſer das Wort, als ſie ſich geſetzt hatten, „deine Augen ſehen fragend auf mich; — ich hätte ſchweigen und mich deinen Blicken nie mehr zeigen können, aber ich bin dir Rechenſchaft ſchuldig, und darum wagte ich es auch, auf die Gefahr hin, daß du mir fluchteſt, vor dir in meiner alten Geſtalt zu erſcheinen. Du ſagteſt einſt zu mir: „Der Glaube meiner Väter befiehlt mir, ihn zu lieben, auch iſt er wohl unglücklicher als ich;" glaube dieſes, mein Freund, und höre meine Rechtfertigung.

„Ich muß weit ausholen, um mich dir ganz verſtändlich zu machen. Ich bin in Alexandrien von chriſtlichen Eltern geboren. Mein Vater, der jüngere Sohn eines alten berühmten franzöſiſchen Hauſes, war Conſul ſeines Landes in Alexandrien. Ich wurde von meinem zehnten Jahr an in Frankreich bei einem Bruder meiner Mutter erzogen und verließ erſt einige Jahre nach dem Ausbruch der Revolution mein Vaterland, um mit meinem Oheim, der in dem Lande ſeiner Ahnen nicht mehr ſicher war, über dem Meere bei meinen Eltern eine Zuflucht zu ſuchen. Voll Hoffnung, die Ruhe und den Frieden, den uns das empörte Volk der Franzoſen entriſſen, im elterlichen Hauſe wieder zu finden, landeten wir. Aber, ach! ich fand nicht alles in meines Vaters Hauſe, wie es ſeyn ſollte; die äußeren Stürme der

bewegten Zeit waren zwar noch nicht bis hieher gelangt, deſto unerwarteter hatte das Unglück mein Haus im innerſten Herzen heimgeſucht. Mein Bruder, ein junger hoffnungsvoller Mann, erſter Sekretär meines Vaters, hatte ſich erſt ſeit kurzem mit einem jungen Mädchen, der Tochter eines florentiniſchen Edelmannes, der in unſerer Nachbarſchaft wohnte, verheirathet; zwei Tage vor unſerer Ankunft war dieſe auf einmal verſchwunden, ohne daß weder unſere Familie noch ihr Vater die geringſte Spur von ihr auffinden konnten. Man glaubte endlich, ſie habe ſich auf einem Spaziergang zu weit gewagt und ſey in Räuberhände gefallen. Beinahe tröſtlicher wäre dieſer Gedanke für meinen armen Bruder geweſen, als die Wahrheit, die uns nur zu bald kund wurde. Die Treuloſe hatte ſich mit einem jungen Neapolitaner, den ſie im Hauſe ihres Vaters kennen gelernt hatte, eingeſchifft. Mein Bruder, aufs äußerſte empört über dieſen Schritt, bot alles auf, die Schuldige zur Strafe zu ziehen, doch vergebens; ſeine Verſuche, die in Neapel und Florenz Aufſehen erregt hatten, dienten nur dazu, ſein und unſer aller Unglück zu vollenden. Der florentiniſche Edelmann reiste in ſein Vaterland zurück, zwar mit dem Vorgeben, meinem Bruder Recht zu verſchaffen, der That nach aber, um uns zu verderben. Er ſchlug in Florenz alle jene Unterſuchungen, welche mein Bruder angeknüpft hatte, nieder und wußte ſeinen Einfluß, den er auf alle Art ſich verſchafft hatte, ſo gut zu benützen, daß mein Vater und mein Bruder ihrer Regierung verdächtig gemacht, durch die ſchändlichſten Mittel gefangen, nach Frankreich geführt und

dort vom Beil des Henkers getödtet wurden. Meine arme Mutter verfiel in Wahnſinn, und erſt nach zehn langen Monaten erlöste ſie der Tod von ihrem ſchrecklichen Zuſtand, der aber in den letzten Tagen zu vollem klaren Bewußtſeyn geworden war. So ſtand ich jetzt ganz allein in der Welt, aber nur ein Gedanke beſchäftigte meine Seele, nur ein Gedanke ließ mich meine Trauer vergeſſen, es war jene mächtige Flamme, die meine Mutter in ihrer letzten Stunde in mir angefacht hatte.

„In den letzten Stunden war, wie ich dir ſagte, ihr Bewußtſeyn zurückgekehrt, ſie ließ mich rufen und ſprach mit Ruhe von unſerem Schickſal und ihrem Ende. Dann aber ließ ſie alle aus dem Zimmer gehen, richtete ſich mit feierlicher Miene von ihrem ärmlichen Lager auf und ſagte, ich könne mir ihren Segen erwerben, wenn ich ihr ſchwöre, etwas auszuführen, das ſie mir auftragen würde. Ergriffen von den Worten der ſterbenden Mutter gelobte ich mit einem Eide, zu thun, was ſie mir ſagen werde. Sie brach nun in Verwünſchungen gegen den Florentiner und ſeine Tochter aus, und legte mir mit den fürchterlichſten Drohungen ihres Fluches auf, mein unglückliches Haus an ihm zu rächen. Sie ſtarb in meinen Armen. Jener Gedanke der Rach hatte ſchon lange in meiner Seele geſchlummert; jetzt erwachte er mit aller Macht. Ich ſammelte den Reſt meines väterlichen Vermögens und ſchwur mir, alles an meine Rache zu ſetzen, oder ſelbſt mit unterzugehen.

Bald war ich in Florenz, wo ich mich ſo geheim als möglich aufhielt; mein Plan war um viel erſchwert worden durch die Lage, in welcher ſich meine Feinde

befanden. Der alte Florentiner war Gouverneur geworden und hatte so alle Mittel in der Hand, sobald er das Geringste ahnete, mich zu verderben. Ein Zufall kam mir zu Hülfe. Eines Abends sah ich einen Menschen in bekannter Livrée durch die Straßen gehen; sein unsicherer Gang, sein finsterer Blick und das halblaut herausgestoßene santo sacramento und maledetto diavolo ließ mich den alten Pietro, ein Diener des Florentiners, den ich schon in Alexandria gekannt hatte, erkennen. Ich war nicht im Zweifel, daß er über seinen Herrn in Zorn gerathen sey, und beschloß, seine Stimmung zu benützen. Er schien sehr überrascht, mich hier zu sehen, klagte mir sein Leiden, daß er seinem Herrn, seit er Gouverneur geworden, nichts mehr recht machen könne, und mein Gold, unterstützt von seinem Zorn, brachte ihn bald auf meine Seite. Das Schwierigste war jetzt beseitigt; ich hatte einen Mann in meinem Solde, der mir zu jeder Stunde die Thüre meines Feindes öffnete, und nun reifte mein Racheplan immer schneller heran. Das Leben des alten Florentiners schien mir ein zu geringes Gewicht, dem Untergang meines Hauses gegenüber, zu haben. Sein Liebstes mußte er gemordet sehen, und dies war Bianca, seine Tochter. Hatte ja sie so schändlich an meinem Bruder gefrevelt, war ja sie doch die Hauptursache unseres Unglücks. Gar erwünscht kam sogar meinem rachedürstenden Herzen die Nachricht, daß gerade in dieser Zeit Bianca zum zweiten Mal sich vermählen wollte; es war beschlossen, sie mußte sterben. Aber mir selbst graute vor der That, und auch Pietro traute ich zu wenig Kraft zu; darum

ſpähten wir umher nach einem Mann, der das Geſchäft vollbringen könnte. Unter den Florentinern wagte ich keinen zu dingen, denn gegen den Gouverneur würde keiner etwas ſolches unternommen haben. Da fiel Pietro der Plan ein, den ich nachher ausgeführt habe, zugleich ſchlug er dich als Fremden und Arzt als den Tauglichſten vor. Den Verlauf der Sache weißt du. Nur an deiner übergroßen Vorſicht und Ehrlichkeit ſchien mein Unternehmen zu ſcheitern. Daher der Zufall mit dem Mantel.

„Pietro öffnete das Pförtchen an dem Palaſt des Gouverneurs, er hätte uns auch eben ſo heimlich wieder hinausgeleitet, wenn wir nicht durch den ſchrecklichen Anblick, der ſich uns durch die Thürſpalte darbot, erſchreckt, entflohen wären. Von Schrecken und Reue gejagt, war ich über zweihundert Schritte fortgerannt, bis ich auf den Stufen einer Kirche niederſank. Dort erſt ſammelte ich mich wieder, und mein erſter Gedanke warſt du und dein ſchreckliches Schickſal, wenn man dich in dem Hauſe fände.

„Ich ſchlich an den Palaſt, aber weder von Pietro noch von dir konnte ich eine Spur entdecken; das Pförtchen aber war offen, ſo konnte ich wenigſtens hoffen, daß du die Gelegenheit zur Flucht benützt haben könnteſt.

„Als aber der Tag anbrach, ließ mich die Angſt vor der Entdeckung und ein unabweisbares Gefühl von Reue nicht mehr in den Mauern von Florenz. Ich eilte nach Rom. Aber denke dir meine Beſtürzung, als man dort nach einigen Tagen überall dieſe Geſchichte

erzählte, mit dem Beisatz, man habe den Mörder, einen griechischen Arzt, gefangen. Ich kehrte in banger Besorgniß nach Florenz zurück; denn schien mir meine Rache schon vorher zu stark, so verfluchte ich sie jetzt, denn sie war mir durch dein Leben allzutheuer erkauft. Ich kam an demselben Tage an, der dich der Hand beraubte. Ich schweige von dem, was ich fühlte, als ich dich das Schaffot besteigen und so heldenmüthig leiden sah. Aber damals, als dein Blut in Strömen aufspritzte, war der Entschluß fest in mir, dir deine übrigen Lebenstage zu versüßen. Was weiter geschehen ist, weißt du, nur das bleibt mir noch zu sagen übrig, warum ich diese Reise mit dir machte.

„Als eine schwere Last drückte mich der Gedanke, daß du mir noch immer nicht vergeben habest; darum entschloß ich mich, viele Tage mit dir zu leben und dir endlich Rechenschaft abzulegen von dem, was ich mit dir gethan."

Schweigend hatte der Grieche seinen Gast angehört, mit sanftem Blick bot er ihm, als er geendet hatte, seine Rechte. „Ich wußte wohl, daß du unglücklicher seyn müßtest als ich, denn jene grausame That wird, wie eine dunkle Wolke, ewig deine Tage verfinstern; ich vergebe dir von Herzen. Aber erlaube mir noch eine Frage: wie kommst du unter dieser Gestalt in die Wüste? was fingst du an, nachdem du in Konstantinopel mir das Haus gekauft hattest?"

„Ich ging nach Alexandria zurück," antwortete der Gefragte; „Haß gegen alle Menschen tobte in meiner Brust; brennender Haß besonders gegen jene Nationen,

die man die gebildeten nennt. Glaube mir, unter meinen Moslemiten war mir wohler! Kaum war ich einige Monate in Alexandria, als jene Landung meiner Landsleute erfolgte.

„Ich sah in ihnen nur die Henker meines Vaters und meines Bruders; darum sammelte ich einige gleichgesinnten jungen Leute meiner Bekanntschaft und schloß mich jenen tapfern Mamelucken an, die so oft der Schrecken des französischen Heeres wurden. Als der Feldzug beendigt war, konnte ich mich nicht entschließen, zu den Künsten des Friedens zurückzukehren. Ich lebte mit einer kleinen Anzahl gleichdenkender Freunde ein unstätes und flüchtiges, dem Kampf und der Jagd geweihtes Leben; ich lebe zufrieden unter diesen Leuten, die mich wie ihren Fürsten ehren; denn wenn meine Asiaten auch nicht so gebildet sind, wie eure Europäer, so sind sie doch weit entfernt von Neid und Verläumdung, von Selbstsucht und Ehrgeiz."

Zaleukos dankte dem Fremden für seine Mittheilung, aber er barg ihm nicht, daß er es für seinen Stand, für seine Bildung angemessener fände, wenn er in christlichen, in europäischen Ländern leben und wirken würde. Er faßte seine Hand und bat ihn, mit ihm zu ziehen, bei ihm zu leben und zu sterben.

Gerührt sah ihn der Gastfreund an; „daraus erkenne ich, sagte er, „daß du mir ganz vergeben hast, daß du mich liebst. Nimm meinen innigsten Dank dafür." Er sprang auf und stand in seiner ganzen Größe vor dem Griechen, dem vor dem kriegerischen Anstand, den dunkel blitzenden Augen, der tiefen

geheimnißvollen Stimme ſeines Gaſtes beinahe graute. „Dein Vorſchlag iſt ſchön,“ ſprach jener weiter, „er möchte für jeden andern lockend ſeyn, — ich kann ihn nicht benützen. Schon ſteht mein Roß geſattelt, ſchon erwarten mich meine Diener; lebe wohl, Zaleukos!“

Die Fremden, die das Schickſal ſo wunderbar zuſammengeführt, umarmten ſich zum Abſchied. „Und wie nenne ich dich? wie heißt mein Gaſtfreund, der auf ewig in meinem Gedächtniß leben wird?“ fragte der Grieche.

Der Fremde ſah ihn lange an, drückte ihm noch einmal die Hand und ſprach: „Man nennt mich den Herrn der Wüſte; ich bin der Räuber Orbaſan.“

Zweite Abtheilung.

Der Scheik von Aleſſandria und ſeine Sklaven.

Der Scheik von Aleſſandria, Ali Banu, war ein ſonderbarer Mann; wenn er Morgens durch die Straßen der Stadt ging, angethan mit einem Turban, aus den köſtlichſten Cachemirs gewunden, mit dem Feſtkleide und dem reichen Gürtel, der fünfzig Kameele werth war, wenn er einherging langſamen gravitätiſchen Schrittes, ſeine Stirne in finſtere Falten gelegt, ſeine Augenbrauen zuſammengezogen, die Augen niedergeſchlagen und alle fünf Schritte gedankenvoll ſeinen langen, ſchwarzen Bart ſtreichelnd; wenn er ſo hinging nach der Moſchee, um, wie es ſeine Würde forderte, den Gläubigen Vorleſungen über den Koran zu halten, da blieben die Leute auf der Straße ſtehen, ſchauten ihm nach und ſprachen zu einander: Es iſt doch ein ſchöner ſtattlicher Mann, — und reich, ein reicher Herr, ſetzte wohl ein anderer hinzu; ſehr reich; hat er nicht ein Schloß am Hafen von Stambul? hat er nicht Güter und Felder, und viele tauſend Stück Vieh und viele Sklaven? Ja, ſprach ein Dritter, und der Tatar, der letzthin von Stambul her, vom

Großherrn ſelbſt, den der Prophet ſegnen möge, an ihn geſchickt kam, der ſagte mir, daß unſer Scheik ſehr in Anſehen ſtehe beim Reis-Effendi, beim Kapidſchi-Baſchi, bei Allen, ja beim Sultan ſelbſt. Ja, rief ein Vierter, ſeine Schritte ſind geſegnet! er iſt ein reicher, vornehmer Herr, aber — ihr wißt, was ich meine! Ja, ja! murmelten dann die anderen dazwiſchen, es iſt wahr, er hat auch ſein Theil zu tragen, möchten nicht mit ihm tauſchen, iſt ein reicher, vornehmer Herr, aber, aber! —

Ali Banu hatte ein herrliches Haus auf dem ſchönſten Platz von Aleſſandria; vor dem Hauſe war eine weite Terraſſe mit Marmor ummauert, beſchattet von Palmbäumen; dort ſaß er oft Abends und rauchte ſeine Waſſerpfeife. In ehrerbietiger Entfernung harrten dann zwölf reichgekleidete Sklaven ſeines Winkes, der eine trug ſeinen Betel, der andere hielt ſeinen Sonnenſchirm, ein dritter hatte Gefäße von gediegenem Golde mit köſtlichem Sorbet angefüllt, ein vierter trug einen Wedel von Pfauenfedern, um die Fliegen aus der Nähe des Herrn zu verſcheuchen, andere waren Sänger und trugen Lauten und Blasinſtrumente, um ihn zu ergötzen mit Muſik, wenn er es verlangte, und der Gelehrteſte von allen trug mehrere Rollen, um ihm vorzuleſen.

Aber ſie harreten vergeblich auf ſeinen Wink, er verlangte nicht Muſik noch Geſang, er wollte keine Sprüche oder Gedichte weiſer Dichter der Vorzeit hören, er wollte keinen Sorbet zu ſich nehmen, noch Betel kauen, ja ſelbſt der mit dem Fächer aus Pfauenfedern hatte vergebliche Arbeit; denn der Herr bemerkte es nicht, wenn ihn eine Fliege ſummend umſchwärmte.

Da blieben oft die Vorübergehenden ſtehen, ſtaunten über die Pracht des Hauſes, über die reich gekleideten Sklaven und über die Bequemlichkeit, womit alles verſehen war; aber wenn ſie dann den Scheik anſahen, wie er ſo ernſt und düſter unter den Palmen ſaß, ſeine Augen nirgends hinwandte, als auf die bläulichen Wölkchen ſeiner Waſſerpfeife, da ſchüttelten ſie die Köpfe und ſprachen: wahrlich, der reiche Mann iſt ein armer Mann; er, der viel hat, iſt ärmer, als der nichts hat; denn der Prophet hat ihm den Verſtand nicht gegeben, es zu genießen.“ So ſprachen die Leute, lachten über ihn und gingen weiter.

Eines Abends, als der Scheik wiederum vor der Thüre ſeines Hauſes unter den Palmen ſaß, umgeben von allem Glanz der Erde, und traurig und einſam ſeine Waſſerpfeife rauchte, ſtanden nicht ferne davon einige junge Leute, betrachteten ihn und lachten.

„Wahrlich,“ ſprach der eine, „das iſt ein thörichter Mann, der Scheik Ali Banu; hätte ich ſeine Schätze, ich wollte ſie anders anwenden. Alle Tage wollte ich leben herrlich und in Freuden; meine Freunde müßten bei mir ſpeiſen in den großen Gemächern des Hauſes, und Jubel und Lachen müßten dieſe traurigen Hallen füllen.“

„Ja,“ erwiederte ein anderer, „das wäre nicht ſo übel, aber viele Freunde zehren ein Gut auf, und wäre es ſo groß als das des Sultans, den der Prophet ſegne; aber ſäße ich Abends ſo unter den Palmen auf dem ſchönen Platze hier, da müßten mir die Sklaven dort ſingen und muſiciren, meine Tänzer müßten kommen

und tanzen und ſpringen, und allerlei wunderliche Stücke aufführen; dazu rauchte ich recht vornehm die Waſſerpfeife, ließe mir den köſtlichen Sorbet reichen und ergötzte mich an all dieſem wie ein König von Bagdad."

„Der Scheik," ſprach ein dritter dieſer jungen Leute, der ein Schreiber war, „der Scheik ſoll ein gelehrter und weiſer Mann ſeyn, und wirklich, ſeine Vorleſungen über den Koran zeugen von Beleſenheit in allen Dichtern und Schriften der Weisheit; aber iſt auch ſein Leben ſo eingerichtet, wie es einem vernünftigen Mann geziemt? Dort ſteht ein Sklave mit einem ganzen Arm voll Rollen; ich gäbe mein Feſtkleid dafür, nur eine davon leſen zu dürfen, denn es ſind gewiß ſeltene Sachen; aber er! Er ſitzt und raucht, und läßt Bücher — Bücher ſeyn. Wäre ich der Scheik Ali Banu, der Kerl müßte mir vorleſen, bis er keinen Athem mehr hätte, oder bis die Nacht heraufkäme; und auch dann noch müßt' er mir leſen, bis ich entſchlummert wäre."

„Ha! ihr wißt mir recht, wie man ſich ein köſtliches Leben einrichtet!" lachte der vierte, „eſſen und trinken, ſingen und tanzen, Sprüche leſen und Gedichte hören von armſeligen Dichtern! Nein, ich würde es ganz anders machen. Er hat die herrlichſten Pferde und Kameele und Geld die Menge. Da würde ich an ſeiner Stelle reiſen, reiſen bis an der Welt Ende, und ſelbſt zu den Moskowitern, ſelbſt zu den Franken. Kein Weg wäre mir zu weit, um die Herrlichkeiten der Welt zu ſehen; ſo würde ich thun, wäre ich jener Mann dort."

„Die Jugend iſt eine ſchöne Zeit und das Alter, wo man fröhlich iſt," ſprach ein alter Mann von unſcheinbarem Ausſehen, der neben ihnen ſtand und ihre Reden gehört hatte; „aber erlaubet mir, daß ich es ſage, die Jugend iſt auch thöricht und ſchwatzt hie und da in den Tag hinein, ohne zu wiſſen, was ſie thut."

„Was wollt Ihr damit ſagen, Alter?" fragten verwundert die jungen Leute; „meinet Ihr uns damit? Was geht es Euch an, daß wir die Lebensart des Scheik tadeln?"

„Wenn einer etwas beſſer weiß, als der andere, ſo berichte er ſeinen Irrthum, ſo will es der Prophet," erwiederte der alte Mann; „der Scheik, es iſt wahr, iſt geſegnet mit Schätzen und hat alles, wornach das Herz verlangt, aber er hat Urſache, ernſt und traurig zu ſeyn. Meinet ihr, er ſey immer ſo geweſen? Nein, ich habe ihn noch vor fünfzehn Jahren geſehen, da war er munter und rüſtig wie die Gazelle, uud lebte fröhlich und genoß ſein Leben. Damals hatte er einen Sohn, die Freude ſeiner Tage, ſchön und gebildet, und wer ihn ſah und ſprechen hörte, mußte den Scheik beneiden um dieſen Schatz, denn er war erſt zehn Jahre alt und doch war er ſchon ſo gelehrt, wie ein anderer kaum im achtzehnten."

„Und der iſt ihm geſtorben? Der arme Scheik!" rief der junge Schreiber.

„Es wäre tröſtlich für ihn, zu wiſſen, daß er heimgegangen in die Wohnungen des Propheten, wo er beſſer lebte als hier in Aleſſandria; aber das, was er erfahren mußte, iſt viel ſchlimmer. Es war damals

die Zeit, wo die Franken wie hungrige Wölfe herüber kamen in unſer Land und Krieg mit uns führten. Sie hatten Alleſſandria überwältigt, und zogen von da aus weiter und immer weiter und bekriegten die Mamelucken. Der Scheik war ein kluger Mann und wußte ſich gut mit ihnen zu vertragen; aber, ſei es, weil ſie lüſtern waren nach ſeinen Schätzen, ſey es, weil er ſich ſeiner gläubigen Brüder annahm, ich weiß es nicht genau; kurz, ſie kamen eines Tages in ſein Haus und beſchuldigten ihn, die Mamelucken heimlich mit Waffen, Pferden und Lebensmitteln unterſtützt zu haben. Er mochte ſeine Unſchuld beweiſen wie er wollte, es half nichts, denn die Franken ſind ein rohes hartherziges Volk, wenn es darauf ankommt, Geld zu erpreſſen. Sie nahmen alſo ſeinen jungen Sohn, Kairam geheißen, als Geißel in ihr Lager. Er bot ihnen viel Geld für ihn, aber ſie gaben ihn nicht los und wollten ihn zu noch höherem Gebot ſteigern. Da kam ihnen auf einmal von ihrem Baſſa, oder was er war, der Befehl, ſich einzuſchiffen; niemand in Alexandria wußte ein Wort davon, und — plötzlich waren ſie auf der hohen See, und den kleinen Kairam, Ali Banu's Sohn, ſchleppten ſie wohl mit ſich, denn man hat nie wieder etwas von ihm gehört."

„O der arme Mann, wie hat ihn doch Allah geſchlagen!" riefen einmüthig die jungen Leute und ſchauten mitleidig hin nach dem Scheik, der umgeben von Herrlichkeit, trauernd und einſam unter den Palmen ſaß.

„Sein Weib, das er ſehr geliebt hat, ſtarb ihm aus Kummer um ihren Sohn; er ſelbſt aber kaufte ſich

ein Schiff, rüſtete es aus und bewog den fränkiſchen Arzt, der dort unten am Brunnen wohnt, mit ihm nach Frankiſtan zu reiſen, um den verlorenen Sohn aufzuſuchen. Sie ſchifften ſich ein, und waren lange Zeit auf dem Meere, und kamen endlich in das Land jener Giaurs, jener Ungläubigen, die in Aleſſandria geweſen waren. Aber dort ſoll es gerade ſchrecklich zugegangen ſeyn. Sie hatten ihren Sultan umgebracht und die Baſſa, und die Reichen und Armen ſchlugen einander die Köpfe ab, und es war keine Ordnung im Lande. Vergeblich ſuchten ſie in jeder Stadt nach dem kleinen Kairam, niemand wollte von ihm wiſſen, und der fränkiſche Doktor rieth endlich dem Scheik, ſich einzuſchiffen, weil ſie ſonſt wohl ſelbſt um ihre Köpfe kommen könnten.

„So kamen ſie wieder zurück, und ſeit ſeiner Ankunft hat der Scheik gelebt wie an dieſem Tag, denn er trauert um ſeinen Sohn, und er hat Recht. Muß er nicht, wenn er ißt und trinkt, denken: jetzt muß vielleicht mein armer Kairam hungern und dürſten? Und wenn er ſich bekleidet mit reichen Shawls und Feſtkleidern, wie es ſein Amt und ſeine Würde will, muß er nicht denken: jetzt hat er wohl nicht, womit er ſeine Blöße deckt? Und wenn er umgeben iſt von Sängern und Tänzern und Vorleſern, ſeinen Sklaven, denkt er da nicht, jetzt muß wohl mein armer Sohn ſeinem fränkiſchen Gebieter Sprünge vormachen und muſiciren, wie er es haben will? Und was ihm den größten Kummer macht, er glaubt, der kleine Kairam werde, ſo weit vom Lande ſeiner Väter und mitten unter Ungläubigen, die ſeiner ſpotten, abtrünnig werden vom Glauben ſeiner Väter,

und er werde ihn einſt nicht umarmen können in den Gärten des Paradieſes!

„Darum iſt er auch ſo mild gegen ſeine Sklaven und giebt große Summen an die Armen; denn er denkt, Allah werde es vergelten und das Herz ſeiner fränkiſchen Herren rühren, daß ſie ſeinen Sohn mild behandeln. Auch gibt er jedesmal, wenn der Tag kömmt, an welchem ihm ſein Sohn entriſſen wurde, zwölf Sklaven frei.“

„Davon habe ich auch ſchon gehört,“ entgegnete der Schreiber, „aber man trägt ſich mit wunderlichen Reden; von ſeinem Sohn wurde dabei nichts erwähnt, wohl aber ſagt man, er ſey ein ſonderbarer Mann und ganz beſonders erpicht auf Erzählungen; da ſoll er jedes Jahr unter ſeinen Sklaven einen Wettſtreit anſtellen, und wer am beſten erzählt, den gibt er frei.“

„Verlaſſet Euch nicht auf das Gerede der Leute,“ ſagte der alte Mann; „es iſt ſo, wie ich es ſage, und ich weiß es genau; möglich iſt, daß er ſich an dieſem ſchweren Tage aufheitern will und ſich Geſchichten erzählen läßt; doch gibt er ſie frei um ſeines Sohnes willen. Doch, der Abend wird kühl, und ich muß weiter gehen. Schalem aleikum, Friede ſey mit euch, ihr jungen Herren, und denket in Zukunft beſſer von dem guten Scheik.“

Die jungen Leute dankten dem Alten für ſeine Nachrichten, ſchauten noch einmal nach dem traurenden Vater und gingen die Straße hinab, indem ſie zu einander ſprachen: „Ich möchte doch nicht der Scheik Ali Banu ſeyn.“

Nicht lange Zeit, nachdem dieſe jungen Leute mit dem alten Mann über den Scheik Ali Banu geſprochen hatten, traf es ſich, daß ſie um die Zeit des Morgengebets wieder dieſe Straße gingen. Da fiel ihnen der alte Mann und ſeine Erzählung ein, und ſie beklagten zuſammen den Scheik und blickten nach ſeinem Hauſe. Aber wie ſtaunten ſie, als ſie dort alles aufs herrlichſte ausgeſchmückt fanden. Von dem Dache, wo geputzte Sklavinnen ſpazieren gingen, wehten Wimpeln und Fahnen, die Halle des Hauſes war mit köſtlichen Teppichen belegt, Seidenſtoff ſchloß ſich an dieſe an, der über die breiten Stufen der Treppe gelegt war, und ſelbſt auf der Straße war noch ſchönes feines Tuch ausgebreitet, wovon ſich mancher wünſchen mochte zu einem Feſtkleid oder zu einer Decke für die Füße.

„Ei, wie hat ſich doch der Scheik geändert in den wenigen Tagen!“ ſprach der junge Schreiber, „will er ein Feſt geben? Will er ſeine Sänger und Tänzer anſtrengen? Seht nur dieſe Teppiche! hat ſie einer ſo ſchön in ganz Aleſſandria! und dieſes Tuch auf dem gemeinen Boden, wahrlich, es iſt ſchade dafür!“

„Weißt du, was ich denke?“ ſprach ein anderer, „er empfängt ſicherlich einen hohen Gaſt; denn das ſind Zubereitungen, wie man ſie macht, wenn ein Herrſcher von großen Ländern oder ein Effendi des Großherrn ein Haus mit ſeinem Beſuche ſegnet. Wer mag wohl heute hieher kommen?“

„Siehe da, geht dort unten nicht unſer Alter von letzthin? Ei, der weiß ja alles und muß auch darüber Aufſchluß geben können. Heda! alter Herr! wollet Ihr

nicht ein wenig zu uns treten?" So riefen sie; der alte Mann aber bemerkte ihre Winke und kam zu ihnen, denn er erkannte sie als die jungen Leute, mit welchen er vor einigen Tagen gesprochen. Sie machten ihn aufmerksam auf die Zurüstungen im Hause des Scheik und fragten ihn, ob er nicht wisse, welch hoher Gast wohl erwartet werde?

„Ihr glaubt wohl," erwiederte er, „Ali Banu feire ein großes Freudenfest, oder der Besuch eines großen Mannes beehre sein Haus? Dem ist nicht also; aber heute ist der zwölfte Tag des Monats Ramadan, wie ihr wisset, und an diesem Tag wurde sein Sohn ins Lager geführt."

„Aber beim Bart des Propheten!" rief einer der jungen Leute, „das sieht ja alles aus, wie Hochzeit und Festlichkeiten, und doch ist es sein berühmter Trauertag, wie reimt Ihr das zusammen? Gesteht, der Scheik ist denn doch etwas zerrüttet im Verstand."

„Urtheilet Ihr noch immer so schnell, mein junger Freund?" fragte der Alte lächelnd. „Auch diesmal war Euer Pfeil wohl spitzig und scharf, die Sehne Eures Bogens straff angezogen, und doch habt Ihr weit ab vom Ziele geschossen. Wisset, daß heute der Scheik seinen Sohn erwartet."

„So ist er gefunden?" riefen die Jünglinge und freuten sich.

„Nein, und er wird sich wohl lange nicht finden; aber wisset: vor acht oder zehn Jahren, als der Scheik auch einmal mit Trauern und Klagen diesen Tag beging, auch Sklaven frei gab und viele Arme speisete

und tränkte, da traf es ſich, daß er auch einem Derwiſch, der müde und matt im Schatten jenes Hauſes lag, Speiſe und Trank reichen ließ. Der Derwiſch aber war ein heiliger Mann und erfahren in Prophezeihungen und im Sterndeuten. Der trat, als er geſtärkt war durch die milde Hand des Scheiks, zu ihm und ſprach: „Ich kenne die Urſache deines Kummers, iſt nicht heute der zwölfte Ramadan, und haſt du nicht an dieſem Tage deinen Sohn verloren? Aber ſey getroſt, dieſer Tag der Trauer wird dir zum Feſttag werden, denn wiſſe, an dieſem Tage wird einſt dein Sohn zurückkehren.“ So ſprach der Derwiſch. Es wäre Sünde für jeden Muſelmann, an der Rede eines ſolchen Mannes zu zweifeln; der Gram Ali's wurde zwar dadurch nicht gemildert, aber doch harrt er an dieſem Tage immer auf die Rückkehr ſeines Sohnes und ſchmückt ſein Haus und ſeine Halle und die Treppen, als könne jener zu jeder Stunde anlangen.“

„Wunderbar!“ erwiederte der Schreiber, „aber zuſehen möchte ich doch, wie alles ſo herrlich bereitet iſt, wie er ſelbſt in dieſer Herrlichkeit trauert, und hauptſächlich möchte ich zuhören, wie er ſich von ſeinen Sklaven erzählen läßt.“

„Nichts leichter als dies,“ antwortete der Alte. „Der Aufſeher der Sklaven jenes Hauſes iſt mein Freund ſeit langen Jahren, und gönnt mir an dieſem Tage immer ein Plätzchen in dem Saal, wo man unter der Menge der Diener und Freunde des Scheiks den Einzelnen nicht bemerkt. Ich will mit ihm reden, daß er euch einläßt; ihr ſeyd ja nur zu vier, und da kann es

ſchon gehen; kommet um die neunte Stunde auf dieſen Platz, und ich will euch Antwort geben."

So ſprach der Alte; die jungen Leute aber dankten ihm und entfernten ſich, voll Begierde, zu ſehen, wie ſich dies alles begeben würde.

Sie kamen zur beſtimmten Stunde auf den Platz vor dem Hauſe des Scheik und trafen da den Alten, der ihnen ſagte, daß der Aufſeher der Sklaven erlaubt habe, ſie einzuführen. Er ging voran, doch nicht durch die reichgeſchmückten Treppen und Thore, ſondern durch ein Seitenpförtchen, das er ſorgfältig wieder verſchloß. Dann führte er ſie durch mehrere Gänge, bis ſie in den großen Saal kamen. Hier war ein großes Gedränge von allen Seiten; da waren reichgekleidete Männer, angeſehene Herren der Stadt und Freunde des Scheik, die gekommen waren, ihn in ſeinem Schmerz zu tröſten. Da waren Sklaven aller Art und aller Nationen. Aber alle ſahen kummervoll aus; denn ſie liebten ihren Herrn und trauerten mit ihm. Am Ende des Saales, auf einem reichen Divan, ſaßen die vornehmſten Freunde Ali's und wurden von den Sklaven bedient. Neben ihnen auf dem Boden ſaß der Scheik, denn die Trauer um ſeinen Sohn erlaubte ihm nicht, auf den Teppich der Freude zu ſitzen. Er hatte ſein Haupt in die Hand geſtützt und ſchien wenig auf die Tröſtungen zu hören, die ihm ſeine Freunde zuflüſterten. Ihm gegenüber ſaßen einige alte und junge Männer in Sklaventracht. Der Alte belehrte ſeine jungen Freunde, daß dies die Sklaven ſeyen, die Ali Banu an dieſem Tage frei gebe. Es waren unter ihnen auch einige Franken, und der Alte

machte beſonders auf einen von ihnen aufmerkſam, der von ausgezeichneter Schönheit und noch ſehr jung war. Der Scheik hatte ihn erſt einige Tage zuvor einem Sklavenhändler von Tunis um eine große Summe abgekauft, und gab ihn dennoch jetzt ſchon frei, weil er glaubte, je mehr Franken er in ihr Vaterland zurückſchicke, deſto früher werde der Prophet ſeinen Sohn erlöſen.

Nachdem man überall Erfriſchungen umhergereicht hatte, gab der Scheik dem Aufſeher der Sklaven ein Zeichen. Dieſer ſtand auf, und es ward tiefe Stille im Saal. Er trat vor die Sklaven, welche freigelaſſen werden ſollten, und ſprach mit vernehmlicher Stimme: „Ihr Männer, die ihr heute frei ſeyn werdet durch die Gnade meines Herrn Ali Banu, des Scheik von Aleſſandria, thuet nun, wie es Sitte iſt an dieſem Tage in ſeinem Hauſe, und hebet an zu erzählen.“

Sie flüſterten unter einander. Dann aber nahm ein alter Sklave das Wort und fing an zu erzählen:

Der Zwerg Nase.

Herr! diejenigen thun ſehr unrecht, welche glauben, es habe nur zu Zeiten Haruns Al-Raſchid, des Beherrſchers von Bagdad, Feen und Zauberer gegeben, oder die gar behaupten, jene Berichte von dem Treiben der Genien und ihrer Fürſten, welche man von den Erzählern auf den Märkten der Stadt hört, ſeyen unwahr. Noch heute gibt es Feen, und es iſt nicht ſo lange her, daß ich ſelbſt Zeuge einer Begebenheit war, wo offenbar die Genien im Spiel waren, wie ich Euch berichten werde.

In einer bedeutenden Stadt meines lieben Vaterlandes, Deutſchland, lebte vor vielen Jahren ein Schuſter mit ſeiner Frau, ſchlicht und recht. Er ſaß bei Tag an der Ecke der Straße und flickte Schuhe und Pantoffeln, und machte wohl auch neue, wenn ihm einer welche anvertrauen mochte; doch mußte er dann das Leder erſt einkaufen, denn er war arm und hatte keine Vorräthe. Seine Frau verkaufte Gemüſe und Früchte, die ſie in einem kleinen Gärtchen vor dem Thore pflanzte, und viele Leute kauften gerne bei ihr, weil ſie reinlich und ſauber gekleidet war, und ihr Gemüſe auf gefällige Art auszubreiten und zu legen wußte.

Die beiden Leutchen hatten einen ſchönen Knaben, angenehm von Geſicht, wohlgeſtaltet und für das Alter von zwölf Jahren ſchon ziemlich groß. Er pflegte gewöhnlich bei der Mutter auf dem Gemüſemarkt zu ſitzen, und den Weibern oder Köchen, die viel bei der Schuſtersfrau eingekauft hatten, trug er wohl auch einen Theil der Früchte nach Hauſe, und ſelten kam er von einem ſolchen Gang zurück, ohne eine ſchöne Blume oder ein Stückchen Geld oder Kuchen; denn die Herrſchaften dieſer Köche ſahen es gerne, wenn man den ſchönen Knaben mit nach Hauſe brachte, und beſchenkten ihn immer reichlich.

Eines Tages ſaß die Frau des Schuſters wieder wie gewöhnlich auf dem Markte, ſie hatte vor ſich einige Körbe mit Kohl und anderm Gemüſe, allerlei Kräuter und Sämereien, auch in einem kleineren Körbchen frühe Birnen, Aepfel und Aprikoſen. Der kleine Jakob, ſo hieß der Knabe, ſaß neben ihr und rief mit heller Stimme

die Waaren aus: „Hieher, ihr Herren! ſeht, welch ſchöner Kohl, wie wohlriechend dieſe Kräuter; frühe Birnen, ihr Frauen! frühe Aepfel und Aprikoſen, wer kauft? Meine Mutter gibt es wohlfeil.“ So rief der Knabe. Da kam ein altes Weib über den Markt her; ſie ſah etwas zerriſſen und zerlumpt aus, hatte ein kleines ſpitziges Geſicht, vom Alter ganz eingefurcht, rothe Augen und eine ſpitzige gebogene Naſe, die gegen das Kinn hinabſtrebte; ſie ging an einem langen Stock, und doch konnte man nicht ſagen, wie ſie ging; denn ſie hinkte und rutſchte und wankte, es war, als habe ſie Räder in den Beinen und könne alle Augenblicke umſtülpen und mit der ſpitzigen Naſe aufs Pflaſter fallen.

Die Frau des Schuſters betrachtete dieſes Weib aufmerkſam. Es waren jetzt doch ſchon ſechzehn Jahre, daß ſie täglich auf dem Markte ſaß, und nie hatte ſie dieſe ſonderbare Geſtalt bemerkt. Aber ſie erſchrack unwillkürlich, als die Alte auf ſie zuhinkte und an ihren Körben ſtille ſtand.

„Seyd Ihr Hanne, die Gemüſehändlerin?“ fragte das alte Weib mit unangenehmer krächzender Stimme, indem ſie beſtändig den Kopf hin- und herſchüttelte.

„Ja, die bin ich,“ antwortete die Schuſtersfrau; „iſt Euch etwas gefällig?“

„Wollen ſehen, wollen ſehen! Kräutlein ſchauen, Kräutlein ſchauen, ob du haſt, was ich brauche?“ antwortete die Alte, beugte ſich nieder vor den Körben und fuhr mit ein Paar dunkelbraunen häßlichen Händen in den Kräuterkorb hinein, packte die Kräutlein, die ſo ſchön und zierlich ausgebreitet waren, mit ihren langen

Spinnenfingern, brachte ſie dann eines um das andere hinauf an die lange Naſe und beroch ſie hin und her. Der Frau des Schuſters wollte es faſt das Herz abdrücken, wie ſie das alte Weib alſo mit ihren ſeltenen Kräutern handthieren ſah; aber ſie wagte nichts zu ſagen; denn es war das Recht des Käufers, die Waare zu prüfen, und überdies empfand ſie ein ſonderbares Grauen vor dem Weibe. Als jene den ganzen Korb durchgemuſtert hatte, murmelte ſie: „ſchlechtes Zeug, ſchlechtes Kraut, nichts von allem, was ich will; war viel beſſer vor fünfzig Jahren; ſchlechtes Zeug! ſchlechtes Zeug!“

Solche Reden verdroſſen nun den kleinen Jakob. „Höre, du biſt ein unverſchämtes altes Weib!“ rief er unmuthig, „erſt fährſt du mit deinen garſtigen braunen Fingern in die ſchönen Kräuter hinein und drückſt ſie zuſammen, dann hältſt du ſie an deine lange Naſe, daß ſie niemand mehr kaufen mag, wer zugeſehen, und jetzt ſchimpfſt du noch unſere Waare ſchlechtes Zeug, und doch kauft ſelbſt der Koch des Herzogs alles bei uns!“

Das alte Weib ſchielte den muthigen Knaben an, lachte widerlich und ſprach mit heiſerer Stimme: „Söhnchen, Söhnchen! alſo gefällt dir meine Naſe, meine ſchöne lange Naſe, ſollſt auch eine haben, mitten im Geſicht bis über's Kinn herab.“ Während ſie ſo ſprach, rutſchte ſie an den andern Korb, in welchem Kohl ausgelegt war. Sie nahm die herrlichſten weißen Kohlhäupter in die Hand, drückte ſie zuſammen, das ſie ächzten, warf ſie dann wieder unordentlich in den Korb und ſprach auch hier: „ſchlechte Waare, ſchlechter Kohl!“

„Wackle nur nicht ſo garſtig mit dem Kopf hin und her!“ rief der Kleine ängſtlich, „dein Hals iſt ja ſo dünne wie ein Kohlſtengel, der könnte leicht abbrechen, und dann fiele dein Kopf hinein in den Korb; wer wollte dann noch kaufen?“

„Gefallen ſie dir nicht, die dünnen Hälſe?“ murmelte die Alte lachend. „Sollſt gar keinen haben, Kopf muß in den Schultern ſtecken, daß er nicht herabfällt vom kleinen Körperlein?“

„Schwatzt doch nicht ſo unnützes Zeug mit dem Kleinen da,“ ſagte endlich die Frau des Schuſters, im Unmuth über das lange Prüfen, Muſtern und Beriechen; „wenn Ihr etwas kaufen wollt, ſo ſputet Euch, Ihr verſcheucht mir ja die andern Kunden.“

„Gut, es ſey wie du ſagſt!“ rief die Alte mit grimmigem Blick, ich will dir dieſe ſechs Kohlhäupter abkaufen; aber ſiehe, ich muß mich auf den Stab ſtützen und kann nichts tragen; erlaube deinem Söhnlein, daß es mir die Waare nach Hauſe bringt, ich will es dafür belohnen.“

Der Kleine wollte nicht mit gehen und weinte, denn ihm graute vor der häßlichen Frau; aber die Mutter befahl es ihm ernſtlich, weil ſie es doch für eine Sünde hielt, der alten ſchwächlichen Frau dieſe Laſt allein aufzubürden; halb weinend that er, wie ſie befohlen, raffte die Kohlhäupter in ein Tuch zuſammen und folgte dem alten Weib über den Markt hin.

Es ging nicht ſehr ſchnell bei ihr, und ſie brauchte beinahe drei Viertelſtunden, bis ſie in einen ganz entlegenen Theil der Stadt kam und endlich vor einem

kleinen baufälligen Hause stillhielt. Dort zog sie einen alten rostigen Haken aus der Tasche, fuhr damit geschickt in ein kleines Loch in der Thüre, und plötzlich sprang diese krachend auf. Aber wie war der kleine Jakob überrascht, als er eintrat! Das Innere des Hauses war prachtvoll ausgeschmückt, von Marmor war die Decke und die Wände, die Geräthschaften vom schönsten Ebenholz, mit Gold und geschliffenen Steinen eingelegt, der Boden aber war von Glas und so glatt, daß der Kleine einigemal ausgleitete und umfiel. Die Alte aber zog ein silbernes Pfeifchen aus der Tasche und pfiff eine Weise darauf, die gellend durch das Haus tönte. Da kamen sogleich einige Meerschweinchen die Treppe herab; dem Jakob wollte es aber ganz sonderbar dünken, daß sie aufrecht auf zwei Beinen gingen, Nußschalen statt Schuhen an den Pfoten trugen, menschliche Kleider angelegt und sogar Hüte nach der neuesten Mode auf die Köpfe gesetzt hatten. „Wo habt ihr meine Pantoffeln, schlechtes Gesindel?“ rief die Alte und schlug mit dem Stock nach ihnen, daß sie jammernd in die Höhe sprangen; „wie lange soll ich noch so dastehen?“

Sie sprangen schnell die Treppe hinauf und kamen wieder mit ein paar Schalen von Cocosnuß mit Leder gefüttert, welche sie der Alten geschickt an die Füße steckten.

Jetzt war alles Hinken und Rutschen vorbei. Sie warf den Stab von sich und gleitete mit großer Schnelligkeit über den Glasboden hin, indem sie den kleinen Jakob an der Hand mit fortzog. Endlich hielt sie in einem Zimmer stille, das mit allerlei Geräthschaften

ausgeputzt, beinahe einer Küche glich, obgleich die Tiſche von Mahagoniholz und die Sopha's, mit reichen Teppichen behängt, mehr zu einem Prunkgemach paßten. „Setze dich," ſagte die Alte recht freundlich, indem ſie ihn in die Ecke eines Sopha drückte und einen Tiſch alſo vor ihn hinſtellte, daß er nicht mehr hervorkommen konnte. „Setze dich, du haſt gar ſchwer zu tragen gehabt, die Menſchenköpfe ſind nicht ſo leicht, nicht ſo leicht."

„Aber Frau, was ſprechet Ihr ſo wunderlich?" rief der Kleine, „müde bin ich zwar, aber es waren ja Kohlköpfe, die ich getragen, Ihr habt ſie meiner Mutter abgekauft."

„Ei, das weißt du falſch," lachte das Weib, deckte den Deckel des Korbes auf und brachte einen Menſchenkopf hervor, den ſie am Schopf gefaßt hatte. Der Kleine war vor Schrecken außer ſich; er konnte nicht faſſen, wie dies alles zuging, aber er dachte an ſeine Mutter; wenn jemand von dieſen Menſchenköpfen etwas erfahren würde, dachte er bei ſich, da würde man gewiß meine Mutter dafür anklagen.

„Muß dir nun auch etwas geben zum Lohn, weil du ſo artig biſt," murmelte die Alte; „gedulde dich nur ein Weilchen, will dir ein Süppchen einbrocken, an das du dein Leben lang denken wirſt." So ſprach ſie und pfiff wieder. Da kamen zuerſt viele Meerſchweinchen in menſchlichen Kleidern; ſie hatten Küchenſchürzen umgebunden, und im Gürtel Rührlöffel und Tranchirmeſſer, nach dieſen kam eine Menge Eichhörnchen hereingehüpft; ſie hatten weite türkiſche Beinkleider an, gingen aufrecht und auf dem Kopf trugen ſie grüne

Mützchen von Sammt. Dieſe ſchienen die Küchenjungen zu ſeyn; denn ſie kletterten mit großer Geſchwindigkeit an den Wänden hinauf und brachten Pfannen und Schüſſeln, Eier und Butter, Kräuter und Mehl herab und trugen es auf den Heerd; dort aber fuhr die alte Frau auf ihren Pantoffeln von Cocosſchalen beſtändig hin und her, und der Kleine ſah, daß ſie es ſich recht angelegen ſeyn laſſe, ihm etwas Gutes zu kochen. Jetzt kniſterte das Feuer höher empor, jetzt rauchte und ſott es in der Pfanne, ein angenehmer Geruch verbreitete ſich im Zimmer, die Alte aber rannte auf und ab, die Eichhörnchen und Meerſchweine ihr nach, und ſo oft ſie am Heerde vorbei kam, guckte ſie mit ihrer langen Naſe in den Topf. Endlich fing es an zu ſprudeln und zu ziſchen, Dampf ſtieg aus dem Topf hervor, und der Schaum floß herab ins Feuer. Da nahm ſie ihn weg, goß davon in eine ſilberne Schale und ſetzte ſie dem kleinen Jakob vor.

„So, Söhnchen, ſo," ſprach ſie, „iß nur dieſes Süppchen, dann haſt du alles, was dir an mir ſo gefallen. Sollſt auch ein geſchickter Koch werden, daß du doch etwas biſt; aber Kräutlein, nein das Kräutlein ſollſt du nimmer finden, warum hat es deine Mutter nicht in ihrem Korb gehabt?" Der Kleine verſtand nicht recht, was ſie ſprach, deſto aufmerkſamer behandelte er die Suppe, die ihm ganz trefflich ſchmeckte. Seine Mutter hatte ihm manche ſchmackhafte Speiſe bereitet, aber ſo gut war ihm noch nichts geworden. Der Duft von feinen Kräutern und Gewürzen ſtieg aus der Suppe auf, dabei war ſie ſüß und ſäuerlich zugleich

und ſehr ſtark. Während er noch die letzten Tropfen der köſtlichen Speiſe austrank, zündeten die Meerſchweinchen arabiſchen Weihrauch an, der in bläulichen Wolken durch das Zimmer ſchwebte, dichter und immer dichter wurden dieſe Wolken und ſanken herab, der Geruch des Weihrauches wirkte betäubend auf den Kleinen, er mochte ſich zurufen, ſo oft er wollte, daß er zu ſeiner Mutter zurückkehren müſſe; wenn er ſich ermannte, ſank er immer wieder von neuem in den Schlummer zurück und ſchlief endlich wirklich auf dem Sopha des alten Weibes ein.

Sonderbare Träume kamen über ihn. Es war ihm, als ziehe ihm die Alte ſeine Kleider aus und umhülle ihn dafür mit einem Eichhörnchensbalg. Jetzt konnte er Sprünge machen und klettern wie ein Eichhörnchen; er ging mit den übrigen Eichhörnchen und Meerſchweinen, die ſehr artige, geſittete Leute waren, um, und hatte mit ihnen den Dienſt bei der alten Frau. Zuerſt wurde er nur zu den Dienſten eines Schuhputzers gebraucht, d. h. er mußte die Cocosnüſſe, welche die Frau ſtatt der Pantoffeln trug, mit Oel ſalben und durch Reiben glänzend machen. Da er nun in ſeines Vaters Hauſe zu ähnlichen Geſchäften oft angehalten worden war, ſo ging es ihm flink von der Hand; etwa nach einem Jahre, träumte er weiter, wurde er zu feineren Geſchäften gebraucht; er mußte nämlich mit noch einigen Eichhörnchen Sonnenſtäubchen fangen, und wenn ſie genug hatten, ſolche durch das feinſte Haarſieb ſieben. Die Frau hielt nämlich die Sonnenſtäubchen für das Allerfeinſte, und weil ſie nicht gut beißen konnte,

denn ſie hatte keinen Zahn mehr, ſo ließ ſie ihr Brod aus Sonnenſtäubchen zubereiten.

Wiederum nach einem Jahre wurde er zu den Dienern verſetzt, die das Trinkwaſſer für die Alte ſammelten. Man denke nicht, daß ſie ſich hiezu eine Ziſterne hätte graben laſſen, oder ein Faß in den Hof ſtellte, um das Regenwaſſer darin aufzufangen; da ging es viel feiner zu; die Eichhörnchen, und Jakob mit ihnen, mußten mit Haſelnußſchalen den Thau aus den Roſen ſchöpfen, und das war das Trinkwaſſer der Alten. Da ſie nun bedeutend viel trank, ſo hatten die Waſſerträger ſchwere Arbeit. Nach einem Jahr wurde er zum innern Dienſt des Hauſes beſtellt; er hatte nämlich das Amt, die Böden rein zu machen; da nun dieſe von Glas waren, worin man jeden Hauch ſah, war es keine geringe Arbeit. Sie mußten ſie bürſten und altes Tuch an die Füße ſchnallen, und auf dieſem künſtlich im Zimmer umherfahren. Im vierten Jahre ward er endlich zur Küche verſetzt. Es war dies ein Ehrenamt, zu welchem man nur nach langer Prüfung gelangen konnte. Jakob diente dort vom Küchenjungen aufwärts bis zum erſten Paſtetenmacher und erreichte eine ſo ungemeine Geſchicklichkeit und Erfahrung in allem was die Küche betrifft, daß er ſich oft über ſich ſelbſt wundern mußte; die ſchwierigſten Sachen, Paſteten von zweihunderterlei Eſſenzen, Kräuterſuppen von allen Kräutlein der Erde zuſammengeſetzt, alles lernte er, alles verſtand er ſchnell und kräftig zu machen.

So waren etwa ſieben Jahre im Dienſte des alten Weibes vergangen, da befahl ſie ihm eines Tages,

indem ſie die Cocosſchuhe auszog, Korb und Krückenſtock zur Hand nahm, um auszugehen, er ſollte ein Hühnlein rupfen, mit Kräutern füllen und ſolches ſchön bräunlich und gelb röſten, bis ſie wieder käme. Er that dies nach den Regeln der Kunſt. Er drehte dem Hühnlein den Kragen um, brühte es in heißem Waſſer, zog ihm geſchickt die Federn aus, ſchabte ihm nachher die Haut, daß ſie glatt und fein wurde, und nahm ihm die Eingeweide heraus. Sodann fing er an, die Kräuter zu ſammeln, womit er das Hühnlein füllen ſollte. In der Kräuterkammer gewahrte er aber diesmal ein Wandſchränkchen, deſſen Thüre halb geöffnet war, und das er ſonſt nie bemerkt hatte. Er ging neugierig näher, um zu ſehen, was es enthalte, und ſiehe da, es ſtanden viele Körbchen darinnen, von welchen ein ſtarker angenehmer Geruch ausging. Er öffnete eines dieſer Körbchen und fand darin Kräutlein von ganz beſonderer Geſtalt und Farbe. Die Stengel und Blätter waren blaugrün und trugen oben eine kleine Blume von brennendem Roth mit Gelb verbrämt; er betrachtete ſinnend dieſe Blume, beroch ſie, und ſie ſtrömte denſelben ſtarken Geruch aus, von dem einſt jene Suppe, die ihm die Alte gekocht, geduftet hatte. Aber ſo ſtark war der Geruch, daß er zu nieſen anfing, immer heftiger nieſen mußte, und — am Ende nieſend erwachte.

Da lag er auf dem Sopha des alten Weibes und blickte verwundert umher. „Nein, wie man aber ſo lebhaft träumen kann!“ ſprach er zu ſich; „hätte ich jetzt doch ſchwören wollen, daß ich ein ſchnödes Eichhörnchen, ein Kamerade von Meerſchweinen und anderem

Ungeziefer, dabei aber ein großer Koch geworden ſey. Wie wird die Mutter lachen, wenn ich ihr alles erzähle! Aber wird ſie nicht auch ſchmälen, daß ich in einem fremden Hauſe einſchlafe, ſtatt ihr zu helfen auf dem Markte?“ Mit dieſen Gedanken raffte er ſich auf, um hinweg zu gehen; noch waren ſeine Glieder vom Schlafe ganz ſteif; beſonders ſein Nacken, denn er konnte den Kopf nicht recht hin und her bewegen; er mußte auch ſelbſt über ſich lächeln, daß er ſo ſchlaftrunken war, denn alle Augenblicke, ehe er es ſich verſah, ſtieß er mit der Naſe an einen Schrank oder an die Wand, oder ſchlug ſie, wenn er ſich ſchnell umwandte, an einen Thürpfoſten. Die Eichhörnchen und Meerſchweinchen liefen winſelnd um ihn her, als wollten ſie ihn begleiten, er lud ſie auch wirklich ein, als er auf der Schwelle war, denn es waren niedliche Thierchen, aber ſie fuhren auf ihren Nußſchaalen ſchnell ins Haus zurück, und er hörte ſie nur noch in der Ferne heulen.

Es war ein ziemlich entlegener Theil der Stadt, wohin ihn die Alte geführt hatte, und er konnte ſich kaum aus den engen Gaſſen herausfinden, auch war dort ein großes Gedränge; denn es mußte ſich, wie ihm dünkte, gerade in der Nähe ein Zwerg ſehen laſſen; überall hörte er rufen: „ei, ſehet den häßlichen Zwerg! wo kommt der Zwerg her? Ei, was hat er doch für eine lange Naſe, und wie ihm der Kopf in den Schultern ſteckt, und die braunen häßlichen Hände!“ Zu einer andern Zeit wäre er wohl auch nachgelaufen, denn er ſah für ſein Leben gern Rieſen und Zwerge oder ſeltſame fremde Trachten, aber ſo mußte er ſich ſputen, um zur Mutter zu kommen.

Es war ihm ganz ängſtlich zu Muth, als er auf den Markt kam. Die Mutter ſaß noch da und hatte noch ziemlich viele Früchte im Korb, lange konnte er alſo nicht geſchlafen haben, aber doch kam es ihm von weitem ſchon vor, als ſey ſie ſehr traurig; denn ſie rief die Vorübergehenden nicht an, einzukaufen, ſondern hatte den Kopf in die Hand geſtützt, und als er näher kam, glaubte er auch, ſie ſey bleicher als ſonſt. Er zauderte, was er thun ſollte; endlich faßte er ſich ein Herz, ſchlich ſich hinter ſie hin, legte traulich ſeine Hand auf ihren Arm und ſprach: „Mütterchen, was fehlt dir? biſt du böſe auf mich?“

Die Frau wandte ſich um nach ihm, fuhr aber mit einem Schrei des Entſetzens zurück:

„Was willſt du von mir, häßlicher Zwerg!“ rief ſie, „fort, fort! ich kann dergleichen Poſſenſpiel nicht leiden.“

„Aber Mutter, was haſt du denn?“ fragte Jakob ganz erſchrocken; „dir iſt gewiß nicht wohl; warum willſt du denn deinen Sohn von dir jagen?“

„Ich habe dir ſchon geſagt, gehe deines Weges!“ entgegnete Frau Hanne zürnend. „Bei mir verdienſt du kein Geld durch deine Gaukeleien, häßliche Mißgeburt.“

„Wahrhaftig, Gott hat ihr das Licht des Verſtandes geraubt!“ ſprach der Kleine bekümmert zu ſich, „was fange ich nur an, um ſie nach Haus zu bringen? Lieb' Mütterchen, ſo ſey doch nur vernünftig; ſieh mich doch nur recht an; ich bin ja dein Sohn, dein Jakob.“

„Nein, jetzt wird mir der Spaß zu unverſchämt!“ rief Hanne ihrer Nachbarin zu, „ſeht nur den häßlichen Zwerg da, da ſteht er, und vertreibt mir gewiß alle

Käufer, und mit meinem Unglück wagt er zu ſpotten. Spricht zu mir: ich bin ja dein Sohn, dein Jakob, der Unverſchämte!"

Da erhoben ſich die Nachbarinnen und fingen an zu ſchimpfen, ſo arg ſie konnten, und Marktweiber, wiſſet Ihr wohl, verſtehen es, und ſchalten ihn, daß er des Unglücks der armen Hanne ſpotte, der vor ſieben Jahren ihr bildſchöner Knabe geſtohlen worden ſey, und drohten insgeſammt über ihn herzufallen und ihn zu zerkratzen, wenn er nicht alſobald ginge.

Der arme Jakob wußte nicht, was er von dieſem allem denken ſollte. War er doch, wie er glaubte, heute frühe, wie gewöhnlich, mit der Mutter auf den Markt gegangen, hatte ihr die Früchte aufſtellen helfen, war nachher mit dem alten Weib in ihr Haus gekommen, hatte ein Süppchen verzehrt, ein kleines Schläfchen gemacht und war jetzt wieder da; und doch ſprachen die Mutter und die Nachbarinnen von ſieben Jahren! und ſie nannten ihn einen garſtigen Zwerg! was war denn nun mit ihm vorgegangen? — Als er ſah, daß die Mutter gar nichts mehr von ihm hören wollte, traten ihm die Thränen in die Augen, und er ging trauernd die Straße hinab nach der Bude, wo ſein Vater den Tag über Schuhe flickte. „Ich will doch ſehen," dachte er bei ſich, „ob er mich auch nicht kennen will; unter die Thüre will ich mich ſtellen und mit ihm ſprechen." Als er an der Bude des Schuſters angekommen war, ſtellte er ſich unter die Thüre und ſchaute hinein. Der Meiſter war ſo emſig mit ſeiner Arbeit beſchäftigt, daß er ihn gar nicht ſah; als er aber zufällig einen Blick

nach der Thüre warf, ließ er Schuhe, Draht und Pfriem auf die Erde fallen und rief mit Entsetzen: „Um Gottes willen, was ist das, was ist das!“

„Guten Abend, Meister!“ sprach der Kleine, indem er vollends in den Laden trat, „wie geht es Euch?“

„Schlecht, schlecht, kleiner Herr!“ antwortete der Vater, zu Jakobs großer Verwunderung; denn er schien ihn auch nicht zu kennen. „Das Geschäft will mir nicht mehr von der Hand. Bin so allein und werde jetzt alt, doch ist mir ein Geselle zu theuer.“

„Aber habt Ihr denn kein Söhnlein, das Euch nach und nach an die Hand gehen könnte bei der Arbeit?“ forschte der Kleine weiter.

„Ich hatte einen, er hieß Jakob, und müßte jetzt ein schlanker, gewandter Bursche von zwanzig Jahren seyn, der mir tüchtig unter die Arme greifen könnte. Ha! das müßte ein Leben seyn; schon als er zwölf Jahre alt war, zeigte er sich so anstellig und geschickt, und verstand schon manches vom Handwerk, und hübsch und angenehm war er auch, der hätte mir eine Kundschaft hergelockt, daß ich bald nicht mehr geflickt, sondern nichts als Neues geliefert hätte! Aber so geht's in der Welt!“

„Wo ist denn aber Euer Sohn?“ fragte Jakob mit zitternder Stimme seinen Vater.

„Das weiß Gott,“ antwortete er; „vor sieben Jahren, ja so lange ist's jetzt her, wurde er uns vom Markt weggestohlen.“

„Vor sieben Jahren!“ rief Jakob mit Entsetzen.

„Ja, kleiner Herr, vor sieben Jahren; ich weiß noch, wie heute, wie mein Weib nach Hause kam,

heulend und schreiend, das Kind sey den ganzen Tag nicht zurückgekommen, sie habe überall geforscht und gesucht, und es nicht gefunden. Ich habe es immer gedacht und gesagt, daß es so kommen würde; der Jakob war ein schönes Kind, das muß man sagen, da war nun meine Frau stolz auf ihn und sah es gerne, wenn ihn die Leute lobten, und schickte ihn oft mit Gemüse und dergleichen in vornehme Häuser. Das war schon recht, er wurde allemal reichlich beschenkt; aber, sagte ich, gib acht! die Stadt ist groß, viele schlechte Leute wohnen da, gib mir auf den Jakob acht! Und so war es, wie ich sagte. Kommt einmal ein altes häßliches Weib auf den Markt, feilscht um Früchte und Gemüse, und kauft am Ende so viel, daß sie es nicht selbst tragen kann. Mein Weib, die mitleidige Seele, gibt ihr den Jungen mit und — hat ihn von Stunde an nicht mehr gesehen."

„Und das ist jetzt sieben Jahre, sagt Ihr?"

„Sieben Jahre wird es im Frühling. Wir ließen ihn ausrufen, wir gingen von Haus zu Haus und fragten; manche hatten den hübschen Jungen gekannt und liebgewonnen, und suchten jetzt mit uns, alles vergeblich. Auch die Frau, welche das Gemüse gekauft hatte, wollte niemand kennen; aber ein steinaltes Weib, die schon neunzig Jahre gelebt hatte, sagte, es könne wohl die böse Fee Kräuterweis gewesen seyn, die alle fünfzig Jahre einmal in die Stadt komme, um sich allerlei einzukaufen."

So sprach Jakobs Vater und klopfte dabei seine Schuhe weidlich, und zog den Draht mit beiden Fäusten

weit hinaus. Dem Kleinen aber wurde es nach und nach klar, was mit ihm vorgegangen, daß er nämlich nicht geträumt, sondern daß er sieben Jahre bei der bösen Fee als Eichhörnchen gedient habe. Zorn und Gram erfüllten sein Herz so sehr, daß es beinahe zerspringen wollte. Sieben Jahre seiner Jugend hatte ihm die Alte gestohlen, und was hatte er für Ersatz dafür? Daß er Pantoffeln von Cocosnüssen blank putzen, daß er ein Zimmer mit gläsernem Fußboden rein machen konnte? Daß er von den Meerschweinchen alle Geheimnisse der Küche gelernt hatte? Er stand eine gute Weile so da und dachte über sein Schicksal nach, da fragte ihn endlich sein Vater: „ist Euch vielleicht etwas von meiner Arbeit gefällig, junger Herr? etwa ein paar neue Pantoffeln, oder," setzte er lächelnd hinzu, „vielleicht ein Futteral für Eure Nase?"

„Was wollt Ihr nur mit meiner Nase?" sagte Jakob, warum sollte ich denn ein Futteral dazu brauchen?"

„Nun," entgegnete der Schuster, „jeder nach seinem Geschmack; aber das muß ich Euch sagen, hätte ich diese schreckliche Nase, ein Futteral ließe ich mir darüber machen von rosenfarbigem Glanzleder. Schaut, da habe ich ein schönes Stückchen zur Hand; freilich würde man eine Elle wenigstens dazu brauchen. Aber wie gut wäret Ihr verwahrt, kleiner Herr; so, weiß ich gewiß, stoßt Ihr Euch an jeden Thürpfosten, an jeden Wagen, dem Ihr ausweichen wollt."

Der Kleine stand stumm vor Schrecken; er betastete seine Nase, sie war dick und wohl zwei Hände lang. So hatte also die Alte auch seine Gestalt verwandelt;

darum kannte ihn also die Mutter nicht, darum schalt man ihn einen häßlichen Zwerg! „Meister," sprach er halb weinend zu dem Schuster, „habt Ihr keinen Spiegel bei der Hand, worin ich mich beschauen könnte?"

„Junger Herr," erwiederte der Vater mit Ernst, „Ihr habt nicht gerade eine Gestalt empfangen, die Euch eitel machen könnte, und Ihr habt nicht Ursache, alle Stunden in den Spiegel zu gucken. Gewöhnt es Euch ab, es ist besonders bei Euch eine lächerliche Gewohnheit."

„Ach, so laßt mich doch in den Spiegel schauen!" rief der Kleine, „gewiß, es ist nicht aus Eitelkeit!"

„Lasset mich in Ruhe, ich hab' keinen im Vermögen; meine Frau hat ein Spiegelchen, ich weiß aber nicht, wo sie es verborgen. Müßt Ihr aber durchaus in den Spiegel gucken, nun, über der Straße hin wohnt Urban der Barbier, der hat einen Spiegel, zweimal so groß als Euer Kopf; gucket dort hinein, und indessen guten Morgen!"

Mit diesen Worten schob ihn den Vater ganz gelinde zur Bude hinaus, schloß die Thüre hinter ihm zu und setzte sich wieder zur Arbeit. Der Kleine aber ging sehr niedergeschlagen über die Straße zu Urban dem Barbier, den er noch aus früheren Zeiten wohl kannte. „Guten Morgen, Urban," sprach er zu ihm, „ich komme, Euch um eine Gefälligkeit zu bitten, seyd so gut und lasset mich ein wenig in Euren Spiegel schauen."

„Mit Vergnügen, dort steht er!" rief der Barbier lachend, und seine Kunden, denen er den Bart scheeren sollte, lachten weidlich mit. „Ihr seyd ein hübsches Bürschchen, schlank und fein, ein Hälschen wie ein

Schwan, Händchen wie eine Königin und ein Stumpfnäschen, man kann es nicht schöner sehen. Ein wenig eitel seyd Ihr darauf, das ist wahr; aber beschauet Euch immer, man soll nicht von mir sagen, ich habe Euch aus Neid nicht in meinen Spiegel schauen lassen."

So sprach der Barbier, und wieherndes Gelächter füllte die Baderstube. Der Kleine aber war indeß vor den Spiegel getreten und hatte sich beschaut. Thränen traten ihm in die Augen. „Ja, so konntest du freilich deinen Jakob nicht wieder erkennen, liebe Mutter," sprach er zu sich, „so war er nicht anzuschauen in den Tagen der Freude, wo du gerne mit ihm prangtest vor den Leuten!" Seine Augen waren klein geworden, wie die der Schweine, seine Nase war ungeheuer und hing über Mund und Kinn herunter, der Hals schien gänzlich weggenommen worden zu seyn, denn sein Kopf stack tief in den Schultern, und nur mit den größten Schmerzen konnte er ihn rechts und links bewegen; sein Körper war noch so groß, als vor sieben Jahren, da er zwölf Jahre alt war; aber wenn andere vom zwölften bis ins zwanzigste in die Höhe wachsen, so wuchs er in die Breite, der Rücken und die Brust waren weit ausgebogen und waren anzusehen wie ein kleiner, aber sehr dick gefüllter Sack; dieser dicke Oberleib saß auf kleinen schwachen Beinchen, die dieser Last nicht gewachsen schienen, aber um so größer waren die Arme, die ihm am Leib herab hingen; sie hatten die Größe, wie die eines wohlgewachsenen Mannes, seine Hände waren grob und braungelb, seine Finger lang und spinnenartig, und wenn er sie recht ausstreckte, konnte er damit

auf den Boden reichen, ohne daß er sich bückte. So sah er aus, der kleine Jakob, zum mißgestalteten Zwerg war er geworden.

Jetzt gedachte er auch jenes Morgens, an welchem das alte Weib an die Körbe seiner Mutter getreten war. Alles, was er damals an ihr getadelt hatte, die lange Nase, die häßlichen Finger, alles hatte sie ihm angethan, und nur den langen zitternden Hals hatte sie gänzlich weggelassen.

„Nun, habt ihr Euch jetzt genug beschaut, mein Prinz?“ sagte der Barbier, indem er zu ihm trat und ihn lachend betrachtete. „Wahrlich, wenn man sich dergleichen träumen lassen wollte, so komisch könnte es einem im Traume nicht vorkommen. Doch ich will Euch einen Vorschlag machen, kleiner Mann. Mein Barbierzimmer ist zwar sehr besucht, aber doch seit neuerer Zeit nicht so, wie ich wünsche. Das kommt daher, weil mein Nachbar, der Barbier Schaum, irgendwo einen Riesen aufgefunden hat, der ihm die Kunden ins Haus lockt. Nun, ein Riese zu werden ist gerade keine Kunst, aber so ein Männchen wie Ihr, ja, das ist schon ein ander Ding. Tretet bei mir in Dienste, kleiner Mann, Ihr sollt Wohnung, Essen, Trinken, Kleider, alles sollt Ihr haben; dafür stellt Ihr Euch Morgens unter meine Thüre und ladet die Leute ein, hereinzukommen; Ihr schlaget den Seifenschaum, reichet den Kunden das Handtuch, und seyd versichert, wir stehen uns beide gut dabei; ich bekomme mehr Kunden, als jener mit dem Riesen, und jeder gibt Euch gerne noch ein Trinkgeld.“

Der Kleine war in seinem Innern empört über den Vorschlag, als Lockvogel für einen Barbier zu dienen. Aber mußte er sich nicht diesen Schimpf geduldig gefallen lassen? Er sagte dem Barbier daher ganz ruhig, daß er nicht Zeit habe zu dergleichen Diensten, und ging weiter.

Hatte das böse alte Weib seine Gestalt unterdrückt, so hatte sie doch seinem Geist nichts anhaben können, das fühlte er wohl; denn er dachte und fühlte nicht mehr, wie er vor sieben Jahren gethan, nein, er glaubte in diesem Zeitraum weiser, verständiger geworden zu seyn; er trauerte nicht um seine verlorene Schönheit, nicht über diese häßliche Gestalt, sondern nur darüber, daß er wie ein Hund von der Thüre seines Vaters gejagt werde. Darum beschloß er, noch einen Versuch bei seiner Mutter zu machen.

Er trat zu ihr auf den Markt und bat sie, ihm ruhig zuzuhören. Er erinnerte sie an jenen Tag, an welchem er mit dem alten Weibe gegangen, er erinnerte sie an alle einzelnen Vorfälle seiner Kindheit, erzählte ihr dann, wie er sieben Jahre als Eichhörnchen gedient habe bei der Fee, und wie sie ihn verwandelte, weil er sie damals getadelt. Die Frau des Schusters wußte nicht, was sie denken sollte. Alles traf zu, was er ihr von seiner Kindheit erzählte; aber wenn er davon sprach, daß er sieben Jahre lang ein Eichhörnchen gewesen sey, da sprach sie: es ist unmöglich, und es gibt keine Feen, und wenn sie ihn ansah, so verabscheute sie den häßlichen Zwerg und glaubte nicht, daß dies ihr Sohn seyn könne. Endlich hielt sie es für's

Beste, mit ihrem Manne darüber zu sprechen. Sie raffte also ihre Körbe zusammen und hieß ihn mit gehen. So kamen sie zu der Bude des Schusters.

„Sieh einmal," sprach sie zu diesem, „der Mensch da will unser verlorner Jakob seyn. Er hat mir Alles erzählt, wie er uns vor sieben Jahren gestohlen wurde, und wie er von einer Fee bezaubert worden sey."

„So?" unterbrach sie der Schuster mit Zorn; „hat er dir dies erzählt? Warte, du Range! ich habe ihm alles erzählt noch vor einer Stunde, und jetzt geht er hin, dich so zu foppen! Bezaubert bist du worden, mein Söhnchen? Warte doch, ich will dich wieder entzaubern." Dabei nahm er einen Bündel Riemen, die er eben zugeschnitten hatte, sprang auf den Kleinen zu und schlug ihn auf den hohen Rücken und auf die langen Arme, daß der Kleine vor Schmerz aufschrie und weinend davon lief.

In jener Stadt gibt es, wie überall, wenige mitleidige Seelen, die einen Unglücklichen, der zugleich etwas Lächerliches an sich trägt, unterstützten. Daher kam es, daß der unglückliche Zwerg den ganzen Tag ohne Speise und Trank blieb, und Abends die Treppen einer Kirche, so hart und kalt sie waren, zum Nachtlager wählen mußte.

Als ihn aber am nächsten Morgen die ersten Strahlen der Sonne erweckten, da dachte er ernstlich darüber nach, wie er sein Leben fristen könne, da ihn Vater und Mutter verstoßen. Er fühlte sich zu stolz, um als Aushängeschild eines Barbiers zu dienen, er wollte nicht zu einem Possenreißer sich verdingen und sich um Geld sehen

laſſen; was ſollte er anfangen? Da fiel ihm bei, daß er als Eichhörnchen große Fortſchritte in der Kochkunſt gemacht habe; er glaubte nicht mit Unrecht hoffen zu dürfen, daß er es mit manchem Koch aufnehmen könne; er beſchloß, ſeine Kunſt zu benützen.

Sobald es daher lebhafter wurde auf den Straßen und der Morgen ganz heraufgekommen war, trat er zuerſt in die Kirche und verrichtete ſein Gebet. Dann trat er ſeinen Weg an. Der Herzog, der Herr des Landes, war ein bekannter Schlemmer und Lecker, der eine gute Tafel liebte und ſeine Köche in allen Welttheilen aufſuchte. Zu ſeinem Palaſt begab ſich der Kleine. Als er an die äußerſte Pforte kam, fragten die Thürhüter nach ſeinem Begehr und hatten ihren Spott mit ihm; er aber verlangte nach dem Oberküchenmeiſter. Sie lachten und führten ihn durch die Vorhöfe, und wo er hinkam, blieben die Diener ſtehen, ſchauten nach ihm, lachten weidlich und ſchloſſen ſich an, ſo daß nach und nach ein ungeheurer Zug von Dienern aller Art ſich die Treppe des Palaſtes hinauf bewegte; die Stallknechte warfen ihre Striegel weg, die Läufer liefen, was ſie konnten, die Teppichbreiter vergaßen die Teppiche auszuklopfen, alles drängte und trieb ſich, es war ein Gewühl, als ſey der Feind vor den Thoren, und das Geſchrei: „ein Zwerg! ein Zwerg! habt ihr den Zwerg geſehen?“ füllte die Lüfte.

Da erſchien der Aufſeher des Hauſes mit grimmigem Geſicht, eine ungeheure Peitſche in der Hand, in der Thüre. „Um des Himmels willen, ihr Hunde, was macht ihr ſolchen Lärm! wiſſet ihr nicht, daß der Herr

noch ſchläft?“ und dabei ſchwang er die Geißel und ließ ſie unſanft auf den Rücken einiger Stallknechte und Thürhüter niederfallen. „Ach Herr!“ riefen ſie, „ſeht Ihr denn nicht? da bringen wir einen Zwerg, einen Zwerg, wie Ihr noch keinen geſehen.“ Der Aufſeher des Palaſtes zwang ſich mit Mühe, nicht laut aufzulachen, als er des Kleinen anſichtig wurde; denn er fürchtete, durch Lachen ſeiner Würde zu ſchaden. Er trieb daher mit der Peitſche die Uebrigen hinweg, führte den Kleinen ins Haus und fragte nach ſeinem Begehr. Als er hörte, jener wolle zum Küchenmeiſter, erwiederte er: „du irrſt dich, mein Söhnchen, zu mir, dem Aufſeher des Hauſes, willſt du; du willſt Leibzwerg werden beim Herzog; iſt es nicht alſo?“

„Nein, Herr!“ antwortete der Zwerg, „ich bin ein geſchickter Koch und erfahren in allerlei ſeltenen Speiſen; wollet mich zum Oberküchenmeiſter bringen; vielleicht kann er meine Kunſt brauchen.“

„Jeder nach ſeinem Willen, kleiner Mann; übrigens biſt du doch ein unbeſonnener Junge. In die Küche? Als Leibzwerg hätteſt du keine Arbeit gehabt, und Eſſen und Trinken nach Herzensluſt, und ſchöne Kleider. Doch wir wollen ſehen, deine Kunſt wird ſchwerlich ſo weit reichen, als ein Mundkoch des Herrn nöthig hat, und zum Küchenjungen biſt du zu gut.“ Bei dieſen Worten nahm ihn der Aufſeher des Palaſtes bei der Hand und führte ihn in die Gemächer des Oberküchenmeiſters.

„Gnädiger Herr!“ ſprach dort der Zwerg und verbeugte ſich ſo tief, daß er mit der Naſe den Fußteppich berührte; „brauchet ihr keinen geſchickten Koch?“

Der Oberküchenmeiſter betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen, brach dann in lautes Lachen aus und ſprach: „Wie? du ein Koch? meinſt du, unſere Heerde ſeyen ſo niedrig? du kannſt auf keinen hinaufſchauen, wenn du dich auch auf die Zehen ſtellſt und den Kopf recht aus den Schultern herausarbeiteſt? O, lieber Kleiner! wer dich zu mir geſchickt hat, um dich als Koch zu verdingen, der hat dich zum Narren gehabt.“ So ſprach der Oberküchenmeiſter und lachte weidlich, und mit ihm lachte der Aufſeher des Palaſtes und alle Diener, die im Zimmer waren.

Der Zwerg aber ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen. „Was liegt an einem Ei oder zweien, an ein wenig Syrup und Wein, an Mehl und Gewürze, in einem Hauſe, wo man deſſen genug hat?“ ſprach er. „Gebet mir irgend eine leckerhafte Speiſe zu bereiten auf, ſchaffet mir, was ich dazu brauche, und ſie ſoll vor Euren Augen ſchnell bereitet ſeyn, und Ihr ſollet ſagen müſſen: er iſt ein Koch nach Regel und Recht.“ Solche und ähnliche Reden führte der Kleine, und es war wunderlich anzuſchauen, wie es dabei aus ſeinen kleinen Aeuglein hervorblitzte, wie ſeine lange Naſe ſich hin und her ſchlängelte und ſeine dünnen Spinnenfinger ſeine Rede begleiteten. „Wohlan! rief der Küchenmeiſter, und nahm den Aufſeher des Palaſtes unter dem Arme, „wohlan, es ſey um des Spaſſes willen; laſſet uns zur Küche gehen.“ Sie gingen durch mehrere Säle und kamen endlich in die Küche. Es iſt dies ein großes, weitläufiges Gebäude, herrlich eingerichtet; auf zwanzig Heerden brannten beſtändig Feuer, ein klares Waſſer, das

zugleich zum Fiſchbehälter diente, floß mitten durch ſie, in Schränken von Marmor und köſtlichem Holz waren die Vorräthe aufgeſtellt, die man immer zur Hand haben mußte, und zur Rechten und Linken waren zehn Säle, in welchen Alles aufgeſpeichert war, was man in allen Ländern von Frankiſtan, und ſelbſt im Morgenlande Köſtliches und Leckeres für den Gaumen erfunden. Küchenbedienten aller Art liefen umher, und raſſelten und handthierten mit Keſſeln und Pfannen, mit Gabeln und Schaumlöffeln; als aber der Oberküchenmeiſter in die Küche eintrat, blieben ſie alle regungslos ſtehen, und nur das Feuer hörte man noch kniſtern und das Bächlein rieſeln.

„Was hat der Herr heute zum Frühſtück befohlen?“ fragte der Meiſter den erſten Frühſtückmacher, einen alten Koch.

„Herr, die däniſche Suppe hat er geruht zu befehlen, und rothe Hamburger Klößchen.“

„Gut,“ ſprach der Küchenmeiſter weiter, „haſt du gehört, was der Herr ſpeiſen will? getrauſt du dich, dieſe ſchwierigen Speiſen zu bereiten? Die Klößchen bringſt du auf keinen Fall heraus, das iſt ein Geheimniß.“

„Nichts leichter als dies,“ erwiederte zu allgemeinem Erſtaunen der Zwerg; denn er hatte dieſe Speiſen als Eichhörnchen oft gemacht, „nichts leichter, man gebe mir zu der Suppe die und die Kräuter, dies und jenes Gewürz, Fett von einem wilden Schwein, Wurzeln und Eier; zu den Klößchen aber,“ ſprach er leiſer, daß es nur der Küchenmeiſter und der Frühſtückmacher hören konnten, „zu den Klößchen brauche ich viererlei Fleiſch,

etwas Wein, Entenſchmalz, Ingwer und ein gewiſſes Kraut, das man Magentroſt heißt."

„Ha! bei St. Benedikt! bei welchem Zauberer haſt du gelernt?" rief der Koch mit Staunen; „alles bis auf ein Haar hat er geſagt, und das Kräutlein Magentroſt haben wir ſelbſt nicht gewußt; ja, das muß es noch angenehmer machen. O du Wunder von einem Koch!"

„Das hätte ich nicht gedacht," ſagte der Oberküchenmeiſter, „doch laſſen wir ihn die Probe machen; gebt ihm die Sachen, die er verlangt, Geſchirr und alles, und laſſet ihn das Frühſtück bereiten."

Man that, wie er befohlen, und rüſtete alles auf dem Heerde zu; aber da fand es ſich, daß der Zwerg kaum mit der Naſe bis an den Heerd reichen konnte. Man ſetzte daher ein paar Stühle zuſammen, legte eine Marmorplatte darüber, und lud den kleinen Wundermann ein, ſein Kunſtück zu beginnen. In einem großen Kreiſe ſtanden die Köche, Küchenjungen, Diener und allerlei Volk umher, und ſahen zu und ſtaunten, wie ihm alles ſo flink und fertig von der Hand ging, wie er alles ſo reinlich und niedlich bereitete. Als er mit der Zubereitung fertig war, befahl er, beide Schüſſeln ans Feuer zu ſetzen und genau ſo lang kochen zu laſſen, bis er rufen werde; dann fing er an zu zählen eins, zwei, drei und ſo fort und gerade als er fünfhundert gezählt hatte, rief er: „Halt!" die Töpfe wurden weggeſetzt, und der Kleine lud den Küchenmeiſter ein, zu koſten.

Der Mundkoch ließ ſich von einem Küchenjungen einen goldenen Löffel reichen, ſpülte ihn im Bach und überreichte ihn dem Oberküchenmeiſter; dieſer trat mit

feierlicher Miene an den Heerd, nahm von den Speisen, kostete, drückte die Augen zu, schnalzte vor Vergnügen mit der Zunge und sprach dann: „köstlich, bei des Herzogs Leben, köstlich! wollet Ihr nicht auch ein Löffelein zu Euch nehmen, Aufseher des Palastes?“ Dieser verbeugte sich, nahm den Löffel, kostete und war vor Vergnügen und Lust außer sich. „Eure Kunst in Ehren, lieber Frühstückmacher, Ihr seyd ein erfahrener Koch, aber so herrlich habt Ihr weder die Suppe noch die Hamburger Klöße machen können!“ Auch der Koch kostete jetzt, schüttelte dann dem Zwerg ehrfurchtsvoll die Hand und sagte: „Kleiner! du bist Meister in der Kunst; ja das Kräutlein Magentrost, das gibt allem einen ganz eigenen Reiz.“

In diesem Augenblick kam der Kammerdiener des Herzogs in die Küche und berichtete, daß der Herr das Frühstück verlange. Die Speisen wurden nun auf silberne Platten gelegt und dem Herzog zugeschickt; der Oberküchenmeister aber nahm den Kleinen in sein Zimmer und unterhielt sich mit ihm. Kaum waren sie aber halb so lange da, als man ein Paternoster spricht, (es ist dies das Gebet der Franken, o Herr, und dauert nicht halb so lange, als das Gebet der Gläubigen) so kam schon ein Bote und rief den Oberküchenmeister zum Herrn. Er kleidete sich schnell in sein Festkleid und folgte dem Boten.

Der Herzog sah sehr vergnügt aus. Er hatte alles aufgezehrt, was auf den silbernen Platten gewesen war, und wischte sich eben den Bart ab, als der Oberküchenmeister zu ihm eintrat. „Höre, Küchenmeister,“ sprach

er, „ich bin mit deinen Köchen bisher immer sehr zufrieden gewesen; aber sage mir, wer hat heute mein Frühstück bereitet? So köstlich war es nie, seit ich auf dem Thron meiner Väter sitze; sage an, wie er heißt, der Koch, daß wir ihm einige Dukaten zum Geschenk schicken.

„Herr! das ist eine wunderbare Geschichte," antwortete der Oberküchenmeister, und erzählte, wie man ihm heute frühe einen Zwerg gebracht, der durchaus Koch werden wollte, und wie sich dies alles begeben. Der Herzog verwunderte sich höchlich, ließ den Zwerg vor sich rufen und fragte ihn aus, wer er sey und woher er komme. Da konnte nun der arme Jakob freilich nicht sagen, daß er verzaubert worden sey und früher als Eichhörnchen gedient habe; doch blieb er bei der Wahrheit, indem er erzählte, er sey jetzt ohne Vater und Mutter, und habe bei einer alten Frau kochen gelernt. Der Herzog fragte nicht weiter, sondern ergötzte sich an der sonderbaren Gestalt seines neuen Koches.

„Willst du bei mir bleiben," sprach er, „so will ich dir jährlich fünfzig Dukaten, ein Festkleid und noch überdies zwei Paar Beinkleider reichen lassen. Dafür mußt du aber täglich mein Frühstück selbst bereiten, mußt angeben, wie das Mittagessen gemacht werden soll, und überhaupt dich meiner Küche annehmen. Da jeder in meinem Pallast seinen eigenen Namen von mir empfängt, so sollst du Nase heißen und die Würde eines Unterküchenmeisters bekleiden.

Der Zwerg Nase fiel nieder vor dem mächtigen Herzog in Frankenland, küßte ihm die Füße und versprach ihm treu zu dienen.

So war nun der Kleine für's Erste versorgt, und er machte seinem Amt Ehre; denn man kann sagen, daß der Herzog ein ganz anderer Mann war, während der Zwerg Nase sich in seinem Hause aufhielt. Sonst hatte es ihm oft beliebt, die Schüsseln oder Platten, die man ihm auftrug, den Köchen an den Kopf zu werfen; ja dem Oberküchenmeister selbst warf er im Zorn einmal einen gebackenen Kalbsfuß, der nicht weich genug geworden war, so heftig an die Stirne, daß er umfiel und drei Tage zu Bette liegen mußte. Der Herzog machte zwar, was er im Zorn gethan, durch einige Hände voll Dukaten wieder gut, aber dennoch war nie ein Koch ohne Zittern und Zagen mit den Speisen zu ihm gekommen. Seit der Zwerg im Hause war, schien alles wie durch Zauber umgewandelt; der Herr aß jetzt statt dreimal des Tages, fünfmal, um sich an der Kunst seines kleinsten Dieners recht zu laben, und dennoch verzog er nie eine Miene zum Unmuth; nein, er fand alles neu, trefflich, war leutselig und angenehm, und wurde von Tag zu Tag fetter.

Oft ließ er mitten unter der Tafel den Küchenmeister und den Zwerg Nase rufen, setzte den einen rechts, den andern links zu sich, und schob ihnen mit seinen eigenen Fingern einige Bissen der köstlichsten Speisen in den Mund, eine Gnade, welche sie beide wohl zu schätzen wußten.

Der Zwerg war das Wunder der Stadt. Man erbat sich flehentlich Erlaubniß vom Oberküchenmeister, den Zwerg kochen zu sehen, und einige der vornehmsten Männer hatten es so weit gebracht beim Herzog, daß

ihre Diener in der Küche beim Zwerg Unterrichtsſtunden genießen durften, was nicht wenig Geld eintrug; denn jeder zahlte täglich einen halben Dukaten. Und um die übrigen Köche bei guter Laune zu erhalten und ſie nicht neidiſch auf ihn zu machen, überließ ihnen Naſe dieſes Geld, das die Herren für den Unterricht ihrer Köche zahlen mußten.

So lebte Naſe beinahe zwei Jahre in äußerlichem Wohlleben und Ehre, und nur der Gedanke an ſeine Eltern betrübte ihn; ſo lebte er, ohne etwas Merkwürdiges zu erfahren, bis ſich folgender Vorfall ereignete. Der Zwerg Naſe war beſonders geſchickt und glücklich in ſeinen Einkäufen; daher ging er, ſo oft es ihm die Zeit erlaubte, immer ſelbſt auf den Markt, um Geflügel und Früchte einzukaufen. Eines Morgens ging er auch auf den Gänſemarkt und forſchte nach ſchweren fetten Gänſen, wie ſie der Herr liebte. Er war muſternd ſchon einigemal auf- und abgegangen; ſeine Geſtalt, weit entfernt, hier Lachen und Spott zu erregen, gebot Ehrfurcht; denn man erkannte ihn als den berühmten Mundkoch des Herzogs und jede Gänſefrau fühlte ſich glücklich, wenn er ihr die Naſe zuwandte.

Da ſah er ganz am Ende einer Reihe in einer Ecke eine Frau ſitzen, die auch Gänſe feil hatte, aber nicht wie die übrigen ihre Waare anpries und nach Käufern ſchrie. Zu dieſer trat er und maß und wog ihre Gänſe. Sie waren wie er ſie wünſchte, und er kaufte drei ſammt dem Käfig, lud ſie auf ſeine breiten Schultern und trat den Rückweg an. Da kam es ihm ſonderbar vor, daß nur zwei von dieſen Gänſen ſchnatterten und ſchrien,

wie rechte Gänſe zu thun pflegen, die dritte aber ganz ſtill und in ſich gekehrt da ſaß, und Seufzer ausſtieß und ächzte wie ein Menſch. „Die iſt halb krank,“ ſprach er vor ſich hin, „ich muß eilen, daß ich ſie umbringe und zurichte.“ Aber die Gans antwortete ganz deutlich und laut:

„Stichſt du mich,
So beiß ich dich;
Drückſt du mir die Kehle ab,
Bring ich dich ins frühe Grab.“

Ganz erſchrocken ſetzte der Zwerg Naſe ſeinen Käfig nieder, und die Gans ſah ihn mit ſchönen klugen Augen an und ſeufzte. „Ei der Tauſend!“ rief Naſe, „Sie kann ſprechen, Jungfer Gans? Das hätte ich nicht gedacht. Na, ſey Sie nur nicht ängſtlich! Man weiß zu leben und wird einem ſo ſeltenen Vogel nicht zu Leibe gehen. Aber ich wollte wetten, Sie iſt nicht von jeher in dieſen Federn geweſen; war ich ja ſelbſt einmal ein ſchnödes Eichhörnchen.“

„Du haſt Recht,“ erwiederte die Gans, „wenn du ſagſt, ich ſey nicht in dieſer ſchmachvollen Hülle geboren worden. Ach, an meiner Wiege wurde es mir nicht geſungen, daß Mimi, des großen Wetterbocks Tochter, in der Küche eines Herzogs getödtet werden ſoll!“

„Sey Sie doch ruhig, liebe Jungfer Mimi!“ tröſtete der Zwerg, „ſo wahr ich ein ehrlicher Kerl und Unterküchenmeiſter Seiner Durchlaucht bin, es ſoll Ihr keiner an die Kehle. Ich will Ihr in meinen eigenen Gemächern einen Stall anweiſen, Futter ſoll Sie genug haben, und meine freie Zeit werde ich Ihrer Unterhaltung widmen, den übrigen Küchenmenſchen werde ich

ſagen, daß ich eine Gans mit allerlei beſondern Kräutern für den Herzog mäſte, und ſobald ſich Gelegenheit findet, ſetze ich Sie in Freiheit."

Die Gans dankte ihm mit Thränen, der Zwerg aber that, wie er verſprochen, ſchlachtete die zwei andern Gänſe, für Mimi aber baute er einen eigenen Stall unter dem Vorwande, ſie für den Herzog ganz beſonders zuzurichten. Er gab ihr auch kein gewöhnliches Gänſefutter, ſondern verſah ſie mit Backwerk und ſüßen Speiſen. So oft er freie Zeit hatte, ging er hin, ſich mit ihr zu unterhalten und ſie zu tröſten. Sie erzählten ſich auch gegenſeitig ihre Geſchichten, und Naſe erfuhr auf dieſem Wege, daß die Gans eine Tochter des Zauberers Wetterbock ſey, der auf der Inſel Gothland lebe. Er ſey in Streit gerathen mit einer alten Fee, die ihn durch Ränke und Liſt überwunden, und ſie zur Rache in eine Gans verwandelt und weit hinweg bis hieher gebracht habe. Als der Zwerg Naſe ihr ſeine Geſchichte ebenfalls erzählt hatte, ſprach ſie: „ich bin nicht unerfahren in dieſen Sachen: mein Vater hat mir und meinen Schweſtern einige Anleitung gegeben, ſo viel er nämlich davon mittheilen durfte. Die Geſchichte mit dem Streit am Kräuterkorb, deine plötzliche Verwandlung, als du an jenem Kräutlein rochſt, auch einige Worte der Alten, die du mir ſagteſt, beweiſen mir, daß du auf Kräuter bezaubert biſt, das heißt: wenn du das Kraut auffindeſt, das ſich die Fee bei deiner Verzauberung gedacht hat, ſo kannſt du erlöst werden." Es war dies ein geringer Troſt für den Kleinen; denn wo ſollte er das Kraut auffinden? Doch dankte er ihr und ſchöpfte einige Hoffnung.

Um dieſe Zeit bekam der Herzog einen Beſuch von einem benachbarten Fürſten, ſeinem Freunde. Er ließ daher ſeinen Zwerg Naſe vor ſich kommen und ſprach zu ihm: „Jetzt iſt die Zeit gekommen, wo du zeigen mußt, ob du mir treu dienſt und Meiſter deiner Kunſt biſt. Dieſer Fürſt, der bei mir zu Beſuch iſt, ſpeiſt bekanntlich außer mir, am beſten, und iſt ein großer Kenner einer feinen Küche und ein weiſer Mann. Sorge nun dafür, daß meine Tafel täglich alſo beſorgt werde, daß er immer mehr in Erſtaunen geräth. Dabei darfſt du, bei meiner Ungnade, ſo lange er da iſt, keine Speiſe zweimal bringen. Dafür kannſt du dir von meinem Schatzmeiſter alles reichen laſſen, was du nur brauchſt; und wenn du Gold und Diamanten in Schmalz backen mußt, ſo thu' es; ich will lieber ein armer Mann werden, als erröthen vor ihm."

So ſprach der Herzog; der Zwerg aber ſagte, indem er ſich anſtändig verbeugte: „es ſey, wie du ſagſt, o Herr! ſo es Gott gefällt, werde ich alles ſo machen, daß es dieſem Fürſten der Gutſchmecker wohlgefällt."

Der kleine Koch ſuchte nun ſeine ganze Kunſt hervor. Er ſchonte die Schätze ſeines Herrn nicht, noch weniger aber ſich ſelbſt; denn man ſah ihn den ganzen Tag in eine Wolke von Rauch und Feuer eingehüllt, und ſeine Stimme hallte beſtändig durch das Gewölbe der Küche; denn er befahl als Herrſcher den Küchenjungen und niederen Köchen. Herr! ich könnte es machen, wie die Kameeltreiber von Aleppo, wenn ſie in ihren Geſchichten, die ſie den Reiſenden erzählen, die Menſchen herrlich ſpeiſen laſſen. Sie führen eine ganze

Stunde lang alle die Gerichte an, die aufgetragen worden ſind, und erwecken dadurch große Sehnſucht und noch größeren Hunger in ihren Zuhörern, ſo daß dieſe unwillkürlich die Vorräthe öffnen und eine Mahlzeit halten und den Kameeltreibern reichlich mittheilen, doch ich nicht alſo.

Der fremde Fürſt war ſchon vierzehn Tage beim Herzog und lebte herrlich und in Freuden. Sie ſpeisten des Tages nicht weniger als fünfmal, und der Herzog war zufrieden mit der Kunſt des Zwerges; denn er ſah Zufriedenheit auf der Stirne ſeines Gaſtes. Am fünfzehnten Tage aber begab es ſich, daß der Herzog den Zwerg zur Tafel rufen ließ, ihn ſeinem Gaſt, dem Fürſten, vorſtellte und dieſen fragte, wie er mit dem Zwerg zufrieden ſey?

„Du biſt ein wunderbarer Koch," antwortete der fremde Fürſt, und weißt, was anſtändig eſſen heißt. Du haſt in der ganzen Zeit, daß ich hier bin, nicht eine einzige Speiſe wiederholt und alles trefflich bereitet; aber ſage mir doch, warum bringſt du ſo lange nicht die Königin der Speiſen, die Paſtete Souzeraine?"

Der Zwerg war ſehr erſchrocken; denn er hatte von dieſer Paſtetenkönigin nie gehört, doch faßte er ſich und antwortete: „o Herr! noch lange, hoffte ich, ſollte dein Angeſicht leuchten an dieſem Hoflager, darum wartete ich mit dieſer Speiſe; denn womit ſollte dich denn der Koch begrüßen am Tage des Scheidens, als mit der Königin der Paſteten?"

„So?" entgegnete der Herzog lachend, „und bei mir wollteſt du wohl warten bis an meinen Tod, um

mich dann noch zu begrüßen; denn auch mir haſt du die Paſtete noch nie vorgeſetzt. Doch, denke auf einen andern Scheidegruß; denn morgen mußt du die Paſtete auf die Tafel ſetzen."

„Es ſey, wie du ſagſt, Herr!" antwortete der Zwerg und ging. Aber er ging nicht vergnügt; denn der Tag ſeiner Schande und ſeines Unglücks war gekommen. Er wußte nicht, wie er die Paſtete machen ſollte. Er ging daher in ſeine Kammer und weinte über ſein Schickſal. Da trat die Gans Mimi, die in ſeinem Gemach umhergehen durfte, zu ihm, und fragte ihn nach der Urſache ſeines Jammers. „Stille deine Thränen," antwortete ſie, als ſie von der Paſtete Souzeraine gehört, „dieſes Gericht kam oft auf meines Vaters Tiſch, und ich weiß ungefähr, was man dazu braucht; du nimmſt dies und jenes, ſo und ſo viel, und wenn es auch nicht durchaus alles iſt, was eigentlich dazu nöthig, die Herren werden keinen ſo feinen Geſchmack haben." So ſprach Mimi; der Zwerg aber ſprang auf vor Freuden, ſegnete den Tag, an welchem er die Gans gekauft hatte, und ſchickte ſich an, die Königin der Paſteten zuzurichten. Er machte zuerſt einen kleinen Verſuch, und ſiehe, es ſchmeckte trefflich, und der Oberküchenmeiſter, dem er davon zu koſten gab, pries aufs neue ſeine ausgebreitete Kunſt.

Den andern Tag ſetzte er die Paſtete in größerer Form auf, und ſchickte ſie, warm, wie ſie aus dem Ofen kam, nachdem er ſie mit Blumenkränzen geſchmückt hatte, auf die Tafel; er ſelbſt aber zog ſein beſtes Feſtkleid an und ging in den Speiſeſaal. Als er eintrat,

war der Obervorſchneider gerade damit beſchäftigt, die Paſtete zu zerſchneiden, und auf einem ſilbernen Schäufelein dem Herzog und ſeinem Gaſte hinzureichen. Der Herzog that einen tüchtigen Biß hinein, ſchlug die Augen auf zur Decke und ſprach, nachdem er geſchluckt hatte: „ah! ah! ah! mit Recht nennt man dies die Königin der Paſteten, aber mein Zwerg iſt auch der König aller Köche, nicht alſo, lieber Freund?“

Der Gaſt nahm einige kleine Biſſen zu ſich, koſtete und prüfte aufmerkſam, und lächelte dabei höhniſch und geheimnißvoll. „Das Ding iſt recht artig gemacht,“ antwortete er, indem er den Teller hinwegrückte, „aber die Souzeraine iſt es denn doch nicht ganz; das habe ich mir wohl gedacht.“

Da runzelte der Herzog vor Unmuth die Stirne und erröthete vor Beſchämung: „Hund von einem Zwerg!“ rief er, „wie wagſt du es, deinem Herrn dies anzuthun? Soll ich dir deinen großen Kopf abhacken laſſen, zur Strafe für deine ſchlechte Kocherei?“

„Ach Herr! um des Himmels willen, ich habe das Gericht doch zubereitet nach den Regeln der Kunſt, es kann gewiß nichts fehlen!“ ſo ſprach der Zwerg und zitterte.

„Es iſt eine Lüge, du Bube!“ erwiederte der Herzog und ſtieß ihn mit dem Fuße von ſich, „mein Gaſt würde ſonſt nicht ſagen, es fehlt etwas. Dich ſelbſt will ich zerhacken und backen laſſen in eine Paſtete!“

„Habt Mitleiden!“ rief der Kleine und rutſchte auf den Knien zu dem Gaſt, deſſen Füße er umfaßte; ſaget, was fehlt an dieſer Speiſe, daß ſie Eurem

Gaumen nicht zusagt? Lasset mich nicht sterben wegen einer Hand voll Fleisch und Mehl."

„Das wird dir wenig helfen, mein lieber Nase!" antwortete der Fremde mit Lachen; „das habe ich mir schon gestern gedacht, daß du diese Speise nicht machen kannst wie mein Koch. Wisse, es fehlt ein Kräutlein, das man hier zu Lande gar nicht kennt, das Kraut Nießmitlust, ohne dieses bleibt die Pastete ohne Würze, und dein Herr wird sie nie essen wie ich.

Da gerieth der Herrscher in Frakistan in Wuth. „Und doch werde ich sie essen!" rief er mit funkelnden Augen, „denn ich schwöre auf meine fürstliche Ehre, entweder zeige ich Euch morgen die Pastete, wie Ihr sie verlanget — oder den Kopf dieses Burschen aufgespießt auf dem Thor meines Palastes. Gehe, du Hund, noch einmal gebe ich dir vier und zwanzig Stunden Zeit."

So rief der Herzog, der Zwerg aber ging wieder weinend in sein Kämmerlein und klagte der Gans sein Schicksal, und daß er sterben müsse; denn von dem Kraut habe er nie gehört. „Ist es nur dies," sprach sie, „da kann ich dir schon helfen; denn mein Vater lehrte mich alle Kräuter kennen. Wohl wärest du vielleicht zu einer andern Zeit des Todes gewesen, aber glücklicherweise ist es gerade Neumond, und um diese Zeit blüht das Kräutlein. Doch sage an, sind alte Kastanienbäume in der Nähe des Palastes?"

„O ja, erwiederte Nase mit leichterem Herzen; „am See, zweihundert Schritte vom Haus, steht eine ganze Gruppe; doch warum diese?"

„Nur am Fuße alter Kaſtanien blüht das Kräutlein," ſagte Mimi, „darum laß uns keine Zeit verſäumen und ſuchen, was du brauchſt; nimm mich auf deinen Arm und ſetze mich im Freien nieder; ich will dir ſuchen."

Er that, wie ſie geſagt, und ging mit ihr zur Pforte des Palaſtes. Dort aber ſtreckte der Thürhüter ſein Gewehr vor und ſprach: „Mein guter Naſe, mit dir iſts vorbei, aus dem Hauſe darfſt du nicht, ich habe den ſtrengſten Befehl darüber."

„Aber in den Garten kann ich doch wohl gehen?" erwiederte der Zwerg. „Sey ſo gut, und ſchicke einen deiner Geſellen zum Aufſeher des Palaſtes und frage, ob ich nicht in den Garten gehen und Kräuter ſuchen dürfe?" Der Thürhüter that alſo, und es wurde erlaubt; denn der Garten hatte hohe Mauern und es war an kein Entkommen daraus zu denken. Als aber Naſe mit der Gans Mimi ins Freie gekommen war, ſetzte er ſie behutſam nieder und ſie ging ſchnell vor ihm her dem See zu, wo die Kaſtanien ſtanden. Er folgte ihr nur mit beklommenem Herzen; denn es war ja ſeine letzte, einzige Hoffnung; fand ſie das Kräutlein nicht, ſo ſtand ſein Entſchluß feſt, er ſtürzte ſich dann lieber in den See, als daß er ſich köpfen ließ. Die Gans ſuchte aber vergebens, ſie wandelte unter allen Kaſtanien, ſie wandte mit dem Schnabel jedes Gräschen um, es wollte ſich nichts zeigen und ſie fing aus Mitleid und Angſt an zu weinen, denn ſchon wurde der Abend dunkler und die Gegenſtände umher ſchwerer zu erkennen.

Da fielen die Blicke des Zwergs über den See hin und plötzlich rief er: „ſiehe, ſiehe! dort über dem See

ſteht noch ein großer alter Baum; laß uns dort hingehen und ſuchen, vielleicht blüht dort mein Glück.“ Die Gans hüpfte und flog voran, und er lief nach, ſo ſchnell ſeine kleinen Beine konnten! der Kaſtanienbaum warf einen großen Schatten, und es war dunkel umher, faſt war nichts mehr zu erkennen; aber da blieb plötzlich die Gans ſtille ſtehen, ſchlug vor Freuden mit den Flügeln, fuhr dann ſchnell mit dem Kopf ins hohe Gras, und pflückte etwas ab, das ſie dem erſtaunten Naſe zierlich mit dem Schnabel überreichte, und ſprach: „das iſt das Kräutlein und hier wächst eine Menge davon, ſo daß es dir nie daran fehlen kann.

Der Zwerg betrachtete das Kraut ſinnend; ein ſüßer Duft ſtrömte ihm daraus entgegen, der ihn unwillkürlich an die Scene ſeiner Verwandlung erinnerte; die Stengel, die Blätter waren blaulichgrün, ſie trugen eine brennend rothe Blume mit gelbem Rande.

„Gelobt ſey Gott!“ rief er endlich aus, „welches Wunder! Wiſſe, ich glaube, es iſt dies daſſelbe Kraut, das mich aus einem Eichhörnchen in dieſe ſchändliche Geſtalt umwandelte; ſoll ich den Verſuch machen?“

„Noch nicht,“ bat die Gans. „Nimm von dieſem Kraut eine Hand voll mit dir, laß uns auf dein Zimmer gehen, und dein Geld und was du ſonſt haſt, zuſammenraffen, und dann wollen wir die Kraft des Krautes verſuchen.“

Sie thaten alſo und gingen auf ſeine Kammer zurück, und das Herz des Zwerges pochte hörbar vor Erwartung. Nachdem er fünfzig oder ſechzig Dukaten, die er erſpart hatte, einige Kleider und Schuhe zuſammen

in einen Bündel geknüpft hatte, sprach er: „So es Gott gefällig ist, werde ich dieser Bürde los werden," steckte seine Nase tief in die Kräuter und zog ihren Duft ein.

Da zog und knackte es in allen seinen Gliedern, er fühlte, wie sich sein Kopf aus den Schultern hob, er schielte herab auf seine Nase, und sah sie kleiner und kleiner werden, sein Rücken und seine Brust fingen an, sich zu ebnen, und seine Beine wurden länger.

Die Gans sah mit Erstaunen diesem allen zu. „Ha! was du groß, was du schön bist!" rief sie, „Gott sey gedankt, es ist nichts mehr an dir von allem, was du vorher warst!" Da freute sich Jakob sehr, und er faltete die Hände und betete. Aber seine Freude ließ ihn nicht vergessen, welchen Dank er der Gans Mimi schuldig sey; zwar drängte ihn sein Herz, zu seinen Eltern zu gehen, doch besiegte er aus Dankbarkeit diesen Wunsch und sprach: „Wem anders, als dir, habe ich es zu danken, daß ich mir selbst wieder geschenkt bin? Ohne dich hätte ich dieses Kraut nimmer gefunden, hätte also ewig in jener Gestalt bleiben, oder vielleicht gar unter dem Beile des Henkers sterben müssen. Wohlan, ich will es dir vergelten. Ich will dich zu deinem Vater bringen; er, der so erfahren ist in jedem Zauber, wird dich leicht entzaubern können." Die Gans vergoß Freudenthränen und nahm sein Anerbieten an. Jakob kam glücklich und unerkannt mit der Gans aus dem Palast und machte sich auf den Weg nach dem Meeresstrand, Mimi's Heimath zu.

Was soll ich noch weiter erzählen, daß sie ihre Reise glücklich vollendeten, daß Wetterbock seine Tochter

entzauberte und den Jakob mit Geschenken beladen entließ; daß er in seine Vaterstadt zurückkam, und daß seine Eltern in dem schönen jungen Mann mit Vergnügen ihren verlorenen Sohn erkannten, daß er von den Geschenken, die er von Wetterbock mitbrachte, sich einen Laden kaufte, und reich und glücklich wurde.

Nur so viel will ich noch sagen, daß nach seiner Entfernung aus dem Palast des Herzogs große Unruhe entstand; denn als am andern Tag der Herzog seinen Schwur erfüllen und dem Zwerg, wenn er die Kräuter nicht gefunden hätte, den Kopf abschlagen lassen wollte, war er nirgends zu finden; der Fürst aber behauptete, der Herzog habe ihn heimlich entkommen lassen, um sich nicht seines besten Kochs zu berauben, und klagte ihn an, daß er wortbrüchig sey. Dadurch entstand denn ein großer Krieg zwischen beiden Fürsten, der in der Geschichte unter dem Namen „Kräuterkrieg" wohl bekannt ist; es wurde manche Schlacht geschlagen, aber am Ende doch Friede gemacht, und diesen Frieden nennt man bei uns den „Pastetenfrieden," weil beim Versöhnungsfest durch den Koch des Fürsten die Souzeraine, die Königin der Pasteten, zubereitet wurde, welche sich der Herr Herzog trefflich schmecken ließ.

So führen oft die kleinsten Ursachen zu großen Folgen; und dies, o Herr, ist die Geschichte des Zwerges Nase.

So erzählte der Sklave aus Frankistan; nachdem er geendet hatte, ließ der Scheik Ali Banu ihm und den andern Sklaven Früchte reichen, sich zu erfrischen,

und unterhielt sich während sie aßen mit seinen Freunden. Die jungen Männer aber, die der Alte eingeführt hatte, waren voll Lobes über den Scheik, sein Haus und alle seine Einrichtungen. „Wahrlich," sprach der junge Schreiber, „es gibt keinen angenehmeren Zeitvertreib als Geschichten anzuhören. Ich könnte Tage lang so hinsitzen, die Beine untergeschlagen, einen Arm aufs Kissen gestützt, die Stirne in die Hand gelegt, und, wenn es ginge, des Scheiks große Wasserpfeife in der Hand, und Geschichten anhören, — so ungefähr stelle ich mir das Leben vor in den Gärten Mahomeds."

„So lange Ihr jung seyd und arbeiten könnt," sprach der Alte, „kann ein solcher träger Wunsch nicht Euer Ernst seyn. Aber das gebe ich Euch zu, daß ein eigener Reiz darin liegt, etwas erzählen zu hören. So alt ich bin, und ich gehe nun ins siebenundsiebenzigste Jahr, so viel ich in meinem Leben schon gehört habe, so verschmähe ich es doch nicht, wenn an der Ecke ein Geschichtserzähler sitzt und um ihn in großem Kreis die Zuhörer, mich ebenfalls hinzusetzen und zuzuhören. Man träumt sich ja in die Begebenheiten hinein, die erzählt werden, man lebt mit diesen Menschen, mit diesen wundervollen Geistern, mit Feen und dergleichen Leuten, die uns nicht alle Tage begegnen, und hat nachher, wenn man einsam ist, Stoff, sich alles zu wiederholen, wie der Wanderer, der sich gut versehen hat, wenn er durch die Wüste reist."

„Ich habe nie so darüber nachgedacht," erwiederte ein anderer der jungen Leute, „worin der Reiz solcher Geschichten eigentlich liegt. Aber mir geht es wie Euch. Schon als Kind konnte man mich, wenn ich ungeduldig

war, durch eine Geſchichte zum Schweigen bringen. Es war mir anfangs gleichgültig, von was es handelte, wenn es nur erzählt war, wenn nur etwas geſchah; wie oft habe ich, ohne zu ermüden, jene Fabeln angehört, die weiſe Männer erfunden und in welche ſie einen Kern ihrer Weisheit gelegt haben, vom Fuchs und vom thörichten Raben, vom Fuchs und vom Wolf, viele Dutzend Geſchichten vom Löwen und den übrigen Thieren. Als ich älter wurde und mehr unter die Menſchen kam, genügten mir jene kurzen Geſchichten nicht mehr; ſie mußten ſchon länger ſeyn, mußten von Menſchen und ihren wunderbaren Schickſalen handeln."

„Ja, ich entſinne mich noch wohl dieſer Zeit," unterbrach ihn einer ſeiner Freunde. „Du warſt es, der uns dieſen Drang nach Erzählungen aller Art beibrachte. Einer Eurer Sklaven wußte ſo viel zu erzählen, als ein Kameeltreiber von Mekka nach Medina ſpricht; wenn er fertig war mit ſeiner Arbeit, mußte er ſich zu uns ſetzen auf den Grasboden vor dem Hauſe und da baten wir ſo lange, bis er zu erzählen anfing, und das ging fort und fort, bis die Nacht herauf kam."

„Und erſchloß ſich uns," entgegnete der Schreiber, „erſchloß ſich uns da nicht ein neues niegekanntes Reich, das Land der Genien und Feen, bebaut mit allen Wundern der Pflanzenwelt, mit reichen Paläſten von Smaragden und Rubinen, mit rieſenhaften Sklaven bevölkert, die erſchienen, wenn man einen Ring hin und wieder dreht, oder die Wunderlampe reibt, oder das Wort Salomo's ausſpricht, und in goldenen Schaalen herrliche Speiſen bringen. Wir fühlten uns unwillkürlich in

jedes Land verſetzt, wir machten mit Sindbad ſeine wunderbaren Fahrten, wir gingen mit Harun Al-Raſchid, dem weiſen Beherrſcher der Gläubigen, Abends ſpazieren, wir kannten Giaffar, ſeinen Vezier, ſo gut als uns ſelbſt, kurz, wir lebten in jenen Geſchichten, wie man Nachts in Träumen lebt, und es gab keine ſchönere Tageszeit für uns, als den Abend, wo wir uns einfanden auf dem Raſenplatz und der alte Sklave uns erzählte. Aber ſage uns, Alter, worin liegt es denn eigentlich, daß wir damals ſo gerne erzählen hörten, daß es noch jetzt für uns keine angenehmere Unterhaltung gibt?"

Die Bewegung, die im Zimmer entſtand, und die Aufforderung zur Aufmerkſamkeit, die der Sklavenaufſeher gab, verhinderte den Alten zu antworten. Die jungen Leute wußten nicht, ob ſie ſich freuen ſollten, daß ſie eine neue Geſchichte anhören durften, oder ungehalten ſeyn darüber, daß ihr anziehendes Geſpräch mit dem Alten unterbrochen worden war; aber ein zweiter Sklave erhob ſich bereits und begann:

Abner, der Jude, der nichts geſehen hat.

Herr, ich bin aus Mogador, am Strande des großen Meers, und als der großmächtigſte Kaiſer Muley Ismael über Fetz und Marokko herrſchte, hat ſich die Geſchichte zugetragen, die du vielleicht nicht ungerne hören wirſt. Es iſt die Geſchichte von Abner, dem Juden, der nichts geſehen hat.

Juden, wie du weißt, gibt es überall, und ſie ſind überall Juden: pfiffig, mit Falkenaugen für den kleinſten Vortheil begabt, verſchlagen, deſto verſchlagener, jemehr

ſie mißhandelt werden, ihrer Verſchlagenheit ſich bewußt und ſich etwas darauf einbildend. Daß aber doch zuweilen ein Jude durch ſeine Pfiffe zu Schaden kommt, bewies Abner, als er eines Abends zum Thore von Marokko hinaus ſpazieren ging.

Er ſchreitet einher, mit der ſpitzigen Mütze auf dem Kopf, in den beſcheidenen, nicht übermäßig reinlichen Mantel gehüllt, nimmt von Zeit zu Zeit eine verſtohlene Priſe aus der goldenen Doſe, die er nicht gerne ſehen läßt, ſtreichelt ſich den Knebelbart, und, trotz der umherrollenden Augen, welche ewige Furcht und Beſorgniß und die Begierde, etwas zu erſpähen, womit etwas zu machen wäre, keinen Augenblick ruhen läßt, leuchtet Zufriedenheit aus ſeiner beweglichen Miene; er muß dieſen Tag gute Geſchäfte gemacht haben, und ſo iſt es auch. Er iſt Arzt, iſt Kaufmann, iſt alles, was Geld einträgt; er hat heute einen Sklaven mit einem heimlichen Fehler verkauft, wohlfeil eine Kameelladung Gummi gekauft und einem reichen kranken Mann den letzten Trank, nicht vor ſeiner Geneſung, ſondern vor ſeinem Hintritt bereitet.

Eben war er auf ſeinem Spaziergang aus einem kleinen Gehölz von Palmen und Datteln getreten, da hörte er lautes Geſchrei herbeilaufender Menſchen hinter ſich; es war ein Haufe kaiſerlicher Stallknechte, den Oberſtallmeiſter an der Spitze, die nach allen Seiten unruhige Blicke umherwarfen, wie Menſchen, die etwas Verlorenes eifrig ſuchen.

„Philiſter!“ rief ihm keuchend der Oberſtallmeiſter zu, „haſt du nicht ein kaiſerlich Pferd mit Sattel und Zeug vorüberrennen ſehen?“

Abner antwortete: „der beſte Galoppläufer, den es gibt; zierlich klein iſt ſein Huf, ſeine Hufeiſen ſind von vierzehnlöthigem Silber, ſein Haar leuchtet golden, gleich dem großen Sabbathleuchter in der Schule, fünfzehn Fäuſte iſt er hoch, ſein Schweif iſt drei und einen halben Fuß lang, und die Stangen ſeines Gebiſſes ſind von dreiundzwanzigkarätigem Golde.“

„Er iſts!“ rief der Oberſtallmeiſter; „er iſts!“ rief der Chor der Stallknechte! „Es iſt der Emir!“ rief ein alter Bereiter, „ich habe es dem Prinzen Abdallah zehnmal geſagt, er ſolle den Emir in der Trenſe reiten, ich kenne den Emir, ich habe es vorausgeſagt, daß er ihn abwerfen würde, und ſollte ich ſeine Rückenſchmerzen mit dem Kopfe bezahlen müſſen, ich habe es vorausgeſagt. — Aber ſchnell, wohinzu iſt er gelaufen?“

„Habe ich doch gar kein Pferd geſehen,“ erwiederte Abner lächelnd; wie kann ich ſagen, wohin es gelaufen iſt, des Kaiſers Pferd?“

Erſtaunt über dieſen Widerſpruch, wollten die Herren vom Stalle eben weiter in Abner dringen, da kam ein anderes Ereigniß dazwiſchen.

Durch einen ſonderbaren Zufall, wie es deren ſo viele gibt, war gerade zu dieſer Zeit auch der Leibſchooßhund der Kaiſerin entlaufen. Ein Haufe ſchwarzer Sklaven kam herbeigerannt, und ſie ſchrien ſchon von weitem: „Habt ihr den Schooßhund der Kaiſerin nicht geſehen?“

„Es iſt kein Hund, den ihr ſuchet, meine Herren,“ ſagte Abner, „es iſt eine Hündin.“

„Allerdings!“ rief der erſte Eunuch hocherfreut, „Aline, wo biſt du?“

„Ein kleiner Wachtelhund," fuhr Abner fort, „der vor kurzem Junge geworfen, langes Behänge, Federschwanz, hinkt auf dem rechten vordern Bein."

„Sie iſts, wie ſie leibt nnd lebt!" rief der Chor der Schwarzen, „es iſt Aline; die Kaiſerin iſt in Krämpfe verfallen, ſobald ſie vermißt wurde; Aline, wo biſt du? was ſoll aus uns werden, wenn wir ohne dich ins Harem zurückkehren? Sprich geſchwind, wohin haſt du ſie laufen ſehen?"

„Ich habe gar keinen Hund geſehen, weiß ich doch nicht einmal, daß meine Kaiſerin, welche Gott erhalte, einen Wachtelhund beſitzt."

Da ergrimmten die Leute vom Stalle und vom Harem über Abners Unverſchämtheit, wie ſie es nannten, über kaiſerliches Eigenthum ſeinen Scherz zu treiben, und zweifelten keinen Augenblick, ſo unwahrſcheinlich dies auch war, daß er Hund und Pferd geſtohlen habe. Während die andern ihre Nachforſchungen fortſetzten, packten der Stallmeiſter und der erſte Eunuch den Juden und führten den halb pfiffig, halb ängſtlich Lächelnden vor das Angeſicht des Kaiſers.

Aufgebracht berief Muley Ismael, als er den Hergang vernommen, den gewöhnlichen Rath des Palaſtes, und führte, in Betracht der Wichtigkeit des Gegenſtandes, ſelbſt den Vorſitz. Zur Eröffnung der Sache wurde dem Angeſchuldigten ein halbes Hundert Streiche auf die Fußſohlen zuerkannt. Abner mochte ſchreien oder winſeln, ſeine Unſchuld betheuern oder verſprechen, alles zu erzählen, wie es ſich zugetragen, Sprüche aus der Schrift oder dem Talmud anführen, mochte rufen:

„die Ungnade des Königs ist wie das Brüllen eines jungen Löwen, aber seine Gnade ist Thau auf dem Grase;" oder: „laß nicht zuschlagen deine Hand, wenn dir Augen und Ohren verschlossen sind." — Muley Ismael winkte und schwur bei des Propheten Bart und seinem eigenen, der Philister solle die Schmerzen des Prinzen Abdallah und die Krämpfe der Kaiserin mit dem Kopfe bezahlen, wenn die Flüchtigen nicht wieder beigebracht würden.

Noch erschallte der Palast des Kaisers von Marokko von dem Schmerzgeschrei des Patienten, als die Nachricht einlief, Hund und Pferd seyen wieder gefunden, Alinen überraschte man in der Gesellschaft einiger Möpse, sehr anständiger Leute, die sich aber für sie, als Hofdame, durchaus nicht schickte, und Emir hatte, nachdem er sich müde gelaufen, das duftende Gras auf den grünen Wiesen am Bache Tara wohlschmeckender gefunden, als den kaiserlichen Hafer; gleich dem ermüdeten fürstlichen Jäger, der auf der Partforcejagd verirrt, über dem schwarzen Brod und der Butter in der Hütte des Landmanns alle Leckereien seiner Tafel vergißt.

Muley Ismael verlangte nun von Abnern eine Erklärung seines Betragens, und dieser sah sich nun, wiewohl etwas spät, im Stande, sich zu verantworten, was er, nachdem er vor Sr. Hoheit Thron dreimal die Erde mit der Stirne berührte, in folgenden Worten that:

„Großmächtigster Kaiser, König der Könige, Herr des Westen, Stern der Gerechtigkeit, Spiegel der Wahrheit, Abgrund der Weisheit, der du so glänzend bist wie Gold, so strahlend wie der Diamant, so hart wie das

Eiſen, höre mich, weil es deinem Sklaven vergönnt iſt, vor deinem ſtrahlenden Angeſicht ſeine Stimme zu erheben. Ich ſchwöre bei dem Gott meiner Väter, bei Moſes und den Propheten, daß ich dein heiliges Pferd und meiner gnädigen Kaiſerin liebenswürdigen Hund mit meines Leibes Augen nicht geſehen habe. Höre aber, wie ſich die Sache begeben.

„Ich ſpazierte, um mich von des Tages Laſt und Arbeit zu erholen, nichts denkend in dem kleinen Gehölze, wo ich die Ehre gehabt habe, Sr. Herrlichkeit, dem Oberſtallmeiſter, und Sr. Wachſamkeit, dem ſchwarzen Aufſeher deines geſegneten Harems, zu begegnen; da gewahrte ich im feinen Sande zwiſchen den Palmen die Spuren eines Thieres; ich, dem die Spuren der Thiere überaus gut bekannt ſind, erkenne ſie alsbald für die Fußſtapfen eines kleinen Hundes; feine, langgezogene Furchen liefen über die kleinen Unebenheiten des Sandbodens zwiſchen dieſen Spuren hin; es iſt eine Hündin, ſprach ich zu mir ſelbſt, und ſie hat hängende Zitzen, und hat Junge geworfen vor ſo und ſo langer Zeit; andere Spuren neben den Vordertatzen, wo der Sand leicht weggefegt zu ſeyn ſchien, ſagten mir, daß das Thier mit ſchönen, weit herabhängenden Ohren begabt ſey; und da ich bemerkt, wie in längeren Zwiſchenräumen der Sand bedeutender aufgewühlt war, dachte ich: einen ſchönen langbehaarten Schwanz hat die Kleine, und er muß anzuſehen ſeyn als ein Federbuſch, und es hat ihr beliebt, zuweilen den Sand damit zu peitſchen; auch entging mir nicht, daß eine Pfote ſich beſtändig weniger tief in den Sand eindrückte; leider

konnte mir da nicht verborgen bleiben, daß die Hündin meiner gnädigſten Frau, wenn es erlaubt iſt, es auszuſprechen, etwas hinke.

„Was das Roß deiner Hoheit betrifft, ſo wiſſe, daß ich, als ich in einem Gange des Gebüſches hinwandelte, auf die Spuren eines Pferdes aufmerkſam wurde. Kaum hatte ich den edeln kleinen Huf, den feinen und doch ſtarken Strahl bemerkt, ſo ſagte ich in meinem Herzen: da iſt geweſen ein Roß von der Race Tſchenner, die da iſt die vornehmſte von allen. Iſt es ja noch nicht vier Monate, hat mein gnädigſter Kaiſer einem Fürſten in Frankenland eine ganze Kuppel von dieſer Race verkauft, und mein Bruder Ruben iſt dabei geweſen, wie ſie ſind Handels einig geworden, und mein gnädigſter Kaiſer hat dabei gewonnen ſo und ſo viel. Als ich ſah, wie die Spuren ſo weit und ſo gleichmäßig von einander entfernt waren, mußte ich denken: das galoppirt ſchön, vornehm und iſt blos mein Kaiſer werth, ſolch ein Thier zu beſitzen, und ich gedachte des Streitroſſes von dem geſchrieben ſteht bei Hiob: Es ſtrampfet auf den Boden und iſt freudig mit Kraft, und zeucht aus, den Geharniſchten entgegen; es ſpottet der Furcht und erſchricket nicht, und fleucht vor dem Schwert nicht, wenn gleich wieder es klinget der Köcher, und glänzen beide, Spieß und Lanzen. Und ich bückte mich, da ich etwas glänzen ſah auf dem Boden, wie ich immer thue, und ſiehe es war ein Marmelſtein, darauf hatte das Hufeiſen des eilenden Roſſes einen Strich gezogen, und ich erkannte, daß es Hufeiſen haben mußte von vierzehnlöthigem Silber; muß ich doch den Strich kennen von jeglichem

Metall, ſey es echt oder unecht. Der Baumgang, in dem ich ſpazierte, war ſieben Fuß weit, und hie und da ſah ich den Staub von den Palmen geſtreift; der Gaul hat mit dem Schweif gefochten, ſprach ich, und er iſt lang drei und einen halben Fuß; unter Bäumen, deren Krone etwa fünf Fuß vom Boden anfing, ſah ich friſch abgeſtreifte Blätter; Sr. Schnelligkeit Rücken mußte ſie abgeſtreift haben; da haben wir ein Pferd von fünfzehn Fäuſten: ſiehe da, unter denſelben Bäumen kleine Büſchel goldglänzender Haare, und ſiehe da, es iſt ein Goldfuchs! Eben trat ich aus dem Gebüſche, da fiel an einer Felswand ein Goldſtrich in mein Auge; dieſen Strich ſollteſt du kennen, ſprach ich, und was war's? Ein Probierſtein war eingeſprengt in dem Geſtein und ein haarfeiner Goldſtrich darauf, wie ihn das Männchen mit dem Pfeilbündel auf den Füchſen der ſieben vereinigten Provinzen von Holland nicht feiner, nicht reiner ziehen kann. Der Strich mußte von den Gebißſtangen des flüchtigen Roſſes rühren, die es im Vorbeiſpringen gegen dieſes Geſtein gerieben. Kennt man ja doch deine erhabene Prachtliebe, König der Könige, weiß man ja doch, daß ſich das geringſte deiner Roſſe ſchämen würde, auf einen andern als einen goldenen Zaum zu beißen. Alſo hat es ſich begeben, und wenn"

„Nun, bei Mekka und Medina!" rief Muley Ismael, „das heiße ich Augen; ſolche Augen könnten dir nicht ſchaden, Oberjägermeiſter, ſie würden dir eine Kuppel Schweißhunde erſparen; du, Polizeiminiſter, könnteſt damit weiter ſehen, als alle deine Schergen und Aufpaſſer. Nun, Philiſter, wir wollen dich in Betracht

deines ungemeinen Scharfſinns, der uns wohl gefallen hat, gnädig behandeln; die fünfzig Prügel, die du richtig erhalten haſt, ſind fünfzig Zechinen werth, ſie erſparen dir fünfzig; denn du zahlſt jetzt blos noch fünfzig baar; zieh deinen Beutel und enthalte dich für die Zukunft unſeres kaiſerlichen Eigenthums zu ſpotten; wir bleiben dir übrigens in Gnaden gewogen."

Der ganze Hof bewunderte Abners Scharfſinn, denn Se. Majeſtät hatte geſchworen, er ſey ein geſchickter Burſche; aber dies bezahlte ihm ſeine Schmerzen nicht, tröſtete ihn nicht für ſeine theuren Zechinen. Während er ſtöhnend und ſeufzend eine nach der andern aus dem Beutel führte, jede noch zum Abſchiede auf der Fingerſpitze wog, höhnte ihn noch Schnuri, der kaiſerliche Spaßmacher, fragte ihn, ob ſeine Zechinen alle auf dem Steine ſich bewährten, auf dem der Goldfuchs des Prinzen Abdallah ſein Gebiß probiert habe. „Deine Weisheit hat heute Ruhm geerntet," ſprach er, „ich wollte aber noch fünfzig Zechinen wetten, es wäre dir lieber, du hätteſt geſchwiegen. Aber wie ſpricht der Prophet? Ein entſchlüpftes Wort holt kein Wagen ein, und wenn er mit vier flüchtigen Roſſen beſpannt wäre. Auch kein Windſpiel holt es ein, Herr Abner, auch wenn es nicht hinkt."

Nicht lange nach dieſem für Abner ſchmerzlichen Ereigniß ging er wieder einmal in einem der grünen Thäler zwiſchen den Vorbergen des Atlas ſpazieren. Da wurde er, gerade wie damals, von einem einherſtürmenden Haufen Gewaffneter eingeholt, und der Anführer ſchrie ihn an:

„He! guter Freund, haſt du nicht Goro, den ſchwarzen Leibſchützen des Kaiſers vorbeilaufen ſehen? Er iſt entflohen, er muß dieſen Weg genommen haben ins Gebirg.“

„Kann nicht dienen, Herr General,“ antwortete Abner.

„Ach! biſt du nicht der pfiffige Jude, der den Fuchſen und den Hund nicht geſehen hat? Mach' nur keine Umſtände; hier muß der Sklave vorbeigekommen ſeyn; riechſt du vielleicht noch den Duft ſeines Schweißes in der Luft? ſiehſt du noch die Spuren ſeines flüchtigen Fußes im hohen Graſe? Sprich, der Sklave muß herbei; er iſt einzig im Sperlingſchießen mit dem Blaſerohr, und dies iſt Sr. Majeſtät Lieblingszeitvertreib. Sprich! oder ich laſſe dich ſogleich krumm feſſeln.“

„Kann ich doch nicht ſagen, ich habe geſehen, was ich doch nicht hab' geſehen.“

„Jude, zum letzten Male, wohin iſt der Sklave gelaufen? denk' an deine Fußſohlen, denk' an deine Zechinen!“

„O weh geſchrien! Nun, wenn Ihr abſolut haben wollt, daß ich ſoll geſehen haben den Sperlingſchützen, ſo lauft dorthin; iſt er dort nicht, ſo iſt er anderswo.“

„Du haſt ihn alſo geſehen?“ brüllte ihn der Soldat an.

„Ja denn, Herr Offizier, weil Ihr es ſo haben wollt.“

Die Soldaten verfolgten eilig die angewieſene Richtung. Abner aber ging, innerlich über ſeine Liſt zufrieden, nach Hauſe. Kaum aber war er vierundzwanzig

Stunden älter geworden, ſo drang ein Haufe von der Wache des Palaſtes in ſein Haus und verunreinigte es, denn es war Sabbath, und ſchleppte ihn vor das Angeſicht des Kaiſers von Marokko.

„Hund von einem Juden!“ ſchnaubte ihn der Kaiſer an, „du wagſt es, kaiſerliche Bediente, die einen flüchtigen Sklaven verfolgen, auf falſche Spur ins Gebirge zu ſchicken, während der Flüchtling der Meeresküſte zueilt und beinahe auf einem ſpaniſchen Schiffe entkommen wäre? Greift ihn, Soldaten! Hundert auf die Sohlen! hundert Zechinen aus dem Beutel! Um wie viel die Sohlen ſchwellen unter den Hieben, um ſo viel ſoll der Beutel einſchnurren!“

Du weißt es, o Herr, im Reiche Fetz und Marokko liebt man ſchnelle Gerechtigkeit, und ſo wurde der arme Abner geprügelt und beſteuert, ohne daß man ihn zuvor um ſeine Einwilligung befragt hätte. Er aber verfluchte ſein Geſchick, das ihn dazu verdammte, daß ſeine Sohlen und ſein Beutel es hart empfinden ſollten, ſo oft Se. Majeſtät geruhten, etwas zu verlieren. Als er aber brummend und ſeufzend unter dem Gelächter des rohen Hofvolks aus dem Saale hinkte, ſprach zu ihm Schnuri, der Spaßmacher: „Gib dich zufrieden, Abner, undankbarer Abner; iſt es nicht Ehre genug für dich, daß jeder Verluſt, den unſer gnädiger Kaiſer, den Gott erhalte, erleidet, auch dir empfindlichen Kummer verurſachen muß? Verſprichſt du mir aber ein gut Trinkgeld, ſo komme ich jedesmal eine Stunde, bevor der Herr des Weſten etwas verliert, an deine Bude in der Judengaſſe und ſpreche: gehe nicht aus deiner Hütte, Abner, du

weißt ſchon warum; ſchließe dich ein in dein Kämmerlein bis zu Sonnenuntergang, beides unter Schloß und Riegel."

Dies, o Herr, iſt die Geſchichte von Abner, der nichts geſehen hat.

Als der Sklave geendet hatte, und es wieder ſtille im Saale geworden war, erinnerte der junge Schreiber den Alten, daß ſie den Faden ihrer Unterhaltung abgebrochen hatten, und bat, ihnen zu erklären, worin denn eigentlich der mächtige Reiz des Mährchens liege.

Das will ich Euch jetzt ſagen," erwiederte der Alte; „der menſchliche Geiſt iſt noch leichter und beweglicher als das Waſſer, das doch in alle Formen ſich ſchmiegt und nach und nach auch die dichteſten Gegenſtände durchdringt. Er iſt leicht und frei wie die Luft, und wird wie dieſe, je höher er ſich von der Erde hebt, deſto leichter und reiner. Daher iſt ein Drang in jedem Menſchen, ſich hinauf über das Gewöhnliche zu erheben und ſich in höheren Räumen leichter und freier zu bewegen, ſey es auch nur in Träumen. Ihr ſelbſt, mein junger Freund, ſagtet: wir lebten in jenen Geſchichten, wir dachten und fühlten mit jenen Menſchen, und daher kommt der Reiz, den ſie für Euch hatten. Indem Ihr den Erzählungen des Sklaven zuhörtet, die nur Dichtungen waren, die einſt ein anderer erfand, habt Ihr ſelbſt auch mitgedichtet, Ihr bliebet nicht ſtehen bei den Gegenſtänden um Euch, bei Euren gewöhnlichen Gedänken, nein, Ihr erlebtet alles mit, Ihr waret es ſelbſt, dem dies und jenes Wunderbare begegnete, ſo ſehr

nahmet Ihr Theil an dem Mann, von dem man Euch erzählte. So erhob ſich Euer Geiſt am Faden einer ſolchen Geſchichte über die Gegenwart, die Euch nicht ſo ſchön, nicht ſo anziehend dünkte, ſo bewegte ſich dieſer Geiſt in fremden höheren Räumen freier und ungebundener, das Mährchen wurde Euch zur Wirklichkeit, oder wenn Ihr lieber wollet, die Wirklichkeit wurde zum Mährchen, weil Euer Dichten und Seyn in Mährchen lebte."

„Ganz verſtehe ich Euch nicht," erwiederte der junge Kaufmann; „aber Ihr habt Recht mit dem, was Ihr ſagtet, wir lebten im Mährchen oder das Mährchen in uns. Sie iſt mir noch wohl erinnerlich, jene ſchöne Zeit; wenn wir Muße dazu hatten, träumten wir wachend; wir ſtellten uns vor, an wüſte unwirthbare Inſeln verſchlagen zu ſeyn, wir beriethen uns, was wir beginnen ſollten, um unſer Leben zu friſten, und oft haben wir im dichten Weidengebüſch uns Hütten gebaut, haben von elenden Früchten ein kärgliches Mahl gehalten, obgleich wir hundert Schritte weit zu Haus das beſte hätten haben können; ja, es gab Zeiten, wo wir auf die Erſcheinung einer gütigen Fee oder eines wunderbaren Zwerges warteten, die zu uns treten und ſagen würden: Die Erde wird ſich alſobald aufthun, wollt dann nur gefälligſt herabſteigen in meinen Palaſt von Bergkryſtall, und Euch belieben laſſen, was meine Diener, die Meerkatzen, Euch auftiſchen?"

Die jungen Leute lachten, gaben aber ihrem Freunde zu, daß er wahr geſprochen habe. „Noch jetzt," fuhr ein anderer fort, „noch jetzt beſchleicht mich hie und da dieſer Zauber; ich würde mich zum Beiſpiel nicht wenig

ärgern über die dumme Fabel, wenn mein Bruder zur Thüre hereingestürzt käme und sagte: weißt du schon das Unglück von unserem Nachbar, dem dicken Bäcker? Er hat Händel gehabt mit einem Zauberer, und dieser hat ihn aus Rache in einen Bären verwandelt, und jetzt liegt er in seiner Kammer und heult entsetzlich; ich würde mich ärgern und ihn einen Lügner schelten. Aber wie anders, wenn mir erzählt würde, der dicke Nachbar hab' eine weite Reise in ein fernes unbekanntes Land unternommen, sey dort einem Zauberer in die Hände gefallen, der ihn in einen Bären verwandelte. Ich würde mich nach und nach in die Geschichte versetzt fühlen, würde mit dem dicken Nachbar reisen, Wunderbares erleben, und es würde mich nicht sehr überraschen, wenn er in ein Fell gesteckt würde und auf allen Vieren gehen müßte."

„Und doch," sprach der Alte, „gibt es eine sehr ergötzliche Art von Erzählung, wo weder Fee noch Zauberer erscheint, kein Schloß von Krystall, keine Genien, die wunderbare Speisen bringen. Kein Vogel Rok, kein Zauberpferd, eine andere Art als die, welche man gewöhnlich Mährchen nennt."

„Wie versteht Ihr dies? erkärt uns deutlicher, was Ihr meinet? eine andere Art, als das Mährchen?" sprachen die Jünglinge.

„Ich denke, man muß einen gewissen Unterschied machen zwischen Mährchen und Erzählungen, die man im gemeinen Leben Geschichten nennt. Wenn ich euch sage, ich will euch ein Mährchen erzählen, so werdet ihr zum voraus darauf rechnen, daß es eine Begebenheit ist, die von dem gewöhnlichen Gang des Lebens

abſchweift und ſich in einem Gebiet bewegt, das nicht mehr durchaus irdiſcher Natur iſt. Oder, um deutlicher zu ſeyn, ihr werdet bei dem Mährchen auf die Erſcheinung anderer Weſen, als allein ſterblicher Menſchen, rechnen können; es greifen in das Schickſal der Perſon, von welcher das Mährchen handelt, fremde Mächte, wie Feen und Zauberer, Genien und Geiſterfürſten ein; die ganze Erzählung nimmt eine außergewöhnliche wunderbare Geſtalt an und iſt ungefähr anzuſchauen, wie die Gewebe unſerer Teppiche oder viele Gemälde unſerer beſten Meiſter, welche die Franken Arabesken nennen. Es iſt dem echten Muſelmann verboten, den Menſchen, das Geſchöpf Allahs, ſündiger Weiſe wieder zu ſchöpfen in Farben und Gemälden, daher ſieht man auf jenen Geweben wunderbar verſchlungene Bäume und Zweige mit Menſchenköpfen, Menſchen, die in einen Fiſch oder Strauch ausgehen, kurz Figuren, die an das gewöhnliche Leben erinnern und dennoch ungewöhnlich ſind; ihr verſteht mich doch?“

„Ich glaube Eure Meinung zu errathen,“ ſagte der Schreiber, „doch fahret weiter fort.“

„Von dieſer Art iſt nun das Mährchen; fabelhaft, ungewöhnlich, überraſchend; weil es dem gewöhnlichen Leben fremd iſt, wird es oft in fremde Länder oder in ferne, längſt vergangene Zeiten verſchoben. Jedes Land, jedes Volk hat ſolche Mährchen, die Türken ſo gut als die Perſer, die Chineſen wie die Mongolen; ſelbſt in Frankenland ſoll es viele geben, wenigſtens erzählte mir einſt ein gelehrter Giaur davon; doch ſind ſie nicht ſo ſchön als die unſrigen; denn ſtatt ſchöner Feien, die in

prachtvollen Paläſten wohnen, haben ſie zauberhafte Weiber, die ſie Heren nennen, heimtückiſches häßliches Volk, das in elenden Hütten wohnt, und ſtatt in einem Muſchelwagen, von Greifen gezogen, durch die blauen Lüfte zu fahren, reiten ſie auf einem Beſen durch den Nebel. Sie haben auch Gnomen und Erdgeiſter, das ſind kleine verwachſene Kerlchen, die allerlei Spuk machen. Das ſind nun die Mährchen; ganz anders iſt es aber mit den Erzählungen, die man gemeinhin Geſchichten nennt. Dieſe bleiben ganz ordentlich auf der Erde, tragen ſich im gewöhnlichen Leben zu, und wunderbar iſt an ihnen meiſtens nur die Verkettung der Schickſale eines Menſchen, der nicht durch Zauber, Verwünſchung oder Feenſpuk, wie im Mährchen, ſondern durch ſich ſelbſt oder die ſonderbare Fügung der Umſtände, reich oder arm, glücklich oder unglücklich wird."

„Richtig," erwiederte einer der jungen Leute; „ſolche reine Geſchichten finden ſich auch in den herrlichen Erzählungen der Scheherazade, die man tauſend und eine Nacht nennt. Die meiſten Begebenheiten des Königs Harun Al-Raſchid und ſeines Veziers ſind dieſer Art. Sie gehen verkleidet aus und ſehen dieſen oder jenen höchſt ſonderbaren Vorfall, der ſich nachher ganz natürlich auflöst."

„Und dennoch werdet ihr geſtehen müſſen," fuhr der Alte fort, „daß jene Geſchichten nicht der ſchlechteſte Theil der tauſend und eine Nacht ſind. Und doch, wie verſchieden ſind ſie in ihren Urſachen, in ihrem Gang, in ihrem ganzen Weſen von dem Mährchen eines Prinzen Biribinker, oder der drei Derwiſche mit einem Auge,

oder des Fischers, der den Kasten, verschlossen mit dem Siegel Salomo's, aus dem Meer zieht! Aber am Ende ist es dennoch eine Grundursache, die beiden ihren eigenthümlichen Reiz gibt, nämlich das, daß wir etwas Auffallendes, Außergewöhnliches mit erleben. Bei dem Mährchen liegt dieses Außergewöhnliche in jener Einmischung eines fabelhaften Zaubers in das gewöhnliche Menschenleben, bei den Geschichten geschieht etwas zwar nach natürlichen Gesetzen, aber auf überraschende ungewöhnliche Weise."

„Sonderbar!" rief der Schreiber, „sonderbar, daß uns dann dieser natürliche Gang der Dinge eben so anzieht, wie der übernatürliche im Mährchen; worin mag dies wohl liegen?"

„Das liegt in der Schilderung des einzelnen Menschen," antwortete der Alte; „im Mährchen häuft sich das Wunderbare so sehr, der Mensch handelt so wenig mehr aus eignem Trieb, daß die einzelnen Figuren und ihr Charakter nur flüchtig gezeichnet werden können. Anders bei der gewöhnlichen Erzählung, wo die Art, wie jeder seinem Charakter gemäß spricht und handelt, die Hauptsache und das Anziehende ist."

„Wahrlich, Ihr habt Recht!" erwiederte der junge Kaufmann, „ich habe mir nie Zeit genommen, so recht darüber nachzudenken, habe alles nur so gesehen und an mir vorübergehen lassen, habe mich an dem einen ergötzt, das andere langweilig gefunden, ohne gerade zu wissen, warum; aber Ihr gebt uns da einen Schlüssel, der uns das Geheimniß öffnet, einen Probierstein, worauf wir die Probe machen und richtig urtheilen können."

„Thuet das immer," antwortete der Alte, „und Euer Genuß wird sich vergrößern, wenn Ihr nachdenken lernet über das, was Ihr gehört; doch siehe, dort erhebt sich wieder ein neuer, um zu erzählen."

So war es; und ein anderer begann:

Der Affe als Mensch.

Herr! ich bin ein Deutscher von Geburt und habe mich in Euren Landen zu kurz aufgehalten, als daß ich ein persisches Mährchen oder eine ergötzliche Geschichte von Sultanen und Vezieren erzählen könnte. Ihr müßt mir daher schon erlauben, daß ich etwas aus meinem Vaterland erzähle, was Euch vielleicht auch einigen Spaß macht. Leider sind unsere Geschichten nicht immer so vornehm wie die Euern, das heißt, sie handeln nicht von Sultanen oder unseren Königen, nicht von Vezieren und Bassa's, was man bei uns Justiz- und Finanzminister, auch Geheimeräthe und dergleichen nennt, sondern sie leben, wenn sie nicht von Soldaten handeln, gewöhnlich ganz bescheiden und unter den Bürgern.

Im südlichen Theil von Deutschland liegt das Städtchen Grünwiesel, wo ich geboren und erzogen bin. Es ist ein Städtchen, wie sie alle sind. In der Mitte ein kleiner Marktplatz mit einem Brunnen, an der Seite ein kleines altes Rathhaus, umher auf dem Markt die Häuser des Friedensrichters und der angesehensten Kaufleute, und in ein paar engen Straßen wohnen die übrigen Menschen. Alles kennt sich, jedermann weiß, wie es da und dort zugeht, und wenn der Oberpfarrer, oder der Bürgermeister, oder der Arzt ein Gericht mehr auf

der Tafel hat, ſo weiß es ſchon am Mittageſſen die ganze Stadt. Nachmittags kommen dann die Frauen zu einander in die Viſite, wie man es nennt, beſprechen ſich bei ſtarkem Kaffee und ſüßem Kuchen über dieſe große Begebenheit, und der Schluß iſt, daß der Oberpfarrer wahrſcheinlich in die Lotterie geſetzt und unchriſtlich viel gewonnen habe, daß der Bürgermeiſter ſich „ſchmieren“ laſſe, oder daß der Doktor vom Apotheker einige Goldſtücke bekommen habe, um recht theure Recepte zu verſchreiben. Ihr könnet Euch denken, Herr, wie unangenehm es für eine ſo wohleingerichtete Stadt, wie Grünwieſel, ſeyn mußte, als ein Mann dorthin zog, von dem niemand wußte, woher er kam, was er wollte, von was er lebte. Der Bürgermeiſter hatte zwar ſeinen Paß geſehen, ein Papier, das bei uns jedermann haben muß — “

„Iſt es denn ſo unſicher auf den Straßen,“ unterbrach den Sklaven der Scheik, „daß Ihr einen Ferman Eures Sultan haben müſſet, um die Räuber in Reſpekt zu ſetzen?“

„Nein, Herr,“ entgegnete jener, „dieſe Papiere halten keinen Dieb von uns ab, ſondern es iſt nur der Ordnung wegen, daß man überall weiß, wen man vor ſich hat. Nun, der Bürgermeiſter hat den Paß unterſucht und in einer Kaffeegeſellſchaft bei Doktors geäußert, der Paß ſey zwar ganz richtig viſirt von Berlin bis Grünwieſel, aber es ſtecke doch was dahinter; denn der Mann ſehe etwas verdächtig aus. Der Bürgermeiſter hatte das größte Anſehen in der Stadt, kein Wunder, daß von da an der Fremde als eine verdächtige Perſon

angesehen wurde. Und sein Lebenswandel konnte meine Landsleute nicht von dieser Meinung abbringen. Der fremde Mann miethete sich für einige Goldstücke ein ganzes Haus, das bisher öde gestanden, ließ einen ganzen Wagen voll sonderbarer Geräthschaften, als Oefen, Kunstheerde, große Tiegel und dergleichen hineinschaffen, und lebte von da an ganz für sich allein. Ja, er kochte sich sogar selbst, und es kam keine menschliche Seele in sein Haus, als ein alter Mann aus Grünwiesel, der ihm seine Einkäufe in Brod, Fleisch und Gemüse besorgen mußte; doch, auch dieser durfte nur in die Flur des Hauses kommen und dort nahm der fremde Mann das Gekaufte in Empfang.

Ich war ein Knabe von zehn Jahren, als der Mann in meiner Vaterstadt einzog, und ich kann mir noch heute, als wäre es gestern geschehen, die Unruhe denken, die dieser Mann im Städtchen verursachte. Er kam Nachmittags nicht, wie andere Männer, auf die Kegelbahn, er kam Abends nicht ins Wirthshaus, um, wie die Uebrigen, bei einer Pfeife Tabak über die Zeitung zu sprechen. Umsonst lud ihn nach der Reihe der Bürgermeister, der Friedensrichter, der Dokter und der Oberpfarrer zum Essen oder Kaffee ein, er ließ sich immer entschuldigen. Daher hielten ihn einige für verrückt, andere für einen Juden, eine dritte Partie behauptete steif und fest, er sey ein Zauberer oder Herenmeister. Ich wurde achtzehn, zwanzig Jahre alt, und noch immer hieß der Mann in der Stadt der fremde Herr.

Es begab sich eines Tages, daß Leute mit fremden Thieren in die Stadt kamen. Es ist dies hergelaufenes

Geſindel, das ein Kameel hat, welches ſich verbeugen, einen Bären, der tanzt, einige Hunde und Affen, die in menſchlichen Kleidern komiſch genug ausſehen und allerlei Künſte machen. Dieſe Leute durchziehen gewöhnlich die Stadt, halten an den Kreuzſtraßen und Plätzen, machen mit einer kleinen Trommel und einer Pfeife eine übeltönende Muſik, laſſen ihre Truppe tanzen und ſpringen, und ſammeln dann in den Häuſern Geld ein. Die Truppe aber, die ſich diesmal in Grünwieſel ſehen ließ, zeichnete ſich durch einen ungeheuren Orangutang aus, der beinahe Menſchengröße hatte, auf zwei Beinen ging und allerlei artige Künſte zu machen verſtand. Dieſe Hunds- und Affenkomödie kam auch vor das Haus des fremden Herrn; er erſchien, als die Trommel und Pfeife ertönte, von Anfang ganz unwillig hinter den dunkeln, vom Alter angelaufenen Fenſtern; bald aber wurde er freundlicher, ſchaute zu jedermanns Verwundern zum Fenſter heraus und lachte herzlich über die Künſte des Orangutangs; ja er gab für den Spaß ein ſo großes Silberſtück, daß die ganze Stadt davon ſprach.

Am andern Morgen zog die Thierbande weiter; das Kameel mußte viele Körbe tragen, in welchem die Hunde und Affen ganz bequem ſaßen, die Thiertreiber aber und der große Affe gingen hinter dem Kameel. Kaum aber waren ſie einige Stunden zum Thore hinaus, ſo ſchickte der fremde Herr auf die Poſt, verlangte zu großer Verwunderung des Poſtmeiſters einen Wagen und Extrapoſt und fuhr zu demſelben Thor hinaus, den Weg hin, den die Thiere genommen hatten. Das

ganze Städtchen ärgerte ſich, daß man nicht erfahren konnte, wohin er gereist ſey. Es war ſchon Nacht, als der fremde Herr wieder im Wagen vor dem Thor ankam; es ſaß aber noch eine Perſon im Wagen, die den Hut tief ins Geſicht gedrückt und um Mund und Ohren ein ſeidenes Tuch gebunden hatte. Der Thorſchreiber hielt es für ſeine Pflicht, den andern Fremden anzureden und um ſeinen Paß zu bitten; er antwortete aber ſehr grob, indem er in einer ganz unverſtändlichen Sprache brummte.

„Es iſt mein Neffe," ſagte der fremde Mann freundlich zum Thorſchreiber, indem er ihm einige Silbermünzen in die Hand drückte, „es iſt mein Neffe und verſteht bis dato noch wenig Deutſch; er hat ſo eben in ſeiner Mundart ein wenig geflucht, daß wir hier aufgehalten werden."

„Ei, wenn es Dero Neffe iſt," antwortete der Thorſchreiber, „ſo kann er wohl ohne Paß hereinkommen; er wird wohl ohne Zweifel bei Ihnen wohnen?"

„Allerdings," ſagte der Fremde, „und hält ſich wahrſcheinlich längere Zeit hier auf."

Der Thorſchreiber hatte keine weitere Einwendung mehr, und der fremde Herr und ſein Neffe fuhren ins Städtchen. Der Bürgermeiſter und die ganze Stadt war übrigens nicht ſehr zufrieden mit dem Thorſchreiber. Er hätte doch wenigſtens einige Worte von der Sprache des Neffen ſich merken ſollen; daraus hätte man dann leicht erfahren, was für ein Landeskind er und der Onkel wäre. Der Thorſchreiber verſicherte aber, daß es weder franzöſiſch noch italieniſch ſey, wohl aber habe

es ſo breit geklungen wie engliſch, und wenn er nicht irre, ſo habe der junge Herr geſagt: „God dam!“ So half der Thorſchreiber ſich ſelbſt aus der Noth und dem jungen Mann zu einem Namen; denn man ſprach jetzt nur von dem jungen Engländer im Städtchen.

Aber auch der junge Engländer wurde nicht ſichtbar, weder auf der Kegelbahn noch im Bierkeller; wohl aber gab er den Leuten auf andere Weiſe viel zu ſchaffen. — Es begab ſich nämlich oft, daß in dem ſonſt ſo ſtillen Hauſe des Fremden ein ſchreckliches Geſchrei und ein Lärm ausging, daß die Leute haufenweiſe vor dem Hauſe ſtehen blieben und hinaufſahen. Man ſah den jungen Engländer, angethan mit einem rothen Frack und grünen Beinkleidern, mit ſtruppigem Haar und ſchrecklicher Miene, unglaublich ſchnell an den Fenſtern hin und her, durch alle Zimmer laufen; der alte Fremde lief ihm in einem rothen Schlafrock, eine Hetzpeitſche in der Hand, nach, verfehlte ihn oft, aber einigemal kam es doch der Menge auf der Straße vor, als müſſe er den Jungen erreicht haben; denn man hörte klägliche Angſttöne und klatſchende Peitſchenhiebe die Menge. An dieſer grauſamen Behandlung des fremden jungen Mannes nahmen die Frauen des Städtchens ſo lebhaften Antheil, daß ſie endlich den Bürgermeiſter bewogen, einen Schritt in der Sache zu thun. Er ſchrieb dem fremden Herrn ein Billet, worin er ihm die unglimpfliche Behandlung ſeines Neffen in ziemlich derben Ausdrücken vorwarf und ihm drohte, wenn noch ferner ſolche Scenen vorfielen, den jungen Mann unter ſeinen beſondern Schutz zu nehmen.

Wer war aber mehr erſtaunt, als der Bürgermeiſter, wie er den Fremden ſelbſt, zum erſten Mal ſeit zehn Jahren, bei ſich eintreten ſah? Der alte Herr entſchuldigte ſein Verfahren mit dem beſonderen Auftrag der Eltern des Jünglings, die ihm ſolchen zu erziehen gegeben; er ſey ſonſt ein kluger anſtelliger Junge, äußerte er, aber die Sprachen erlerne er ſehr ſchwer; er wünſche ſo ſehnlich, ſeinem Neffen das Deutſche recht geläufig beizubringen, um ſich nachher die Freiheit zu nehmen, ihn in die Geſellſchaften von Grünwieſel einzuführen, und dennoch gehe demſelben die Sprache ſo ſchwer ein, daß man oft nichts beſſeres thun könne, als ihn gehörig durchzupeitſchen. Der Bürgermeiſter fand ſich durch dieſe Mittheilung völlig befriedigt, rieth dem Alten zur Mäßigung und erzählte Abends im Bierkeller, daß er ſelten einen ſo unterrichteten artigen Mann gefunden, als den Fremden: „es iſt nur ſchade,“ ſetzte er hinzu, „daß er ſo wenig in Geſellſchaft kommt; „doch ich denke, wenn der Neffe nur erſt ein wenig deutſch ſpricht, beſucht er meine Cercles öfter.“

Durch dieſen einzigen Vorfall war die Meinung des Städtchens völlig umgeändert. Man hielt den Fremden für einen artigen Mann, ſehnte ſich nach ſeiner nähern Bekanntſchaft und fand es ganz in der Ordnung, wenn hie und da in dem öden Hauſe ein gräßliches Geſchrei aufging; „er gibt dem Neffen Unterricht in der deutſchen Sprache,“ ſagten die Grünwieſeler und blieben nicht mehr ſtehen. Nach einem Vierteljahr ungefähr ſchien der Unterricht im Deutſchen beendigt; denn der Alte ging jetzt um eine Stufe weiter vor. Es lebte ein

alter gebrechlicher Franzoſe in der Stadt, der den jungen Leuten Unterricht im Tanzen gab; dieſen ließ der Fremde zu ſich rufen und ſagte ihm, daß er ſeinen Neffen im Tanzen unterrichten laſſen wolle. Er gab ihm zu verſtehen, daß derſelbe zwar ſehr gelehrig, aber, was das Tanzen betreffe, etwas eigenſinnig ſey; er habe nämlich früher bei einem andern Meiſter tanzen gelernt, und zwar nach ſo ſonderbaren Touren, daß er ſich nicht füglich in der Geſellſchaft produciren könne; der Neffe halte ſich aber eben deßwegen für einen großen Tänzer, obgleich ſein Tanz nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mit Walzer oder Galopp (Tänze, die man in meinem Vaterlande tanzt, o Herr!), nicht einmal Aehnlichkeit mit Ecoſſaiſe oder Françaiſe habe. Er verſprach übrigens einen Thaler für die Stunde, und der Tanzmeiſter war mit Vergnügen bereit, den Unterricht des eigenſinnigen Zöglings zu übernehmen.

Es gab, wie der Franzoſe unter der Hand verſicherte, auf der Welt nichts ſonderbareres, als dieſe Tanzſtunden. Der Neffe, ein ziemlich großer ſchlanker junger Mann, der nur etwas ſehr kurze Beine hatte, erſchien in einem rothen Frack, ſchön friſirt, in grünen weiten Beinkleidern und glacirten Handſchuhen. Er ſprach wenig und mit fremdem Accent, war von Anfang ziemlich artig und anſtellig; dann verfiel er aber oft plötzlich in fratzenhafte Sprünge, tanzte die kühnſten Touren, wobei er Entrechats machte, daß dem Tanzmeiſter Hören und Sehen verging; wollte er ihn zurechtweiſen, ſo zog er die zierlichen Tanzſchuhe von den Füßen, warf ſie dem Franzoſen an den Kopf und ſetzte

nun auf allen Vieren im Zimmer umher. Bei dieſem Lärm fuhr dann der alte Herr plötzlich in einem weiten rothen Schlafrock, eine Mütze von Goldpapier auf dem Kopf, aus ſeinem Zimmer heraus und ließ die Hetzpeitſche ziemlich unſanft auf den Rücken des Neffen niederfallen. Der Neffe fing dann an ſchrecklich zu heulen, ſprang auf Tiſche und hohe Kommode, ja ſelbſt an den Kreuzſtöcken der Fenſter hinauf und ſprach eine fremde ſeltſame Sprache. Der Alte im rothen Schlafrock aber ließ ſich nicht irre machen, faßte ihn am Bein, riß ihn herab, bläute ihn durch und zog ihm mittelſt einer Schnalle die Halsbinde feſter an, worauf er immer wieder artig und manierlich wurde und die Tanzſtunde ohne Störung weiter ging.

Als aber der Tanzmeiſter ſeinen Zögling ſo weit gebracht hatte, daß man Muſik zu der Stunde nehmen konnte, da war der Neffe wie umgewandelt. Ein Stadtmuſikant wurde gemiethet, der im Saal des öden Hauſes auf einen Tiſch ſich ſetzen mußte. Der Tanzmeiſter ſtellte dann die Dame vor, indem ihm der alte Herr einen Frauenrock von Seide und einen oſtindiſchen Shawl anziehen ließ; der Neffe forderte ihn auf und fing nun an mit ihm zu tanzen und zu walzen; er aber war ein unermüdlicher raſender Tänzer, er ließ den Meiſter nicht aus ſeinen langen Armen, ob er ächzte und ſchrie, er mußte tanzen, bis er ermattet umſank oder bis dem Stadtmuſikus der Arm lahm wurde an der Geige. Den Tanzmeiſter brachten dieſe Unterrichtsſtunden beinahe unter den Boden, aber der Thaler, den er jedesmal richtig ausbezahlt bekam, der gute Wein,

den der Alte aufwartete, machten, daß er immer wieder kam, wenn er auch den Tag zuvor ſich feſt vorgenommen hatte, nicht mehr in das öde Haus zu gehen.

Die Leute in Grünwieſel ſahen aber die Sache ganz anders an, als der Franzoſe. Sie fanden, daß der junge Mann viele Anlage zum Geſellſchaftlichen habe, und die Frauenzimmer im Städtchen freuten ſich, bei dem großen Mangel an Herren, einen ſo flinken Tänzer für den nächſten Winter zu bekommen.

Eines Morgens berichteten die Mägde, die vom Markte heimkehrten, ihren Herrſchaften ein wunderbares Ereigniß. Vor dem öden Hauſe ſey ein prächtiger Glaswagen geſtanden, mit ſchönen Pferden beſpannt, und ein Bedienter in reicher Livre habe den Schlag gehalten. Da ſey die Thüre des öden Hauſes aufgegangen und zwei ſchöngekleidete Herren herausgetreten, wovon der eine der alte Fremde und der andere wahrſcheinlich der junge Herr geweſen, der ſo ſchwer Deutſch gelernt und ſo raſend tanze. Die beiden ſeyen in den Wagen geſtiegen, der Bediente hinten aufs Bret geſprungen und der Wagen, man ſtelle ſich vor! ſey geradezu auf Bürgermeiſters Haus zugefahren.

Als die Frauen ſolches von ihren Mägden erzählen hörten, riſſen ſie eilends die Küchenſchürzen und die etwas unſauberen Hauben ab, und verſetzten ſich in Staat; „es iſt nichts gewiſſer,“ ſagten ſie zu ihrer Familie, indem alles umherrannte, um das Beſuchzimmer, das zugleich zu ſonſtigem Gebrauch diente, aufzuräumen, „es iſt nichts gewiſſer, als daß der Fremde jetzt ſeinen Neffen in die Welt einführt. Der alte

Narr war ſeit zehn Jahren nicht ſo artig, einen Fuß in unſer Haus zu ſetzen, aber es ſey ihm wegen des Neffen verziehen, der ein charmanter Menſch ſeyn ſoll.“ So ſprachen ſie, und ermahnten ihre Söhne und Töchter, recht manierlich auszuſehen, wenn die Fremden kämen, ſich gerade zu halten und ſich auch einer beſſeren Ausſprache zu bedienen als gewöhnlich. Und die klugen Frauen im Städtchen hatten nicht unrecht gerathen; denn nach der Reihe fuhr der alte Herr mit ſeinem Neffen umher, ſich und ihn in die Gewogenheit der Familien zu empfehlen.

Man war überall ganz erfüllt von den beiden Fremden und bedauerte, nicht ſchon früher dieſe angenehme Bekanntſchaft gemacht zu haben. Der alte Herr zeigte ſich als einen würdigen, ſehr vernünftigen Mann, der zwar bei allem, was er ſagte, ein wenig lächelte, ſo daß man nicht gewiß war, ob es ihm Ernſt ſey oder nicht, aber er ſprach über das Wetter, über die Gegend, über das Sommervergnügen auf dem Keller am Berge ſo klug und durchdacht, daß jedermann davon bezaubert war. Aber der Neffe? Er bezauberte Alles, er gewann alle Herzen für ſich. Man konnte zwar, was ſein Aeußeres betraf, ſein Geſicht nicht ſchön nennen; der untere Theil, beſonders die Kinnlade, ſtand allzuſehr hervor, und der Teint war ſehr bräunlich, auch machte er zuweilen allerlei ſonderbare Grimaſſen, drückte die Augen zu und fletſchte mit den Zähnen; aber dennoch fand man den Schnitt ſeiner Züge ungemein intereſſant. Es konnte nichts Beweglicheres, Gewandteres geben als ſeine Geſtalt. Die Kleider hingen ihm etwas

ſonderbar am Leib, aber es ſtand ihm alles trefflich; er fuhr mit großer Lebendigkeit im Zimmer umher, warf ſich hier in einen Sopha, dort in einen Lehnſtuhl und ſtreckte die Beine von ſich; aber was man bei einem andern jungen Mann höchſt gemein und unſchicklich gefunden hätte, galt bei dem Neffen für Genialität. „Er iſt ein Engländer," ſagte man, „ſo ſind ſie alle; ein Engländer kann ſich aufs Kanapee legen und einſchlafen, während zehn Damen keinen Platz haben und umherſtehen müſſen, einem Engländer kann man ſo etwas nicht übel nehmen." Gegen den alten Herrn, ſeinen Oheim, war er ſehr fügſam; denn wenn er anfing, im Zimmer umher zu hüpfen, oder, wie er gerne that, die Füße auf den Seſſel hinaufzuziehen, ſo reichte ein ernſthafter Blick hin, ihn zur Ordnung zu bringen. Und wie konnte man ihm ſo etwas übel nehmen, als vollends der Onkel in jedem Haus zu der Dame ſagte: „Mein Neffe iſt noch ein wenig roh und ungebildet, aber ich verſpreche mir viel von der Geſellſchaft, die wird ihn gehörig formen und bilden, und ich empfehle ihn namentlich Ihnen aufs angelegenſte."

So war der Neffe alſo in die Welt eingeführt, und ganz Grünwieſel ſprach an dieſem und den folgenden Tagen von nichts anderem, als von dieſem Ereigniß. Der alte Herr blieb aber dabei nicht ſtehen; er ſchien ſeine Denk- und Lebensart gänzlich geändert zu haben. Nachmittags ging er mit dem Neffen hinaus in den Felſenkeller am Berg, wo die vornehmeren Herren von Grünwieſel Bier tranken und ſich am Kegelſchieben ergötzten. Der Neffe zeigte ſich dort als einen flinken

Meiſter im Spiel; denn er warf nie unter fünf oder ſechs; hie und da ſchien zwar ein ſonderbarer Geiſt über ihn zu kommen; es konnte ihm einfallen, daß er pfeilſchnell mit der Kugel hinaus und unter die Kegel hineinfuhr und dort allerhand tollen Rumor anrichtete, oder wenn er den Kranz oder den König geworfen, ſtand er plötzlich auf ſeinem ſchön friſirten Haar und ſtreckte die Beine in die Höhe, oder wenn ein Wagen vorbeifuhr, ſaß er, ehe man ſich deſſen verſah, oben auf dem Kutſchenhimmel und machte Grimaſſen herab, fuhr ein Stückchen weit mit und kam dann wieder zur Geſellſchaft geſprungen.

Der alte Herr pflegte dann bei ſolchen Scenen den Bürgermeiſter und die anderen Männer ſehr um Entſchuldigung zu bitten wegen der Ungezogenheit ſeines Neffen; ſie aber lachten, ſchrieben es ſeiner Jugend zu, behaupteten, in dieſem Alter ſelbſt ſo leichtfüßig geweſen zu ſeyn, und liebten den jungen Spring-ins-Feld, wie ſie ihn nannten, ungemein.

Es gab aber auch Zeiten, wo ſie ſich nicht wenig über ihn ärgerten, und dennoch nichts zu ſagen wagten, weil der junge Engländer allgemein als ein Muſter von Bildung und Verſtand galt. Der alte Herr pflegte nämlich mit ſeinem Neffen auch Abends in den goldenen Hirſch, das Wirthshaus des Städtchens, zu kommen. Obgleich der Neffe noch ein ganz junger Menſch war, that er doch ſchon ganz wie ein Alter, ſetzte ſich hinter ſein Glas, that eine ungeheure Brille auf, zog eine gewaltige Pfeife heraus, zündete ſie an und dampfte unter allen am ärgſten. Wurde nun über die Zeitungen,

über Krieg und Frieden gesprochen, gab der Doktor die Meinung, der Bürgermeister jene, waren die anderen Herren ganz erstaunt über so tiefe politische Kenntnisse, so konnte es dem Neffen plötzlich einfallen, ganz anderer Meinung zu seyn; er schlug dann mit der Hand, von welcher er nie die Handschuhe ablegte, auf den Tisch, und gab dem Bürgermeister und dem Doktor nicht undeutlich zu verstehen, daß sie von diesem allem nichts genau wüßten, daß er diese Sache ganz anders gehört habe und tiefere Einsicht besitze. Er gab dann in einem sonderbar gebrochenen Deutsch seine Meinung preis, die alle, zum großen Aergerniß des Bürgermeisters, ganz trefflich fanden; denn er mußte als Engländer natürlich alles besser wissen.

Setzten sich dann der Bürgermeister und der Doktor in ihrem Zorn, den sie nicht laut werden lassen durften, zu einer Partie Schach, so rückte der Neffe hinzu, schaute dem Bürgermeister mit seiner großen Brille über die Schulter herein und tadelte diesen oder jenen Zug, sagte dem Doktor, so und so müsse er ziehen, so daß beide Männer heimlich ganz grimmig wurden. Bot ihm dann der Bürgermeister ärgerlich eine Partie an, um ihn gehörig matt zu machen, denn er hielt sich für einen zweiten Philidor, so schnallte der alte Herr dem Neffen die Halsbinde fester zu, worauf dieser ganz artig und manierlich wurde, und den Bürgermeister matt machte.

Man hatte bisher in Grünwiesel beinahe jeden Abend Karte gespielt, die Partie um einen halben Kreuzer; das fand nun der Neffe erbärmlich, setzte Kronenthaler und Dukaten, behauptete, kein einziger

ſpiele ſo fein wie er, ſöhnte aber die beleidigten Herren gewöhnlich dadurch wieder aus, daß er ungeheure Summen an ſie verlor. Sie machten ſich auch gar kein Gewiſſen daraus, ihm recht viel Geld abzunehmen; denn „er iſt ja ein Engländer, alſo von Hauſe aus reich,“ ſagten ſie und ſchoben die Dukaten in die Taſche.

So kam der Neffe des fremden Herrn in kurzer Zeit bei Stadt und Umgegend in ungemeines Anſehen. Man konnte ſich ſeit Menſchengedenken nicht erinnern, einen jungen Mann dieſer Art in Grünwieſel geſehen zu haben, und es war die ſonderbarſte Erſcheinung, die man je bemerkt. Man konnte nicht ſagen, daß der Neffe irgend etwas gelernt hätte, als etwa tanzen. Latein und Griechiſch waren ihm, wie man zu ſagen pflegt, böhmiſche Dörfer. Bei einem Geſellſchaftsſpiel in des Bürgermeiſters Hauſe ſollte er etwas ſchreiben, und es fand ſich, daß er nicht einmal ſeinen Namen ſchreiben konnte; in der Geographie machte er die auffallendſten Schnitzer; denn es kam ihm nicht darauf an, eine deutſche Stadt nach Frankreich, oder eine däniſche nach Polen zu verſetzen; er hatte nichts geleſen, nichts ſtudirt, und der Oberpfarrer ſchüttelte oft bedenklich den Kopf über die rohe Unwiſſenheit des jungen Mannes; aber dennoch fand man alles trefflich, was er that oder ſagte; denn er war ſo unverſchämt, immer Recht haben zu wollen, und das Ende jeder ſeiner Reden war: „ich verſtehe das beſſer!“

So kam der Winter heran, und jetzt erſt trat der Neffe mit noch größerer Glorie auf. Man fand jede Geſellſchaft langweilig, wo nicht er zugegen war, man

gähnte, wenn ein verünftiger Mann etwas ſagte; wenn aber der Neffe ſelbſt das thörichſte Zeug in ſchlechtem Deutſch vorbrachte, war alles Ohr. Es fand ſich jetzt, daß der treffliche junge Mann auch ein Dichter war; denn nicht leicht verging ein Abend, an welchem er nicht einiges Papier aus der Taſche zog und der Geſellſchaft einige Sonette vorlas. Es gab zwar einige Leute, die von dem einen Theil dieſer Dichtungen behaupteten, ſie ſeyen ſchlecht und ohne Sinn, einen andern Theil wollten ſie ſchon irgendwo gedruckt geleſen haben; aber der Neffe ließ ſich nicht irre machen, er las und las, machte dann auf die Schönheiten ſeiner Verſe aufmerkſam, und jedesmal erfolgte rauſchender Beifall.

Sein Triumph waren aber die Grünwieſeler Bälle. Es konnte niemand abhaltender, ſchneller tanzen als er, keiner machte ſo kühne und ungemein zierliche Sprünge wie er. Dabei kleidete ihn ſein Onkel immer aufs prächtigſte nach dem neueſten Geſchmack, und obgleich ihm die Kleider nicht recht am Leib ſitzen wollten, fand man dennoch, daß ihn alles allerliebſt kleide. Die Männer fanden ſich zwar bei dieſen Tänzen etwas beleidigt durch die neue Art, womit er auftrat. Sonſt hatte immer der Bürgermeiſter in eigener Perſon den Ball eröffnet, die vornehmſten jungen Leute hatten das Recht, die übrigen Tänze anzuordnen; aber ſeit der fremde junge Herr erſchien, war dies alles ganz anders. Ohne viel zu fragen, nahm er die nächſte beſte Dame bei der Hand, ſtellte ſich mit ihr oben an, machte alles, wie es ihm gefiel und war Herr und Meiſter und Ballkönig. Weil aber die Frauen dieſe Manieren ganz trefflich und angenehm

fanden, ſo durften die Männer nichts dagegen einwenden, und der Neffe blieb bei ſeiner ſelbſtgewählten Würde.

Das größte Vergnügen ſchien ein ſolcher Ball dem alten Herrn zu gewähren; er verwandte kein Auge von ſeinem Neffen, lächelte immer in ſich hinein, und wenn alle Welt herbeiſtrömte, um ihm über den anſtändigen wohlgezogenen Jüngling Lobſprüche zu ertheilen, ſo konnte er ſich vor Freude gar nicht faſſen, er brach dann in ein luſtiges Gelächter aus und bezeugte ſich wie närriſch; die Grünwieſeler ſchrieben dieſe ſonderbaren Ausbrüche der Freude ſeiner großen Liebe zu dem Neffen zu und fanden es ganz in der Ordnung. Doch hie und da mußte er auch ſein väterliches Anſehen gegen den Neffen anwenden; denn mitten in den zierlichſten Tänzen konnte es dem jungen Mann einfallen, mit einem kühnen Sprung auf die Tribüne, wo die Stadtmuſikanten ſaßen, zu ſetzen, dem Organiſten den Contrebaß aus der Hand zu reißen und ſchrecklich darauf herumzukratzen; oder er wechſelte auf einmal und tanzte auf den Händen, indem er die Beine in die Höhe ſtreckte. Dann pflegte ihn der Onkel auf die Seite zu nehmen, machte ihm dort ernſtliche Vorwürfe und zog ihm die Halsbinde feſter an, daß er wieder ganz geſittet wurde.

So betrug ſich nun der Neffe in Geſellſchaft und auf Bällen. Wie es aber mit den Sitten zu geſchehen pflegt, die ſchlechten verbreiten ſich immer leichter als die guten, und eine neue auffallende Mode, wenn ſie auch höchſt lächerlich ſeyn ſollte, hat etwas Anſteckendes an ſich für junge Leute, die noch nicht über ſich ſelbſt

und die Welt nachgedacht haben. So war es auch in Grünwieſel mit dem Neffen und ſeinen ſonderbaren Sitten. Als nämlich die junge Welt ſah, wie derſelbe mit ſeinem linkiſchen Weſen, mit ſeinem rohen Lachen und Schwatzen, mit ſeinen groben Antworten gegen Aeltere, eher geſchätzt als getadelt werde, daß man dies alles ſogar ſehr geiſtreich finde, ſo dachten ſie bei ſich: „es iſt mir ein Leichtes, auch ſolch ein geiſtreicher Schlingel zu werden.“ Sie waren ſonſt fleißige geſchickte junge Leute geweſen; jetzt dachten ſie: „zu was hilft Gelehrſamkeit, wenn man mit Unwiſſenheit beſſer fortkömmt?“ ſie ließen die Bücher liegen und trieben ſich überall umher auf Plätzen und Straßen. Sonſt waren ſie artig geweſen und höflich gegen jedermann, hatten gewartet, bis man ſie fragte, und anſtändig und beſcheiden geantwortet; jetzt ſtanden ſie in die Reihe der Männer, ſchwatzten mit, gaben ihre Meinung preis, und lachten ſelbſt dem Bürgermeiſter unter die Naſe, wenn er etwas ſagte, und behaupteten, alles viel beſſer zu wiſſen.

Sonſt hatten die jungen Grünwieſeler Abſcheu gehegt gegen rohes und gemeines Weſen. Jetzt ſangen ſie allerlei ſchlechte Lieder, rauchten aus ungeheuern Pfeifen Tabak und trieben ſich in gemeinen Kneipen umher; auch kauften ſie ſich, obgleich ſie ganz gut ſahen, große Brillen, ſetzten ſolche auf die Naſe und glaubten nun gemachte Leute zu ſeyn; denn ſie ſahen ja aus wie der berühmte Neffe. Zu Hauſe, oder wenn ſie auf Beſuch waren, lagen ſie mit Stiefel und Sporen aufs Kanapee, ſchaukelten ſich auf dem Stuhl in guter Geſellſchaft, oder ſtützten die Wangen in beide Fäuſte, die

Ellbogen aber auf den Tiſch, was nun überaus reizend anzuſehen war. Umſonſt ſagten ihnen ihre Mütter und Freunde, wie thöricht, wie unſchicklich dies alles ſey, ſie beriefen ſich auf das glänzende Beiſpiel des Neffen. Umſonſt ſtellte man ihnen vor, daß man dem Neffen, als einem jungen Engländer, eine gewiſſe Nationalroheit verzeihen müſſe, die jungen Grünwieſeler behaupteten, eben ſo gut als der beſte Engländer das Recht zu haben, auf geiſtreiche Weiſe ungezogen zu ſeyn; kurz, es war ein Jammer, wie durch das böſe Beiſpiel des Neffen die Sitten und guten Gewohnheiten in Grünwieſel völlig untergingen.

Aber die Freude der jungen Leute an ihrem rohen ungebundenen Leben dauerte nicht lange; denn folgender Vorfall veränderte auf einmal die ganze Scene. Die Wintervergnügungen ſollte ein großes Concert beſchließen, das theils von den Stadtmuſikanten, theils von geſchickten Muſikfreunden in Grünwieſel aufgeführt werden ſollte. Der Bürgermeiſter ſpielte das Violoncell, der Doktor das Fagott ganz vortrefflich, der Apotheker, obgleich er keinen rechten Anſatz hatte, blies die Flöte, einige Jungfrauen aus Grünwieſel hatten Arien einſtudirt, und alles war trefflich vorbereitet. Da äußerte der alte Fremde, daß zwar das Concert auf dieſe Art trefflich werden würde, es fehle aber offenbar an einem Duett, und ein Duett müſſe in jedem ordentlichen Concert nothwendiger Weiſe vorkommen. Man war etwas betreten über dieſe Aeußerung; die Tochter des Bürgermeiſters ſang zwar wie eine Nachtigall, aber wo einen Herrn herbekommen, der mit ihr ein Duett ſingen

könnte? Man wollte endlich auf den alten Organiſten verfallen, der einſt einen trefflichen Baß geſungen hatte; der Fremde aber behauptete, dies alles ſey nicht nöthig, indem ſein Neffe ganz ausgezeichnet ſinge. Man war nicht wenig erſtaunt über dieſe neue treffliche Eigenſchaft des jungen Mannes, er mußte zur Probe etwas ſingen, und einige ſonderbare Manieren abgerechnet, die man für engliſch hielt, ſang er wie ein Engel. Man ſtudirte alſo in der Eile das Duett ein, und der Abend erſchien endlich, an welchem die Ohren der Grünwieſeler durch das Concert erquickt werden ſollten.

Der alte Fremde konnte leider dem Triumph ſeines Neffen nicht beiwohnen, weil er krank war; er gab aber dem Bürgermeiſter, der ihn eine Stunde zuvor noch beſuchte, einige Maßregeln über ſeinen Neffen auf. „Es iſt eine gute Seele, mein Neffe," ſagte er, „aber hie und da verfällt er in allerlei ſonderbare Gedanken und fängt dann tolles Zeug an; es iſt mir eben deßwegen leid, daß ich dem Concert nicht beiwohnen kann; denn vor mir nimmt er ſich gewaltig in Acht, er weiß wohl warum! Ich muß übrigens zu ſeiner Ehre ſagen, daß dies nicht geiſtiger Muthwillen iſt, ſondern es iſt körperlich, es liegt in ſeiner Natur; wollten Sie nun, Herr Bürgermeiſter, wenn er etwa in ſolche Gedanken verfiele, daß er ſich auf ein Notenpult ſetzte, oder daß er durchaus den Contrebaß ſtreichen wollte oder dergleichen, wollten Sie ihm dann nur ſeine hohe Halsbinde etwas lockerer machen, oder, wenn es auch dann nicht beſſer wird, ihm ſolche ganz ausziehen, Sie werden ſehen, wie artig und manierlich er dann wird."

Der Bürgermeiſter dankte dem Kranken für ſein Zutrauen und verſprach, im Fall der Noth alſo zu thun, wie er ihm gerathen.

Der Concertſaal war gedrängt voll; denn ganz Grünwieſel und die Umgegend hatte ſich eingefunden. Alle Jäger, Pfarrer, Amtleute, Landwirthe und dergleichen aus dem Umkreis von drei Stunden waren mit zahlreicher Familie herbeigeſtrömt, um den ſeltenen Genuß mit den Grünwieſelern zu theilen. Die Stadtmuſikanten hielten ſich vortrefflich, nach ihnen trat der Bürgermeiſter auf, der das Violoncell ſpielte, begleitet vom Apotheker, der die Flöte blies; nach dieſen ſang der Organiſt eine Baßarie mit allgemeinem Beifall, und auch der Doktor wurde nicht wenig beklatſcht, als er auf dem Fagott ſich hören ließ.

Die erſte Abtheilung des Concerts war vorbei, und jedermann war nun auf die zweite geſpannt, in welcher der junge Fremde mit des Bürgermeiſters Tochter ein Duett vortragen ſollte. Der Neffe war in einem glänzenden Anzug erſchienen und hatte ſchon längſt die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden auf ſich gezogen. Er hatte ſich nämlich, ohne viel zu fragen, in den prächtigen Lehnſtuhl gelegt, der für eine Gräfin aus der Nachbarſchaft hergeſetzt worden war; er ſtreckte die Beine weit von ſich, ſchaute jedermann durch ein ungeheures Perſpektiv an, das er noch außer ſeiner großen Brille gebrauchte, und ſpielte mit einem großen Fleiſcherhund, den er, trotz des Verbotes, Hunde mitzunehmen, in die Geſellſchaft eingeführt hatte. Die Gräfin, für welche der Lehnſtuhl bereitet war, erſchien, aber wer keine Miene machte,

aufzuſtehen und ihr den Platz einzuräumen, war der Neffe; er ſetzte ſich im Gegentheil noch bequemer hinein, und niemand wagte es, dem jungen Mann etwas darüber zu ſagen; die vornehme Dame aber mußte auf dem ganz gemeinen Strohſeſſel mitten unter die übrigen Frauen des Städtchens ſitzen und ſoll ſich nicht wenig geärgert haben.

Während des herrlichen Spieles des Bürgermeiſters, während des Organiſten trefflicher Baßarie, ja ſogar während der Doktor auf dem Fagott phantaſirte, und alles den Athem anhielt und lauſchte, ließ der Neffe den Hund das Schnupftuch apportiren oder ſchwatzte ganz laut mit ſeinen Nachbarn, ſo daß jedermann, der ihn nicht kannte, über die abſonderlichen Sitten des jungen Herrn ſich wunderte.

Kein Wunder daher, daß alles ſehr begierig war, wie er ſein Duett vortragen würde. Die zweite Abtheilung begann; die Stadtmuſikanten hatten etwas weniges aufgeſpielt und nun trat der Bürgermeiſter mit ſeiner Tochter zu dem jungen Mann, überreichte ihm ein Notenblatt und ſprach: „Mosjöh! wäre es Ihnen jetzt gefällig, das Duetto zu ſingen?“ Der junge Mann lachte, fletſchte mit den Zähnen, ſprang auf, und die beiden andern folgten ihm an das Notenpult und die ganze Geſellſchaft war voll Erwartung. Der Organiſt ſchlug den Takt und winkte dem Neffen, anzufangen. Dieſer ſchaute durch ſeine großen Brillengläſer in die Noten und ſtieß greuliche jämmerliche Töne aus. Der Organiſt aber ſchrie ihm zu: „zwei Töne tiefer, Wertheſter! C müſſen Sie ſingen, C!“

Statt aber C zu ſingen, zog der Neffe einen ſeiner Schuhe ab und warf ihn dem Organiſten an den Kopf, daß der Puder weit umherflog. Als dies der Bürgermeiſter ſah, dachte er: „ha! jetzt hat er wieder ſeine körperlichen Zufälle,“ ſprang hinzu, packte ihn am Hals und band ihm das Tuch etwas leichter; aber dadurch wurde es nur noch ſchlimmer mit dem jungen Mann; er ſprach nicht mehr deutſch, ſondern eine ganz ſonderbare Sprache, die niemand verſtand, und machte große Sprünge; der Bürgermeiſter war in Verzweiflung über dieſe unangenehme Störung, er faßte daher den Entſchluß, dem jungen Mann, dem etwas ganz Beſonderes zugeſtoßen ſeyn mußte, das Halstuch vollends abzulöſen. Aber kaum hatte er dies gethan, ſo blieb er vor Schrecken wie erſtarrt ſtehen; denn ſtatt menſchlicher Haut und Farbe umgab den Hals des jungen Menſchen ein dunkelbraunes Fell, und alſobald ſetzte derſelbe auch ſeine Sprünge noch höher und ſonderbarer fort, fuhr ſich mit den glacirten Handſchuhen in die Haare, zog dieſe ab, und, o Wunder! dieſe ſchönen Haare waren eine Perrücke, die er dem Bürgermeiſter ins Geſicht warf, und ſein Kopf erſchien jetzt mit demſelben braunen Fell bewachſen.

Er ſetzte über Tiſche und Bänke, warf die Notenpulte um, zertrat Geigen und Klarinette, und erſchien wie ein Raſender. „Fangt ihn, fangt ihn!“ rief der Bürgermeiſter ganz außer ſich, „er iſt von Sinnen, fangt ihn!“ Das war eine ſchwierige Sache; denn er hatte die Handſchuhe abgezogen und zeigte Nägel an den Händen, mit welchen er den Leuten ins Geſicht fuhr und ſie

jämmerlich kratzte. Endlich gelang es einem muthigen Jäger, seiner habhaft zu werden; er preßte ihm die langen Arme zusammen, daß er nur noch mit den Füßen zappelte und mit heiserer Stimme lachte und schrie. Die Leute sammelten sich umher und betrachteten den sonderbaren jungen Herrn, der jetzt gar nicht mehr aussah wie ein Mensch; aber ein gelehrter Herr aus der Nachbarschaft, der ein großes Naturalienkabinet und allerlei ausgestopfte Thiere besaß, trat näher, betrachtete ihn genau, und rief dann voll Verwunderung: „Mein Gott, verehrte Herren und Damen, wie bringen sie nur dies Thier in honnette Gesellschaft? das ist ja ein Affe, der **Homo Troglodytes Linnaei**, ich gebe sogleich sechs Thaler für ihn, wenn sie mir ihn ablassen, und balge ihn aus für mein Kabinet.“

Wer bestreibt das Erstauneu der Grünwieseler, als sie dies hörten! „Was, ein Affe, ein Orangutang in unserer Gesellschaft? Der junge Fremde ein ganz gewöhnlicher Affe?“ riefen sie, und sahen einander ganz dumm vor Verwunderung an. Man wollte nicht glauben, man traute seinen Ohren nicht, die Männer untersuchten das Thier genauer, aber es war und blieb ein ganz natürlicher Affe.

„Aber wie ist dies möglich!“ rief die Frau Bürgermeisterin, „hat er mir nicht oft seine Gedichte vorgelesen? hat er nicht, wie ein anderer Mensch, bei mir zu Mittag gespeist?“

„Was?“ eiferte die Frau Doktorin; „wie? hat er nicht oft und viel den Kaffee bei mir getrunken, und mit meinem Manne gelehrt gesprochen und geraucht?“

„Wie! iſt es möglich!“ riefen die Männer; „hat er nicht mit uns am Felſenkeller Kegeln geſchoben und über Politik geſtritten, wie unſer einer?“

„Und wie?“ klagten ſie alle, „hat er nicht ſogar vorgetanzt auf unſeren Bällen? Ein Affe! ein Affe? es iſt ein Wunder, es iſt Zauberei!“

„Ja, es iſt Zauberei und teufliſcher Spuk,“ ſagte der Bürgermeiſter, indem er das Halstuch des Neffen oder Affen herbeibrachte; „ſeht! in dieſem Tuch ſteckte der ganze Zauber, der ihn in unſern Augen liebenswürdig machte; da iſt ein breiter Streifen elaſtiſchen Pergaments, mit allerlei wunderlichen Zeichen beſchrieben; ich glaube gar, es iſt lateiniſch; kann es niemand leſen?“

Der Oberpfarrer, ein gelehrter Mann, der oft an den Affen eine Partie Schach verloren hatte, trat hinzu, betrachtete das Pergament und ſprach: „mit nichten! es ſind nur lateiniſche Buchſtaben, es heißt:

DER . AFFE . GAR . POSSIERLICH . IST .
ZUMAL . WENN . ER . VOM . APFEL . FRISST.

Ja, ja, es iſt hölliſcher Betrug, eine Art von Zauberei,“ fuhr er fort, „und es muß exemplariſch beſtraft werden.“

Der Bürgermeiſter war derſelben Meinung und machte ſich ſogleich auf den Weg zu dem Fremden, der ein Zauberer ſeyn mußte, und ſechs Stadtſoldaten trugen den Affen; denn der Fremde ſollte ſogleich ins Verhör genommen werden.

Sie kamen, umgeben von einer ungeheuren Anzahl Menſchen, an das öde Haus; denn jedermann wollte

ſehen, wie ſich die Sache weiter begeben würde. Man pochte an das Haus, man zog die Glocke, aber vergeblich, es zeigte ſich niemand. Da ließ der Bürgermeiſter in ſeiner Wuth die Thüre einſchlagen und begab ſich hinauf in das Zimmer des Fremden. Aber dort war nichts zu ſehen, als allerlei alter Hausrath; der fremde Mann war nicht zu finden. Auf ſeinem Arbeitstiſch aber lag ein großer verſiegelter Brief, an den Bürgermeiſter überſchrieben, den dieſer auch ſogleich öffnete. Er las:

„Meine lieben Grünwieſeler!

Wenn Ihr dies leſet, bin ich nicht mehr in Eurem Städtchen, und Ihr werdet dann längſt erfahren haben, weß Standes und Vaterlandes mein lieber Neffe iſt. Nehmet den Scherz, den ich mir mit Euch erlaubte, als eine gute Lehre auf, einen Fremden, der für ſich leben will, nicht in Eure Geſellſchaft zu nöthigen. Ich ſelbſt fühlte mich zu gut, um Euer ewiges Klatſchen, um Eure ſchlechten Sitten und Euer lächerliches Weſen zu theilen. Darum erzog ich einen jungen Orangutang, den Ihr, als meinen Stellvertreter, ſo lieb gewonnen habt. Lebet wohl und benützet dieſe Lehre nach Kräften.“

Die Grünwieſeler ſchämten ſich nicht wenig vor dem ganzen Land; ihr Troſt war, daß dies alles mit unnatürlichen Dingen zugegangen ſey. Am meiſten ſchämten ſich aber die jungen Leute in Grünwieſel, weil ſie die ſchlechten Gewohnheiten und Sitten des Affen nachgeahmt hatten. Sie ſtemmten von jetzt an

keinen Ellbogen mehr auf, ſie ſchaukelten nicht mit dem Seſſel, ſie ſchwiegen, bis ſie gefragt wurden, ſie legten die Brillen ab und waren artig und geſittet wie zuvor; und wenn je einer wieder in ſolche ſchlechte lächerliche Sitten verfiel, ſo ſagten die Grünwieſeler: „es iſt ein Affe.“ Der Affe aber, welcher ſo lange die Rolle eines jungen Herrn geſpielt hatte, wurde dem gelehrten Mann, der ein Naturalienkabinet beſaß, überantwortet; dieſer läßt ihn in ſeinem Hof umhergehen, füttert ihn und zeigt ihn als Seltenheit jedem Fremden, wo er noch bis auf den heutigen Tag zu ſehen iſt.

Es entſtand ein Gelächter im Saal, als der Sklave geendet hatte, und auch die jungen Männer lachten mit. „Es muß doch ſonderbare Leute geben unter dieſen Franken, und wahrhaftig, da bin ich lieber beim Scheik und Mufti in Aleſſandria, als in Geſellſchaft des Oberpfarrers, des Bürgermeiſters und ihrer thörichten Frauen in Grünwieſel!“

„Da haſt du gewiß recht geſprochen,“ erwiederte der junge Kaufmann; „in Frankiſtan möchte ich nicht todt ſeyn. Die Franken ſind ein rohes, wildes, barbariſches Volk, und für einen gebildeten Türken oder Perſer müßte es ſchrecklich ſeyn, dort zu leben.“

„Das werdet Ihr bald hören,“ verſprach der Alte; „ſoviel mir der Sklavenaufſeher ſagte, wird der ſchöne junge Mann dort vieles von Frankiſtan erzählen; denn er war lange dort, und iſt doch ſeiner Geburt nach ein Muſelmann.“

„Wie jener, der zuletzt ſitzt in der Reihe? Wahrlich, es iſt eine Sünde, daß der Herr Scheik dieſen losgibt! Es iſt der ſchönſte Sklave im ganzen Lande; ſchaut nur dieſes muthige Geſicht, dieſes kühne Auge, dieſe ſchöne Geſtalt. Er kann ihm ja leichte Geſchäfte geben; er kann ihn zum Fliegenwedeler machen oder zum Pfeifenträger; es iſt ein Spaß, ein ſolches Amt zu verſehen, und wahrlich, ein ſolcher Sklave iſt die Zierde von einem ganzen Haus. Und erſt drei Tage hat er ihn und gibt ihn weg? es iſt Thorheit, es iſt Sünde!"

„Tadelt ihn doch nicht, ihn, der weiſer iſt als ganz Aegypten!" ſprach der Alte mit Nachdruck; „ſagte ich Euch nicht ſchon, daß er ihn losläßt, weil er glaubt, den Segen Allahs dadurch zu verdienen. Ihr ſagt, er iſt ſchön und wohlgebildet, und Ihr ſprecht die Wahrheit! Aber der Sohn des Scheik, den der Prophet in ſein Vaterhaus zurückbringen möge, der Sohn des Scheik war ein ſchöner Knabe, und muß jetzt auch groß ſeyn und wohlgebildet. Soll er alſo das Gold ſparen und einen wohlfeilen verwachſenen Sklaven hingeben in der Hoffnung, ſeinen Sohn dafür zu bekommen? Wer etwas thun will in der Welt, der thue es lieber gar nicht, oder — recht!"

„Und ſehet, des Scheiks Augen ſind immer auf dieſen Sklaven geheftet; ich bemerkte es ſchon den ganzen Abend. Während der Erzählungen ſtreifte oft ſein Blick dorthin und verweilte auf den edeln Zügen des Freigelaſſenen. Es muß ihn doch ein wenig ſchmerzen, ihn frei zu geben."

„Denke nicht also von dem Mann! meinst du, tausend Tomans schmerzen ihn, der jeden Tag das Dreifache einnimmt?“ sagte der alte Mann; „aber wenn sein Blick mit Kummer auf dem Jüngling weilt, so denkt er wohl an seinen Sohn, der in der Fremde schmachtet; er denkt wohl, ob dort vielleicht ein barmherziger Mann wohne, der ihn loskaufe und zurückschicke zum Vater.“

„Ihr mögt Recht haben,“ erwiederte der junge Kaufmann, „und ich schäme mich, daß ich von den Leuten nur immer das Gemeinere und Unedle denke, während Ihr lieber eine schöne Gesinnung unterlegt. Und doch sind die Menschen in der Regel schlecht, habt Ihr dies nicht auch gefunden, Alter?“

„Gerade weil ich dies nicht gefunden habe, denke ich gerne gut von den Menschen,“ antwortete dieser; „es ging mir gerade wie Euch; ich lebte so in den Tag hinein, hörte viel Schlimmes von den Menschen, mußte selbst an mir viel Schlechtes erfahren und fing an, die Menschen alle für schlechte Geschöpfe zu halten. Doch, da fiel mir bei, daß Allah, der so gerecht ist als weise, nicht dulden könnte, daß ein so verworfenes Geschlecht auf dieser schönen Erde hause. Ich dachte nach über das, was ich gesehen, was ich erlebt hatte, und siehe — ich hatte nur das Böse gezählt und das Gute vergessen. Ich hatte nicht acht gegeben, wenn einer eine Handlung der Barmherzigkeit übte, ich hatte es natürlich gefunden, wenn ganze Familien tugendhaft lebten und gerecht waren; so oft ich aber Böses, Schlechtes hörte, hatte ich es wohl angemerkt in meinem Gedächtniß. Da fing ich an mit ganz andern Augen um mich zu schauen; es freute

mich, wenn ich das Gute nicht ſo ſparſam keimen ſah, wie ich anfangs dachte, ich bemerkte das Böſe weniger, oder es fiel mir nicht ſo ſehr auf, und ſo lernte ich die Menſchen lieben, lernte Gutes von ihnen denken und habe mich in langen Jahren ſeltener geirrt, wenn ich von einem Gutes ſprach, als wenn ich ihn für geizig oder gemein oder gottlos hielt."

Der Alte wurde bei dieſen Worten von dem Aufſeher der Sklaven unterbrochen, der zu ihm trat und ſprach: „Mein Herr, der Scheik von Aleſſandria, Ali Banu, hat Euch mit Wohlgefallen in ſeinem Saale bemerkt und ladet Euch ein, zu ihm zu treten und Euch neben ihn zu ſetzen."

Die jungen Leute waren nicht wenig erſtaunt über die Ehre, die dem Alten widerfahren ſollte, den ſie für einen Bettler gehalten, und als dieſer hingegangen war, ſich zu dem Scheik zu ſetzen, hielten ſie den Sklavenaufſeher zurück und der Schreiber fragte ihn: „Beim Bart des Propheten beſchwöre ich dich, ſage uns, wer iſt dieſer alte Mann, mit dem wir ſprachen und den der Scheik alſo ehrt?"

„Wie!" rief der Aufſeher der Sklaven und ſchlug vor Verwunderung die Hände zuſammen, „dieſen Mann kennet Ihr nicht?"

„Nein, wir wiſſen nicht, wer er iſt."

„Aber ich ſah Euch doch ſchon einigemal mit ihm auf der Straße ſprechen, und mein Herr, der Scheik, hat dies auch bemerkt und erſt letzthin geſagt: das müſſen wackere junge Leute ſeyn, die dieſer Mann eines Geſpräches würdigt."

„Aber ſo ſage doch, wer er iſt!“ rief der junge Kaufmann in höchſter Ungeduld.

„Gehet, Ihr wollet mich nur zum Narren haben,“ antwortete der Sklavenaufſeher. „In dieſen Saal kommt ſonſt niemand, wer nicht ausdrücklich eingeladen iſt, und heute ließ der Alte dem Scheik ſagen, er werde einige junge Männer in ſeinen Saal mitbringen, wenn es ihm nicht ungelegen ſey, und Ali Banu ließ ihm ſagen, er habe über ſein Haus zu gebieten!“

„Laſſe uns nicht länger in Ungewißheit; ſo wahr ich lebe, ich weiß nicht, wer dieſer Mann iſt, wir lernten ihn zufällig kennen und ſprachen mit ihm.“

„Nun, dann dürfet Ihr Euch glücklich preiſen; denn Ihr habt mit einem gelehrten berühmten Mann geſprochen, und alle Anweſenden ehren und bewundern Euch deßhalb; es iſt niemand anders, als Muſtapha der gelehrte Derwiſch.“

„Muſtapha! der weiſe Muſtapha, der den Sohn des Scheik erzogen hat, der viele gelehrte Bücher ſchrieb, der große Reiſen machte in alle Welttheile? mit Muſtapha haben wir geſprochen? Und geſprochen, als wär' er unſer einer, ſo ganz ohne alle Ehrerbietung?“

Noch waren die jungen Männer im Geſpräch über dieſe Mährchen und über den Alten, den Derwiſch Muſtapha; ſie fühlten ſich nicht wenig geehrt, daß ein ſo alter und berühmter Mann ſie ſeiner Aufmerkſamkeit gewürdigt und ſogar öfters mit ihnen geſprochen und geſtritten hatte. Da kam plötzlich der Aufſeher der Sklaven zu ihnen und lud ſie ein, ihm zum Scheik zu

folgen, der ſie ſprechen wolle. Den Jünglingen pochte das Herz. Noch nie hatten ſie mit einem ſo vornehmen Mann geſprochen, nicht einmal allein, viel weniger in ſo großer Geſellſchaft. Doch, ſie faßten ſich, um nicht als Thoren zu erſcheinen, und folgten dem Aufſeher der Sklaven zum Scheik. Ali Banu ſaß auf einem reichen Polſter und nahm Sorbet zu ſich. Zu ſeiner Rechten ſaß der Alte, ſein dürftiges Kleid ruhte auf herrlichen Polſtern, ſeine ärmlichen Sandalen hatte er auf einen reichen Teppich von perſiſcher Arbeit geſtellt, aber ſein ſchöner Kopf, ſein Auge voll Würde und Weisheit zeigten an, daß er würdig ſey, neben einem Mann wie der Scheik zu ſitzen.

Der Scheik war ſehr ernſt, und der Alte ſchien ihm Troſt und Muth zuzuſprechen; die Jünglinge glaubten auch in ihrem Ruf vor das Angeſicht des Scheik eine Liſt des Alten zu entdecken, der wahrſcheinlich den trauernden Vater durch ein Geſpräch mit ihnen zerſtreuen wollte.

„Willkommen, ihr jungen Männer!“ ſprach der Scheik, „willkommen in dem Hauſe Ali Banu's. Mein alter Freund hier hat ſich meinen Dank verdient, daß er euch hier einführte; doch zürne ich ihm ein wenig, daß er mich nicht früher mit euch bekannt machte. Wer von euch iſt denn der junge Schreiber?“

„Ich, o Herr! und zu Euren Dienſten!“ ſprach der junge Schreiber, indem er die Arme über der Bruſt kreuzte und ſich tief verbeugte.

„Ihr hört alſo ſehr gerne Geſchichten und leſet gerne Bücher mit ſchönen Verſen und Denkſprüchen?“

Der junge Menſch erröthete und antwortete: „O Herr! allerdings kenne ich für meinen Theil keine angenehmere Beſchäftigung, als mit dergleichen den Tag zuzubringen. Es bildet den Geiſt und vertreibt die Zeit. Aber jeder nach ſeiner Weiſe, ich tadle darum gewiß keinen, der nicht —"

„Schon gut, ſchon gut," unterbrach ihn der Scheik lachend, und winkte den Zweiten herbei. „Wer biſt denn du?" fragte er ihn.

„Herr, ich bin meines Amtes der Gehülfe eines Arztes und habe ſelbſt ſchon einige Kranke geheilt."

„Richtig," erwiederte der Scheik, „und Ihr ſeyd es auch, der das Wohlleben liebet; Ihr möchtet gerne mit guten Freunden hie und da tafeln und guter Dinge ſeyn? Nicht wahr, ich habe es errathen?"

Der junge Mann war beſchämt, er fühlte, daß er verrathen war, und daß der Alte von ihm gebeichtet haben mußte. Er faßte ſich aber ein Herz und antwortete: „O ja, Herr, ich rechne es unter des Lebens Glückſeligkeiten, hie und da mit guten Freunden fröhlich ſeyn zu können. Mein Beutel reicht nun zwar nicht weiter hin, als meine Freunde mit Waſſermelonen oder dergleichen wohlfeilen Sachen zu bewirthen; doch ſind wir auch dabei fröhlich, und es läßt ſich denken, daß wir es noch um ein gutes Theil mehr wären, wenn ich mehr Geld hätte."

Dem Scheik gefiel dieſe beherzte Antwort und er konnte ſich nicht enthalten, darüber zu lachen. „Welcher iſt denn der junge Kaufmann?" fragte er weiter.

Der junge Kaufmann verbeugte ſich mit freiem Anſtand vor dem Scheik; denn er war ein Menſch von

guter Erziehung; der Scheik aber ſprach: „und Ihr? Ihr habt Freude an Muſik und Tanz? Ihr höret es gerne, wenn gute Künſtler etwas ſpielen und ſingen, und ſehet gerne Tänzer künſtliche Tänze ausführen?“

Der junge Kaufmann antwortete: „ich ſehe wohl, o Herr, daß jener alte Mann, um Euch zu beluſtigen, unſere Thorheiten insgeſammt verrathen hat. Wenn es ihm gelang, Euch dadurch aufzuheitern, ſo habe ich gerne zu Eurem Scherz gedient. Was aber Muſik und Tanz betrifft, ſo geſtehe ich, es gibt nicht leicht etwas, was mein Herz alſo vergnügt. Doch glaubet nicht, daß ich deßwegen Euch table, o Herr, wenn Ihr nicht ebenfalls —“

„Genug, nicht weiter!“ rief der Scheik, lächelnd mit der Hand abwehrend, „jeder nach ſeiner Weiſe, wollet Ihr ſagen; aber dort ſteht ja noch einer, das iſt wohl der, welcher ſo gerne reiſen möchte? Wer ſeyd denn Ihr, junger Herr?“

„Ich bin ein Maler, o Herr!“ antwortete der junge Mann, „ich male Landſchaften theils an die Wände der Säle, theils auf Leinwand. Fremde Länder zu ſehen iſt allerdings mein Wunſch, denn man ſieht dort allerlei ſchöne Gegenden, die man wieder anbringen kann; und was man ſieht und abzeichnet, iſt doch in der Regel immer ſchöner, als was man nur ſo ſelbſt erfindet.“

Der Scheik betrachtete jetzt die ſchönen jungen Leute, und ſein Blick wurde ernſt und düſter. „Ich hatte einſt auch einen lieben Sohn,“ ſagte er, „und er müßte nun auch ſo herangewachſen ſeyn wie ihr. Da ſolltet ihr ſeine Genoſſen und Begleiter ſeyn, und jeder eurer

Wünſche würde von ſelbſt befriedigt werden. Mit jenem würde er leſen, mit dieſem Muſik hören, mit dem andern würde er gute Freunde einladen und fröhlich und guter Dinge ſeyn, und mit dem Maler ließe ich ihn ausziehen in ſchöne Gegenden, und wäre dann gewiß, daß er immer wieder zu mir zurückkehrte. So hat es aber Allah nicht gewollt, und ich füge mich in ſeinen Willen ohne Murren. Doch es ſteht in meiner Macht, eure Wünſche dennoch zu erfüllen, und ihr ſollet freudigen Herzens von Ali Banu gehen. Ihr, mein gelehrter Freund," fuhr er fort, indem er ſich zu dem Schreiber wandte, „wohnt von jetzt an in meinem Hauſe und ſeyd über meine Bücher geſetzt. Ihr könnet noch dazu anſchaffen, was Ihr wollet und für gut haltet, und Euer einziges Geſchäft ſey, mir, wenn Ihr etwas recht Schönes geleſen habt, zu erzählen. Ihr, der Ihr eine gute Tafel unter Freunden liebt, Ihr ſollet der Aufſeher meiner Vergnügungen ſeyn. Ich ſelbſt zwar lebe einſam und ohne Freude, aber es iſt meine Pflicht und mein Amt bringt es mit ſich, hie und da viele Gäſte einzuladen. Dort ſollet Ihr an meiner Stelle alles beſorgen, und könnet von Euren Freunden dazu einzuladen, wen Ihr nur wollet; verſteht ſich, auf etwas Beſſeres als Waſſermelonen. Den jungen Kaufmann da darf ich freilich ſeinem Geſchäft nicht entziehen, das ihm Geld und Ehre bringt; aber alle Abende ſtehen Euch, mein junger Freund, Tänzer, Sänger und Muſikanten zu Dienſte, ſo viel Ihr wollet. Laſſet Euch aufſpielen und tanzen nach Herzensluſt. Und Ihr," ſprach er zu dem Maler, „Ihr ſollet fremde Länder ſehen und das Auge durch

Erfahrung ſchärfen. Mein Schatzmeiſter wird Euch zu der erſten Reiſe, die Ihr morgen antreten könnet, tauſend Goldſtücke reichen, nebſt zwei Pferden und einem Sklaven. Reiſet, wohin Euch das Herz treibt, und wenn Ihr etwas Schönes ſehet, ſo malet es für mich."

Die jungen Leute waren außer ſich vor Erſtaunen, ſprachlos vor Freude und Dank. Sie wollten den Boden vor den Füßen des gütigen Mannes küſſen, aber er ließ es nicht zu. „Wenn ihr einem zu danken habt," ſprach er, ſo iſt es dieſem weiſen Mann hier, der mir von euch erzählte. Auch mir hat er dadurch Vergnügen gemacht, vier ſo muntere junge Leute eurer Art kennen zu lernen."

Der Derwiſch Muſtapha aber wehrte den Dank der Jünglinge ab. „Sehet," ſprach er, „wie man nie voreilig urtheilen muß; habe ich euch zuviel von dieſem edeln Mann geſagt?"

„Laſſet uns nun noch einen der Sklaven, die heute frei ſind, erzählen hören;" unterbrach ihn Ali Banu, und die Jünglinge begaben ſich an ihre Plätze.

Jener junge Sklave, der die Aufmerkſamkeit aller durch ſeinen Wuchs, durch ſeine Schönheit und ſeinen muthigen Blick in ſo hohem Grade auf ſich gezogen hatte, ſtand jetzt auf, verbeugte ſich vor dem Scheik und fing mit wohltönender Stimme alſo zu ſprechen an:

Die Geſchichte Almanſors.

O Herr! die Männer, die vor mir geſprochen haben, erzählten mancherlei wunderbare Geſchichten, die ſie gehört hatten in fremden Ländern; ich muß mit Beſchämung geſtehen, daß ich keine einzige Erzählung

weiß, die Eurer Aufmerkſamkeit würdig wäre. Doch, wenn es Euch nicht langweilt, will ich Euch die wunderbaren Schickſale eines meiner Freunde vortragen.

Auf jenem algieriſchen Kaperſchiff, von welchem mich Eure milde Hand befreit hat, war ein junger Mann in meinem Alter, der mir nicht für das Sklavenkleid geboren ſchien, das er trug. Die übrigen Unglücklichen auf dem Schiff waren entweder rohe Menſchen, mit denen ich nicht leben mochte, oder Leute, deren Sprache ich nicht verſtand; darum fand ich mich zu der Zeit, wo wir ein Stündchen frei hatten, gerne zu dem jungen Mann. Er nannte ſich Almanſor, und war ſeiner Ausſprache nach ein Aegyptier. Wir unterhielten uns recht angenehm mit einander und kamen eines Tages auch darauf, uns unſere Geſchichte zu erzählen, da dann die meines Freundes allerdings bei weitem merkwürdiger war, als die meinige.

Almanſors Vater war ein vornehmer Mann in einer ägyptiſchen Stadt, deren Namen er mir nicht nannte. Er lebte die Tage ſeiner Kindheit vergnügt, froh und umgeben von allem Glanz und Bequemlichkeit der Erde. Aber er wurde dabei doch nicht weichlich erzogen, und ſein Geiſt wurde frühzeitig ausgebildet; denn ſein Vater war ein weiſer Mann, der ihm Lehren der Tugend gab, und überdies hatte er zum Lehrer einen berühmten Gelehrten, der ihn in allem unterrichtete, was ein junger Menſch wiſſen muß. Almanſor war etwa zehn Jahre alt, als die Franken über das Meer her in das Land kamen und Krieg mit ſeinem Volke führten.

Der Vater des Knaben mußte aber den Franken nicht sehr günstig gewesen seyn; denn eines Tages, als er eben zum Morgengebet gehen wollte, kamen sie und verlangten zuerst seine Frau als Geißel seiner treuen Gesinnungen gegen das Frankenvolk, und als er sie nicht geben wollte, schleppten sie seinen Sohn mit Gewalt ins Lager.

Als der junge Sklave also erzählte, verhüllte der Scheik sein Angesicht, und es entstand ein Murren des Unwillens im Saal. „Wie," riefen die Freunde des Scheik, „wie kann der junge Mann dort so thöricht handeln und durch solche Geschichten die Wunden Ali Banu's aufreißen, statt sie zu mildern? wie kann er ihm seinen Schmerz erneuern, statt ihn zu zerstreuen?" Der Sklavenaufseher selbst war voll Zorn über den unverschämten Jüngling und gebot ihm zu schweigen. Der junge Sklave aber war sehr erstaunt über dies alles und fragte den Scheik, ob denn in seiner Erzählung etwas liege, das sein Mißfallen erregt habe. Der Scheik richtete sich bei diesen Worten auf und sprach: „Seyd doch ruhig, ihr Freunde; wie kann denn dieser Jüngling etwas von meinem betrübten Schicksal wissen, da er nur kaum drei Tage unter diesem Dache ist! Kann es denn bei den Greueln, die diese Franken verübten, nicht ein ähnliches Geschick wie das meine geben, kann nicht vielleicht jener Almansor — doch, erzähle immer weiter, mein junger Freund?" Der junge Sklave verbeugte sich und fuhr fort:

Der junge Almansor wurde also in das fränkische Lager geführt. Es erging ihm dort im Ganzen gut;

denn einer der Feldherren ließ ihn in sein Zelt kommen und hatte seine Freude an den Antworten des Knaben, die ihm ein Dragoman übersetzen mußte; er sorgte für ihn, daß ihm an Speise und Kleidung nichts abginge; aber die Sehnsucht nach Vater und Mutter machte dennoch den Knaben höchst unglücklich. Er weinte viele Tage lang, aber seine Thränen rührten diese Männer nicht. Das Lager wurde abgebrochen, und Almansor glaubte jetzt wieder zurückkehren zu dürfen; aber es war nicht so; das Heer zog hin und her, führte Krieg mit den Mamelucken und den jungen Almansor schleppten sie immer mit sich. Wenn er dann die Hauptleute und Feldherren anflehte, ihn doch wieder heimkehren zu lassen, so verweigerten sie es und sagten, er müsse ein Unterpfand von seines Vaters Treue seyn. So war er viele Tage lang auf dem Marsch.

Auf einmal aber entstand eine Bewegung im Heer, die dem Knaben nicht entging; man sprach von Einpacken, von Zurückziehen, vom Einschiffen, und Almansor war außer sich vor Freude; denn jetzt, wenn die Franken in ihr Land zurückkehrten, jetzt mußte er ja frei werden. Man zog mit Roß und Wagen rückwärts gegen die Küste, und endlich war man so weit, daß man die Schiffe vor Anker liegen sah. Die Soldaten schifften sich ein, aber es wurde Nacht, bis nur ein kleiner Theil eingeschifft war. So gerne Almansor gewacht hätte, weil er jede Stunde glaubte freigelassen zu werden, so verfiel er doch endlich in einen tiefen Schlaf, und er glaubt, die Franken haben ihm etwas unter das Wasser gemischt, um ihn einzuschläfern; denn als er aufwachte,

ſchien der helle Tag in eine kleine Kammer, worin er nicht geweſen war, als er einſchlief. Er ſprang auf von ſeinem Lager, aber als er auf den Boden kam, fiel er um; denn der Boden ſchwankte hin und wieder, und es ſchien ſich alles zu bewegen und im Kreis um ihn her zu tanzen. Er raffte ſich auf, hielt ſich an den Wänden feſt, um aus dem Gemach zu kommen, worin er ſich befand.

Ein ſonderbares Brauſen und Ziſchen war um ihn her; er wußte nicht, ob er träume oder wache; denn er hatte nie Aehnliches geſehen oder gehört. Endlich erreichte er eine kleine Treppe, mit Mühe ſtieg er hinauf, und welcher Schrecken befiel ihn! Rings umher war nichts als Himmel und Meer, er befand ſich auf einem Schiffe. Da fing er kläglich an zu weinen. Er wollte zurückgebracht werden, er wollte ins Meer ſich ſtürzen und hinüberſchwimmen nach ſeiner Heimath; aber die Franken hielten ihn feſt, und einer der Befehlshaber ließ ihn zu ſich kommen, verſprach ihm, wenn er gehorſam ſey, ſolle er bald wieder in ſeine Heimath kommen, und ſtellte ihm vor, daß es nicht mehr möglich geweſen wäre, ihn vom Land aus nach Hauſe zu bringen, dort aber hätte er, wenn man ihn zurückgelaſſen, elendiglich umkommen müſſen.

Wer aber nicht Wort hielt, waren die Franken; denn das Schiff ſegelte viele Tage lang weiter, und als es endlich landete, war man nicht an Aegyptens Küſte, ſondern in Frankiſtan! Almanſor hatte während der langen Fahrt und ſchon im Lager einiges von der Sprache der Franken verſtehen und ſprechen gelernt, was ihm in

dieſem Lande, wo niemand ſeine Sprache kannte, ſehr gut zu ſtatten kam. Er wurde viele Tage lang durch das Land in das Innere geführt, und überall ſtrömte das Volk zuſammen, um ihn zu ſehen; denn ſeine Begleiter ſagten aus, er wäre der Sohn des Königs von Aegypten, der ihn zu ſeiner Ausbildung nach Frankiſtan ſchicke.

So ſagten aber die Soldaten nur, um das Volk glauben zu machen, ſie haben Aegypten beſiegt und ſtehen in tiefem Frieden mit dieſem Land. Nachdem die Reiſe zu Land mehrere Tage gedauert hatte, kamen ſie in eine große Stadt, dem Ziel ihrer Reiſe. Dort wurde er einem Arzt übergeben, der ihn in ſein Haus nahm und in allen Sitten und Gebräuchen unterwies.

Er mußte vor allem fränkiſche Kleider anlegen, die ſehr enge und knapp waren, und bei weitem nicht ſo ſchön wie ſeine ägyptiſchen. Dann durfte er nicht mehr ſeine Verbeugung mit gekreuzten Armen machen, ſondern wollte er jemand ſeine Ehrerbietung bezeugen, ſo mußte er mit der einen Hand die ungeheure Mütze von ſchwarzem Filz, die alle Männer trugen und die man auch ihm aufgeſetzt hatte, vom Kopf reißen, mit der andern Hand mußte er auf die Seite fahren und mit dem rechten Fuß auskratzen. Er durfte auch nicht mehr mit übergeſchlagenen Beinen ſitzen, wie es angenehme Sitte iſt im Morgenland, ſondern auf hochbeinige Stühle mußte er ſich ſetzen und die Füße herabhängen laſſen auf den Boden. Das Eſſen machte ihm auch nicht geringe Schwierigkeit, denn alles, was er zum Mund bringen wollte, mußte er zuvor auf eine Gabel von Eiſen ſtecken.

Der Doktor aber war ein ſtrenger böſer Mann, der den Knaben plagte; denn, wenn er ſich jemals vergaß und zu einem Beſuch ſagte: „Salem aleikum!“ ſo ſchlug er ihn mit dem Stock; denn er ſollte ſagen: „votre serviteur.“ Er durfte auch nicht mehr in ſeiner Sprache denken und ſprechen, oder ſchreiben, höchſtens durfte er darin träumen, und er hätte vielleicht ſeine Sprache gänzlich verlernt, wenn nicht ein Mann in jener Stadt gelebt hätte, der ihm von großem Nutzen war.

Es war dies ein alter, aber ſehr gelehrter Mann, der viele morgenländiſche Sprachen verſtand, Arabiſch, Perſiſch, Koptiſch, ſogar Chineſiſch, von jedem etwas; er galt in jenem Land für ein Wunder von Gelehrſamkeit, und man gab ihm viel Geld, daß er dieſe Sprachen andere Leute lehrte. Dieſer Mann ließ den jungen Almanſor alle Wochen einigemal zu ſich kommen, bewirthete ihn mit ſeltenen Früchten und dergleichen, und dem Jüngling war es dann, als wäre er zu Haus; denn der Alte war gar ein ſonderbarer Mann. Er hatte Almanſor Kleider machen laſſen, wie ſie vornehme Leute in Aegypten tragen. Dieſe Kleider bewahrte er in ſeinem Hauſe in einem beſondern Zimmer auf. Kam nun Almanſor, ſo ſchickte er ihn mit einem Bedienten in jenes Zimmer und ließ ihn ganz nach ſeiner Landesſitte ankleiden. Von da an ging es dann nach „klein Arabien,“ ſo nannte man einen Saal im Hauſe des Gelehrten.

Dieſer Saal war mit allerlei künſtlich aufgezogenen Bäumen, als Palmen, Bambus, jungen Cedern und dergleichen, und mit Blumen ausgeſchmückt, die nur

im Morgenland wachſen. Perſiſche Teppiche lagen auf dem Fußboden und an den Wänden waren Polſter, nirgends aber ein fränkiſcher Stuhl oder Tiſch. Auf einem dieſer Polſter ſaß der alte Profeſſor; er ſah aber ganz anders aus als gewöhnlich: um den Kopf hatte er einen feinen türkiſchen Shawl als Turban gewunden, er hatte einen grauen Bart umgeknüpft, der ihm bis zum Gürtel reichte und ausſah wie ein natürlicher, ehrwürdiger Bart eines gewichtigen Mannes. Dazu trug er einen Talar, den er aus einem brokatenen Schlafrock hatte machen laſſen, weite türkiſche Beinkleider, gelbe Pantoffeln und, ſo friedlich er ſonſt war, an dieſen Tagen hatte er einen türkiſchen Säbel umgeſchnallt und im Gürtel ſtack ein Dolch mit falſchen Steinen beſetzt. Dazu rauchte er aus einer zwei Ellen langen Pfeife und ließ ſich von ſeinen Leuten bedienen, die ebenfalls perſiſch gekleidet waren und wovon die Hälfte Geſicht und Hände ſchwarz gefärbt hatte.

Von Anfang wollte dies alles dem jungen Almanſor gar wunderlich bedünken, aber bald ſah er ein, daß ſolche Stunden, wenn er in die Gedanken des Alten ſich fügte, ſehr nützlich für ihn ſeyen. Durfte er beim Doktor kein ägyptiſches Wort ſprechen, ſo war hier die fränkiſche Sprache ſehr verboten, Almanſor mußte beim Eintreten den Friedensgruß ſprechen, den der alte Perſer ſehr feierlich erwiederte; dann winkte er dem Jüngling, ſich neben ihn zu ſetzen und begann perſiſch, arabiſch, koptiſch und alle Sprachen untereinander zu ſprechen, und nannte dies eine gelehrte morgenländiſche Unterhaltung. Neben ihm ſtand ein Bedienter, oder, was

ſie an dieſem Tage vorſtellten, ein Sklave, der ein großes Buch hielt; das Buch war aber ein Wörterbuch, und wenn dem Alten die Worte ausgingen, winkte er dem Sklaven, ſchlug flugs auf, was er ſagen wollte, und fuhr dann zu ſprechen fort.

Die Sklaven aber brachten in türkiſchem Geſchirr Sorbet und dergleichen, und wollte Almanſor dem Alten ein großes Vergnügen machen, ſo mußte er ſagen, es ſey alles bei ihm angeordnet wie im Morgenlande. Almanſor las ſehr ſchön perſiſch, und das war der Hauptvortheil für den Alten. Er hatte viele perſiſche Manuſcripte, aus dieſen ließ er ſich von dem Jüngling vorleſen, las aufmerkſam nach und merkte ſich auf dieſe Art die richtige Ausſprache.

Das waren die Freudentage des armen Almanſor; denn nie entließ ihn der alte Profeſſor unbeſchenkt, und oft trug er ſogar koſtbare Gaben an Geld oder Leinenzeug oder anderen nothwendigen Dingen davon, die ihm der Doktor nicht geben wollte. So lebte Almanſor einige Jahre in der Hauptſtadt des Frankenlandes, und nie wurde ſeine Sehnſucht nach der Heimath geringer. Als er aber etwa fünfzehn Jahre alt war, begab ſich ein Vorfall, der auf ſein Schickſal großen Einfluß hatte.

Die Franken nämlich wählten ihren erſten Feldherrn, denſelben, mit welchem Almanſor ſo oft in Aegypten geſprochen hatte, zu ihrem König und Beherrſcher. Almanſor wußte zwar und erkannte es an den großen Feſtlichkeiten, daß etwas dergleichen in dieſer großen Stadt geſchehe, doch konnte er ſich nicht denken,

daß der König derselbe sey, den er in Aegypten gesehen; denn jener Feldherr war noch ein sehr junger Mann. Eines Tages aber ging Almansor über eine jener Brücken, die über den breiten Fluß führen, der die Stadt durchströmt; da gewahrte er in dem einfachen Kleid eines Soldaten einen Mann, der am Brückengeländer lehnte und in die Wellen sah. Die Züge des Mannes fielen ihm auf und er erinnerte sich, ihn schon gesehen zu haben. Er ging also schnell die Kammern seiner Erinnerung durch und als er an die Pforte der Kammer von Aegypten kam, da eröffnete sich ihm plötzlich das Verständniß, daß dieser Mann jener Feldherr der Franken sey, mit welchem er oft im Lager gesprochen und der immer gütig für ihn gesorgt hatte; er wußte seinen rechten Namen nicht genau, er faßte sich daher ein Herz, trat zu ihm, nannte ihn, wie ihn die Soldaten unter sich nannten, und sprach, indem er nach seiner Landessitte die Arme über der Brust kreuzte: „**Salem aleikum, Petit-Caporal!**“

Der Mann sah sich erstaunt um, blickte den jungen Menschen mit scharfen Augen an, dachte über ihn nach und sagte dann: „Himmel, ist es möglich! du hier, Almansor? Was macht dein Vater? Wie geht es in Aegypten? Was führt dich zu uns hieher?“

Da konnte sich Almansor nicht länger halten, er fing an bitterlich zu weinen und sagte zu dem Mann: „so weißt du also nicht, was die Hunde, deine Landsleute, mit mir gemacht haben, **Petit-Caporal**? du weißt nicht, daß ich das Land meiner Väter nicht mehr gesehen habe seit vielen Jahren?“

„Ich will nicht hoffen," ſagte der Mann und ſeine Stirne wurde finſter, „ich will nicht hoffen, daß man dich mit hinweg ſchleppte."

„Ach, freilich," antwortete Almanſor, „an jenem Tag, wo Eure Soldaten ſich einſchifften, ſah ich mein Vaterland zum letzten Mal; ſie nahmen mich mit ſich hinweg, und ein Hauptmann, den mein Elend rührte, zahlt ein Koſtgeld für mich bei einem verwünſchten Doktor, der mich ſchlägt und halb Hungers ſterben läßt. Aber höre, Petit-Caporal," fuhr er ganz treuherzig fort, „es iſt gut, daß ich dich hier traf, du mußt mir helfen."

Der Mann, zu welchem er dies ſprach, lächelte und fragte, auf welche Weiſe er denn helfen ſollte.

„Siehe," ſagte Almanſor, „es wäre unbillig, wollte ich von dir etwas verlangen, du warſt von jeher ſo gütig gegen mich; aber ich weiß, du biſt auch ein armer Menſch, und wenn du auch Feldherr warſt, gingſt du nie ſo ſchön gekleidet, wie die anderen; auch jetzt mußt du, nach deinem Rock und Hut zu urtheilen, nicht in den beſten Umſtänden ſeyn. Aber da haben ja die Franken letzthin einen Sultan gewählt, und ohne Zweifel kennſt du Leute, die ſich ihm nahen dürfen, etwa ſeinen Janitſcharen-Aga oder den Reis-Effendi oder ſeinen Kapudan-Baſcha; nicht?"

„Nun ja," antwortete der Mann, „aber wie weiter?"

„Bei dieſen könnteſt du ein gutes Wort für mich einlegen, Petit-Caporal, daß ſie den Sultan der Franken bitten, er möchte mich frei laſſen; dann brauche ich auch etwas Geld zur Reiſe über's Meer, vor allem aber

mußt du mir verſprechen, weder dem Doktor noch dem arabiſchen Profeſſor etwas davon zu ſagen.“

„Wer iſt denn der arabiſche Profeſſor?“ fragte jener.

„Ach, das iſt ein ſonderbarer Mann; doch, von dieſem erzähle ich dir ein ander Mal. Wenn es die beiden hörten, dürfte ich nicht mehr aus Frankiſtan weg. Aber willſt du für mich ſprechen bei den Aga's? Sage es mir aufrichtig!“

„Komm mit mir,“ ſagte der Mann, „vielleicht kann ich dir jetzt gleich nützlich ſeyn.“

„Jetzt?“ rief der Jüngling mit Schrecken, „jetzt um keinen Preis, da würde mich der Doktor prügeln; ich muß eilen, daß ich nach Hauſe komme.“

„Was trägſt du denn in dieſem Korb?“ fragte jener, indem er ihn zurückhielt. Almanſor erröthete und wollte es anfangs nicht zeigen, endlich aber ſagte er: „ſiehe, Petit-Caporal, ich muß hier Dienſte thun, wie der geringſte Sklave meines Vaters. Der Doktor iſt ein geiziger Mann, und ſchickt mich alle Tage von unſerem Hauſe eine Stunde weit auf den Gemüſe- und Fiſchmarkt, da muß ich dann unter den ſchmutzigen Marktweibern einkaufen, weil es dort um einige Kupfermünzen wohlfeiler iſt als in unſerem Stadttheil. Siehe, wegen dieſes ſchlechten Herings, wegen dieſer Handvoll Salat, wegen dieſes Stückchens Butter muß ich alle Tage zwei Stunden gehen. Ach, wenn es mein Vater wüßte!“

Der Mann, zu welchem Almanſor dies ſprach, war gerührt über die Noth des Knaben und antwortete: „komm nur mit mir und ſey getroſt, der Doktor ſoll dir

nichts anhaben dürfen, wenn er auch heute weder Hering noch Salat verspeist. Sey getrosten Muthes und komm.“ Er nahm bei diesen Worten Almansor bei der Hand und führte ihn mit sich, und obgleich diesem das Herz pochte, wenn er an den Doktor dachte, so lag doch so viele Zuversicht in den Worten und Mienen des Mannes, daß er sich entschloß, ihm zu folgen. Er ging also, sein Körbchen am Arm, neben dem Soldaten viele Straßen durch, und wunderbar wollte es ihm bedünken, daß alle Leute die Hüte vor ihnen abnahmen und stehen blieben und ihnen nachschauten. Er äußerte dies auch gegen seinen Begleiter, dieser aber lachte und sagte nichts darüber.

Sie gelangten endlich an ein prachtvolles Schloß, auf welches der Mann zuging. „Wohnst du hier? Petit-Caporal,“ fragte Almansor.

„Hier ist meine Wohnung,“ entgegnete jener, „und ich will dich zu meiner Frau führen.“

„Ei, da wohnst du schön!“ fuhr Almansor fort, „gewiß hat dir der Sultan hier freie Wohnung gegeben?“

„Diese Wohnung habe ich vom Kaiser, du hast Recht;“ antwortete sein Begleiter und führte ihn in das Schloß. Dort stiegen sie eine breite Treppe hinan, und in einem schönen Saal hieß er ihn seinen Korb absetzen und trat dann mit ihm in ein prachtvolles Gemach, wo eine Frau auf einem Divan saß. Der Mann sprach mit ihr in einer fremden Sprache, worauf sie beide nicht wenig lachten, und die Frau fragte dann Almansor in fränkischer Sprache vieles über Aegypten. Endlich sagte

Petit-Caporal zu dem Jüngling: „weißt du, was das Beste ist? ich will dich gleich selbst zum Kaiser führen und bei ihm für dich sprechen.“

Almansor aber erschrack sehr, aber er gedachte an sein Elend und seine Heimath: „dem Unglücklichen,“ sprach er zu den beiden, „dem Unglücklichen verleiht Allah einen hohen Muth in der Stunde der Noth, er wird auch mich armen Knaben nicht verlassen. Ich will es thun, ich will zu ihm gehen. Aber sage, Caporal, muß ich vor ihm niederfallen, muß ich die Stirne mit dem Boden berühren, was muß ich thun?“

Die beiden lachten von neuem und versicherten, alles sey nicht nöthig.

„Sieht er schrecklich und majestätisch aus?“ fragte er weiter, „hat er einen langen Bart? macht er feurige Augen? Sage, wie sieht er aus?“

Sein Begleiter lachte von neuem und sprach dann: „Ich will dir ihn lieber gar nicht beschreiben, Almansor, du selbst sollst errathen, welcher es ist. Nur das will ich dir als Kennzeichen angeben: alle im Saal des Kaisers werden, wenn er da ist, die Hüte ehrerbietig abnehmen, der, welcher den Hut auf dem Kopf behält, der ist der Kaiser. Bei diesen Worten nahm er ihn bei der Hand und ging mit ihm nach dem Saal des Kaisers. Je näher er kam, desto lauter pochte ihm das Herz, und die Knie fingen ihm an zu zittern, als sie sich der Thüre näherten. Ein Bedienter öffnete die Thüre, und da standen in einem Halbkreis wenigstens dreißig Männer, alle prächtig gekleidet und mit Gold und Sternen überdeckt, wie es Sitte ist im Lande der Franken bei den

vornehmſten Aga's und Baſſa's der Könige, und Almanſor dachte, ſein Begleiter, der ſo unſcheinbar gekleidet war, müſſe der Geringſten einer ſeyn unter dieſen. Sie hatten alle das Haupt entblöst und Almanſor fing nun an, nach dem zu ſuchen, der den Hut auf dem Kopf hätte; denn dieſer mußte der Kaiſer ſeyn. Aber vergebens war ſein Suchen. Alle hatten den Hut in der Hand, und der Kaiſer mußte alſo nicht unter ihnen ſeyn; da fiel ſein Blick zufällig auf ſeinen Begleiter und ſiehe — dieſer hatte den Hut auf dem Kopfe ſitzen!

Der Jüngling war erſtaunt, betroffen. Er ſah ſeinen Begleiter lange an und ſagte dann, indem er ſelbſt ſeinen Hut abnahm: „**Salem aleikum, Petit-Caporal!** So viel ich weiß, bin ich ſelbſt nicht der Sultan der Franken, alſo kommt es mir nicht zu, mein Haupt zu bedecken; doch, du biſt der, der den Hut trägt, — **Petit-Caporal**, biſt denn du der Kaiſer?“

„Du haſt's errathen,“ antwortete jener, „und überdies bin ich dein Freund. Schreibe dein Unglück nicht mir, ſondern einer unglücklichen Verwirrung der Umſtände zu, und ſey verſichert, daß du mit dem erſten Schiff in dein Vaterland zurückſegelſt. Gehe jetzt wieder hinein zu meiner Frau, erzähle ihr vom arabiſchen Profeſſor und was du weißt. Die Heringe und den Salat will ich dem Doktor ſchicken, du aber bleibſt für deinen Aufenthalt in meinem Palaſt.“

So ſprach der Mann, der Kaiſer war; Almanſor aber fiel vor ihm nieder, küßte ſeine Hand und bat ihn um Verzeihung, daß er ihn nicht erkannt habe, er habe es ihm gewiß nicht angeſehen, daß er Kaiſer ſey.

„Du haſt Recht," erwiederte jener lachend, „wenn man nur wenige Tage Kaiſer iſt, kann man es nicht an der Stirne geſchrieben haben." So ſprach er und winkte ihm, ſich zu entfernen.

Seit dieſem Tage lebte Almanſor glücklich und in Freuden. Den arabiſchen Profeſſor, von welchem er dem Kaiſer erzählte, durfte er noch einigemal beſuchen, den Doktor aber ſah er nicht mehr. Nach einigen Wochen ließ ihn der Kaiſer zu ſich rufen und kündigte ihm an, daß ein Schiff vor Anker liege, mit dem er ihn nach Aegypten ſenden wolle. Almanſor war außer ſich vor Freude, wenige Tage reichten hin, um ihn auszurüſten, und mit einem Herzen voll Dankes und mit Schätzen und Geſchenken reich beladen, reiste er vom Kaiſer ab ans Meer und ſchiffte ſich ein.

Aber Allah wollte ihn noch länger prüfen, wollte ſeinen Muth im Unglück noch länger ſtählen und ließ ihn die Küſte ſeiner Heimath noch nicht ſehen. Ein anderes fränkiſches Volk, die Engländer, führten damals Krieg mit dem Kaiſer auf der See. Sie nahmen ihm alle Schiffe weg, die ſie beſiegen konnten, und ſo kam es, daß am ſechsten Tage der Reiſe das Schiff, auf welchem ſich Almanſor befand, von engliſchen Schiffen umgeben und beſchoſſen wurde; es mußte ſich ergeben, und die ganze Mannſchaft wurde auf ein kleineres Schiff gebracht, das mit den andern weiter ſegelte. Doch, auf der See iſt es nicht weniger unſicher als in der Wüſte, wo unverſehens die Räuber auf die Karavanen fallen und todtſchlagen und plündern. Ein Kaper von Tunis überfiel das kleine Schiff, das der Sturm von den

größeren Schiffen getrennt hatte, und es wurde genommen und alle Mannſchaft nach Algier geführt und verkauft.

Almanſor kam zwar nicht in ſo harte Sklaverei als die Chriſten, weil er ein rechtgläubiger Muſelmann war, aber dennoch war jetzt wieder alle Hoffnung verſchwunden, die Heimath und den Vater wieder zu ſehen. Dort lebte er bei einem reichen Mann fünf Jahre, und mußte die Blumen begießen und den Garten bauen. Da ſtarb der reiche Mann ohne nahe Erben, ſeine Beſitzungen wurden zerriſſen, ſeine Sklaven getheilt, und Almanſor fiel in die Hände eines Sklavenmäklers. Dieſer rüſtete um dieſe Zeit ein Schiff aus, um ſeine Sklaven anderwärts theurer zu verkaufen. Der Zufall wollte, daß ich ſelbſt ein Sklave dieſes Händlers war und auf daſſelbe Schiff kam, wo auch Almanſor ſich befand. Dort lernten wir uns kennen und dort erzählte er mir ſeine wunderbaren Schickſale. Doch — als wir landeten, war ich Zeuge der wunderbarſten Fügung Allahs; es war die Küſte ſeines Vaterlandes, an welche wir aus dem Boot ſtiegen, es war der Markt ſeiner Vaterſtadt, wo wir öffentlich ausgeboten wurden, und, o Herr! daß ich es kurz ſage, es war ſein eigener, ſein theurer Vater, der ihn kaufte!

Der Scheik Ali Banu war in tiefes Nachdenken verſunken über dieſe Erzählung; ſie hatte ihn unwillkürlich mit ſich fortgeriſſen, ſeine Bruſt hob ſich, ſein Auge glühte und er war oft nahe daran, ſeinen jungen Sklaven zu unterbrechen; aber das Ende der Erzählung ſchien ihn nicht zu befriedigen.

„Er könnte jetzt einundzwanzig Jahre haben, ſagſt du?“ ſo fing er an zu fragen.

„Herr, er iſt in meinem Alter, ein- bis zweiundzwanzig Jahre.“

„Und welche Stadt nannte er ſeine Geburtsſtadt, das haſt du uns noch nicht geſagt.“

„Wenn ich nicht irre,“ antwortete jener, „ſo war es Aleſſandria!“

„Aleſſandria!“ rief der Scheik, „es iſt mein Sohn; wo iſt er, wo iſt er geblieben? ſagteſt du nicht, daß er Kairam hieß? Hat er dunkle Augen und braunes Haar?“

„Er hat es, und in traulichen Stunden nannte er ſich Kairam und nicht Almanſor.“

„Aber, Allah! Allah! ſage mir doch, ſein Vater hätte ihn vor deinen Augen gekauft, ſagſt du; ſagte er, es ſey ſein Vater? Alſo iſt er doch nicht mein Sohn.“

Der Sklave antwortete: „er ſprach zu mir, Allah ſey geprieſen nach ſo langem Unglück, das iſt der Marktplatz meiner Vaterſtadt; nach einer Weile aber kam ein vornehmer Mann um die Ecke, da rief er: o was für ein theures Geſchenk des Himmels ſind die Augen! Ich ſehe noch einmal meinen ehrwürdigen Vater! Der Mann aber trat zu uns, betrachtet dieſen und jenen, und kauft endlich den, dem dies alles begegnet iſt, da rief er Allah an, ſprach ein heißes Dankgebet und flüſterte mir zu: jetzt gehe ich wieder ein in die Hallen meines Glückes; es iſt mein eigener Vater, der mich gekauft hat.“

„Es iſt alſo doch nicht mein Sohn, mein Kairam!“ ſagte der Scheik, von Schmerz bewegt.

Da konnte ſich der Jüngling nicht mehr zurückhalten, Thränen der Freude entſtürzten ſeinen Augen, er warf ſich nieder vor dem Scheik und rief: „und dennoch iſt es Euer Sohn, Kairam Almanſor! denn Ihr ſeyd es, der ihn gekauft hat.“

„Allah, Allah! ein Wunder, ein großes Wunder!“ riefen die Anweſenden und drängten ſich herbei; der Scheik aber ſtand ſprachlos und ſtaunte den Jüngling an, der ſein ſchönes Antlitz zu ihm aufhob. „Mein Freund Muſtapha!“ ſprach er zu dem alten Derwiſch, „vor meinen Augen hängt ein Schleier von Thränen, daß ich nicht ſehen kann, ob die Züge ſeiner Mutter, die mein Kairam trug, auf ſeinem Geſicht eingegraben ſind, trete du her und ſchaue ihn an.“

Der Alte trat herzu, ſah ihn lange an, legte ſeine Hand auf die Stirne des jungen Mannes und ſprach: „Kairam! wie hieß der Spruch, den ich dir am Tage des Unglücks mitgab ins Lager der Franken?“

„Mein theurer Lehrer!“ antwortete der Jüngling, indem er die Hand des Alten an ſeine Lippen zog, „er hieß: So einer Allah liebt und ein gutes Gewiſſen hat, iſt er auch in der Wüſte des Elends nicht allein; denn er hat zwei Gefährten, die ihm tröſtend zur Seite gehen.“

Da hob der Alte ſeine Augen dankend auf zum Himmel, zog den Jüngling herauf an ſeine Bruſt und gab ihn dem Scheik und ſprach: „Nimm ihn hin; ſo gewiß du zehn Jahre um ihn trauerteſt, ſo gewiß iſt es dein Sohn Kairam.“

Der Scheik war außer ſich vor Freude und Entzücken, er betrachtete immer von neuem wieder die Züge des Wiedergefundenen, und unleugbar fand er das Bild ſeines Sohnes wieder, wie er ihn verloren hatte. Und alle Anweſenden theilten ſeine Freude; denn ſie liebten den Scheik, und jedem unter ihnen war es, als wäre ihm heute ein Sohn geſchenkt worden.

Jetzt füllten wieder Geſang und Jubel dieſe Halle, wie in den Tagen des Glückes und der Freude. Noch einmal mußte der Jüngling, und noch ausführlicher, ſeine Geſchichte erzählen, und alle prieſen den arabiſchen Profeſſor und den Kaiſer und jeden, der ſich Kairams angenommen hatte. Man war beiſammen bis in die Nacht, und als man aufbrach, beſchenkte der Scheik jeden ſeiner Freunde reichlich, auf daß er immer dieſes Freudentages gedenke.

Die vier jungen Männer aber ſtellte er ſeinem Sohne vor und lud ſie ein, ihn immer zu beſuchen, und es war ausgemachte Sache, daß er mit dem Schreiber leſen, mit dem Maler kleine Reiſen machen ſollte, daß der Kaufmann Geſang und Tanz mit ihm theile und der andere alle Vergnügungen für ſie bereiten ſolle. Auch ſie wurden reich beſchenkt und traten freudig aus dem Hauſe des Scheiks.

„Wem haben wir dies alles zu verdanken," ſprachen ſie unter einander, „wem anders als dem Alten? Wer hätte dies damals gedacht, als wir vor dieſem Hauſe ſtanden und über den Scheik loszogen?"

„Und wie leicht hätte es uns einfallen können, die Lehren des alten Mannes zu überhören," ſagte ein

anderer, „oder ihn gar zu verſpotten? denn er ſah doch recht zerriſſen und ärmlich aus, und wer konnte denken, daß dies der weiſe Muſtapha ſey?“

„Und wunderbar! war es nicht hier, wo wir unſere Wünſche laut werden ließen?“ ſprach der Schreiber. „Da wollte der eine reiſen, der andere ſingen und tanzen, der dritte gute Geſellſchaft haben und ich — Geſchichten leſen und hören, und ſind nicht alle unſere Wünſche in Erfüllung gegangen? Darf ich nicht alle Bücher des Scheik leſen und kaufen, was ich will?“

„Und darf ich nicht ſeine Tafel zurichten und ſeine ſchönſten Vergnügungen anordnen, und ſelbſt dabei ſeyn?“ ſagte der andere.

„Und ich! ſo oft mich mein Herz gelüſtet, Geſang und Saitenſpiel zu hören oder einen Tanz zu ſehen, darf ich nicht hingehen und mir ſeine Sklaven ausbitten?“

„Und ich!“ rief der Maler, „vor dieſem Tage war ich arm und konnte keinen Fuß aus dieſer Stadt ſetzen, und jetzt kann ich reiſen, wohin ich will!“

„Ja,“ ſprachen ſie alle, „es war doch gut, daß wir dem Alten folgten; wer weiß, was aus uns geworden wäre?“

So ſprachen ſie und gingen freudig und glücklich nach Hauſe.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlſtichen.

Fünfter Band.

Stuttgart,

Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.

1837.

Gedruckt in der Fr. Brockhaus'schen Buchdruckerei.

Mährchen

für

Söhne und Töchter gebildeter Stände.

Dritte Abtheilung.

Das Wirthshaus im Speſſart.

Vor vielen Jahren, als im Speſſart die Wege noch ſchlecht und nicht ſo häufig als jetzt befahren waren, zogen zwei junge Burſche durch dieſen Wald. Der eine mochte achtzehn Jahre alt ſeyn und war ein Zirkelſchmied; der andere, ein Goldarbeiter, konnte nach ſeinem Ausſehen kaum ſechzehn Jahre haben und machte wohl jetzt eben ſeine erſte Reiſe in die Welt. Der Abend war ſchon heraufgekommen und die Schatten der rieſengroßen Eichen und Buchen verfinſterten den ſchmalen Weg, auf dem die beiden wanderten. Der Zirkelſchmied ſchritt wacker vorwärts und pfiff ein Lied, ſchwatzte auch zuweilen mit Munter, ſeinem Hund, und ſchien ſich nicht viel darum zu kümmern, daß die Nacht nicht mehr fern, deſto ferner aber die nächſte Herberge ſey; aber Felix, der Goldarbeiter, ſah ſich oft ängſtlich um. Wenn der Wind durch die Bäume rauſchte, ſo war es ihm, als höre er Tritte hinter ſich; wenn das Geſträuch am Wege hin und her wankte und ſich theilte, glaubte er Geſichter hinter den Büſchen lauern zu ſehen.

Der junge Goldſchmied war ſonſt nicht abergläubiſch oder muthlos. In Würzburg, wo er gelernt hatte, galt

er unter ſeinen Kameraden für einen unerſchrockenen Burſchen, dem das Herz am rechten Fleck ſitze; aber heute war ihm doch ſonderbar zu Muth. Man hatte ihm vom Speſſart ſo mancherlei erzählt; eine große Räuberbande ſollte dort ihr Weſen treiben, viele Reiſende waren in den letzten Wochen geplündert worden, ja man ſprach ſogar von einigen greulichen Mordgeſchichten, die vor nicht langer Zeit dort vorgefallen ſeyen. Da war ihm nun doch etwas bange für ſein Leben, denn ſie waren ja nur zu zwei und konnten gegen bewaffnete Räuber gar wenig ausrichten. Oft gereute es ihn, daß er dem Zirkelſchmied gefolgt war, noch eine Station zu gehen, ſtatt am Eingang des Waldes über Nacht zu bleiben.

„Und wenn ich heute Nacht todtgeſchlagen werde und um Leben und alles komme, was ich bei mir habe, ſo iſts nur deine Schuld, Zirkelſchmied, denn du haſt mich in den ſchrecklichen Wald hereingeſchwatzt.“

„Sey kein Haſenfuß!“ erwiederte der andere, „ein rechter Handwerksburſche ſoll ſich eigentlich gar nicht fürchten. Und was meinſt du denn? Meinſt du die Herren Räuber im Speſſart werden uns die Ehre anthun, uns zu überfallen und todt zu ſchlagen? Warum ſollten ſie ſich dieſe Mühe geben? etwa wegen meines Sonntagsrocks, den ich im Ranzen habe, oder wegen des Zehrpfennigs von einem Thaler? Da muß man ſchon mit Vieren fahren, in Gold und Seide gekleidet ſeyn, wenn ſie es der Mühe werth finden, einen todt zu ſchlagen.“

„Halt! hörſt du nicht etwas pfeifen im Wald?“ rief Felix ängſtlich.

„Das war der Wind, der um die Bäume pfeift; geh nur raſch vorwärts, lange kann es nicht mehr dauern.“

„Ja du haſt gut reden wegen des Todtſchlagens,“ fuhr der Goldarbeiter fort. „Dich fragen ſie, was du haſt, durchſuchen dich und nehmen dir allenfalls den Sonntagsrock und den Gulden und dreißig Kreuzer. Aber mich, mich ſchlagen ſie gleich anfangs todt, nur weil ich Gold und Geſchmeide mit mir führe.“

„Ei warum ſollten ſie dich todt ſchlagen deßwegen? Kämen jetzt vier oder fünf dort aus dem Buſch, mit geladenen Büchſen, die ſie auf uns anlegten, und fragten ganz höflich: Ihr Herren, was habt ihr bei euch? und machet es euch bequem, wir wollens euch tragen helfen, und was dergleichen anmuthige Redensarten ſind, da wäreſt du wohl kein Thor, machteſt dein Ränzchen auf und legteſt die gelbe Weſte, den blauen Rock, zwei Hemden und alle Halsbänder und Armbänder und Kämme und was du ſonſt noch haſt, höflich auf die Erde, und bedankteſt dich für's Leben, das ſie dir ſchenkten.“

„So, meinſt du?“ entgegnete Felix ſehr eifrig, „den Schmuck für meine Frau Pathe, die vornehme Gräfin, ſoll ich hergeben? eher mein Leben; eher laß ich mich in kleine Stücke zerſchneiden. Hat ſie nicht Mutterſtelle an mir vertreten und ſeit meinem zehnten Jahr mich aufziehen laſſen? Hat ſie nicht die Lehre für mich bezahlt und Kleider und alles? Und jetzt, da ich ſie beſuchen darf, und etwas mitbringe von meiner eigenen Arbeit, das ſie beim Meiſter beſtellt hat, jetzt

da ich ihr an dem ſchönen Geſchmeide zeigen könnte, was ich gelernt habe, jetzt ſoll ich das alles hergeben und die gelbe Weſte dazu, die ich auch von ihr habe? Nein, lieber ſterben, als daß ich den ſchlechten Menſchen meiner Frau Pathe Geſchmeide gebe!“

„Sey kein Narr!“ rief der Zirkelſchmied; „wenn ſie dich todtſchlagen, bekommt die Frau Gräfin den Schmuck dennoch nicht; drum iſt es beſſer, du gibſt ihn her und erhälſt dein Leben.“

Felix antwortete nicht; die Nacht war jetzt ganz heraufgekommen und bei dem ungewiſſen Schein des Neumonds konnte man kaum auf fünf Schritte vor ſich ſehen; er wurde immer ängſtlicher, hielt ſich näher an ſeinen Kameraden und war mit ſich uneinig, ob er ſeine Reden und Beweiſe billigen ſollte oder nicht. Noch eine Stunde beinahe waren ſie ſo fortgegangen, da erblickten ſie in der Ferne ein Licht. Der junge Goldſchmied meinte aber, man dürfe nicht trauen, vielleicht könnte es ein Räuberhaus ſeyn, aber der Zirkelſchmied belehrte ihn, daß die Räuber ihre Häuſer oder Höhlen unter der Erde haben, und dies müſſe das Wirthshaus ſeyn, das ihnen ein Mann am Eingang des Waldes beſchrieben.

Es war ein langes, aber niedriges Haus, ein Karren ſtand davor und nebenan im Stalle hörte man Pferde wiehern. Der Zirkelſchmied winkte ſeinen Geſellen an ein Fenſter, deſſen Laden geöffnet waren. Sie konnten, wenn ſie ſich auf die Zehen ſtellten, die Stube überſehen. Am Ofen in einem Armſtuhl ſchlief ein Mann, der ſeiner Kleidung nach ein Fuhrmann und

wohl auch der Herr des Karren vor der Thüre seyn konnte. An der andern Seite des Ofens saß ein Weib und ein Mädchen und spannen; hinter dem Tisch an der Wand saß ein Mensch, der ein Glas Wein vor sich, den Kopf in die Hände gestützt hatte, so daß sie sein Gesicht nicht sehen konnten. Der Zirkelschmied aber wollte aus seiner Kleidung bemerken, daß es ein vornehmer Herr seyn müsse.

Als sie so noch auf der Lauer standen, schlug ein Hund im Hause an; Munter, des Zirkelschmieds Hund, antwortete, und eine Magd erschien in der Thüre und schaute nach den Fremden heraus.

Man versprach, ihnen Nachtessen und Betten geben zu können; sie traten ein und legten die schweren Bündel, Stock und Hut in die Ecken und setzten sich zu dem Herrn am Tische. Dieser richtete sich bei ihrem Gruße auf, und sie erblickten einen feinen jungen Mann, der ihnen freundlich für ihren Gruß dankte.

„Ihr seyd spät auf der Bahn," sagte er; „habt ihr euch nicht gefürchtet, in so dunkler Nacht durch den Spessart zu reisen? Ich für meinen Theil habe lieber mein Pferd in dieser Schenke eingestellt, als daß ich nur noch eine Stunde weiter geritten wäre."

„Da habt ihr allerdings Recht gehabt, Herr!" erwiederte der Zirkelschmied. „Der Hufschlag eines schönen Pferdes ist Musik in den Ohren dieses Gesindels und lockt sie auf eine Stunde weit; aber wenn ein paar arme Bursche wie wir durch den Wald schleichen, Leute, welchen die Räuber selbst eher etwas schenken könnten, da heben sie keinen Fuß auf."

„Das iſt wohl wahr," entgegnete der Fuhrmann, der durch die Ankunft der Fremden erweckt, auch an den Tiſch getreten war, „einem armen Mann können ſie nicht viel anhaben ſeines Geldes willen; aber man hat Beiſpiele, daß ſie arme Leute nur aus Mordluſt niederſtießen, oder ſie zwangen, unter die Bande zu treten und als Räuber zu dienen."

„Nun, wenn es ſo ausſieht mit dieſen Leuten im Wald," bemerkte der junge Goldſchmied, „ſo wird uns wahrhaftig auch dieſes Haus wenig Schutz gewähren. Wir ſind nur zu vier, und mit dem Hausknecht fünf; wenn es ihnen einfällt zu zehn uns zu überfallen, was können wir gegen ſie? und überdies," ſetzte er leiſe und flüſternd hinzu, „wer ſteht uns dafür, daß dieſe Wirthsleute ehrlich ſind?"

„Da hat es gute Wege," erwiederte der Fuhrmann. „Ich kenne dieſe Wirthſchaft ſeit mehr als zehn Jahren und habe nie etwas Unrechtes darin verſpürt. Der Mann iſt ſelten zu Hauſe, man ſagt, er treibe Weinhandel, die Frau aber iſt eine ſtille Frau, die niemand Böſes will; nein, dieſer thut ihr Unrecht, Herr!"

„Und doch," nahm der junge vornehme Herr das Wort, „doch möchte ich nicht ſo ganz verwerfen, was er geſagt. Erinnert euch an die Gerüchte von jenen Leuten, die in dieſem Wald auf einmal ſpurlos verſchwunden ſind. Mehrere davon hatten vorher geſagt, ſie werden in dieſem Wirthshaus übernachten, und als man nach zwei oder drei Wochen nichts von ihnen vernahm, ihrem Weg nachforſchte und auch hier im

Wirthshauſe nachfragte, da ſoll nun keiner geſehen worden ſeyn; verdächtig iſt es doch."

„Weiß Gott!" rief der Zirkelſchmied, „da handelten wir ja vernünftiger, wenn wir unter dem nächſten Baum unſer Nachtlager nähmen, als hier in dieſen vier Wänden, wo an kein Entſpringen zu denken iſt, wenn ſie einmal die Thüre beſetzt haben; den die Fenſter ſind vergittert."

Sie waren alle durch dieſe Reden nachdenklich geworden. Es ſchien gar nicht unwahrſcheinlich, daß die Schenke im Wald, ſey es gezwungen oder freiwillig, im Einverſtändniß mit den Räubern war. Die Nacht ſchien ihnen daher gefährlich; denn wie manche Sage hatten ſie gehört von Wanderern, die man im Schlaf überfallen und gemordet hatte; und ſollte es auch nicht an ihr Leben gehen, ſo war doch ein Theil der Gäſte in der Waldſchenke von ſo beſchränkten Mitteln, daß ihnen ein Raub an einem Theil ihrer Habe ſehr empfindlich geweſen wäre. Sie ſchauten verdrießlich und düſter in ihre Gläſer. Der junge Herr wünſchte auf ſeinem Roß durch ein ſicheres offenes Thal zu traben, der Zirkelſchmied wünſchte ſich zwölf ſeiner handfeſten Kameraden, mit Knütteln bewaffnet, als Leibgarde; Felix, dem Goldarbeiter, war bange, mehr um den Schmuck ſeiner Wohlthäterin, als um ſein Leben; der Fuhrmann aber, der einigemal den Rauch ſeiner Pfeife nachdenklich vor ſich hingeblaſen, ſprach leiſe: „Ihr Herren, im Schlaf wenigſtens ſollen ſie uns nicht überfallen. Ich für meinen Theil will, wenn nur noch einer mit mir hält, die ganze Nacht wach bleiben."

„Das will ich auch!“ — „ich auch!“ riefen die drei Uebrigen, „ſchlafen könnte ich doch nicht,“ ſetzte der junge Herr hinzu.

„Nun ſo wollen wir etwas treiben, daß wir wach bleiben,“ ſagte der Fuhrmann; „ich denke, weil wir doch gerade zu vier ſind, könnten wir Karte ſpielen, das hält wach und vertreibt die Zeit.“

„Ich ſpiele niemals Karte,“ erwiederte der junge Herr, „darum kann ich wenigſtens nicht mithalten.“

„Und ich kenne die Karten gar nicht,“ ſetzte Felix hinzu.

„Was können wir denn aber anfangen, wenn wir nicht ſpielen?“ ſprach der Zirkelſchmied, „ſingen? das geht nicht und würde nur das Geſindel herbeilocken; einander Räthſel und Sprüche aufgeben zum Errathen? das dauert auch nicht lange. Wißt ihr was? wie wäre es, wenn wir uns etwas erzählten? Luſtig oder ernſthaft, wahr oder erdacht, es hält doch wach und vertreibt die Zeit ſo gut wie Kartenſpiel.“

„Ich bins zufrieden, wenn Ihr anfangen wollet,“ ſagte der junge Herr lächelnd. „Ihr Herren vom Handwerk kommet in allen Ländern herum und könnt ſchon etwas erzählen; hat doch jede Stadt ihre eigenen Sagen und Geſchichten.“

„Ja, ja, man hört manches,“ erwiederte der Zirkelſchmied, „dafür ſtudiren Herren wie Ihr fleißig in den Büchern, wo gar wundervolle Sachen geſchrieben ſtehen; da wüßtet ihr noch Klügeres und Schöneres zu erzählen, als ein ſchlichter Handwerksburſche, wie unſer einer. Mich müßte alles trügen, oder Ihr ſeyd ein Student, ein Gelehrter.“

„Ein Gelehrter nicht," lächelte der junge Herr, „wohl aber ein Student und will in den Ferien nach der Heimath reiſen; doch was in unſern Büchern ſteht, eignet ſich weniger zum Erzählen, als was Ihr hie und dort gehöret. Darum hebet immer an, wenn anders dieſe da gerne zuhören."

„Noch höher als Kartenſpiel," erwiederte der Fuhrmann, „gilt bei mir, wenn einer eine ſchöne Geſchichte erzählt. Oft fahre ich auf der Landſtraße lieber im elendeſten Schritt und höre einem zu, der neben hergeht und etwas Schönes erzählt; manchen habe ich ſchon im ſchlechten Wetter auf den Karren genommen, unter der Bedingung, daß er etwas erzähle, und einen Kameraden von mir habe ich, glaube ich, nur deßwegen ſo lieb, weil er Geſchichten weiß, die ſieben Stunden lang und länger dauern.

„So geht es auch mir," ſetzte der junge Goldarbeiter hinzu, „erzählen höre ich für mein Leben gerne, und mein Meiſter in Würzburg mußte mir die Bücher ordentlich verbieten, daß ich nicht zu viel Geſchichten las und die Arbeit darüber vernachläßigte. Drum gib nur etwas Schönes preis, Zirkelſchmied, ich weiß, du könnteſt erzählen von jetzt an, bis es Tag wird, ehe dein Vorrath ausginge."

Der Zirkelſchmied trank, um ſich zu ſeinem Vortrag zu ſtärken, und hub alsdann alſo an:

Die Sage vom Hirschgulden.

In Oberſchwaben ſtehn noch heutzutage die Mauern einer Burg, die einſt die ſtattlichſte der Gegend war,

Hohenzollern. Sie erhebt ſich auf einem runden ſteilen Berg, und von ihrer ſchroffen Höhe ſieht man weit und frei ins Land. So weit und noch viel weiter, als man dieſe Burg im Land umher ſehen kann, ward das tapfere Geſchlecht der Zollern gefürchtet, und ihren Namen kannte und ehrte man in allen deutſchen Landen. Nun lebte vor mehreren hundert Jahren, ich glaube das Schießpulver war kaum erfunden, auf dieſer Feſte ein Zollern, der von Natur ein ſonderbarer Menſch war. Man konnte nicht ſagen, daß er ſeine Unterthanen hart gedrückt oder mit ſeinen Nachbarn in Fehde gelebt hätte, aber dennoch traute ihm niemand über den Weg ob ſeinem finſteren Auge, ſeiner krauſen Stirne und ſeinem einſylbigen mürriſchen Weſen. Es gab wenige Leute außer dem Schloßgeſinde, die ihn je hatten ordentlich ſprechen hören, wie andere Menſchen; denn wenn er durch das Thal ritt, einer ihm begegnete und ſchnell die Mütze abnahm, ſich hinſtellte und ſagte: „Guten Abend, Herr Graf, heute iſt es ſchön Wetter," ſo antwortete er „dummes Zeug" oder „weiß ſchon." Hatte aber einer etwas nicht recht gemacht für ihn oder ſeine Roſſe, begegnete ihm ein Bauer im Hohlweg mit dem Karren, daß er auf ſeinem Rappen nicht ſchnell genug vorüberkommen konnte, ſo entlud ſich ſein Ingrimm in einem Donner von Flüchen; doch hat man nie gehört, daß er bei ſolchen Gelegenheiten einen Bauern geſchlagen hätte. In der Gegend aber hieß man ihn „das böſe Wetter von Zollern."

Das böſe Wetter von Zollern hate eine Frau, die der Widerpart von ihm und ſo mild und freundlich war,

wie ein Maitag. Oft hat ſie Leute, die ihr Eheherr durch harte Reden beleidigt hatte, durch freundliche Worte und ihre gütigen Blicke wieder mit ihm ausgeſöhnt; den Armen aber that ſie Gutes, wo ſie konnte, und ließ es ſich nicht verdrießen, ſogar im heißen Sommer oder im ſchrecklichſten Schneegeſtöber den ſteilen Berg herab zu gehen, um arme Leute oder kranke Kinder zu beſuchen. Begegnete ihr auf ſolchen Wegen der Graf, ſo ſagte er mürriſch „weiß ſchon, dummes Zeug" und ritt weiter.

Manch andere Frau hätte dieſes mürriſche Weſen abgeſchreckt oder eingeſchüchtert; die eine hätte gedacht, was gehen mich die armen Leute an, wenn mein Herr ſie für dummes Zeug hält; die andere hätte vielleicht aus Stolz oder Unmuth die Liebe gegen einen ſo mürriſchen Gemahl erkalten laſſen; doch nicht alſo Frau Hedwig von Zollern. Sie liebte ihn nach wie vor, ſuchte mit ihrer ſchönen weißen Hand die Falten von ſeiner braunen Stirne zu ſtreichen, und liebte und ehrte ihn. Als aber nach Jahr und Tag der Himmel ein junges Gräflein zum Angebinde beſcheerte, liebte ſie ihren Gatten nicht minder, indem ſie ihrem Söhnlein dennoch alle Pflichten einer zärtlichen Mutter erzeigte. Drei Jahre lang vergingen, und der Graf von Zollern ſah ſeinen Sohn nur alle Sonntage nach Tiſche, wo er ihm von der Amme dargereicht wurde. Er blickte ihn dann unverwandt an, brummte etwas in den Bart und gab ihn der Amme zurück. Als jedoch der Kleine Vater ſagen konnte, ſchenkte der Graf der Amme einen Gulden, — dem Kind machte er kein fröhliches Geſicht.

An seinem dritten Geburtstag aber ließ der Graf seinem Sohn die ersten Höslein anziehen und kleidete ihn prächtig in Sammt und Seide; dann befahl er, seinen Rappen und ein anderes schönes Roß vorzuführen, nahm den Kleinen auf den Arm und fing an mit klirrenden Sporen die Wendeltreppe hinabzusteigen. Frau Hedwig erstaunte, als sie dies sah. Sie war sonst gewohnt, nicht zu fragen, wo aus und wann heim? wenn er ausritt; aber diesmal öffnete die Sorge um ihr Kind ihre Lippen. „Wollet Ihr ausreiten, Herr Graf?“ — sprach sie, — er gab keine Antwort, „wozu denn den Kleinen?“ fragte sie weiter, „Cuno wird mit mir spazieren gehen.“

„Weiß schon,“ entgegnete das böse Wetter von Zollern und ging weiter; und als er im Hof stand, nahm er den Knaben bei einem Füßlein, hob ihn schnell in den Sattel, band ihn mit einem Tuch fest, schwang sich selbst auf den Rappen und trabte zum Burgthore hinaus, indem er den Zügel vom Rosse seines Söhnleins in die Hand nahm.

Dem Kleinen schien es anfangs großes Vergnügen zu gewähren, mit dem Vater den Berg hinab zu reiten. Er klopfte in die Hände, er lachte und schüttelte sein Rößlein an den Mähnen, damit es schneller laufen sollte, und der Graf hatte seine Freude daran, rief auch einigemal: „Kannst ein wackerer Bursche werden!“

Als sie aber in der Ebene angekommen waren, und der Graf statt Schritt Trab anschlug, da vergingen dem Kleinen die Sinne; er bat anfangs ganz bescheiden, sein Vater möchte langsamer reiten; als es aber immer

ſchneller ging und der heftige Wind dem armen Cuno beinahe den Athem nahm, da fing er an, ſtill zu weinen, wurde immer ungeduldiger und ſchrie am Ende aus Leibeskräften.

„Weiß ſchon, dummes Zeug!“ fing jetzt ſein Vater an. „Heult der Junge beim erſten Ritt; ſchweig oder — — — “ Doch den Augenblick, als er mit einem Fluche ſein Söhnlein aufmuntern wollte, bäumte ſich ſein Roß, der Zügel des andern entfiel ſeiner Hand, er arbeitete ſich ab, Meiſter ſeines Thieres zu werden, und als er es zur Ruhe gebracht hatte und ſich ängſtlich nach ſeinem Kind umſah, erblickte er deſſen Pferd, wie es ledig und ohne den kleinen Reiter der Burg zulief.

So ein harter finſterer Mann der Graf von Zollern ſonſt war, ſo überwand doch dieſer Anblick ſein Herz; er glaubte nicht anders, als ſein Kind liege zerſchmettert am Weg, er raufte ſich den Bart und jammerte. Aber nirgends, ſo weit er zurückritt, ſah er eine Spur von dem Knaben; ſchon ſtellte er ſich vor, das ſcheu gewordene Roß habe ihn in einen Waſſergraben geſchleudert, der neben dem Wege lag. Da hörte er von einer Kinderſtimme hinter ſich ſeinen Namen rufen, und als er ſich flugs umwandte — ſieh' da ſaß ein altes Weib unweit der Straße unter einem Baum und wiegte den Kleinen auf ihren Knien.

„Wie kömmſt du zu dem Knaben, alte Hexe?“ ſchrie der Graf in großem Zorn, „ſogleich bringe ihn heran zu mir.“

„Nicht ſo raſch, nicht ſo raſch, Euer Gnaden!“ lachte die alte häßliche Frau, „könntet ſonſt auch ein

Unglück nehmen auf Eurem ſtolzen Roß! Wie ich zu dem Junkerlein kam, fraget Ihr? Nun, ſein Pferd ging durch, und er hing nur noch mit einem Füßchen angebunden und das Haar ſtreifte faſt am Boden, da habe ich ihn aufgefangen in meiner Schürze."

„Weiß ſchon!" rief der Herr von Zollern unmuthig, „gib ihn jetzt her; ich kann nicht wohl abſteigen, das Roß iſt wild und könnte ihn ſchlagen."

„Schenket mir einen Hirſchgulden!" erwiederte die Frau demüthig bittend.

„Dummes Zeug!" ſchrie der Graf und warf ihr einige Pfennige unter den Baum.

„Nein, einen Hirſchgulden könnte ich gut brauchen," fuhr ſie fort.

„Was Hirſchgulden? biſt ſelbſt keinen Hirſchgulden werth!" eiferte der Graf, „ſchnell das Kind her, oder ich hetze die Hunde auf dich!"

„So? bin ich keinen Hirſchgulden werth?" antwortete jene mit höhniſchem Lächeln, „na, man wird ja ſehen, was von Eurem Erbe einen Hirſchgulden werth iſt; aber da die Pfennige behaltet für Euch." Indem ſie dies ſagte, warf ſie die drei kleinen Kupferſtücke dem Grafen zu, und ſo gut konnte die Alte werfen, daß alle drei ganz gerade in den kleinen Lederbeutel fielen, den der Graf noch in der Hand hielt.

Der Graf wußte einige Minuten vor Staunen über dieſe wunderbare Geſchicklichkeit kein Wort hervorzubringen, endlich aber löste ſich ſein Staunen in Wuth auf. Er faßte ſeine Büchſe, ſpannte den Hahn und zielte dann auf die Alte. Dieſe herzte und küßte ganz

ruhig den kleinen Grafen, indem ſie ihn ſo vor ſich hinhielt, daß ihn die Kugel zuerſt hätte treffen müſſen. „Biſt ein guter frommer Junge, ſprach ſie, „bleibe nur ſo und es wird dir nie fehlen.“ Dann ließ ſie ihn los, dräute dem Grafen mit dem Finger: „Zollern, Zollern, den Hirſchgulden bleibt Ihr mir noch ſchuldig!“ rief ſie und ſchlich unbekümmert um die Schimpfworte des Grafen, an einem Buchsbaumſtäbchen in den Wald. Conrad, der Knappe, aber ſtieg zitternd von ſeinem Roß, hob das Herrlein in den Sattel, ſchwang ſich hinter ihm auf und ritt ſeinem Gebieter nach, den Schloßberg hinauf.

Es war dies das erſte und das letzte Mal geweſen, daß das böſe Wetter von Zollern ſein Söhnlein mit nahm zum Spazierenreiten; denn er hielt ihn, weil er geweint und geſchrien, als die Pferde im Trab gingen, für einen weichlichen Jungen, aus dem nicht viel Gutes zu machen ſey, ſah ihn nur mit Unluſt an, und ſo oft der Knabe, der ſeinen Vater herzlich liebte, ſchmeichelnd und freundlich zu ſeinen Knien kam, winkte er ihm fortzugehen und rief: „Weiß ſchon! dummes Zeug!“ Frau Hedwig hatte alle böſen Launen ihres Gemahls gerne getragen, aber dieſes unfreundliche Benehmen gegen das unſchuldige Kind kränkte ſie tief; ſie erkrankte mehrere Mal aus Schrecken, wenn der finſtere Graf den Kleinen wegen irgend eines geringen Fehlers hart abgeſtraft hatte, und ſtarb endlich in ihren beſten Jahren, von ihrem Geſinde und der ganzen Umgegend, am ſchmerzlichſten aber von ihrem Sohn beweint.

Von jetzt an wandte ſich der Sinn des Grafen nur noch mehr von dem Kleinen ab: er gab ihn ſeiner Amme und dem Hauskaplan zur Erziehung und ſah nicht viel nach ihm um, beſonders da er bald darauf wieder ein reiches Fräulein heirathete, die ihm nach Jahresfriſt Zwillinge, zwei junge Gräflein, ſchenkte.

Cuno's liebſter Spaziergang war zu dem alten Weiblein, die ihm einſt das Leben gerettet hatte. Sie erzählte ihm immer vieles von ſeiner verſtorbenen Mutter, und wie viel Gutes dieſe an ihr gethan habe. Die Knechte und Mägde warnten ihn oft, er ſolle nicht ſo viel zu der Frau Feldheimerin, ſo hieß die Alte, gehen, weil ſie nichts mehr und nichts weniger als eine Hexe ſey, aber der Kleine fürchtete ſich nicht, denn der Schloßkaplan hatte ihn gelehrt, daß es keine Hexen gebe, und daß die Sage, daß gewiſſe Frauen zaubern können und auf der Ofengabel durch die Luft und auf den Brocken reiten, erlogen ſey. Zwar ſah er bei der Frau Feldheimerin allerlei Dinge, die er nicht begreifen konnte; des Kunſtſtückchens mit den drei Pfennigen, die ſie ſeinem Vater ſo geſchickt in den Beutel geworfen, erinnerte er ſich noch ganz wohl, auch konnte ſie allerlei künſtliche Salben und Tränklein bereiten, womit ſie Menſchen und Vieh heilte; aber das war nicht wahr, was man ihr nachſagte, daß ſie eine Wetterpfanne habe, und wenn ſie dieſe über das Feuer hänge, komme ein ſchreckliches Donnerwetter. Sie lehrte den kleinen Grafen mancherlei, was ihm nützlich war, zum Beiſpiel allerlei Mittel für kranke Pferde, einen Trank gegen die Hundswuth, eine Lockſpeiſe für Fiſche und viele

andere nützliche Sachen. Die Frau Feldheimerin war auch bald seine einzige Gesellschaft, denn seine Amme starb und seine Stiefmutter kümmerte sich nicht um ihn.

Als seine Brüder nach und nach heranwuchsen, hatte Cuno ein noch traurigeres Leben als zuvor, sie hatten das Glück, beim ersten Ritt nicht vom Pferd zu stürzen, und das böse Wetter von Zollern hielt sie daher für ganz vernünftige und taugliche Jungen, liebte sie ausschließlich, ritt alle Tag mit ihnen aus und lehrte sie alles, was er selbst verstand. Da lernten sie aber nicht viel Gutes; lesen und schreiben konnte er selbst nicht, und seine beiden trefflichen Söhne sollten sich auch nicht die Zeit damit verderben; aber schon in ihrem zehnten Jahr konnten sie so gräßlich fluchen als ihr Vater, fingen mit jedem Händel an, vertrugen sich unter sich selbst so schlecht wie ein Hund und Kater, und nur wenn sie gegen Cuno einen Streich verüben wollten, verbanden sie sich und wurden Freunde.

Ihrer Mutter machte dies nicht viel Kummer, denn sie hielt es für gesund und kräftig, wenn sich die Jungen balgten, aber dem alten Grafen sagte es eines Tags ein Diener, und er antwortete zwar: „Weiß schon, dummes Zeug;“ nahm sich aber dennoch vor, für die Zukunft auf ein Mittel zu sinnen, daß sich seine Söhne nicht gegenseitig todtschlügen; denn die Drohung der Frau Feldheimerin, die er in seinem Herzen für eine ausgemachte Hexe hielt: „Na, man wird ja sehen, was von Eurem Erbe einen Hirschgulden werth ist,“ — lag ihm noch immer in seinem Sinn. Eines Tages, da er in der Umgegend seines Schlosses jagte, fielen ihm zwei

Berge ins Auge, die ihrer Form wegen wie zu Schlöſſern geſchaffen ſchienen, und ſogleich beſchloß er auch dort zu bauen. Er baute auf dem einen das Schloß Schalksberg, das er nach dem Kleinern der Zwillinge ſo nannte, weil dieſer wegen allerlei böſer Streiche längſt von ihm den Namen „kleiner Schalk“ erhalten hatte; das andere Schloß, das er baute, wollte er anfänglich Hirſchguldenberg nennen, um die Here zu verhöhnen, weil ſie ſein Erbe nicht einmal eines Hirſchguldens werth achtete; er ließ es aber bei dem einfacheren Hirſchberg bewenden, und ſo heißen die beiden Berge noch bis auf den heutigen Tag, und wer die Alb bereist, kann ſie ſich zeigen laſſen.

Das böſe Wetter von Zollern hatte anfänglich im Sinn, ſeinem älteſten Sohn Zollern, dem „kleinen Schalk“ Schalksberg und dem andern Hirſchberg im Teſtament zu vermachen; aber ſeine Frau ruhte nicht eher, bis er es änderte: „der dumme Cuno,“ ſo nannte ſie den armen Knaben, weil er nicht ſo wild und ausgelaſſen war wie ihre Söhne, „der dumme Cuno iſt ohnedies reich genug durch das, was er von ſeiner Mutter erbte, und er ſoll auch noch das ſchöne reiche Zollern haben? und meine Söhne ſollen nichts bekommen als jeder eine Burg, zu welcher nichts gehört als Wald?“

Vergebens ſtellte ihr der Graf vor, daß man Cuno billigerweiſe das Erſtgeburtsrecht nicht rauben dürfe, ſie weinte und zankte ſo lange, bis das böſe Wetter, das ſonſt niemandem ſich fügte, des lieben Friedens willen nachgab und im Teſtament dem kleinen Schalk Schalksberg, Wolf, dem größeren Zwillingsbruder, Zollern, und Cuno Hirſchberg mit dem Städtchen Balingen

verſchrieb. Bald darauf, nachdem er alſo verfügt hatte, fiel er auch in eine ſchwere Krankheit. Zu dem Arzt, der ihm ſagte, daß er ſterben müſſe, ſagte er: „ich weiß ſchon“ und dem Schloßkaplan, der ihn ermahnte, ſich zu einem frommen Ende vorzubereiten, antwortete er: „dummes Zeug!“ fluchte und raste fort, und ſtarb wie er gelebt hatte, roh und als ein großer Sünder.

Aber ſein Leichnam war noch nicht beigeſetzt, ſo kam die Frau Gräfin ſchon mit dem Teſtament herbei, ſagte zu Cuno, ihrem Stiefſohn, ſpöttiſch, er möchte jetzt ſeine Gelehrſamkeit beweiſen und ſelbſt nachleſen, was im Teſtament ſtehe, nämlich, daß er in Zollern nichts mehr zu thun habe, und freute ſich mit ihren Söhnen über das ſchöne Vermögen und die beiden Schlöſſer, die ſie ihm, dem Erſtgeborenen, entriſſen hatten.

Cuno fügte ſich ohne Murren in den Willen des Verſtorbenen, aber mit Thränen nahm er Abſchied von der Burg, wo er geboren worden, wo ſeine gute Mutter begraben lag und wo der gute Schloßkaplan und nahe dabei ſeine einzige alte Freundin, Frau Feldheimerin, wohnte. Das Schloß Hirſchberg war zwar ein ſchönes ſtattliches Gebäude, aber es war ihm doch zu einſam und öde, und er wäre bald krank vor Sehnſucht nach Hohenzollern geworden.

Die Gräfin und die Zwillingsbrüder, die jetzt achtzehn Jahre alt waren, ſaßen eines Abends auf dem Söller und ſchauten den Schloßberg hinab; da gewahrten ſie einen ſtattlichen Ritter, der zu Pferde heraufritt, und dem eine prachtvolle Sänfte, von zwei Maulthieren

getragen, und mehrere Knechte folgten. Sie riethen lange hin und her, wer es wohl seyn möchte, da rief endlich der kleine Schalk: „ei, das ist ja niemand anders als unser Herr Bruder von Hirschberg.“ —

„Der dumme Cuno?“ sprach die Frau Gräfin verwundert: „ei der wird uns die Ehre anthun, uns zu sich einzuladen, und die schöne Sänfte hat er für mich mitgebracht, um mich abzuholen nach Hirschberg; nein, so viel Güte und Lebensart hätte ich meinem Herrn Sohn, dem dummen Cuno, nicht zugetraut; eine Höflichkeit ist der andern werth, lasset uns hinabsteigen an das Schloßthor, ihn zu empfangen; macht auch freundliche Gesichter, vielleicht schenkt er uns in Hirschberg etwas, dir ein Pferd und dir einen Harnisch, und den Schmuck seiner Mutter hätte ich schon lange gerne gehabt.“

„Geschenkt mag ich nichts von dem dummen Cuno,“ antwortete Wolf, „und ein gutes Gesicht mach' ich ihm auch nicht. Aber unserem seligen Herrn Vater könnte er meinetwegen bald folgen, dann würden wir Hirschberg erben und alles, und Euch, Frau Mutter, wollten wir den Schmuck um billigen Preis ablassen.“

„So, du Range!“ eiferte die Mutter, „abkaufen soll ich euch den Schmuck? Ist das der Dank dafür, daß ich euch Zollern verschafft habe? Kleiner Schalk, nicht wahr, ich soll den Schmuck umsonst haben?“

„Umsonst ist der Tod, Frau Mutter!“ erwiederte der Sohn lachend, „und wenn es wahr ist, daß der Schmuck so viel werth ist, als manches Schloß, so werden wir wohl nicht die Thoren seyn, ihn Euch um den Hals zu hängen. Sobald Cuno die Augen schließt,

reiten wir hinunter, theilen ab, und meinen Part am Schmuck verkaufe ich. Gebt Ihr dann mehr als der Jude, Frau Mutter, so sollt Ihr ihn haben."

Sie waren unter diesem Gespräch bis unter das Schloßthor gekommen, und mit Mühe zwang sich die Frau Gräfin, ihren Grimm über den Schmuck zu unterdrücken, denn so eben ritt Graf Cuno über die Zugbrücke. Als er seine Stiefmutter und seine Brüder ansichtig wurde, hielt er sein Pferd an, stieg ab und grüßte sie höflich. Denn, obgleich sie ihm viel Leids angethan, bedachte er doch, daß es seine Brüder seyen und daß diese böse Frau sein Vater geliebt hatte.

„Ei, das ist ja schön, daß der Herr Sohn uns auch besucht," sagte die Frau Gräfin mit süßer Stimme und huldreichem Lächeln. „Wie geht es denn auf Hirschberg? Kann man sich dort eingewöhnen? Und gar eine Sänfte hat man sich angeschafft? Ei und wie prächtig, es dürfte sich keine Kaiserin daran schämen; nun wird wohl auch die Hausfrau nicht mehr lange fehlen, daß sie darin im Lande umherreist."

„Habe bis jetzt noch nicht daran gedacht, gnädige Frau Mutter," erwiederte Cuno, „will mir deßwegen andere Gesellschaft zur Unterhaltung ins Haus nehmen und bin deßwegen mit der Sänfte hieher gereist."

„Ei, Ihr seyd gar gütig und besorgt," unterbrach ihn die Dame, indem sie sich verneigte und lächelte.

„Denn er kommt doch nicht mehr gut zu Pferde fort," sprach Cuno ganz ruhig weiter, „der Pater Joseph nämlich, der Schloßkaplan. Ich will ihn zu mir nehmen, er ist mein alter Lehrer, und wir haben es so

abgemacht, als ich Zollern verließ. Will auch unten am Berg die alte Frau Feldheimerin mitnehmen. Lieber Gott! sie ist jetzt steinalt und hat mir einst das Leben gerettet, als ich zum ersten Mal ausritt mit meinem seligen Vater; habe ja Zimmer genug in Hirschberg, und dort soll sie absterben." Er sprach es und ging durch den Hof, um den Pater Schloßkaplan zu holen.

Aber der Junker Wolf biß vor Grimm die Lippen zusammen, die Frau Gräfin wurde gelb vor Aerger und der kleine Schalk lachte laut auf: „Was gebt Ihr mir für meinen Gaul, den ich von ihm geschenkt kriege?" sagte er, „Bruder Wolf, gib mir deinen Harnisch, den er dir gegeben, dafür. Ha ha ha! den Pater und die alte Here will er zu sich nehmen? Das ist ein schönes Paar, da kann er nun Vormittags Griechisch lernen beim Kaplan und Nachmittags Unterricht im Heren nehmen bei der Frau Feldheimerin. Ei! was macht doch der dumme Cuno für Streiche."

„Er ist ein ganz gemeiner Mensch!" erwiederte die Frau Gräfin, „und du solltest nicht darüber lachen, kleiner Schalk; das ist eine Schande für die ganze Familie, und man muß sich ja schämen vor der ganzen Umgegend, wenn es heißt, der Graf von Zollern hat die alte Here, die Feldheimerin, abgeholt in einer prachtvollen Sänfte und Maulesel dabei, und läßt sie bei sich wohnen. Das hat er von seiner Mutter; die war auch immer so gemein mit Kranken und schlechtem Gesindel; ach sein Vater würde sich im Sarg wenden, wüßte er es."

„Ja," setzte der kleine Schalk hinzu, „der Vater würde noch in der Gruft sagen: weiß schon, dummes Zeug!"

„Wahrhaftig! da kommt er mit dem alten Mann und schämt sich nicht, ihn selbst unter dem Arm zu führen!“ rief die Frau Gräfin mit Entsetzen, „kommt, ich will ihm nicht mehr begegnen.“

Sie entfernten sich, und Cuno geleitete seinen alten Lehrer bis an die Brücke und half ihm selbst in die Sänfte; unten aber am Berg hielt er vor der Hütte der Frau Feldheimerin und fand sie schon fertig, mit einem Bündel von Gläschen und Töpfchen und Tränklein und anderem Geräthe nebst ihrem Buchsbaumstöcklein einzusteigen.

Es kam übrigens nicht also, wie die Frau Gräfin von Zollern in ihrem bösen Sinn hatte voraussehen wollen. In der ganzen Umgegend wunderte man sich nicht über Ritter Cuno; man fand es schön und löblich, daß er die letzten Tage der alten Frau Feldheimerin aufheitern wollte, man pries ihn als einen frommen Herrn, weil er den alten Pater Joseph in sein Schloß aufgenommen hatte. Die Einzigen, die ihm gram waren und auf ihn schmähten, waren seine Brüder und die Gräfin; aber nur zu ihrem eigenen Schaden, denn man nahm allgemein ein Aergerniß an so unnatürlichen Brüdern, und zur Wiedervergeltung ging die Sage, daß sie mit ihrer Mutter schlecht und in beständigem Hader leben und unter sich selbst sich alles Mögliche zu Leide thun. Graf Cuno von Zollern-Hirschberg machte mehrere Versuche, seine Brüder mit sich auszusöhnen, denn es war ihm unerträglich, wenn sie oft an seiner Veste vorbeiritten, aber nie einsprachen, wenn sie ihm in Wald und Feld begegneten und ihn kälter begrüßten

als einen Landfremden. Aber seine Versuche schlugen fehl und er wurde noch überdies von ihnen verhöhnt. Eines Tages fiel ihm noch ein Mittel ein, wie er vielleicht ihre Herzen gewinnen könnte, denn er wußte, sie waren geizig und habgierig. Es lag ein Teich zwischen den drei Schlössern beinahe in der Mitte, jedoch so, daß er noch in Cuno's Revier gehörte. In diesem Teich befanden sich aber die besten Hechte und Karpfen der ganzen Umgegend, und es war für die Brüder, die gerne fischten, ein nicht geringer Verdruß, daß ihr Vater vergessen hatte, den Teich auf ihr Theil zu schreiben. Sie waren zu stolz, um ohne Vorwissen ihres Bruders dort zu fischen, und doch mochten sie ihm auch kein gutes Wort geben, daß er es ihnen erlauben möchte. Nun kannte er aber seine Brüder, daß ihnen der Teich am Herzen liege, er lud sie daher eines Tages ein, mit ihm dort zusammen zu kommen.

Es war ein schöner Frühlingsmorgen, als beinahe in demselben Augenblick die drei Brüder von den drei Burgen dort zusammen kamen. „Ei, sieh da!" rief der kleine Schalk, „das trifft sich ordentlich; ich bin mit Schlag sieben Uhr von Schalksberg weggeritten."

„Ich auch" — „und ich" — antworteten die Brüder vom Hirschberg und vom Zollern.

„Nun da muß der Teich hier gerade in der Mitte liegen," fuhr der Kleine fort. „Es ist ein schönes Wasser."

„Ja, und eben darum habe ich euch hieher beschieden. Ich weiß, ihr seyd beide große Freunde vom Fischen, und ob ich gleich auch zuweilen gerne die Angel

auswerfe, ſo hat doch der Weiher Fiſche genug für drei Schlöſſer, und an ſeinen Ufern iſt Platz genug für drei, ſelbſt wenn wir alle auf einmal zu angeln kämen; darum will ich von heute an, daß dieſes Waſſer Gemeingut für uns ſey, und jeder von Euch ſoll gleiche Rechte daran haben wie ich."

„Ei, der Herr Bruder iſt ja gewaltig gnädig geſinnt," ſprach der kleine Schalk mit höhniſchem Lächeln, „gibt uns wahrhaftig ſechs Morgen Waſſer und ein paar hundert Fiſchlein! Nu — und was werden wir dagegen geben müſſen? denn umſonſt iſt der Tod!"

„Umſonſt ſollt Ihr ihn haben," ſagte Cuno, „ach! ich möchte Euch nur zuweilen an dieſem Teich ſehen und ſprechen; ſind wir doch *eines* Vaters Söhne."

„Nein!" erwiederte der vom Schalksberg, „das ginge ſchon nicht, denn es iſt nichts Einfältigeres als in Geſellſchaft zu fiſchen, es verjagt immer einer dem andern die Fiſche; wollen wir aber Tage ausmachen, etwa Montag und Donnerſtag du, Cuno, Dienſtag und Freitag Wolf, Mittwoch und Sonnabend ich — ſo iſt es mir ganz recht."

„Mir nicht einmal dann!" rief der finſtre Wolf. „Geſchenkt will ich nichts haben und will auch mit niemand theilen; du haſt Recht, Cuno, daß du uns den Weiher anbieteſt, denn wir haben eigentlich alle drei gleichen Antheil daran, aber laſſet uns darum würfeln, wer ihn in Zukunft beſitzen ſoll; werde ich glücklicher ſeyn als ihr, ſo könnet ihr immer bei mir anfragen, ob ihr fiſchen dürfet."

„Ich würfle nie," entgegnete Cuno, traurig über die Verſtocktheit ſeiner Brüder.

„Ja freilich," lachte der kleine Schalk, „er ist ja gar fromm und gottesfürchtig, der Herr Bruder, und hält das Würfelspiel für eine Todsünde; aber ich will euch was anders vorschlagen, woran sich der frömmste Klausner nicht schämen dürfte. Wir wollen uns Angelschnüre und Haken holen, und wer diesen Morgen, bis die Glocke in Zollern zwölf Uhr schlägt, die meisten Fische angelt, soll den Weiher eigen haben."

„Ich bin eigentlich ein Thor," sagte Cuno, „um das noch zu kämpfen, was mir mit Recht als Erbe zugehört; aber damit ihr sehet, daß es mir mit der Theilung Ernst war, will mein Fischgeräthe holen."

Sie ritten heim, jeder nach seinem Schloß; die Zwillinge schickten in aller Eile ihre Diener aus, ließen alle alten Steine aufheben, um Würmer zur Lockspeise für die Fische im Teich zu finden, Cuno aber nahm sein gewöhnliches Angelzeug und die Speise, die ihn einst Frau Feldheimerin zubereiten gelehrt, und war der Erste, der wieder auf dem Platz erschien. Er ließ, als die beiden Zwillinge kamen, diese die besten und bequemsten Stellen auswählen und warf dann selbst seine Angel aus. Da war es, als ob die Fische in ihm den Herrn dieses Teiches erkannt hätten; ganze Züge von Karpfen und Hechten zogen heran und wimmelten um seine Angel; die ältesten und größten drängten die kleinen weg, jeden Augenblick zog er einen heraus, und wenn er die Angel wieder ins Wasser warf, sperrten schon zwanzig, dreißig die Mäuler auf, um an den spitzigen Haken anzubeißen. Es hatte noch nicht zwei Stunden gedauert, so lag der Boden um ihn her voll der schönsten

Fiſche; da hörte er auf zu fiſchen und ging zu ſeinen Brüdern, um zu ſehen, was für Geſchäfte ſie machten. Der kleine Schalk hatte einen kleinen Karpfen und zwei elende Weißfiſche, Wolf drei Barben und zwei kleine Gründlinge, und beide ſchauten trübſelig in den Teich, denn ſie konnten die ungeheure Menge, die Cuno gefangen, gar wohl von ihrem Platz aus bemerken. Als Cuno an ſeinen Bruder Wolf herankam, ſprang dieſer halbwüthend auf, zerriß die Angelſchnur, brach die Ruthe in Stücke und warf ſie in den Teich; „ich wollte es wären tauſend Haken, die ich hineinwerfe, ſtatt dem einen, und an jedem müßte eine von dieſen Creaturen zappeln!“ rief er, „aber mit rechten Dingen geht es nimmer zu, es iſt ein Zauberſpiel und Herenwerk, wie ſollteſt du denn, dummer Cuno, mehr Fiſche fangen in einer Stunde, als ich in einem Jahr?“

„Ja, ja, jetzt erinnere ich mich,“ fuhr der kleine Schalk fort, „bei der Frau Feldheimerin, bei der ſchnöden Here, hat er das Fiſchen gelernt, und wir waren Thoren, mit ihm zu fiſchen, er wird doch bald Herenmeiſter werden.“

„Ihr ſchlechten Menſchen!“ entgegnete Cuno unmuthig. „Dieſen Morgen habe ich hinlänglich Zeit gehabt, euren Geiz, eure Unverſchämtheit und eure Roheit einzuſehen. Gehet jetzt und kommt nie wieder hieher, und glaubt mir, es wäre für eure Seelen beſſer, wenn ihr nur halb ſo fromm und gut wäret, als jene Frau, die ihr eine Here ſcheltet.“

„Nein, eine eigentliche Here iſt ſie nicht!“ ſagte der Schalk ſpöttiſch lachend; „ſolche Weiber können

wahrsagen, aber Frau Feldheimerin ist so wenig eine Wahrsagerin, als eine Gans ein Schwan werden kann; hat sie doch dem Vater gesagt, von seinem Erbe werde man einen guten Theil um einen Hirschgulden kaufen können, das heißt, er werde ganz verlumpen, und doch hat bei seinem Tod alles ihm gehört, so weit man von der Zinne von Zollern sehen kann! Geh, geh, Frau Feldheimerin ist nichts als ein thörichtes altes Weib und du der dumme Cuno."

Nach diesen Worten entfernte sich der Kleine eilig, denn er fürchtete den starken Arm seines Bruders, und Wolf folgte ihm, indem er alle Flüche hersagte, die er von seinem Vater gelernt hatte.

In tiefster Seele betrübt ging Cuno nach Hause, denn er sah jetzt deutlich, daß seine Brüder nie mehr mit ihm sich vertragen wollten. Er nahm sich auch ihre harten Worte so sehr zu Herzen, daß er des andern Tages sehr krank wurde, und nur der Trost des würdigen Pater Joseph und die kräftigen Tränklein der Frau Feldheimerin retteten ihn vom Tode.

Als aber seine Brüder erfuhren, daß ihr Bruder Cuno schwer darniederliege, hielten sie ein fröhliches Bankett, und im Weinmuth sagten sie sich zu, wenn der dumme Cuno sterbe, so solle der, welcher es zuerst erfahre, alle Kanonen lösen, um es dem andern anzuzeigen, und wer zuerst schieße, solle das beste Faß Wein aus Cuno's Keller vorweg nehmen dürfen. Wolf ließ nun von da an immer einen Diener in der Nähe von Hirschberg Wache halten, und der kleine Schalk bestach sogar einen Diener Cuno's mit vielem Geld, damit er

es ihm ſchnell anzeige, wenn ſein Herr in den letzten Zügen liege.

Dieſer Knecht aber war ſeinem milden und frommen Herrn mehr zugethan als dem böſen Grafen von Schalksberg; er fragte alſo eines Abends Frau Feldheimerin theilnehmend nach dem Befinden ſeines Herrn, und als dieſe ſagte, daß es ganz gut mit ihm ſtehe, erzählte er ihr den Anſchlag der beiden Brüder, und daß ſie Freudenſchüſſe thun wollten auf des Grafen Cuno's Tod. Darüber ergrimmte die Alte ſehr; ſie erzählte es flugs wieder dem Grafen, und als dieſer an eine ſo große Liebloſigkeit ſeiner Brüder nicht glauben wollte, ſo rieth ſie ihm, er ſolle die Probe machen und ausſprengen laſſen, er ſey todt, ſo werde man bald hören, ob ſie kanoniren oder nicht. Der Graf ließ den Diener, den ſein Bruder beſtochen, vor ſich kommen, befragte ihn nochmals und befahl ihm, nach Schalksberg zu reiten und ſein nahes Ende zu verkünden.

Als nun der Knecht eilends den Hirſchberg herabritt, ſah ihn der Diener des Grafen Wolf von Zollern, hielt ihn an und fragte, wohin er ſo eilends zu reiten Willens ſey. „Ach," ſagte dieſer, „mein armer Herr wird dieſen Abend nicht überleben, ſie haben ihn alle aufgegeben."

„So? iſts um dieſe Zeit?" rief jener, lief nach ſeinem Pferd, ſchwang ſich auf und jagte eilends nach Zollern und den Schloßberg hinan, daß ſein Pferd am Thore niederfiel und er ſelbſt nur noch „Graf Cuno ſtirbt!" rufen konnte, ehe er ohnmächtig wurde. Da donnerten die Kanonen von Hohenzollern herab, Graf

Wolf freute ſich mit ſeiner Mutter über das gute Faß Wein und das Erbe, den Teich, über den Schmuck und den ſtarken Wiederhall, den ſeine Kanonen gaben. Aber was er für Wiederhall gehalten, waren die Kanonen von Schalksberg, und Wolf ſagte lächelnd zu ſeiner Mutter: „ſo hat der Kleine auch einen Spion gehabt, und wir müſſen auch den Wein gleich theilen wie das übrige Erbe.“ Dann aber ſaß er zu Pferd, denn er argwohnte, der kleine Schalk möchte ihm zuvorkommen und vielleicht einige Koſtbarkeiten des Verſtorbenen wegnehmen, ehe er käme.

Aber am Fiſchteich begegneten ſich die beiden Brüder, und jeder erröthete vor dem andern, weil beide zuerſt nach Hirſchberg hatten kommen wollen. Von Cuno ſprachen ſie kein Wort, als ſie zuſammen ihren Weg fortſetzten, ſondern ſie beriethen ſich brüderlich, wie man es in Zukunft halten wolle, und wem Hirſchberg gehören ſolle. Wie ſie aber über die Zugbrücke in den Schloßhof ritten, da ſchaute ihr Bruder wohlbehalten und geſund zum Fenſter heraus, aber Zorn und Unmuth ſprühten aus ſeinen Blicken. Die Brüder erſchracken ſehr, als ſie ihn ſahen, hielten ihn anfänglich für ein Geſpenſt und bekreuzten ſich; als ſie aber ſahen, daß er noch Fleiſch und Blut habe, rief Wolf: „Ei, ſo wollt' ich doch! Dummes Zeug, ich glaubte, du wäreſt geſtorben.“

„Nun, aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben,“ ſagte der Kleine, der mit giftigen Blicken nach ſeinem Bruder hinauf ſchaute.

Dieſer aber ſprach mit donnernder Stimme: „Von dieſer Stunde an ſind alle Bande der Verwandtſchaft

zwiſchen uns los und ledig. Ich habe Eure Freudenſchüſſe wohl vernommen, aber ſehet zu, auch ich habe fünf Feldſchlangen hier auf dem Hof ſtehen, und habe ſie euch zu Ehren ſcharf laden laſſen. Machet, daß ihr aus dem Bereich meiner Kugeln kommt, oder ihr ſollt erfahren, wie man auf Hirſchberg ſchießt.“ Sie ließen es ſich nicht zweimal ſagen, denn ſie ſahen ihm an, wie ernſt es ihm war; ſie gaben alſo ihren Pferden die Sporen und hielten einen Wettlauf den Berg hinunter, und ihr Bruder ſchoß eine Stückkugel hinter ihnen her, die über ihren Köpfen wegſauste, daß ſie beide zugleich eine tiefe und höfliche Verbeugung machten; er wollte ſie aber nur ſchrecken und nicht verwunden. „Warum haſt du denn geſchoſſen?“ fragte der kleine Schalk unmuthig, „du Thor, ich ſchoß nur, weil ich dich hörte.“

„Im Gegentheil, frag' nur die Mutter,“ erwiederte Wolf, „du warſt es, der zuerſt ſchoß, und du haſt dieſe Schande über uns gebracht, kleiner Dachs.“

Der Kleine blieb ihm keinen Ehrentitel ſchuldig, und als ſie am Fiſchteich angekommen waren, gaben ſie ſich gegenſeitig noch die vom alten Wetter von Zollern geerbten Flüche zum beſten und trennten ſich in Haß und Unluſt.

Tags darauf aber machte Cuno ſein Teſtament, und Frau Feldheimerin ſagte zum Pater: „Ich wollte was wetten, er hat keinen guten Brief für die Schützen geſchrieben.“ Aber ſo neugierig ſie war, und ſo oft ſie in ihren Liebling drang, er ſagte ihr nicht, was im Teſtament ſtehe, und ſie erfuhr es auch nimmer, denn

ein Jahr nachher verschied die gute Frau, und ihre Salben und Tränklein halfen ihr nichts, denn sie starb an keiner Krankheit, sondern am achtundneunzigsten Jahr, das auch einen ganz gesunden Menschen endlich unter den Boden bringen kann. Graf Cuno ließ sie bestatten, als ob sie nicht eine arme Frau, sondern seine Mutter gewesen wäre, und es kam ihm nachher noch viel einsamer vor auf seinem Schloß, besonders da der Pater Joseph der Frau Feldheimerin bald nachfolgte.

Doch diese Einsamkeit fühlte er nicht sehr lange; der gute Cuno starb schon in seinem achtundzwanzigsten Jahr, und böse Leute behaupten an Gift, das ihm der kleine Schalk beigebracht hatte. Wie dem aber auch sey, einige Stunden nach seinem Tod vernahm man wieder den Donner der Kanonen, und in Zollern und Schalksberg that man fünfundzwanzig Schüsse. „Diesmal hat er doch daran glauben müssen," sagte der Schalk, als sie unterwegs zusammentrafen.

„Ja," antwortete Wolf, „und wenn er noch einmal aufersteht und zum Fenster herausschimpft, wie damals, so hab' ich eine Büchse bei mir, die ihn höflich und stumm machen soll."

Als sie den Schloßberg hinanritten, gesellte sich ein Reiter mit Gefolge zu ihnen, den sie nicht kannten. Sie glaubten, es sey vielleicht ein Freund ihres Bruders und komme, um ihn beisetzen zu helfen. Daher geberdeten sie sich kläglich, priesen vor ihm den Verstorbenen, beklagten sein frühes Hinscheiden, und der kleine Schalk preßte sich sogar einige Krokodilsthränen aus. Der Ritter antwortete ihnen aber nicht, sondern ritt still und stumm

an ihrer Seite den Hirſchberg hinauf. „So, jetzt wollen wir es uns bequem machen, und Wein herbei, Kellermeiſter, vom beſten!“ rief Wolf, als er abſtieg. Sie gingen die Wendeltreppen hinauf und in den Saal, auch dahin folgte ihnen der ſtumme Reiter, und als ſich die Zwillinge ganz breit an den Tiſch geſetzt hatten, zog jener ein Silberſtück aus dem Wamms, warf es auf den Schiefertiſch, daß es umherrollte und klingelte, und ſprach: „So, und da habt ihr jetzt euer Erbe, und es wird juſt recht ſeyn, ein Hirſchgulden.“ Da ſahen ſich die beiden Brüder verwundert an, lachten und fragten ihn, was er damit ſagen wolle.

Der Ritter aber zog ein Pergament hervor, mit hinlänglichen Siegeln, darin hatte der dumme Cuno alle Feindſeligkeiten aufgezeichnet, die ihm die Brüder bei ſeinen Lebzeiten bewieſen, und am Ende hatte er verordnet und bekannt, daß ſein ganzes Erbe, Hab und Gut, außer dem Schmuck ſeiner ſeligen Frau Mutter, auf den Fall ſeines Todes an Würtemberg verkauft ſey, und zwar — um einen elenden Hirſchgulden! Um den Schmuck aber ſolle man in der Stadt Balingen ein Armenhaus erbauen.

Da erſtaunten nun die Brüder abermals, lachten aber nicht dazu, ſondern biſſen die Zähne zuſammen, denn ſie konnten gegen Würtemberg nichts ausrichten, und ſo hatten ſie das ſchöne Gut, Wald, Feld, die Stadt Balingen und ſelbſt — den Fiſchteich verloren, und nichts geerbt, als einen ſchlechten Hirſchgulden. Den ſteckte Wolf trotzig in ſein Wamms, ſagte nicht ja und nicht nein, warf ſein Barrett auf den Kopf und

ging trotzig und ohne Gruß an dem würtembergiſchen Commiſſär vorbei, ſchwang ſich auf ſein Roß und ritt nach Zollern.

Als ihn aber am andern Morgen ſeine Mutter mit Vorwürfen plagte, daß ſie Gut und Schmuck verſcherzt haben, ritt er hinüber zum Schalk auf der Schalksburg: „Wollen wir unſer Erbe verſpielen oder vertrinken?“ fragte er ihn.

„Vertrinken iſt beſſer,“ ſagte der Schalk, „dann haben wir beide gewonnen. Wir wollen nach Balingen reiten und uns den Leuten zum Trotz dort ſehen laſſen, wenn wir auch gleich das Städtlein ſchmählich verloren.“

„Und im Lamm ſchenkt man Rothen, der Kaiſer trinkt ihn nicht beſſer,“ ſetzte Wolf hinzu.

So ritten ſie mit einander nach Balingen ins Lamm und fragten, was die Maas vom Rothen koſte, und tranken ſich zu, bis der Gulden voll war. Dann ſtand Wolf auf, zog das Silberſtück mit dem ſpringenden Hirſch aus dem Wamms, warf es auf den Tiſch und ſprach: „da habt Ihr Euern Gulden, ſo wirds richtig ſeyn.“

Der Wirth aber nahm den Gulden, beſah ihn links, beſah ihn rechts und ſagte lächelnd: „Ja, wenn es kein Hirſchgulden wär', aber geſtern Nacht kam der Bote von Stuttgart, und heute früh hat man es ausgetrommelt im Namen des Grafen von Würtemberg, dem jetzt das Städtlein eigen; die ſind abgeſchätzt, und gebt mir nur anderes Geld.“

Da ſahen ſich die beiden Brüder erbleichend an. „Zahl aus,“ ſagte der eine; „haſt du keine Münze?“

ſagte der andere, und kurz, ſie mußten den Gulden ſchuldig bleiben im Lamm in Balingen. Sie zogen ſchweigend und nachdenkend ihren Weg, als ſie aber an den Kreuzweg kamen, wo es rechts nach Zollern und links nach Schalksberg ging, da ſagte der Schalk: „Wie nun? jetzt haben wir ſogar weniger geerbt als gar nichts, und der Wein war überdies ſchlecht.“

„Ja wohl,“ erwiederte ſein Bruder. „Aber was die Feldheimerin ſagte, iſt doch eingetroffen: Seht zu, wieviel von Eurem Erbe übrig bleiben wird, um einen Hirſchgulden! Jetzt haben wir nicht einmal ein Maas Wein dafür kaufen können.“

„Weiß ſchon!“ antwortete der von der Schalksburg.

„Dummes Zeug!“ ſagte der von Zollern und ritt zerfallen mit ſich und der Welt ſeinem Schloß zu.

„Das iſt die Sage von dem Hirſchgulden,“ endete der Zirkelſchmied, „und wahr ſoll ſie ſeyn. Der Wirth in Dürrwangen, das nicht weit von den drei Schlöſſern liegt, hat ſie meinem guten Freund erzählt, der oft als Wegweiſer über die ſchwäbiſche Alb ging und immer in Dürrwangen einkehrte.“

Die Gäſte gaben dem Zirkelſchmied Beifall. „Was man doch nicht alles hört in der Welt!“ rief der Fuhrmann, „wahrhaftig jetzt erſt freut es mich, daß wir die Zeit nicht mit Kartenſpielen verderbten, ſo iſt es wahrlich beſſer; und gemerkt habe ich mir die Geſchichte, daß ich ſie morgen meinen Kameraden erzählen kann, ohne ein Wort zu fehlen.“

„Mir fiel da, während Ihr so erzähltet, etwas ein," sagte der Student.

„O erzählet, erzählet!" baten der Zirkelschmied und Felix.

„Gut," antwortete jener, „ob die Reihe jetzt an mich kömmt oder später, ist gleichviel; ich muß ja doch heimgeben, was ich gehört. Das, was ich erzählen will, soll sich wirklich einmal begeben haben."

Er setzte sich zurecht und wollte eben anheben zu erzählen, als die Wirthin den Spinnrocken bei Seite setzte und zu den Gästen an den Tisch trat. „Jetzt, ihr Herren, ist es Zeit zu Bette zu gehen," sagte sie; „es hat neun Uhr geschlagen, und morgen ist auch ein Tag."

„Ei, so gehe zu Bette!" rief der Student, „setze noch eine Flasche Wein für uns hieher und dann wollen wir dich nicht länger abhalten."

„Mit nichten," entgegnete sie grämlich, „so lange noch Gäste in der Wirthsstube sitzen, kann Wirthin und Dienstboten nicht weggehen. Und kurz und gut, ihr Herren, machet, daß ihr auf eure Kammern kommet, mir wird die Zeit lange, und länger als neun Uhr darf in meinem Hause nicht gezecht werden."

„Was fällt Euch ein, Frau Wirthin?" sprach der Zirkelschmied staunend, „was schadet es denn Euch, ob wir hier sitzen, wenn Ihr auch schon längst schlafet? Wir sind rechtliche Leute und werden Euch nichts hinwegtragen, noch ohne Bezahlung fortgehen. Aber so lasse ich mir in keinem Wirthshaus ausbieten."

Die Frau rollte zornig die Augen: „Meint Ihr, ich werde wegen jedem Lumpen von Handwerksburschen,

gen jedem Straßenläufer, der mir zwölf Kreuzer zu rdienen gibt, meine Hausordnung ändern? Ich ſag' ich jetzt zum letzten Mal, daß ich den Unfug nicht de!"

Noch einmal wollte der Zirkelſchmied etwas entgegn, aber der Student ſah ihn bedeutend an und winkte it den Augen den Uebrigen; „gut," ſprach er, „wenn denn die Frau Wirthin nicht haben will, ſo laßt uns uf unſere Kammern gehen. Aber Lichter möchten wir erne haben, um den Weg zu finden."

„Damit kann ich nicht dienen," entgegnete ſie finer; „die andern werden ſchon den Weg im Dunkeln inden, und für Euch iſt dies Stümpfchen hier hinlänglich; mehr habe ich nicht im Hauſe."

Schweigend nahm der junge Herr das Licht und tand auf; die andern folgten ihm, und die Handwerksburſche nahmen ihre Bündel, um ſie in der Kammer bei ſich niederzulegen. Sie gingen dem Studenten nach, der ihnen die Treppe hinan leuchtete.

Als ſie oben angekommen waren, bat ſie der Student, leiſe aufzutreten, ſchloß ſein Zimmer auf und winkte ihnen herein. „Jetzt iſt kein Zweifel mehr," ſagte er, „ſie will uns verrathen; habt ihr nicht bemerkt, wie ängſtlich ſie uns zu Bett zu bringen ſuchte, wie ſie uns alle Mittel abſchnitt, wach und beiſammen zu bleiben? Sie meint wahrſcheinlich, wir werden uns jetzt niederlegen und dann werde ſie um ſo leichteres Spiel haben."

„Aber meint ihr nicht, wir könnten noch entkommen?" fragte Felix, „im Wald kann man doch eher auf Rettung denken, als hier im Zimmer."

„Die Fenſter ſind auch hier vergittert!“ rief der Student, indem er vergebens verſuchte, einen der Eiſenſtäbe des Gitters los zu machen. „Uns bleibt nur ein Ausweg, wenn wir entweichen wollen, durch die Hausthüre; aber ich glaube nicht, daß ſie uns fortlaſſen werden.“

„Es käme auf den Verſuch an,“ ſprach der Fuhrmann; „ich will einmal probiren, ob ich bis in den Hof kommen kann. Iſt dies möglich, ſo kehre ich zurück und hole euch nach.“ Die Uebrigen billigten dieſen Vorſchlag, der Fuhrmann legte die Schuhe ab und ſchlich ſich auf den Zehen nach der Treppe, ängſtlich lauſchten ſeine Genoſſen oben im Zimmer; ſchon war er die eine Hälfte der Treppe glücklich und unbemerkt hinabgeſtiegen; aber als er ſich dort um einen Pfeiler wandte, richtete ſich plötzlich eine ungeheure Dogge vor ihm in die Höhe, legte ihre Tatzen auf ſeine Schultern und wies ihm, gerade ſeinem Geſicht gegenüber, zwei Reihen langer ſcharfer Zähne. Er wagte weder vor noch rückwärts auszuweichen, denn bei der geringſten Bewegung ſchnappte der entſetzliche Hund nach ſeiner Kehle. Zugleich fing er an zu heulen und zu bellen, und alſobald erſchien der Hausknecht und die Frau mit Lichtern.

„Wohin? was wollt Ihr?“ rief die Frau.

„Ich habe noch etwas in meinem Karren zu holen,“ antwortete der Fuhrmann am ganzen Leibe zitternd; denn als die Thüre aufgegangen war, hatte er mehrere braune verdächtige Geſichter, Männer mit Büchſen in der Hand, im Zimmer bemerkt.

„Das hättet Ihr alles auch vorher abmachen können,“ ſagte die Wirthin mürriſch. „Faſſan, daher!

ſchließ die Hofthüre zu, Jakob, und leuchte dem Mann an ſeinen Karren.“ Der Hund zog ſeine greuliche Schnauze und ſeine Tatzen von der Schulter des Fuhrmanns zurück und lagerte ſich wieder quer über die Treppe, der Hausknecht aber hatte das Hofthor zugeſchloſſen und leuchtete dem Fuhrmann. An ein Entkommen war nicht zu denken. Aber als er nachſann, was er denn eigentlich aus dem Karren holen ſollte, fiel ihm ein Pfund Wachslichter ein, die er in die nächſte Stadt überbringen ſollte; „das Stümpfchen Licht oben kann kaum noch eine Viertelſtunde dauern,“ ſagte er zu ſich, „und Licht müſſen wir dennoch haben!“ Er nahm alſo zwei Wachskerzen aus dem Wagen, verbarg ſie in dem Aermel und holte dann zum Schein ſeinen Mantel aus dem Karren, womit er ſich, wie er dem Hausknecht ſagte, heute Nacht bedecken wolle.

Glücklich kam er wieder auf dem Zimmer an. Er erzählte von dem großen Hund, der als Wache an der Treppe liege, von den Männern, die er flüchtig geſehen, von allen Anſtalten, die man gemacht, um ſich ihrer zu verſichern, und ſchloß damit, daß er ſeufzend ſagte: „wir werden dieſe Nacht nicht überleben.“

„Das glaube ich nicht,“ erwiederte der Student, „für ſo thöricht kann ich dieſe Leute nicht halten, daß ſie wegen des geringen Vortheils, den ſie von uns hätten, vier Menſchen ans Leben gehen ſollten. Aber vertheidigen dürfen wir uns nicht. Ich für meinen Theil werde wohl am meiſten verlieren; mein Pferd iſt ſchon in ihren Händen, es koſtete mich fünfzig Dukaten noch vor vier Wochen; meine Börſe, meine Kleider gebe ich willig

hin; denn mein Leben iſt mir am Ende doch lieber als alles dies."

„Ihr habt gut reden," erwiederte der Fuhrmann. ſolche Sachen, wie Ihr ſie verlieren könnt, erſetzt Ihr Euch leicht wieder; aber ich bin der Bote von Aſchaffenburg und habe allerlei Güter auf meinem Karren und im Stall zwei ſchöne Roſſe, meinen einzigen Reichthum."

„Ich kann unmöglich glauben, daß ſie Euch etwas zu Leid thun werden," bemerkte der Goldſchmied; „einen Boten zu berauben, würde ſchon viel Geſchrei und Lärmen ins Land machen. Aber dafür bin ich auch, was der Herr dort ſagt; lieber will ich gleich alles hergeben, was ich habe, und mit einem Eid verſprechen, nichts zu ſagen, ja niemals zu klagen, als mich gegen Leute, die Büchſen und Piſtolen haben, um meine geringe Habe wehren.

Der Fuhrmann hatte während dieſer Reden ſeine Wachskerzen hervorgezogen. Er klebte ſie auf den Tiſch und zündete ſie an. „So laßt uns in Gottes Namen erwarten, was über uns kommen wird," ſprach er; „wir wollen uns wieder zuſammen niederſetzen und durch Sprechen den Schlaf abhalten."

„Das wollen wir," antwortete der Student, „und weil vorhin die Reihe an mir ſtehen geblieben war, will ich euch etwas erzählen."

Das kalte Herz.

Erſte Abtheilung.

Wer durch Schwaben reist, der ſollte nie vergeſſen, auch ein wenig in den Schwarzwald hineinzuſchauen;

nicht der Bäume wegen, obgleich man nicht überall ſolch unermeßliche Menge herrlich aufgeſchoſſener Tannen findet, ſondern wegen der Leute, die ſich von den andern Menſchen rings umher merkwürdig unterſcheiden. Sie ſind größer als gewöhnliche Menſchen, breitſchultrig, von ſtarken Gliedern, und es iſt, als ob der ſtärkende Duft, der Morgens durch die Tannen ſtrömt, ihnen von Jugend auf einen freieren Athem, ein klareres Auge und einen feſteren, wenn auch rauheren Muth, als den Bewohnern der Stromthäler und Ebenen gegeben hätte. Und nicht nur durch Haltung und Wuchs, auch durch ihre Sitten und Trachten ſondern ſie ſich von den Leuten, die außerhalb des Waldes wohnen, ſtreng ab. Am ſchönſten kleiden ſich die Bewohner des badenſchen Schwarzwaldes; die Männer laſſen den Bart wachſen, wie er von Natur dem Mann ums Kinn gegeben iſt, ihre ſchwarzen Wämmſer, ihre ungeheuren enggefalteten Pluderhoſen, ihre rothen Strümpfe und die ſpitzen Hüte, von einer weiten Scheibe umgeben, verleihen ihnen etwas Fremdartiges, aber etwas Ernſtes, Ehrwürdiges. Dort beſchäftigen ſich die Leute gewöhnlich mit Glasmachen; auch verfertigen ſie Uhren und tragen ſie in der halben Welt umher.

Auf der andern Seite des Waldes wohnt ein Theil deſſelben Stammes, aber ihre Arbeiten haben ihnen andere Sitten und Gewohnheiten gegeben, als den Glasmachern. Sie handeln mit ihrem Wald; ſie fällen und behauen ihre Tannen, flößen ſie durch die Nagold in den Neckar, und von dem obern Neckar den Rhein hinab, bis weit hinein nach Holland, und am Meer

kennt man die Schwarzwälder und ihre langen Flöße; sie halten an jeder Stadt, die am Strom liegt, an und erwarten stolz, ob man ihnen Balken und Bretter abkaufen werde; ihre stärksten und längsten Balken aber verhandeln sie um schweres Geld an die Mynheers, welche Schiffe daraus bauen. Diese Menschen nun sind an ein rauhes wanderndes Leben gewöhnt. Ihre Freude ist, auf ihrem Holz die Ströme hinabzufahren, ihr Leid, am Ufer wieder heraufzuwandeln. Darum ist auch ihr Prachtanzug so verschieden von dem der Glasmänner im andern Theil des Schwarzwaldes. Sie tragen Wämmser von dunkler Leinwand, einen handbreiten grünen Hosenträger über die breite Brust, Beinkleider von schwarzem Leder, aus deren Tasche ein Zollstab von Messing wie ein Ehrenzeichen hervorschaut; ihr Stolz und ihre Freude aber sind ihre Stiefeln, die größten wahrscheinlich, welche auf irgend einem Theil der Erde Mode sind; denn sie können zwei Spannen weit über das Knie hinaufgezogen werden, und die „Flötzer" können damit in drei Schuh tiefem Wasser umherwandeln, ohne sich die Füße naß zu machen.

Noch vor kurzer Zeit glaubten die Bewohner dieses Waldes an Waldgeister, und erst in neuerer Zeit hat man ihnen diesen thörichten Aberglauben benehmen können. Sonderbar ist es aber, daß auch die Waldgeister, die der Sage nach im Schwarzwalde hausen, in diese verschiedenen Trachten sich getheilt haben. So hat man versichert, daß das Glasmännlein, ein gutes Geistchen von vierthalb Fuß Höhe, sich nie anders zeige, als in einem spitzen Hütlein mit großem

Rand, mit Wamms und Pluderhöschen und rothen Strümpfchen. Der Holländer-Michel aber, der auf der andern Seite des Waldes umgeht, soll ein rieſengroßer breitſchultriger Kerl in der Kleidung der Flötzer ſeyn, und mehrere, die ihn geſehen haben, wollen verſichern, daß ſie die Kälber nicht aus ihrem Beutel bezahlen möchten, deren Felle man zu ſeinen Stiefeln brauchen würde. „So groß, daß ein gewöhnlicher Mann bis an den Hals hineinſtehen könnte," ſagten ſie und wollten nichts übertrieben haben.

Mit dieſen Waldgeiſtern ſoll einmal ein junger Schwarzwälder eine ſonderbare Geſchichte gehabt haben, die ich erzählen will. Es lebte nämlich im Schwarzwald eine Wittwe, Frau Barbara Munkin; ihre Gatte war Kohlenbrenner geweſen, und nach ſeinem Tode hielt ſie ihren ſechzehnjährigen Knaben nach und nach zu demſelben Geſchäft an.

Der junge Peter Munk, ein ſchlanker Burſche, ließ es ſich gefallen, weil er es bei ſeinem Vater auch nicht anders geſehen hatte, die ganze Woche über am rauchenden Meiler zu ſitzen, oder ſchwarz und berußt und den Leuten ein Abſcheu hinab in die Städte zu fahren und ſeine Kohlen zu verkaufen. Aber ein Köhler hat viel Zeit zum Nachdenken über ſich und andere, und wenn Peter Munk an ſeinem Meiler ſaß, ſtimmten die dunkeln Bäume umher und die tiefe Waldesſtille ſein Herz zu Thränen und unbewußter Sehnſucht. Es betrübte ihn etwas, es ärgerte ihn etwas, er wußte nicht recht was. Endlich merkte er ſich ab, was ihn ärgerte, und das war — ſein Stand. „Ein ſchwarzer

einſamer Kohlenbrenner!“ ſagte er ſich, „es iſt ein elend Leben. Wie angeſehen ſind die Glasmänner, die Uhrmacher, ſelbſt die Muſikanten am Sonntag Abends! Und wenn Peter Munk, rein gewaſchen und geputzt in des Vaters Ehrenwamms mit ſilbernen Knöpfen und mit nagelneuen rothen Strümpfen erſcheint, und wenn dann einer hinter mir her geht und denkt: wer iſt wohl der ſchlanke Burſche? und lobt bei ſich die Strümpfe und meinen ſtattlichen Gang, — ſieh, wenn er vorübergeht und ſchaut ſich um: ſagt er gewiß: ach es iſt nur der Kohlen-Munk-Peter.“

Auch die Flötzer auf der andern Seite waren ein Gegenſtand ſeines Neides. Wenn dieſe Waldrieſen herüberkamen, mit ſtattlichen Kleidern, und an Knöpfen, Schnallen nnd Ketten einen halben Centner Silber auf dem Leib trugen, wenn ſie mit ausgeſpreizten Beinen und vornehmen Geſichtern dem Tanz zuſchauten, holländiſch fluchten und wie die vornehmſten Mynheers aus ellenlangen kölniſchen Pfeifen rauchten, da ſtellte er ſich als das vollendetſte Bild eines glücklichen Menſchen ſolch einen Flötzer vor. Und wenn dieſe Glücklichen dann erſt in die Taſchen fuhren, ganze Hände voll großer Thaler herauslangten und um Sechsbätzner würfelten, fünf Gulden hin, zehn her, ſo wollten ihm die Sinne vergehen und er ſchlich trübſelig nach ſeiner Hütte; denn an manchem Feiertag Abend hatte er einen oder den andern dieſer „Holzherren“ mehr verſpielen ſehen, als der arme Vater Munk in einem Jahr verdiente. Es waren vorzüglich drei dieſer Männer, von welchen er nicht wußte, welchen er am meiſten bewundern ſollte. Der

eine war ein dicker großer Mann mit rothem Geſicht, und galt für den reichſten Mann in der Runde. Man hieß ihn den dicken Ezechiel. Er reiste alle Jahre zweimal mit Bauholz nach Amſterdam und hatte das Glück, es immer um ſo viel theurer als andere zu verkaufen, daß er, wenn die übrigen zu Fuß heimgingen, ſtattlich herauffahren konnte. Der andere war der längſte und magerſte Menſch im ganzen Wald, man nannte ihn den langen Schlurker, und dieſen beneidete Munk wegen ſeiner ausnehmenden Kühnheit; er widerſprach den angeſehenſten Leuten, brauchte, wenn man noch ſo gedrängt im Wirthshaus ſaß, mehr Platz als vier der dickſten, denn er ſtützte entweder beide Ellbogen auf den Tiſch oder zog eines ſeiner langen Beine zu ſich auf die Bank, und doch wagte ihm keiner zu widerſprechen, denn er hatte unmenſchlich viel Geld. Der dritte war ein ſchöner junger Mann, der am beſten tanzte weit und breit, und daher den Namen Tanzbodenkönig hatte. Er war ein armer Menſch geweſen und hatte bei einem Holzherren als Knecht gedient; da wurde er auf einmal ſteinreich; die Einen ſagten, er habe unter einer alten Tanne einen Topf voll Geld gefunden, die Anderen behaupteten, er habe unweit Bingen im Rhein mit der Stechſtange, womit die Flötzer zuweilen nach den Fiſchen ſtechen, einen Pack mit Goldſtücken heraufgefiſcht, und der Pack gehöre zu dem großen Nibelungenhort, der dort vergraben liegt, kurz, er war auf einmal reich geworden und wurde von Jung und Alt angeſehen wie ein Prinz.

An dieſe drei Männer dachte Kohlen-Munk-Peter oft, wenn er einſam im Tannenwald ſaß. Zwar hatten

alle drei einen Hauptfehler, der ſie bei den Leuten verhaßt machte, es war dies ihr unmenſchlicher Geiz, ihre Gefühlloſigkeit gegen Schuldner und Arme, denn die Schwarzwälder ſind ein gutmüthiges Völklein; aber man weiß, wie es mit ſolchen Dingen geht; waren ſie auch wegen ihres Geizes verhaßt, ſo ſtanden ſie doch wegen ihres Geldes in Anſehen; denn wer konnte Thaler wegwerfen, wie ſie, als ob man das Geld von den Tannen ſchüttelte?

„So geht es nicht mehr weiter," ſagte Peter eines Tages ſchmerzlich betrübt zu ſich, denn Tags zuvor war Feiertag geweſen und alles Volk in der Schenke; „wenn ich nicht bald auf den grünen Zweig komme, ſo thu' ich mir etwas zu Leid; wär' ich doch nur ſo angeſehen und reich wie der dicke Ezechiel, oder ſo kühn und ſo gewaltig wie der lange Schlurker, oder ſo berühmt und könnte den Muſikanten Thaler ſtatt Kreuzer zuwerfen wie der Tanzbodenkönig! Wo nur der Burſche das Geld her hat?" Allerlei Mittel ging er durch, wie man ſich Geld erwerben könne, aber keines wollte ihm gefallen; endlich fielen ihm auch die Sagen von Leuten bei, die vor alten Zeiten durch den Holländer-Michel und durch das Glasmännlein reich geworden waren. So lang ſein Vater noch lebte, kamen oft andere arme Leute zum Beſuch, und da wurde oft lang und breit von reichen Menſchen geſprochen und wie ſie reich geworden; da ſpielte nun oft das Glasmännlein eine Rolle; ja, wenn er recht nachſann, konnte er ſich beinahe noch des Verſleins erinnern, das man am Tannenbühl in der Mitte des Waldes ſprechen mußte, wenn es erſcheinen ſollte. Es fing an:

Schatzhauſer im grünen Tannenwald,
Biſt ſchon viel hundert Jahre alt;
Dir gehört all' Land, wo Tannen ſtehn —

Aber er mochte ſein Gedächtniß anſtrengen, wie er wollte, weiter konnte er ſich keines Verſes mehr entſinnen. Er dachte oft, ob er nicht dieſen oder jenen alten Mann fragen ſollte, wie das Sprüchlein heiße; aber immer hielt ihn eine gewiſſe Scheu, ſeine Gedanken zu verrathen ab; auch ſchloß er, es müſſe die Sage vom Glasmännlein nicht ſehr bekannt ſeyn, und den Spruch müßten nur Wenige wiſſen, denn es gab nicht viele reiche Leute im Wald, und — warum hatten denn nicht ſein Vater und die andern armen Leute ihr Glück verſucht? Er brachte endlich einmal ſeine Mutter auf das Männlein zu ſprechen, und dieſe erzählte ihm, was er ſchon wußte, kannte auch nur noch die erſte Zeile von dem Spruch und ſagte ihm endlich, nur Leuten, die an einem Sonntag zwiſchen elf und zwei Uhr geboren ſeyen, zeige ſich das Geiſtchen. Er ſelbſt würde wohl dazu paſſen, wenn er nur das Sprüchlein wüßte, denn er ſey Sonntag Mittags zwölf Uhr geboren.

Als dies der Kohlen-Munk-Peter hörte, war er vor Freude und vor Begierde, dies Abenteuer zu unternehmen, beinahe außer ſich. Es ſchien ihm hinlänglich, einen Theil des Sprüchleins zu wiſſen und am Sonntag geboren zu ſeyn, und Glasmännlein mußte ſich ihm zeigen. Als er daher eines Tages ſeine Kohlen verkauft hatte, zündete er keinen neuen Meiler an, ſondern zog ſeines Vaters Staatswamms und neue rothe Strümpfe an, ſetzte den Sonntagshut auf, faßte ſeinen fünf Fuß

hohen Schwarzdornstock in die Hand und nahm von der Mutter Abschied: „Ich muß aufs Amt in die Stadt; denn wir werden bald spielen müssen, wer Soldat wird, und da will ich dem Amtmann nur noch einmal einschärfen, daß Ihr Wittwe seyd und ich Euer einziger Sohn.“ Die Mutter lobte seinen Entschluß, er aber machte sich auf nach dem Tannenbühl. Der Tannenbühl liegt auf der höchsten Höhe des Schwarzwaldes, und auf zwei Stunden im Umkreis stand damals kein Dorf, ja nicht einmal eine Hütte, denn die abergläubischen Leute meinten, es sey dort unsicher. Man schlug auch, so hoch und prachtvoll dort die Tannen standen, ungern Holz in jenem Revier, denn oft waren den Holzhauern, wenn sie dort arbeiteten, die Aexte vom Stiel gesprungen und in den Fuß gefahren, oder die Bäume waren schnell umgestürzt und hatten die Männer mit umgerissen und beschädigt oder gar getödtet; auch hätte man die schönsten Bäume von dorther nur zu Brennholz brauchen können, denn die Floßherren nahmen nie einen Stamm aus dem Tannenbühl unter ein Floß auf, weil die Sage ging, daß Mann und Holz verunglücke, wenn ein Tannenbühler mit im Wasser sey. Daher kam es, daß im Tannenbühl die Bäume so dicht und so hoch standen, daß es am hellen Tag beinahe Nacht war, und Peter Munk wurde es ganz schaurig dort zu Muth; denn er hörte keine Stimme, keinen Tritt als den seinigen, keine Art; selbst die Vögel schienen diese dichte Tannennacht zu vermeiden.

Kohlen-Munk-Peter hatte jetzt den höchsten Punkt des Tannenbühls erreicht und stand vor einer Tanne

von ungeheurem Umfang, um die ein holländiſcher Schiffsherr an Ort und Stelle viele hundert Gulden gegeben hätte. „Hier," dachte er, „wird wohl der Schatzhauſer wohnen," zog ſeinen großen Sonntagshut, machte vor dem Baum eine tiefe Verbeugung, räuſperte ſich und ſprach mit zitternder Stimme: „Wünſche glückſeligen Abend, Herr Glasmann." Aber es erfolgte keine Antwort, und alles umher war ſo ſtill wie zuvor. „Vielleicht muß ich doch das Verslein ſprechen," dachte er weiter und murmelte:

„Schatzhauſer im grünen Tannenwald,
Biſt ſchon viel hundert Jahre alt,
Dir gehört all' Land, wo Tannen ſtehn" —

Indem er dieſe Worte ſprach, ſah er zu ſeinem großen Schrecken eine ganze kleine ſonderbare Geſtalt hinter der dicken Tanne hervorſchauen; es war ihm, als habe er das Glasmännlein geſehen, wie man ihn beſchrieben, das ſchwarze Wämmschen, die rothen Strümpfchen, das Hütchen, alles war ſo, ſelbſt das blaſſe, aber feine und kluge Geſichtchen, wovon man erzählte, glaubte er geſehen zu haben. Aber ach, ſo ſchnell es hervorgeſchaut hatte, das Glasmännlein, ſo ſchnell war es auch wieder verſchwunden! „Herr Glasmann!" rief nach einigem Zögern Peter Munk, „ſeyd ſo gütig und haltet mich nicht für Narren. — Herr Glasmann, wenn Ihr meint, ich habe Euch nicht geſehen, ſo täuſchet Ihr Euch ſehr, ich ſah Euch wohl hinter dem Baum hervorgucken." — Immer keine Antwort, nur zuweilen glaubte er ein leiſes heiſeres Kichern hinter dem Baum zu vernehmen. Endlich überwand

seine Ungeduld die Furcht, die ihn bis jetzt noch abgehalten hatte; „warte, du kleiner Bursche!“ rief er, „dich will ich bald haben,“ sprang mit einem Satz hinter die Tanne, aber da war kein Schatzhauser im grünen Tannenwald, und nur ein kleines zierliches Eichhörnchen jagte an dem Baum hinauf.

Peter Munk schüttelte den Kopf; er sah ein, daß er die Beschwörung bis auf einen gewissen Grad gebracht habe, und daß ihm vielleicht nur noch ein Reim zu dem Sprüchlein fehle, so könne er das Glasmännlein hervorlocken; aber er sann hin, er sann her und fand nichts. Das Eichhörnchen zeigte sich an den untersten Aesten der Tanne und schien ihn aufzumuntern oder zu verspotten. Es putzte sich, es rollte den schönen Schweif, es schaute ihn mit klugen Augen an, aber endlich fürchtete er sich doch beinahe, mit diesem Thier allein zu seyn; denn bald schien das Eichhörnchen einen Menschenkopf zu haben und einen dreispitzigen Hut zu tragen, bald war es ganz wie ein anderes Eichhörnchen und hatte nur an den Hinterfüßen rothe Strümpfe und schwarze Schuhe. Kurz es war ein lustiges Thier, aber dennoch graute Kohlen-Munk-Peter, denn er meinte, es gehe nicht mit rechten Dingen zu.

Mit schnelleren Schritten, als er gekommen war, zog Peter wieder ab. Das Dunkel des Tannenwaldes schien immer schwärzer zu werden, die Bäume standen immer dichter, und ihm fing an so zu grauen, daß er im Trab davon jagte, und erst, als er in der Ferne Hunde bellen hörte und bald darauf zwischen den Bäumen den Rauch einer Hütte erblickte, wurde er wieder ruhiger.

Aber als er näher kam und die Tracht der Leute in der Hütte erblickte, fand er, daß er aus Angſt gerade die entgegengeſetzte Richtung genommen und ſtatt zu den Glasleuten zu den Flötzern gekommen ſey. Die Leute, die in der Hütte wohnten, waren Holzfäller; ein alter Mann, ſein Sohn, der Hauswirth, und einige erwachſene Enkel. Sie nahmen Kohlen-Munk-Peter, der um ein Nachtlager bat, gut auf, ohne nach ſeinem Namen und Wohnort zu fragen, gaben ihm Aepfelwein zu trinken, und Abends wurde ein großer Auerhahn, die beſte Schwarzwaldſpeiſe, aufgeſetzt.

Nach dem Nachteſſen ſetzten ſich die Hausfrau und ihre Töchter mit ihren Kunkeln um den großen Lichtſpan, den die Jungen mit dem feinſten Tannenharz unterhielten, der Großvater, der Gaſt und der Hauswirth rauchten und ſchauten den Weibern zu, die Burſche aber waren beſchäftigt, Löffel und Gabeln aus Holz zu ſchnitzeln. Draußen im Wald heulte der Sturm und raste in den Tannen, man hörte da und dort ſehr heftige Schläge, und es ſchien oft, als ob ganze Bäume abgeknickt würden und zuſammenkrachten. Die furchtloſen Jungen wollten hinaus in den Wald laufen und dieſes furchtbar ſchöne Schauſpiel mit anſehen, ihr Großvater aber hielt ſie mit ſtrengem Wort und Blick zurück. „Ich will keinem rathen, daß er jetzt vor die Thür geht!“ rief er ihnen zu, „bei Gott, der kommt nimmermehr wieder; denn der Holländer-Michel haut ſich heute Nacht ein neues G'ſtair (Floßgelenk) im Wald.“

Die Kleinen ſtaunten ihn an; ſie mochten von dem Holländer-Michel ſchon gehört haben, aber ſie baten jetzt

jetzt den Ehni, einmal recht schön von jenem zu erzählen. Auch Peter Munk, der vom Holländer-Michel auf der andern Seite des Waldes nur undeutlich hatte sprechen gehört, stimmte mit ein und fragte den Alten, wer und wo er sey. „Er ist der Herr dieses Waldes, und nach dem zu schließen, daß Ihr in Eurem Alter dies noch nicht erfahren, müßt Ihr drüben über dem Tannenbühl oder wohl gar noch weiter zu Hause seyn. Vom Holländer-Michel will ich Euch aber erzählen, was ich weiß und wie die Sage von ihm geht. Vor etwa hundert Jahren, so erzählte es wenigstens mein Ehni, war weit und breit kein ehrlicheres Volk auf Erden, als die Schwarzwälder. Jetzt, seit so viel Geld im Land ist, sind die Menschen unredlich und schlecht. Die jungen Bursche tanzen und johlen am Sonntag, und fluchen, daß es ein Schrecken ist; damals war es aber anders, und wenn er jetzt zum Fenster dort herein schaute, so sag' ich's und hab' es oft gesagt, der Holländer-Michel ist schuld an all dieser Verderbniß. Es lebte also vor hundert Jahren und drüber ein reicher Holzherr, der viel Gesinde hatte; er handelte bis weit in den Rhein hinab, und sein Geschäft war gesegnet, denn er war ein frommer Mann. Kommt eines Abends ein Mann an seine Thüre, dergleichen er noch nie gesehen. Seine Kleidung war wie die der Schwarzwälder Bursche, aber er war einen guten Kopf höher als alle, und man hatte noch nie geglaubt, daß es einen solchen Riesen geben könne. Dieser bittet um Arbeit bei dem Holzherrn, und der Holzherr, der ihm ansah, daß er stark und zu großen Lasten tüchtig sey, rechnet mit ihm seinen Lohn und sie schlagen ein. Der

Michel war ein Arbeiter, wie ſelbiger Holzherr noch keinen gehabt. Beim Baumſchlagen galt er für drei, und wenn ſechs am einen End ſchleppten, trug er allein das andere. Als er aber ein halb Jahr Holz geſchlagen, trat er eines Tages vor ſeinen Herrn und begehrte von ihm: „Hab jetzt lang genug hier Holz gehackt, und ſo möcht' ich auch ſehen, wohin meine Stämme kommen, und wie wär' es, wenn Ihr mich auch 'mal auf den Floß ließet?“

Der Holzherr antwortete: „Ich will dir nicht im Weg ſeyn, Michel, wenn du ein wenig hinaus willſt in die Welt; zwar beim Holzfällen gebrauche ich ſtarke Leute, wie du biſt, auf dem Floß aber kommt es auf Geſchicklichkeit an, doch es ſey für dies Mal.“

Und ſo war es; der Floß, mit dem er abgehen ſollte, hatte acht Glaich (Glieder), und waren im letzten von den größten Zimmerbalken. Aber was geſchah? Am Abend zuvor bringt der lange Michel noch acht Balken ans Waſſer, ſo dick und lang, als man keinen je ſah, und jeden trug er ſo leicht auf der Schulter, wie eine Flötzerſtange, ſo daß ſich Alles entſetzte. Wo er ſie gehauen, weiß bis heute noch niemand. Dem Holzherrn lachte das Herz, als es dies ſah, denn er berechnete, was dieſe Balken koſten könnten; Michel aber ſagte: „ſo, die ſind für mich zum Fahren, auf den kleinen Spänen dort kann ich nicht fortkommen;“ ſein Herr wollte ihm zum Dank ein Paar Flötzerſtiefel ſchenken, aber er warf ſie auf die Seite und brachte ein Paar hervor, wie es ſonſt keine gab; mein Großvater hat verſichert, ſie haben hundert Pfund gewogen und ſeyen fünf Fuß lang geweſen.

Der Floß fuhr ab, und hatte der Michel früher die Holzhauer in Verwunderung geſetzt, ſo ſtaunten jetzt die Flötzer; denn ſtatt daß der Floß, wie man wegen der ungeheuren Balken geglaubt hatte, langſamer auf dem Fluß ging, flog er, ſobald ſie in den Neckar kamen, wie ein Pfeil; machte der Neckar eine Wendung, und hatten ſonſt die Flötzer Mühe gehabt, den Floß in der Mitte zu halten, um nicht auf Kies oder Sand zu ſtoßen, ſo ſprang jetzt Michel allemal ins Waſſer, rückte mit einem Zug den Floß links oder rechts, ſo daß er ohne Gefahr vorüberglitt, und kam dann eine gerade Stelle, ſo lief er aufs erſte G'ſtair (Gelenk) vor, ließ alle ihre Stangen beiſetzen, ſteckte ſeinen ungeheuren Weberbaum in den Kies, und mit einem Druck flog der Floß dahin, daß das Land und Bäume und Dörfer vorbeizujagen ſchienen. So waren ſie in der Hälfte der Zeit, die man ſonſt brauchte, nach Köln am Rhein gekommen, wo ſie ſonſt ihre Ladung verkauft hatten; aber hier ſprach Michel: „Ihr ſeyd mir rechte Kaufleute und verſteht Euren Nutzen! Meinet Ihr denn, die Kölner brauchen all dies Holz, das aus dem Schwarzwald kömmt, für ſich? Nein, um den halben Werth kaufen ſie es Euch ab und verhandeln es theuer nach Holland. Laſſet uns die kleinen Balken hier verkaufen, und mit den großen nach Holland gehen; was wir über den gewöhnlichen Preis löſen, iſt unſer eigener Profit.“

So ſprach der argliſtige Michel, und die andern waren es zufrieden; die einen, weil ſie gerne nach Holland gezogen wären, es zu ſehen, die andern des Geldes wegen. Nur ein einziger war redlich und mahnte

ſie ab, das Gut ihres Herrn der Gefahr auszuſetzen, oder ihn um den höheren Preis zu betrügen; aber ſie hörten nicht auf ihn und vergaßen ſeine Worte, aber der Holländer-Michel vergaß ſie nicht. Sie fuhren auch mit dem Holz den Rhein hinab, Michel leitete den Floß und brachte ſie ſchnell bis nach Rotterdam. Dort bot man ihnen das Vierfache von dem früheren Preis, und beſonders die ungeheuren Balken des Michel wurden mit ſchwerem Geld bezahlt. Als die Schwarzwälder ſo viel Geld ſahen, wußten ſie ſich vor Freude nicht zu faſſen. Michel theilte ab, einen Theil dem Holzherrn, die drei andern unter die Männer. Und nun ſetzten ſie ſich mit Matroſen und anderem ſchlechten Geſindel in die Wirthshäuſer, verſchlemmten und verſpielten ihr Geld, den braven Mann aber, der ihnen abgerathen, verkaufte der Holländer-Michel an einen Selenverkäufer, und man hat nichts mehr von ihm gehört. Von da an war den Burſchen im Schwarzwald Holland das Paradies und Holländer-Michel ihr König; die Holzherren erfuhren lange nichts von dem Handel, und unvermerkt kam Geld, Flüche, ſchlechte Sitten, Trunk und Spiel aus Holland herauf.

Der Holländer-Michel war, als die Geſchichte herauskam, nirgends zu finden, aber todt iſt er auch nicht; ſeit hundert Jahren treibt er ſeinen Spuk im Wald, und man ſagt, daß er ſchon Vielen behüflich geweſen ſey, reich zu werden, aber — auf Koſten ihrer armen Seele, und mehr will ich nicht ſagen. Aber ſo viel iſt gewiß, daß er noch jetzt in ſolchen Sturmnächten im Tannenbühl, wo man nicht hauen ſoll, überall die

ſchönſten Tannen ausſucht, und mein Vater hat ihn eine vier Schuh dicke umbrechen ſehen, wie ein Rohr. Mit dieſen beſchenkt er die, welche ſich vom Rechten abwenden und zu ihm gehen; um Mitternacht bringen ſie dann die G'ſtair ins Waſſer, und er rudert mit ihnen nach Holland. Aber wäre ich Herr und König in Holland, ich ließe ihn mit Kartätſchen in den Boden ſchmettern, denn alle Schiffe, die von dem Holländer-Michel auch nur einen Balken haben, müſſen untergehen. Daher kommt es, daß man von ſo viel Schiffbrüchen hört; wie könnte denn ſonſt ein ſchönes ſtarkes Schiff, ſo groß als eine Kirche, zu Grund gehen auf dem Waſſer? Aber ſo oft Holländer-Michel in einer Sturmnacht im Schwarzwald eine Tanne fällt, ſpringt eine ſeiner alten aus den Fugen des Schiffes; das Waſſer dringt ein, und das Schiff iſt mit Mann und Maus verloren. Das iſt die Sage vom Holländer-Michel, und wahr iſt es, alles Böſe im Schwarzwald ſchreibt ſich von ihm her; o! er kann einen reich machen!" ſetzte der Greis geheimnißvoll hinzu, „aber ich möchte nichts von ihm haben; ich möchte um keinen Preis in der Haut des dicken Ezechiel und des langen Schlurkers ſtecken; auch der Tanzbodenkönig ſoll ſich ihm ergeben haben!"

Der Sturm hatte ſich während der Erzählung des Alten gelegt; die Mädchen zündeten ſchüchtern die Lampen an und gingen weg; die Männer aber legten Peter Munk einen Sack voll Laub als Kopfkiſſen auf die Ofenbank und wünſchten ihm gute Nacht.

Kohlen-Munk-Peter hatte noch nie ſo ſchwere Träume gehabt, wie in dieſer Nacht; bald glaubte er,

der finſtere rieſige Holländer-Michel reiße die Stubenfenſter auf und reiche mit ſeinem ungeheuer langen Arm einen Beutel voll Goldſtücke herein, die er unter einander ſchüttelte, daß es hell und lieblich klang; bald ſah er wieder das kleine freundliche Glasmännlein auf einer ungeheuren grünen Flaſche im Zimmer umherreiten, und er meinte das heiſere Lachen wieder zu hören, wie im Tannenbühl; dann brummte es ihm wieder ins linke Ohr:

„In Holland gibt's Gold,
Könnt's haben, wenn Ihr wollt
Um geringen Sold,
Gold, Gold."

Dann hörte er wieder in ſein rechtes Ohr das Liedchen vom Schatzhauſer im grünen Tannenwald, und eine zarte Stimme flüſterte: „dummer Kohlen-Peter, dummer Peter Munk, kannſt kein Sprüchlein reimen auf ſtehen, und biſt doch am Sonntag geboren Schlag zwölf Uhr. Reime, dummer Peter, reime!"

Er ächzte, er ſtöhnte im Schlaf, er mühte ſich ab, einen Reim zu finden, aber da er in ſeinem Leben noch keinen gemacht hatte, war ſeine Mühe im Traum vergebens. Als er aber mit dem erſten Frühroth erwachte, kam ihm doch ſein Traum ſonderbar vor; er ſetzte ſich mit verſchränkten Armen hinter den Tiſch und dachte über die Einflüſterungen nach, die ihm noch immer im Ohr lagen; „reime, dummer Kohlen-Munk-Peter, reime," ſprach er zu ſich und pochte mit dem Finger an ſeine Stirne, aber es wollte kein Reim hervorkommen. Als er noch ſo da ſaß, trübe vor ſich hinſchaute und an

den Reim auf ſtehen dachte, da zogen drei Burſche vor dem Haus vorbei in den Wald, und einer ſang im Vorübergehen:

„Am Berge that ich ſtehen
Und ſchaute in das Thal,
Da hab ich ſie geſehen
Zum allerletzten Mal.“

Das fuhr wie ein leuchtender Blitz durch Peters Ohr, und haſtig raffte er ſich auf, ſtürzte aus dem Haus, weil er meinte, nicht recht gehört zu haben, ſprang den drei Burſchen nach und packte den Sänger haſtig und unſanft beim Arm: „Halt, Freund!“ rief er, „was habt Ihr da auf ſtehen gereimt? thut mir die Liebe, und ſprecht, was Ihr geſungen.“

„Was ficht's dich an, Burſche?“ entgegnete der Schwarzwälder. „Ich kann ſingen, was ich will, und laß gleich meinen Arm los, oder“ —

„Nein, ſagen ſollſt du, was du geſungen haſt!“ ſchrie Peter beinahe außer ſich und packte ihn noch feſter an; die zwei andern aber, als ſie dies ſahen, zögerten nicht lange, ſondern fielen mit derben Fäuſten über den armen Peter her und walkten ihn derb, bis er vor Schmerzen das Gewand des dritten ließ und erſchöpft in die Knie ſank. „Jetzt haſt du dein Theil,“ ſprachen ſie lachend, „und merk' dir, toller Burſche, daß du Leute, wie wir ſind, nimmer anfällſt auf offenem Wege.“

„Ach, ich will mir es gewißlich merken!“ erwiederte Kohlen-Peter ſeufzend; „aber ſo ich die Schläge habe, ſeyd ſo gut und ſaget deutlich, was jener geſungen.“

Da lachten ſie aufs neue und ſpotteten ihn aus; aber der das Lied geſungen, ſagte es ihm vor, und ſingend zogen ſie weiter.

„Alſo ſehen,“ ſprach der arme Geſchlagene, indem er ſich mühſam aufrichtete; „ſehen auf ſtehen, jetzt, Glasmännlein, wollen wir wieder ein Wort zuſammen ſprechen.“ Er ging in die Hütte, holte ſeinen Hut und den langen Stock, nahm Abſchied von den Bewohnern der Hütte und trat ſeinen Rückweg nach dem Tannenbühl an. Er ging langſam und ſinnend ſeine Straße, denn er mußte ja einen Vers erſinnen; endlich, als er ſchon in dem Bereich des Tannenbühls ging und die Tannen höher und dichter wurden, hatte er auch ſeinen Vers gefunden und machte vor Freuden einen Sprung in die Höhe. Da trat ein rieſengroßer Mann in Flötzerkleidung, und eine Stange ſo lang wie ein Maſtbaum in der Hand, hinter den Tannen hervor. Peter Munk ſank beinahe in die Knie, als er jenen langſamen Schrittes neben ſich wandeln ſah; denn er dachte, das iſt der Holländer-Michel und kein anderer. Noch immer ſchwieg die furchtbare Geſtalt, und Peter ſchielte zuweilen furchtſam nach ihm hin. Er war wohl einen Kopf größer, als der längſte Mann, den Peter je geſehen, ſein Geſicht war nicht mehr jung, doch auch nicht alt, aber voll Furchen und Falten; er trug ein Wamms von Leinwand, und die ungeheuren Stiefeln über die Lederbeinkleider heraufgezogen, waren Peter aus der Sage wohl bekannt.

„Peter Munk, was thuſt du im Tannenbühl?“ fragte der Waldkönig endlich mit tiefer dröhnender Stimme.

„Guten Morgen, Landsmann," antwortete Peter, indem er ſich unerſchrocken zeigen wollte, aber heftig zitterte. „Ich will durch den Tannenbühl nach Haus zurück."

„Peter Munk," erwiederte jener und warf einen ſtechenden furchtbaren Blick nach ihm herüber, „dein Weg geht nicht durch dieſen Hain."

„Nun ſo gerade juſt nicht," ſagte jener, „aber es macht heute warm, da dachte ich, es wird hier kühler ſeyn."

„Lüge nicht, du Kohlen-Peter!" rief Holländer-Michel mit donnernder Stimme, „oder ich ſchlag dich mit der Stange zu Boden; meinſt, ich hab dich nicht betteln ſehen bei dem Kleinen?" ſetzte er ſanft hinzu. „Geh, Geh, das war ein dummer Streich, und gut iſt es, daß du das Sprüchlein nicht wußteſt; er iſt ein Knauſer, der kleine Kerl, und gibt nicht viel, und wem er gibt, der wird ſeines Lebens nicht froh. — Peter, du biſt ein armer Tropf und dauerſt mich in der Seele; ſo ein munterer ſchöner Burſche, der in der Welt was anfangen könnte, und ſollſt Kohlen brennen! Wenn andere große Thaler oder Dukaten aus dem Aermel ſchütteln, kannſt du kaum ein paar Sechſer aufwenden; 's iſt ein ärmlich Leben."

„Wahr iſts, und Recht habt Ihr; ein elendes Leben."

„Na, mir ſoll's nicht drauf ankommen," fuhr der ſchreckliche Michel fort, „hab ſchon manchem braven Kerl aus der Noth geholfen, und du wäreſt nicht der erſte. Sag einmal, wie viel hundert Thaler brauchſt du für's Erſte?"

Bei dieſen Worten ſchüttelt er das Geld in ſeiner ungeheuren Taſche unter einander, und es klang wieder wie dieſe Nacht im Traum. Aber Peters Herz zuckte ängſtlich und ſchmerzhaft bei dieſen Worten, es wurde ihm kalt und warm, und der Holländer-Michel ſah nicht aus, wie wenn er aus Mitleid Geld wegſchenkte, ohne etwas dafür zu verlangen. Es fielen ihm die geheimnißvollen Worte des alten Mannes über die reichen Menſchen ein, und von unerklärlicher Angſt und Bangigkeit gejagt, rief er: „ſchön Dank, Herr! aber mit Euch will ich nichts zu ſchaffen haben, und ich kenn' Euch ſchon," und lief, was er laufen konnte. — Aber der Waldgeiſt ſchritt mit ungeheuren Schritten neben ihm her und murmelte dumpf und drohend: „wirſt's noch bereuen, Peter, auf deiner Stirne ſteht's geſchrieben, in deinem Auge iſts zu leſen; du entgehſt mir nicht. — Lauf nicht ſo ſchnell, höre nur noch ein vernünftig Wort, dort iſt ſchon meine Grenze." Aber als Peter dies hörte und unweit vor ſich einen kleinen Graben ſah, beeilte er ſich nur noch mehr, über die Grenze zu kommen, ſo daß Michel am Ende ſchneller laufen mußte und unter Flüchen und Drohungen ihn verfolgte. Der junge Mann ſetzte mit einem verzweifelten Sprung über den Graben, denn er ſah, wie der Waldgeiſt mit ſeiner Stange ausholte und ſie auf ihn niederſchmettern laſſen wollte; er kam glücklich jenſeits an, und die Stange zerſplitterte in der Luft wie an einer unſichtbaren Mauer, und ein langes Stück fiel zu Peter herüber.

Triumphirend hob er es auf, um es dem groben Holländer-Michel zuzuwerfen, aber in dieſem Augenblick

fühlte er das Stück Holz in seiner Hand sich bewegen, und zu seinem Entsetzen sah er, daß es eine ungeheure Schlange sey, was er in der Hand hielt, die sich schon mit geifernder Zunge und blitzenden Augen an ihm hinaufbäumte. Er ließ sie los, aber sie hatte sich schon fest um seinen Arm gewickelt und kam mit schwankendem Kopf seinem Gesicht immer näher; da rauschte auf einmal ein ungeheurer Auerhahn nieder, packte den Kopf der Schlange mit dem Schnabel, erhob sich mit ihr in die Lüfte, und Holländer-Michel, der dies alles von dem Graben aus gesehen hatte, heulte und schrie und raste, als die Schlange von einem Gewaltigern entführt ward.

Erschöpft und zitternd setzte Peter seinen Weg fort; der Pfad wurde steiler, die Gegend wilder, und bald befand er sich an der ungeheuren Tanne. Er machte wieder wie gestern seine Verbeugungen gegen das unsichtbare Glasmännlein und hub dann an:

„Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist schon viel hundert Jahre alt;
Dein ist all' Land, wo Tannen stehn,
Läßt dich nur Sonntagskindern sehn."

„Hast's zwar nicht ganz getroffen, aber weil du es bist, Kohlen-Munk-Peter, so soll es hingehen," sprach eine zarte feine Stimme neben ihm. Erstaunt sah er sich um, und unter einer schönen Tanne saß ein kleines altes Männlein in schwarzem Wamms und rothen Strümpfen, und den großen Hut auf dem Kopf. Er hatte ein feines freundliches Gesichtchen und ein Bärtchen so zart wie aus Spinnweben; er rauchte, was

ſonderbar anzuſehen war, aus einer Pfeife von blauem Glas, und als Peter näher trat, ſah er zu ſeinem Erſtaunen, das auch Kleider, Schuhe und Hut des Kleinen aus gefärbtem Glas beſtanden; aber es war geſchmeidig, als ob es noch heiß wäre, denn es ſchmiegte ſich wie Tuch nach jeder Bewegung des Männleins.

„Du haſt dem Flegel begegnet, dem Holländer-Michel?“ ſagte der Kleine, indem er zwiſchen jedem Wort ſonderbar hüſtelte; „er hat dich recht ängſtigen wollen, aber ſeinen Kunſtprügel habe ich ihm abgejagt, den ſoll er nimmer wieder kriegen.“

„Ja, Herr Schatzhauſer,“ erwiederte Peter mit einer tiefen Verbeugung, „es war mir recht bange. Aber Ihr ſeyd wohl der Herr Auerhahn geweſen, der die Schlange todt gebiſſen; da bedanke ich mich ſchönſtens. — Ich komme aber, um mich Raths zu erholen bei Euch; es geht mir gar ſchlecht und hinderlich, ein Kohlenbrenner bringt es nicht weit; und da ich noch jung bin, dächte ich doch, es könnte noch was beſſeres aus mir werden; und wenn ich oft andere ſehe, wie weit die es in kurzer Zeit gebracht haben: wenn ich nur den Ezechiel nehme und den Tanzbodenkönig, die haben Geld wie Heu.“

„Peter,“ ſagte der Kleine ſehr ernſt und blies den Rauch aus ſeiner Pfeife weit hinweg, „Peter, ſag' mir nichts von dieſen. Was haben ſie davon, wenn ſie hier ein paar Jahre dem Schein nach glücklich und dann nachher deſto unglücklicher ſind? Du mußt dein Handwerk nicht verachten; dein Vater und Großvater waren Ehrenleute und haben es auch getrieben; Peter

Munk, ich will nicht hoffen, daß es Liebe zum Müßiggang iſt, was dich zu mir führt."

Peter erſchrack vor dem Ernſt des Männleins und erröthete; „nein," ſagte er, „Müßiggang, weiß ich wohl, Herr Schatzhauſer im Tannenwald, Müßiggang iſt aller Laſter Anfang, aber das könnet Ihr mir nicht übel nehmen, wenn mir ein anderer Stand beſſer gefällt, als der meinige. Ein Kohlenbrenner iſt halt ſo gar etwas Geringes auf der Welt, und die Glasleute und Flötzer und Uhrmacher und alle ſind angeſehener."

„Hochmuth kommt oft vor dem Fall," erwiederte der kleine Herr vom Tannenwald etwas freundlicher; „ihr ſeyd ein ſonderbar Geſchlecht, ihr Menſchen! Selten iſt einer mit dem Stand ganz zufrieden, in dem er geboren und erzogen iſt, und was gilts, wenn du ein Glasmannn wäreſt, möchteſt du gern ein Holzherr ſeyn, und wäreſt du Holzherr, ſo ſtünde dir des Förſters Dienſt oder des Amtmanns Wohnung an? Aber es ſey; wenn du verſprichſt, brav zu arbeiten, ſo will ich dir zu etwas beſſerem verhelfen, Peter. Ich pflege jedem Sonntagskind, das ſich zu mir zu finden weiß, drei Wünſche zu gewähren; die erſten zwei ſind frei, den dritten kann ich verweigern, wenn er thöricht iſt. So wünſche dir alſo jetzt etwas; aber — Peter, etwas Gutes und Nützliches."

„Heiſa! Ihr ſeyd ein treffliches Glasmännlein, und mit Recht nennt man Euch Schatzhauſer, denn bei Euch ſind die Schätze zu Hauſe. Nu, und alſo darf ich wünſchen, wornach mein Herz begehrt, ſo will ich denn fürs Erſte, daß ich noch beſſer tanzen könne, als der

Tanzbodenkönig, und immer so viel Geld in der Tasche habe, als der dicke Ezechiel."

„Du Thor!" erwiederte der Kleine zürnend, „welch ein erbärmlicher Wunsch ist dies, gut tanzen zu können und Geld zum Spiel zu haben! Schämst du dich nicht, dummer Peter, dich selbst so um dein Glück zu betrügen? Was nützt es dir und deiner armen Mutter, wenn du tanzen kannst? Was nützt dir dein Geld, das nach deinem Wunsch nur für das Wirthshaus ist, und wie das des elenden Tanzbodenkönigs dort bleibt? Dann hast du wieder die ganze Woche nichts und darbst wie zuvor. Noch einen Wunsch gebe ich dir frei, aber sieh dich vor, daß du vernünftiger wünschest."

Peter kratzte sich hinter den Ohren und sprach nach einigem Zögern: „Nun so wünsche ich mir die schönste und reichste Glashütte im ganzen Schwarzwald mit allem Zugehör und Geld, sie zu leiten."

„Sonst nichts?" fragte der Kleine mit besorglicher Miene, „Peter, sonst nichts?"

„Nun — Ihr könnet noch ein Pferd dazuthun und ein Wägelchen" —

„O, du dummer Kohlen-Munk-Peter!" rief der Kleine, und warf seine gläserne Pfeife im Unmuth an eine dicke Tanne, daß sie in hundert Stücke sprang," „Pferde? Wägelchen? Verstand, sag' ich dir, Verstand, gesunden Menschenverstand und Einsicht hättest du wünschen sollen, aber nicht ein Pferdchen und Wägelchen. Nun, werde nur nicht so traurig, wir wollen sehen, daß es auch so nicht zu deinem Schaden ist; denn der zweite Wunsch war im Ganzen nicht thöricht;

eine gute Glashütte nährt auch ihren Mann und Meister, nur hättest du Einsicht und Verstand dazu mitnehmen können, Wagen und Pferde wären dann wohl von selbst gekommen."

„Aber, Herr Schatzhauser," erwiederte Peter, „ich habe ja noch einen Wunsch übrig; da könnte ich ja Verstand wünschen, wenn er mir so nöthig ist, wie Ihr meinet."

„Nichts da; du wirst noch in manche Verlegenheit kommen, wo du froh seyn wirst, wenn du noch einen Wunsch frei hast; und nun mache dich auf den Weg nach Hause. Hier sind," sprach der kleine Tannengeist, indem er ein kleines Beutelein aus der Tasche zog, „hier sind zweitausend Gulden, und damit genug, und komm mir nicht wieder, um Geld zu fordern, denn dann müßte ich dich an die höchste Tanne aufhängen; so hab' ichs gehalten, seit ich in dem Wald wohne. Vor drei Tagen aber ist der alte Winkfritz gestorben, der die große Glashütte gehabt hat im Unterwald. Dorthin gehe morgen frühe und mach' ein Bot auf das Gewerbe, wie es recht ist. Halt dich wohl, sey fleißig, ich will dich zuweilen besuchen, und dir mit Rath und That an die Hand gehen, weil du dir doch keinen Verstand erbeten; aber, das sag' ich dir ernstlich, dein erster Wunsch war böse; nimm dich in Acht vor dem Wirthshauslaufen, Peter! 's hat noch bei keinem lange gut gethan." Das Männlein hatte, während es dies sprach, eine neue Pfeife vom schönsten Beinglas hervorgezogen, sie mit gedörrten Tannenzapfen gestopft und in den kleinen zahnlosen Mund gesteckt. Dann zog es

ein ungeheures Brennglas hervor, trat in die Sonne und zündete seine Pfeife an. Als er damit fertig war, bot er dem Peter freundlich die Hand, gab ihm noch ein paar gute Lehren auf den Weg, rauchte und blies immer schneller und verschwand endlich in einer Rauchwolke, die nach ächtem holländischem Tabak roch und langsam sich kräuselnd in den Tannenwipfeln verschwebte.

Als Peter nach Haus kam, fand er seine Mutter sehr in Sorgen um ihn, denn die gute Frau glaubte nicht anders, als ihr Sohn sey zum Soldaten ausgehoben worden. Er aber war fröhlich und guter Dinge und erzählte ihr, wie er im Wald einen guten Freund getroffen, der ihm Geld vorgeschossen habe, um ein anderes Geschäft als Kohlenbrennen anzufangen. Obgleich seine Mutter schon seit dreißig Jahren in der Köhlerhütte wohnte und an den Anblick berußter Leute gewöhnt war, wie jede Müllerin an das Mehlgesicht ihres Mannes, so war sie doch eitel genug, sobald ihr Peter ein glänzenderes Loos zeigte, ihren früheren Stand zu verachten, und sprach: „ja, als Mutter eines Mannes, der eine Glashütte besitzt, bin ich doch was anderes, als Nachbarin Grete und Bete, und setze mich in Zukunft vornehin in der Kirche, wo rechte Leute sitzen.“ Ihr Sohn wurde mit den Erben der Glashütte bald handelseinig; er behielt die Arbeiter, die er vorfand, bei sich und ließ nun Tag und Nacht Glas machen. Anfangs gefiel ihm das Handwerk wohl; er pflegte gemächlich in die Glashütte hinabzusteigen, ging dort mit vornehmen Schritten, die Hände in die Tasche gesteckt, hin und her, guckte dahin, guckte dorthin, sprach dies und jenes, worüber

ſeine Arbeiter oft nicht wenig lachten, und ſeine größte Freude war, das Glas blaſen zu ſehen, und oft machte er ſich ſelbſt an die Arbeit und formte aus der noch weichen Maſſe die ſonderbarſten Figuren. Bald aber war ihm die Arbeit entleidet, und er kam zuerſt nur noch eine Stunde des Tages in die Hütte, dann nur alle zwei Tage, endlich die Woche nur einmal, und ſeine Geſellen machten, was ſie wollten. Das alles kam aber nur vom Wirthshauslaufen; den Sonntag, nachdem er vom Tannenbühl zurückgekommen war, ging er ins Wirthshaus, und wer ſchon auf dem Tanzboden ſprang, war der Tanzbodenkönig, und der dicke Ezechiel ſaß auch ſchon hinter der Maaskanne und knöchelte um Kronenthaler. Da fuhr Peter ſchnell in die Taſche, zu ſehen, ob ihm das Glasmännlein Wort gehalten, und ſiehe, ſeine Taſche ſtrotzte von Silber und Gold; auch in ſeinen Beinen zuckte und drückte es, wie wenn ſie tanzen und ſpringen wollten, und als der erſte Tanz zu Ende war, ſtellte er ſich mit ſeiner Tänzerin oben an neben den Tanzbodenkönig, und ſprang dieſer drei Schuh hoch, ſo flog Peter vier, und machte dieſer wunderliche und zierliche Schritte, ſo verſchlang und drehte Peter ſeine Füße, daß alle Zuſchauer vor Luſt und Verwunderung beinahe außer ſich kamen. Als man aber auf dem Tanzboden vernahm, daß Peter eine Glashütte gekauft habe, als man ſah, daß er ſo oft er an den Muſikanten vorbeitanzte, ihnen einen Sechsbätzner zuwarf, da war des Staunens kein Ende; die einen glaubten, er habe einen Schatz im Wald gefunden, die andern meinten, er habe eine Erbſchaft gethan, aber

alle verehrten ihn jetzt und hielten ihn für einen gemachten Mann, nur weil er Geld hatte. Verspielte er doch noch an demselben Abend zwanzig Gulden, und nichts desto minder rasselte und klang es in seiner Tasche, wie wenn noch hundert Thaler darin wären.

Als Peter sah, wie angesehen er war, wußte er sich vor Freude und Stolz nicht zu fassen. Er warf das Geld mit vollen Händen weg und theilte es den Armen reichlich mit, wußte er doch, wie ihn selbst einst die Armuth gedrückt hatte. Des Tanzbodenkönigs Künste wurden vor den übernatürlichen Künsten des neuen Tänzers zu Schanden, und Peter führte jetzt den Namen Tanzkaiser. Die unternehmendsten Spieler am Sonntag wagten nicht soviel wie er, aber sie verloren auch nicht soviel. Und je mehr er verlor, desto mehr gewann er; das verhielt sich aber ganz so, wie er es vom kleinen Glasmännlein verlangt hatte; er hatte sich gewünscht, immer so viel Geld in der Tasche zu haben, wie der dicke Ezechiel, und gerade dieser war es, an welchen er sein Geld verspielte; und wenn er zwanzig, dreißig Gulden auf einmal verlor, so hatte er sie alsobald wieder in der Tasche, wenn sie Ezechiel einstrich. Nach und nach brachte er es aber im Schlemmen und Spielen weiter als die schlechtesten Gesellen im Schwarzwald, und man nannte ihn öfter den Spielpeter, als Tanzkaiser, denn er spielte jetzt auch beinahe an allen Werktagen. Darüber kam aber seine Glashütte nach und nach in Verfall, und daran war Peters Unverstand schuld. Glas ließ er machen, so viel man immer machen konnte, aber er hatte mit der Hütte nicht zugleich das

Geheimniß gekauft, wohin man es am beſten verſchließen könne. Er wußte am Ende mit der Menge Glas nichts anzufangen und verkaufte es um den halben Preis an herumziehende Händler, nur um ſeine Arbeiter bezahlen zu können.

Eines Abends ging er auch wieder vom Wirthshaus heim und dachte trotz des vielen Weines, den er getrunken, um ſich fröhlich zu machen, mit Schrecken und Gram an den Verfall ſeines Vermögens; da bemerkte er auf einmal, daß jemand neben ihm gehe, er ſah ſich um, und ſiehe da — es war das Glasmännlein. Da gerieth er in Zorn und Eifer, vermaß ſich hoch und theuer und ſchwur, der Kleine ſey an all ſeinem Unglück ſchuld; „was thu ich nun mit Pferd und Wägelchen?“ rief er, was nutzt mich die Hütte und all mein Glas? Selbſt als ich noch ein elender Köhlersburſch war, lebte ich froher und hatte keine Sorgen; jetzt weiß ich nicht, wenn der Amtmann kommt, und meine Habe ſchätzt und mir vergantet der Schulden wegen!“

„So?“ entgegnete das Glasmännlein; „ſo? ich alſo ſoll ſchuld daran ſeyn, wenn du unglücklich biſt? Iſt dies der Dank für meine Wohlthaten? Wer hieß dich ſo thöricht wünſchen? Ein Glasmann wollteſt du ſeyn und wußteſt nicht, wohin dein Glas verkaufen? Sagte ich dir nicht, du ſollteſt behutſam wünſchen? Verſtand, Peter, Klugheit hat dir gefehlt.“

„Was Verſtand und Klugheit!“ rief jener, „ich bin ein ſo kluger Burſche als irgend einer und will es dir zeigen, Glasmännlein,“ und bei dieſen Worten faßte er das Männlein unſanft am Kragen und ſchrie:

„Hab' ich dich jetzt, Schatzhauser im grünen Tannenwald? Und den dritten Wunsch will ich jetzt thun, den sollst du mir gewähren; und so will ich hier auf der Stelle zweimalhunderttausend harte Thaler, und ein Haus und — o weh!" schrie er und schüttelte die Hand, denn das Waldmännlein hatte sich in glühendes Glas verwandelt und brannte in seiner Hand wie sprühendes Feuer. Aber von dem Männlein war nichts mehr zu sehen.

Mehrere Tage lang erinnerte ihn seine geschwollene Hand an seine Undankbarkeit und Thorheit; dann aber übertäubte er sein Gewissen und sprach: „und wenn sie mir die Glashütte und alles verkaufen, so bleibt mir doch noch immer der dicke Ezechiel; so lange der Geld hat am Sonntag, kann es mir nicht fehlen."

Ja, Peter! aber wenn er keines hat? Und so geschah es eines Tages und war ein wunderliches Rechenexempel. Denn eines Sonntags kam er angefahren ans Wirthshaus, und die Leute streckten die Köpfe durch die Fenster und der eine sagte: „da kommt der Spielpeter," und der andere: „ja der Tanzkaiser, der reiche Glasmann," und ein dritter schüttelte den Kopf und sprach: „mit dem Reichthum kann man es machen, man sagt allerlei von seinen Schulden, und in der Stadt hat einer gesagt, der Amtmann werde nicht mehr lang säumen zum Auspfänden." Indessen grüßte der reiche Peter die Gäste am Fenster vornehm und gravitätisch, stieg vom Wagen und schrie: „Sonnenwirth, guten Abend! ist der dicke Ezechiel schon da?" Und eine tiefe Stimme rief: „Nur herein, Peter! dein Platz ist dir aufbehalten,

wir ſind ſchon da und bei den Karten.“ So trat Peter Munk in die Wirthsſtube, fuhr gleich in die Taſche und merkte, daß Ezechiel gut verſehen ſeyn müſſe, denn ſeine Taſche war bis oben angefüllt.

Er ſetzte ſich hinter den Tiſch zu den andern und gewann und verlor hin und her, und ſo ſpielten ſie bis andere ehrliche Leute, als es Abend wurde, nach Hauſe gingen, und ſpielten bei Licht, bis zwei andere Spieler ſagten: „jetzt iſt's genug, und wir müſſen heim zu Frau und Kind.“ Aber Spielpeter forderte den dicken Ezechiel auf zu bleiben; dieſer wollte lange nicht, endlich aber rief er: „gut, jetzt will ich mein Geld zählen, und dann wollen wir knöcheln, den Satz um fünf Gulden, denn niederer iſt es doch nur Kinderſpiel.“ Er zog den Beutel und zählte, und fand hundert Gulden baar, und Spielpeter wußte nun, wie viel er ſelbſt habe, und brauchte es nicht erſt zu zählen. Aber hatte Ezechiel vorher gewonnen, ſo verlor er jetzt Satz für Satz und fluchte greulich dabei. Warf er einen Paſch, gleich warf Spielpeter auch einen, und immer zwei Augen höher. Da ſetzte er endlich die letzten fünf Gulden auf den Tiſch und rief: „noch einmal, und wenn ich auch den noch verliere, ſo höre ich doch nicht auf, dann leihſt du mir von deinem Gewinn, Peter; ein ehrlicher Kerl hilft dem andern!“

„So viel du willſt, und wenn es hundert Gulden ſeyn ſollten,“ ſprach der Tanzkaiſer, fröhlich über ſeinen Gewinn, und der dicke Ezechiel ſchüttelte die Würfel und warf fünfzehn. „Paſch!“ rief er, „jetzt wollen wir ſehen!“ Peter aber warf achtzehn, und eine heiſere bekannte Stimme hinter ihm ſprach: „So, das war der letzte.“

Er ſah ſich um, und rieſengroß ſtand der Holländer-Michel hinter ihm; erſchrocken ließ er das Geld fallen, das er ſchon eingezogen hatte. Aber der dicke Ezechiel ſah den Waldmann nicht, ſondern verlangte, der Spielpeter ſolle ihm zehn Gulden vorſtrecken zum Spiel; halb im Traum fuhr dieſer mit der Hand in die Taſche, aber da war kein Geld; er ſuchte in der andern Taſche, aber auch da fand ſich nichts; er kehrte den Rock um, aber es fiel kein rother Heller heraus, und jetzt erſt gedachte er ſeines eigenen erſten Wunſches, immer ſo viel Geld zu haben, als der dicke Ezechiel. Wie Rauch war alles verſchwunden.

Der Wirth und Ezechiel ſahen ihn ſtaunend an, als er immer ſuchte und ſein Geld nicht finden konnte, ſie wollten ihm nicht glauben, daß er keines mehr habe; aber als ſie endlich ſelbſt in ſeinen Taſchen ſuchten, wurden ſie zornig und ſchwuren, der Spielpeter ſey ein böſer Zauberer, und habe all' das gewonnene Geld und ſein eigenes nach Hauſe gewünſcht. Peter vertheidigte ſich ſtandhaft, aber der Schein war gegen ihn; Ezechiel ſagte, er wolle die ſchreckliche Geſchichte allen Leuten im Schwarzwald erzählen, und der Wirth verſprach ihm, morgen mit dem früheſten in die Stadt zu gehen und Peter Munk als Zauberer anzuklagen, und er wolle es erleben, ſetzte er hinzu, daß man ihn verbrenne. Dann fielen ſie wüthend über ihn her, riſſen ihm das Wamms vom Leib und warfen ihn zur Thüre hinaus.

Kein Stern ſchien am Himmel, als Peter trübſelig ſeiner Wohnung zuſchlich, aber dennoch konnte er eine dunkle Geſtalt erkennen, die neben ihm herſchritt und

endlich ſprach: „Mit dir iſt's aus, Peter Munk, all' deine Herrſchaft iſt zu Ende, und das hätt' ich dir ſchon damals ſagen können, als du nichts von mir hören wollteſt und zu dem dummen Glaszwerg liefſt. Da ſiehſt du jetzt, was man davon hat, wenn man meinen Rath verachtet. Aber verſuch' es einmal mit mir, ich habe Mitleiden mit deinem Schickſal; noch keinen hat es gereut, der ſich an mich wandte, und wenn du den Weg nicht ſcheuſt, morgen den ganzen Tag bin ich am Tannenbühl zu ſprechen, wenn du mich rufſt." Peter merkte wohl, wer ſo zu ihm ſpreche, aber es kam ihm ein Grauen an; er antwortete nichts, ſondern lief ſeinem Haus zu.

Bei dieſen Worten wurde der Erzähler durch ein Geräuſch vor der Schenke unterbrochen. Man hörte einen Wagen anfahren, mehrere Stimmen riefen nach Licht, es wurde heftig an das Hofthor gepocht und dazwiſchen heulten mehrere Hunde. Die Kammer, die man dem Fuhrmann und den Handwerksburſchen angewieſen hatte, ging nach der Straße hinaus; die vier Gäſte ſprangen auf und liefen dorthin, um zu ſehen, was vorgefallen ſey. Soviel ſie beim Schein einer Laterne ſehen konnten, ſtand ein großer Reiſewagen vor der Schenke; ſo eben war ein großer Mann beſchäftigt, zwei verſchleierte Frauen aus dem Wagen zu heben, und einen Kutſcher in Livrée ſah man die Pferde abſpannen, ein Bedienter aber ſchnallte den Koffer los. „Dieſen ſey Gott gnädig!" ſeufzte der Fuhrmann, „wenn dieſe mit heiler Haut aus der Schenke kommen, ſo iſt mir für meinen Karren auch nicht mehr bange."

„Stille!“ flüſterte der Student, „mir ahnet, daß man eigentlich nicht uns, ſondern dieſen Damen auflauert; wahrſcheinlich waren ſie unten ſchon von ihrer Reiſe unterrichtet. Wenn man ſie nur warnen könnte; doch halt! es iſt im ganzen Wirthshaus kein anſtändiges Zimmer für die Damen, als das neben dem meinigen. Dorthin wird man ſie führen. Bleibet ihr ruhig in dieſer Kammer, ich will die Bedienten zu unterrichten ſuchen.“

Der junge Mann ſchlich ſich auf ſein Zimmer, löſchte die Kerzen aus und ließ nur das Licht brennen, das ihm die Wirthin gegeben. Dann lauſchte er an der Thüre.

Bald kam die Wirthin mit den Damen die Treppe herauf und führte ſie mit freundlichen ſanften Worten in das Zimmer neben an. Sie redete ihren Gäſten zu, ſich bald niederzulegen, weil ſie von der Reiſe erſchöpft ſeyn werden; dann ging ſie wieder hinab. Bald darauf hörte der Student ſchwere männliche Tritte die Treppe herauf kommen; er öffnete behutſam die Thüre und erblickte durch eine kleine Spalte den großen Mann, welcher die Damen aus dem Wagen gehoben; er trug ein Jagdkleid, hatte einen Hirſchfänger an der Seite und war wohl der Reiſeſtallmeiſter oder Begleiter der fremden Damen. Als der Student bemerkte, daß dieſer allein heraufgekommen war, öffnete er ſchnell die Thüre und winkte dem Mann, zu ihm einzutreten. Verwundert trat dieſer näher, und ehe er noch fragen konnte, was man von ihm wolle, flüſterte ihm jener zu: „Mein Herr, Sie ſind heute Nacht in eine Räuberſchenke gerathen.“

Der Mann erſchrack; der Student zog ihn aber vollends in ſeine Thüre und erzählte ihm, wie verdächtig es in dieſem Hauſe ausſehe.

Der Jäger wurde ſehr beſorgt, als er dies hörte; er belehrte den jungen Mann, daß die Damen, eine Gräfin und ihre Kammerfrau, anfänglich die ganze Nacht durch haben fahren wollen; aber etwa eine halbe Stunde von dieſer Schenke ſey ihnen ein Reiter begegnet, der ſie angerufen und gefragt habe, wohin ſie reiſen wollten. Als er vernommen, daß ſie geſonnen ſeyen, die ganze Nacht durch den Speſſart zu reiſen, habe er ihnen abgerathen, indem es gegenwärtig ſehr unſicher ſey, „wenn Ihnen am Rath eines redlichen Mannes etwas liegt," habe er hinzugeſetzt, „ſo ſtehen Sie ab von dieſem Gedanken; es liegt nicht weit von hier eine Schenke; ſo ſchlecht und unbequem ſie ſeyn mag, ſo übernachten Sie lieber daſelbſt, als daß Sie ſich in dieſer dunkeln Nacht unnöthig der Gefahr preisgeben." Der Mann, der ihnen dies gerathen, habe ſehr ehrlich und rechtlich ausgeſehen, und die Gräfin habe in der Angſt vor einem Räuberanfall befohlen, an dieſer Schenke ſtille zu halten.

Der Jäger hielt es für ſeine Pflicht, die Damen von der Gefahr, worin ſie ſchwebten, zu unterrichten. Er ging in das andere Zimmer, und bald darauf öffnete er die Thüre, welche von dem Zimmer der Gräfin in das des Studenten führte; die Gräfin, eine Dame von etwa vierzig Jahren, trat vor Schrecken bleich zu dem Studenten heraus, und ließ ſich alles noch einmal von ihm wiederholen. Dann berieth man ſich, was in dieſer mißlichen Lage zu thun ſey, und beſchloß, ſo behutſam

als möglich die zwei Bedienten, den Fuhrmann und die Handwerksburſche herbeizuholen, um im Fall eines Angriffs wenigſtens gemeinſame Sache machen zu können.

Als dieſes bald darauf geſchehen war, wurde das Zimmer der Gräfin gegen die Hausflur hin verſchloſſen und mit Kommoden und Stühlen verrammelt. Sie ſetzte ſich mit ihrer Kammerfrau aufs Bette und die zwei Bedienten hielten bei ihr Wache. Die früheren Gäſte aber und der Jäger ſetzten ſich im Zimmer des Studenten um den Tiſch und beſchloſſen die Gefahr zu erwarten. Es mochte jetzt etwa zehn Uhr ſeyn, im Hauſe war alles ruhig und ſtill, und noch machte man keine Miene, die Gäſte zu ſtören. Da ſprach der Zirkelſchmied: „um wach zu bleiben, wäre es wohl das Beſte, wir machten es wieder wie zuvor, wir erzählten nämlich, was wir von allerlei Geſchichten wiſſen, und wenn der Herr Jäger nichts dagegen hat, ſo könnten wir weiter fortfahren.“ Der Jäger aber hatte nicht nur nichts dagegen einzuwenden, ſondern um ſeine Bereitwilligkeit zu zeigen, verſprach er, ſelbſt etwas zu erzählen. Er hub an:

Said's Schicksale.

Zur Zeit Harun Al-Raſchids, des Beherrſchers von Bagdad, lebte ein Mann in Balſora, mit Namen Benezar. Er hatte gerade ſo viel Vermögen, um für ſich bequem und ruhig leben zu können, ohne ein Geſchäft oder einen Handel zu treiben; auch als ihm ein Sohn geboren wurde, ging er von dieſer Weiſe nicht ab. „Warum ſoll ich in meinem Alter noch ſchachern und handeln,“ ſprach er zu ſeinen Nachbarn, „um vielleicht

Said, meinem Sohn, tauſend Goldſtücke mehr hinterlaſſen zu können, wenn es gut geht, und geht es ſchlecht, tauſend weniger? Wo zwei ſpeiſen, wird auch ein dritter ſatt, ſagt das Sprichwort, und wenn er nur ſonſt ein guter Junge wird, ſoll es ihm an nichts fehlen.“ So ſprach Benezar und hielt Wort; denn er ließ auch ſeinen Sohn nicht zum Handel oder einem Gewerbe erziehen, doch unterließ er nicht, die Bücher der Weisheit mit ihm zu leſen, und da nach ſeiner Anſicht einen jungen Mann außer Gelehrſamkeit und Ehrfurcht vor dem Alter nichts mehr zierte, als ein gewandter Arm und Muth, ſo ließ er ihn frühe in den Waffen unterweiſen, und Said galt bald unter ſeinen Altersgenoſſen, ja ſelbſt unter älteren Jünglingen für einen gewaltigen Kämpfer, und im Reiten und Schwimmen that es ihm keiner zuvor.

Als er achtzehn Jahre alt war, ſchickte ihn ſein Vater nach Mekka zum Grab des Propheten, um an Ort und Stelle ſein Gebet und ſeine religiöſen Uebungen zu verrichten, wie es Sitte und Gebot erfordern. Ehe er abreiste, ließ ihn ſein Vater noch einmal vor ſich kommen, lobte ſeine Aufführung, gab ihm gute Lehren, verſah ihn mit Geld und ſprach dann: „Noch etwas, mein Sohn Said! Ich bin ein Mann, der über die Vorurtheile des Pöbels erhaben iſt. Ich höre zwar gerne Geſchichten von Feyen und Zauberern erzählen, weil mir die Zeit dabei angenehm vergeht; doch bin ich weit entfernt daran zu glauben, wie ſo viele unwiſſende Menſchen thun, daß dieſe Genien, oder wer ſie ſonſt ſeyn mögen, Einfluß auf das Leben und Treiben der Menſchen haben. Deine Mutter aber, ſie iſt jetzt zwölf

Jahre todt, deine Mutter glaubte ſo feſt daran, als an den Koran; ja ſie hat mir in einer einſamen Stunde, nachdem ich ihr geſchworen, es niemand als ihrem Kind zu entdecken, vertraut, daß ſie ſelbſt von ihrer Geburt an mit einer Fee in Berührung geſtanden habe. Ich habe ſie deßwegen ausgelacht, und doch muß ich geſtehen, Said, daß bei deiner Geburt einige Dinge vorfielen, die mich ſelbſt in Erſtaunen ſetzten. Es hatte den ganzen Tag geregnet und gedonnert, und der Himmel war ſo ſchwarz, daß man nichts leſen konnte ohne Licht. Aber um vier Uhr Nachmittags ſagte man mir an, es ſey mir ein Knäblein geboren. Ich eilte nach den Gemächern deiner Mutter, um meinen Erſtgebornen zu ſehen und zu ſegnen, aber alle ihre Zofen ſtanden vor der Thüre, und auf meine Fragen antworteten ſie, daß jetzt niemand in das Zimmer treten dürfe, Zemira, deine Mutter, habe alle hinausgehen heißen, weil ſie allein ſeyn wolle. Ich pochte an die Thüre, aber umſonſt, ſie blieb verſchloſſen.

„Während ich ſo halb unwillig unter den Zofen vor der Thüre ſtand, klärte ſich der Himmel ſo plötzlich auf, wie ich es nie geſehen hatte, und das Wunderbarſte war, daß nur über unſerer lieben Stadt Balſora eine reine blaue Himmelswölbung erſchien, ringsum aber lagen die Wolken ſchwarz aufgerollt, und Blitze zuckten und ſchlängelten ſich in dieſem Umkreis. Während ich noch dieſes Schauſpiel neugierig betrachtete, flog die Thüre meiner Gattin auf; ich aber ließ die Mägde noch außen harren und trat allein in das Gemach, deine Mutter zu fragen, warum ſie ſich eingeſchloſſen habe. Als ich eintrat, quoll mir ein ſo betäubender Geruch

von Roſen, Nelken und Hyacinthen entgegen, daß ich beinahe verwirrt wurde. Deine Mutter brachte mir dich dar und deutete zugleich auf ein ſilbernes Pfeifchen, das du um den Hals an einer goldenen Kette, ſo fein wie Seide, trugſt. Die gütige Frau, von welcher ich dir einſt erzählte, iſt da geweſen, ſprach deine Mutter, ſie hat deinem Knaben dieſes Angebinde gegeben. Das war alſo die Hexe, die das Wetter ſchön machte und dieſen Roſen- und Nelkenduft hinterließ? ſprach ich lachend und ungläubig. Aber ſie hätte etwas beſſeres beſcheeren können, als dieſes Pfeifchen; etwa einen Beutel voll Gold, ein Pferd oder dergleichen. Deine Mutter beſchwor mich, nicht zu ſpotten, weil die Feen, leicht erzürnt, ihren Segen in Unſegen verwandeln.

„Ich that es ihr zu Gefallen uud ſchwieg, weil ſie krank war; wir ſprachen auch nicht mehr von dem ſonderbaren Vorfall bis ſechs Jahre nachher, als ſie fühlte, daß ſie, ſo jung ſie war, ſterben müſſe. Da gab ſie mir das Pfeifchen, trug mir auf, es einſt, wenn du zwanzig Jahre alt ſeyeſt, dir zu geben, denn keine Stunde zuvor dürfe ich dich von mir laſſen. Sie ſtarb. Hier iſt nun das Geſchenk,“ fuhr Benezar fort, indem er ein ſilbernes Pfeifchen an einer langen goldenen Kette aus einem Käſtchen hervorſuchte, „und ich gebe es dir in deinem achtzehnten, ſtatt in deinem zwanzigſten Jahre, weil du abreiſeſt, und ich vielleicht, ehe du heimkehrſt, zu meinen Vätern verſammelt werde. Ich ſehe keinen vernünftigen Grund ein, warum du noch zwei Jahre hier bleiben ſollſt, wie es deine beſorgte Mutter wünſchte. Du biſt ein guter und geſcheuter Junge, führſt die Waffen ſo

gut, als einer von vierundzwanzig Jahren, daher kann ich dich heute eben so gut für mündig erklären, als wärest du schon zwanzig. Und nun ziehe im Frieden und denke im Glück und Unglück, vor welchem der Himmel dich bewahren wolle, an deinen Vater."

So sprach Benezar von Balsora, als er seinen Sohn entließ. Said nahm bewegt von ihm Abschied, hing die Kette um den Hals, steckte das Pfeifchen in den Gürtel, schwang sich aufs Pferd und ritt nach dem Ort, wo sich die Karavane nach Mekka versammelte. In kurzer Zeit waren an achtzig Kameele und viele hundert Reiter beisammen; die Karavane setzte sich in Marsch, und Said ritt aus dem Thor von Balsora, seiner Vaterstadt, die er in langer Zeit nicht mehr sehen sollte.

Das Neue einer solchen Reise und die mancherlei nie gesehenen Gegenstände, die sich ihm aufdrängten, zerstreuten ihn anfangs; als man sich aber der Wüste näherte, und die Gegend immer öder und einsamer wurde, da fing er an, über manches nachzudenken und unter anderem auch über die Worte, womit ihn Benezar, sein Vater, entlassen hatte.

Er zog das Pfeifchen hervor, beschaute es hin und her und setzte es endlich an den Mund, um einen Versuch zu machen, ob es vielleicht einen recht hellen und schönen Ton von sich gebe; aber siehe, es tönte nicht; er blähte die Backen auf und blies aus Leibeskräften, aber er konnte keinen Ton hervorbringen, und unwillig über das nutzlose Geschenk, steckte er das Pfeifchen wieder in den Gürtel. Aber bald richteten

ſich alle ſeine Gedanken wieder auf die geheimniß-vollen Worte ſeiner Mutter; er hatte von Feen manches gehört, aber nie hatte er erfahren, daß dieſer oder jener Nachbar in Balſora mit einem übernatürlichen Genius in Verbindung geſtanden ſey, ſondern man hatte die Sagen von dieſen Geiſtern immer in weit entfernte Länder und alte Zeiten verſetzt, und ſo glaubte er, es gebe heutzutage keine ſolche Erſcheinungen mehr, oder die Feyen haben aufgehört, die Menſchen zu beſuchen und an ihren Schickſalen Theil zu nehmen. Obgleich er aber alſo dachte, ſo war er doch immer wieder von neuem verſucht, an irgend etwas Geheimnißvolles und Uebernatürliches zu glauben, was mit ſeiner Mutter vorgegangen ſeyn könnte, und ſo kam es, daß er beinahe einen ganzen Tag wie ein Träumender zu Pferde ſaß und weder an den Geſprächen der Reiſenden Theil nahm, noch auf ihren Geſang oder ihr Gelächter achtete.

Said war ein ſehr ſchöner Jüngling; ſein Auge war muthig und kühn, ſein Mund voll Anmuth, und ſo jung er war, ſo hatte er doch in ſeinem ganzen Weſen ſchon eine gewiſſe Würde, die man in dieſem Alter nicht ſo trifft, und der Anſtand, womit er leicht, aber ſicher und in vollem kriegeriſchen Schmuck zu Pferde ſaß, zog die Blicke manches der Reiſenden auf ſich. Ein alter Mann, der an ſeiner Seite ritt, fand Wohlgefallen an ihm und verſuchte durch manche Fragen auch ſeinen Geiſt zu prüfen. Said, welchem Ehrfurcht gegen das Alter eingeprägt worden war, antwortete beſcheiden, aber klug und umſichtig, ſo daß

der Alte eine große Freude an ihm hatte. Da aber der Geiſt des jungen Mannes ſchon den ganzen Tag nur mit einem Gegenſtand beſchäftigt war, ſo geſchah es, daß man bald auf das geheimnißvolle Reich der Feen zu ſprechen kam, und endlich fragte Said den Alten geradezu, ob er glaube, daß es Feen, gute oder böſe Geiſter, geben könne, welche den Menſchen beſchützen oder verfolgen.

Der alte Mann ſtrich ſich den Bart, neigte ſeinen Kopf hin und her und ſprach dann: „Leugnen läßt es ſich nicht, daß es ſolche Geſchichten gegeben hat, obgleich ich bis heute weder einen Geiſterzwerg noch einen Genius als Rieſe, weder einen Zauberer noch eine Fee geſehen habe.“ Der Alte hub dann an und erzählte dem jungen Mann ſo viele und wunderbare Geſchichten, daß ihm der Kopf ſchwindelte und er nicht anders dachte, als alles, was bei ſeiner Geburt vorgegangen, die Aenderung des Wetters, der ſüße Roſen- und Hyacinthenduft, ſey von großer und glücklicher Vorbedeutung, er ſelbſt ſtehe unter dem beſonderen Schutz einer mächtigen gütigen Fee, und das Pfeifchen ſey zu nichts Geringerem ihm geſchenkt worden, als der Fee im Fall der Noth zu pfeifen. Er träumte die ganze Nacht von Schlöſſern, Zauberpferden, Genien und dergleichen und lebte in einem wahren Feenreich.

Doch leider mußte er ſchon am folgenden Tag die Erfahrung machen, wie nichtig all ſeine Träume im Schlafen oder Wachen ſeyen. Die Karavane war ſchon den größten Theil des Tages im gemächlichen Schritt fortgezogen; Said, immer an der Seite ſeines

alten Gefährten, als man dunkle Schatten am fernſten Ende der Wüſte bemerkte; die einen hielten es für Sandhügel, die andern für Wolken, wieder andere für eine neue Karavane, aber der Alte, der ſchon mehrere Reiſen gemacht hatte, rief mit lauter Stimme, ſich vorzuſehen, denn es ſey eine Horde räuberiſcher Araber im Anzug. Die Männer griffen zu den Waffen, die Weiber und die Waaren wurden in die Mitte genommen, und alles war auf einen Angriff gefaßt. Die dunkle Maſſe bewegte ſich langſam über die Ebene her und war anzuſehen wie eine große Schaar Störche, wenn ſie in ferne Länder ausziehen. Nach und nach kamen ſie ſchneller heran, und kaum hatte man Männer und Lanzen unterſchieden, als ſie auch ſchon mit Windeseile herangekommen waren und auf die Karavane einſtürmten.

Die Männer wehrten ſich tapfer, aber die Räuber waren über vierhundert Mann ſtark, umſchwärmten ſie von allen Seiten, tödteten viele aus der Ferne her und machten dann einen Angriff mit der Lanze. In dieſem furchtbaren Augenblick fiel Said, der immer unter den Vorderſten wacker geſtritten hatte, ſein Pfeifchen ein, er zog es ſchnell hervor, ſetzte es an den Mund, blies und — lies es ſchmerzlich wieder ſinken, denn es gab auch nicht den leiſeſten Ton von ſich. Wüthend über dieſe grauſame Enttäuſchung zielte er und ſchoß einen Araber, der ſich durch ſeine prachtvolle Kleidung auszeichnete, durch die Bruſt; jener wankte und fiel vom Pferd.

„Allah! was habt Ihr gemacht, junger Menſch?“ rief der Alte an ſeiner Seite, „jetzt ſind wir alle verloren.“

Und ſo ſchien es auch; denn kaum ſahen die Räuber dieſen Mann fallen, als ſie ein ſchreckliches Geſchrei erhoben und mit ſolcher Wuth eindrangen, daß die wenigen noch unverwundeten Männer bald zerſprengt wurden. Said ſah ſich in einem Augenblick von fünf oder ſechs umſchwärmt. Er führte ſeine Lanze ſo gewandt, daß keiner ſich heranzunahen wagte; endlich hielt einer an, legte einen Pfeil auf, zielte und wollte eben die Sehne ſchnellen laſſen, als ihm ein anderer winkte. Der junge Mann machte ſich auf einen neuen Angriff gefaßt, aber ehe er ſich deſſen verſah, hatte ihm einer der Araber eine Schlinge über den Kopf geworfen, und ſo ſehr er ſich bemühte, das Seil zu zerreißen, ſo war doch alles umſonſt, die Schlinge wurde feſter und immer feſter angezogen, und Said war gefangen.

Die Karavane war endlich entweder ganz aufgerieben oder gefangen worden, und die Araber, welche nicht zu einem Stamm gehörten, theilten jetzt die Gefangenen und die übrige Beute und zogen dann, der eine Theil nach Süden, der andere nach Oſten. Neben Said ritten vier Bewaffnete, welche ihn oft mit bitterem Grimm anſchauten und Verwünſchungen über ihn ausſtießen; er merkte, daß es ein vornehmer Mann, vielleicht ſogar ein Prinz geweſen ſey, welchen er getödtet hatte. Die Sklaverei, welcher er entgegen ſah, war noch härter als der Tod, darum wünſchte er ſich im Stillen Glück, den Grimm der ganzen Horde auf ſich gezogen zu haben, denn er glaubte nicht anders, als in ihrem Lager getödtet zu werden. Die Bewaffneten

bewachten alle seine Bewegungen, und so oft er sich umschaute, drohten sie ihm mit ihren Spießen; einmal aber, als das Pferd des einen strauchelte, wandte er den Kopf schnell um und erblickte zu seiner Freude den Alten, seinen Reisegefährten, welchen er unter den Todten geglaubt hatte.

Endlich sah man in der Ferne Bäume und Zelte, als sie näher kamen, strömte ein ganzer Schwall von Kindern und Weibern entgegen, aber kaum hatten diese einige Worte mit den Räubern gewechselt, als sie in ein schreckliches Geheul ausbrachen und alle nach Said hinblickten, die Arme gegen ihn aufhoben und Verwünschungen ausstießen. „Jener ist es!“ schrien sie, „der den großen Almansor erschlagen hat, den tapfersten aller Männer; er muß sterben, wir wollen sein Fleisch dem Schakal der Wüste zur Beute geben.“ Dann drangen sie mit Holzstücken, Erdschollen und was sie zur Hand hatten, so furchtbar auf Said ein, daß sich die Räuber selbst ins Mittel legen mußten; „hinweg, ihr Unmündigen, fort ihr Weiber!“ riefen sie und trieben die Menge mit den Lanzen auseinander; „er hat den großen Almansor erschlagen im Gefecht und er muß sterben, aber nicht von der Hand eines Weibes, sondern vom Schwert der Tapfern.“

Als sie unter den Zelten auf einem freien Platz angelangt waren, machten sie Halt; die Gefangenen wurden je zwei und zwei zusammengebunden, die Beute in die Zelte gebracht, Said aber wurde einzeln gefesselt und in ein großes Zelt geführt. Dort saß ein alter prachtvoll gekleideter Mann, dessen ernste stolze Miene

verkündete, daß er das Oberhaupt dieſer Horde ſey. Die Männer, welche Said führten, traten traurig und mit geſenktem Haupt vor ihn hin; „das Geheul der Weiber ſagt mir, was geſchehen iſt,“ ſprach der majeſtätiſche Mann, indem er die Räuber der Reihe nach anblickte, „eure Mienen beſtätigen es, — Almanſor iſt gefallen.“

„Almanſor iſt gefallen,“ antworteten die Männer, „aber hier, Selim, Beherrſcher der Wüſte, iſt ſein Mörder, und wir bringen ihn, damit du ihn richteſt; welche Todesart ſoll er ſterben? Sollen wir ihn aus der Ferne mit Pfeilen erſchießen, ſollen wir ihn durch eine Gaſſe von Lanzen jagen, oder willſt du, daß er an einem Strick aufgehängt oder von Pferden zerriſſen werde?“

„Wer biſt du?“ fragte Selim, düſter auf den Gefangenen blickend, der zum Tod bereit, aber muthig vor ihm ſtand.

Said beantwortete ſeine Frage kurz und offen.

„Haſt du meinen Sohn meuchlings umgebracht? haſt du ihn von hinten mit einem Pfeile oder einer Lanze durchbohrt?“

„Nein, Herr!“ antwortete Said, „ich habe ihn in offenem Kampf beim Angriff auf unſere Reihen von vorne getödtet, weil er ſchon acht meiner Genoſſen vor meinen Augen erſchlagen hatte.“

„Iſt es alſo, wie er ſprach?“ fragte Selim die Männer, die ihn gefangen hatten.

„Ja, Herr, er hat Almanſor im offenen Kampf getödtet,“ ſprach einer von den Gefragten.

„Dann hat er nicht mehr und nicht minder gethan, als wir ſelbſt gethan haben würden, verſetzte Selim; „er hat ſeinen Feind, der ihm Freiheit und Leben rauben wollte, bekämpft und erſchlagen; drum löſet ſchnell ſeine Bande!“

Die Männer ſahen ihn ſtaunend an und gingen nur zaudernd und mit Widerwillen ans Werk. „So ſoll der Mörder deines Sohnes, des tapfern Almanſor, nicht ſterben?“ fragte einer, indem er wüthende Blicke auf Said warf, „hätten wir ihn lieber gleich umgebracht!“

„Er ſoll nicht ſterben!“ rief Selim, „und ich nehme ihn als meinen gerechten Antheil an der Beute, er ſey mein Diener.“

Said fand keine Worte, dem Alten zu danken; die Männer aber verließen murrend das Zelt, und als ſie den Weibern und Kindern, die draußen verſammelt waren und auf Saids Hinrichtung warteten, den Entſchluß des alten Selim mittheilten, erhoben ſie ein ſchreckliches Geheul und Geſchrei und riefen, ſie würden Almanſors Tod an ſeinem Mörder rächen, weil ſein eigener Vater die Blutrache nicht üben wolle.

Die übrigen Gefangenen wurden an die Horden vertheilt, einige entließ man, um Löſegeld für die reicheren einzutreiben, andere wurden zu den Heerden als Hirten geſchickt, und manche, die vorher von zehn Sklaven ſich bedienen ließen, mußten die niedrigſten Dienſte in dieſem Lager verſehen. Nicht ſo Said. War es ſein muthiges heldenmäßiges Ausſehen oder der geheimnißvolle Zauber einer gütigen Fee, was den alten Selim für den Jüngling einnahm? Man wußte es nicht

zu ſagen, aber Said lebte in ſeinem Zelt mehr als Sohn, denn als Diener. Aber die unbegreifliche Zuneigung des alten Mannes zog ihm die Feindſchaft der übrigen Diener zu; er begegnete überall nur feindlichen Blicken, und wenn er allein durchs Lager ging, ſo hörte er ringsumher Schimpfwörter und Verwünſchungen ausſtoßen, ja, einigemal flogen Pfeile an ſeiner Bruſt vorüber, die offenbar ihm gegolten hatten, und daß ſie ihn nicht trafen, ſchrieb er nur dem geheimnißvollen Schutze des Pfeifchen zu, das er noch auf der Bruſt trug. Oft beklagte er ſich bei Selim über dieſe Angriffe auf ſein Leben, aber vergebens ſuchte dieſer die Meuchelmörder ausfindig zu machen, denn die ganze Horde ſchien gegen den begünſtigten Fremdling verbunden zu ſeyn. Da ſprach eines Tages Selim zu ihm: „Ich hatte gehofft, du werdeſt mir vielleicht den Sohn erſetzen, der durch deine Hand umgekommen iſt; an dir und mir liegt nicht die Schuld, daß es nicht ſeyn konnte; alle ſind gegen dich erbittert, und ich ſelbſt kann dich in Zukunft nicht mehr ſchützen, denn was hilft es dir oder mir, wenn ſie dich heimlich getödtet haben, den Schuldigen zur Strafe zu ziehen? Darum, wenn die Männer von ihrem Streifzug heimkehren, werde ich ſagen, dein Vater habe mir Löſegeld geſchickt und ich werde dich durch einige treue Männer durch die Wüſte geleiten laſſen.“

„Aber kann ich irgend einem außer dir trauen?“ fragte Said beſtürzt, „werden ſie mich nicht unterwegs tödten?“

„Davor ſchützt dich der Eid, den ſie mir ſchwören müſſen und den noch keiner gebrochen hat,“ erwiederte

Selim mit großer Ruhe. Einige Tage nachher kehrten die Männer ins Lager zurück und Selim hielt sein Verſprechen. Er ſchenkte dem Jüngling Waffen, Kleider und ein Pferd, verſammelte die ſtreitbaren Männer, wählte fünf zur Begleitung Saids aus, ließ ſie einen furchtbaren Eid ablegen, daß ſie ihn nicht tödten wollen, und entließ ihn dann mit Thränen.

Die fünf Männer ritten finſter und ſchweigend mit Said durch die Wüſte; der Jüngling ſah, wie ungern ſie den Auftrag erfüllten, und es machte ihm nicht wenig Beſorgniß, daß zwei von ihnen bei jenem Kampf zugegen waren, wo er Almanſor tödtete. Als ſie etwa acht Stunden zurückgelegt hatten, hörte Said, daß ſie unter einander flüſterten, und bemerkte, daß ihre Mienen noch düſterer wurden, als vorher. Er ſtrengte ſich an aufzuhorchen, und vernahm, daß ſie ſich in einer Sprache unterhielten, die nur von dieſer Horde und immer nur bei geheimnißvollen oder gefährlichen Unternehmungen geſprochen wurde; Selim, der den Plan gehabt hatte, den jungen Mann auf immer in ſeinem Zelt zu behalten, hatte ſich manche Stunde damit abgegeben, ihn dieſe geheimnißvollen Worte zu lehren; aber es war nichts Erfreuliches, was er jetzt vernahm.

„Hier iſt die Stelle!“ ſprach einer, „hier griffen wir die Karavane an und hier fiel der tapferſte Mann von der Hand eines Knaben.“

„Der Wind hat die Spuren ſeines Pferdes verweht,“ fuhr ein anderer fort, „aber ich habe ſie nicht vergeſſen.“

„Und zu unſerer Schande ſoll der noch leben und frei ſeyn, der Hand an ihn legte? Wann hat man je gehört, daß ein Vater den Tod ſeines einzigen Sohnes nicht rächte? Aber Selim wird alt und kindiſch.“

„Und wenn es der Vater unterläßt,“ ſagte ein vierter, „ſo iſt es Freundes Pflicht, den gefallenen Freund zu rächen. Hier an dieſer Stelle ſollten wir ihn niederhauen. So iſt es recht und Brauch ſeit den älteſten Zeiten.“

„Aber wir haben dem Alten geſchworen!“ rief ein fünfter, „wir dürfen ihn nicht tödten, unſer Eid darf nicht gebrochen werden.“

„Es iſt wahr,“ ſprachen die andern, „wir haben geſchworen und der Mörder darf frei aus den Händen ſeiner Feinde.“

„Halt!“ rief einer, der Finſterſte unter allen, „der alte Selim iſt ein kluger Kopf, aber doch nicht ſo klug, als man glaubt; haben wir ihm geſchworen, dieſen Burſchen da- oder dorthin zu bringen? Nein, er nahm uns den Schwur auf ſein Leben ab und dieſes wollen wir ihm ſchenken. Aber die brennende Sonne und die ſcharfen Zähne des Schakals werden unſere Rache übernehmen. Hier an dieſer Stelle wollen wir ihn gebunden liegen laſſen.“ So ſprach der Räuber, aber ſchon ſeit einigen Minuten hatte ſich Said auf das Aeußerſte gefaßt gemacht, und indem jener noch die letzten Worte ſprach, riß er ſein Pferd auf die Seite, trieb es mit einem tüchtigen Hieb an und flog wie ein Vogel über die Ebene hin. Die fünf Männer ſtaunten einen Augenblick, aber wohl bewandert in ſolchen Verfolgungen, theilten ſie

ſich, jagten rechts und links nach, und weil ſie die Art und Weiſe, wie man in der Wüſte reiten muß, beſſer kannten, hatten zwei von ihnen den Flüchtling bald überholt, wandten ſich gegen ihn um, und als er auf die Seite floh, fand er auch dort zwei Gegner und den fünften in ſeinem Rücken. Der Eid, ihn nicht zu tödten, hielt ſie ab, ihre Waffen zu gebrauchen; ſie warfen ihm auch jetzt wieder von hinten eine Schlinge über den Kopf, zogen ihn vom Pferd, ſchlugen unbarmherzig auf ihn los, banden ihn dann an Händen und Füßen und legten ihn in den glühenden Sand der Wüſte.

Said flehte ſie um Barmherzigkeit an, er verſprach ihnen ſchreiend ein großes Löſegeld, aber lachend ſchwangen ſie ſich auf und jagten davon. Noch einige Augenblicke lauſchte er auf die leichten Tritte ihrer Roſſe, dann aber gab er ſich verloren. Er dachte an ſeinen Vater, an den Gram des alten Mannes, wenn ſein Sohn nicht mehr heimkehre; er dachte an ſein eigenes Elend, daß er ſo frühe ſterben müſſe; denn nichts war ihm gewiſſer, als daß er in dem heißen Sand den martervollen Tod des Verſchmachtens ſterben müſſe, oder daß er von einem Schakal zerriſſen werde. Die Sonne ſtieg immer höher und brannte glühend auf ſeiner Stirne; mit unendlicher Mühe gelang es ihm endlich, ſich aufzuwälzen; aber es gab ihm wenig Erleichterung. Das Pfeifchen an der Kette war durch dieſe Anſtrengung aus ſeinem Kleid gefallen. Er mühte ſich ſo lange, bis er es mit dem Mund erfaſſen konnte; endlich berührten es ſeine Lippen, er verſuchte zu blaſen, aber auch in dieſer ſchrecklichen Noth verſagte es den

Dienſt. Verzweiflungsvoll ließ er den Kopf zurückſinken und endlich beraubte ihn die ſtechende Sonne der Sinne, er fiel in eine tiefe Betäubung.

Nach vielen Stunden erwachte Said von einem Geräuſch in ſeiner Nähe, er fühlte zugleich, daß ſeine Schulter gepackt wurde, und er ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, denn er glaubte nicht anders, als ein Schakal ſey herangekommen, ihn zu zerreißen. Jetzt wurde er auch an den Beinen angefaßt, aber er fühlte, daß es nicht die Krallen eines Raubthiers ſeyen, die ihn umfaßten, ſondern die Hände eines Mannes, der ſich ſorgſam mit ihm beſchäftigte und mit zwei oder drei andern ſprach: „Er lebt," flüſterten ſie, „aber er hält uns für Feinde."

Endlich ſchlug Said die Augen auf und erblickte über ſich das Geſicht eines kleinen dicken Mannes mit kleinen Augen und langem Bart. Dieſer ſprach ihm freundlich zu, half ihm, ſich aufzurichten, reichte ihm Speiſe und Trank und erzählte ihm, während er ſich ſtärkte, er ſey ein Kaufmann aus Bagdad, heiße Kalum-Bek und handle mit Shawls und feinen Schleiern für die Frauen. Er habe eine Handelsreiſe gemacht, ſey jetzt auf der Rückkehr nach Hauſe begriffen und habe ihn elend und halbtodt im Sand liegen ſehen. Sein prachtvoller Anzug und die blitzenden Steine ſeines Dolches haben ihn aufmerkſam gemacht; er habe alles angewandt, ihn zu beleben, und es ſey ihm alſo gelungen. Der Jüngling dankte ihm für ſein Leben, denn er ſah wohl ein, daß er ohne die Dazwiſchenkunft dieſes Mannes elend hätte ſterben müſſen; und da er weder

Mittel hatte, ſich ſelbſt fortzuhelfen, noch willens war, zu Fuß und allein durch die Wüſte zu wandern, ſo nahm er dankbar einen Sitz auf einem der ſchwer beladenen Kameele des Kaufmanns an, und beſchloß für's Erſte, mit nach Bagdad zu ziehen, vielleicht könnte er dort ſich an eine Geſellſchaft, die nach Balſora reiſete, anſchließen.

Unterwegs erzählte der Kaufmann ſeinem Reiſegefährten manches von dem trefflichen Beherrſcher der Gläubigen, Harun Al-Raſchid. Er erzählte ihm von ſeiner Gerechtigkeitsliebe und ſeinem Scharfſinn, wie er die wunderbarſten Prozeſſe auf einfache und bewundernswürdige Weiſe zu ſchlichten wiſſe; unter anderem führte er die Geſchichte von dem Seiler, die Geſchichte von dem Topf mit Oliven an, Geſchichten, die jedes Kind weiß, die aber Said ſehr bewunderte. „Unſer Herr, der Beherrſcher der Gläubigen," fuhr der Kaufmann fort, „unſer Herr iſt ein wunderbarer Mann. Wenn Ihr meinet, er ſchlafe wie andere gemeine Leute, ſo täuſchet Ihr Euch ſehr. Zwei, drei Stunden in der Morgendämmerung iſt alles. Ich muß das wiſſen, denn Meſſour, ſein erſter Kämmerer, iſt mein Vetter, und obgleich er ſo verſchwiegen iſt wie das Grab, was die Geheimniſſe ſeines Herrn anbelangt, ſo läßt er doch, der guten Verwandtſchaft zu Lieb, hin und wieder einen Wink fallen, wenn er ſieht, daß einer aus Neugierde beinahe vom Verſtand kommen könnte. Statt nun wie andere Menſchen zu ſchlafen, ſchleicht der Kalif Nachts durch die Straßen von Bagdad, und ſelten verſtreicht eine Woche, worin er nicht auf ein Abenteuer ſtößt; denn Ihr müßt wiſſen, wie ja auch aus der Geſchichte

erhellt, die ſo wahr iſt, als das Wort des Propheten, daß er nicht mit der Wache und zu Pferd in vollem Putz und mit hundert Fackelträgern ſeine Runde macht, wie er wohl thun könnte, wenn er wollte, ſondern angezogen bald als Kaufmann, bald als Schiffer, bald als Soldat, bald als Mufti geht er umher und ſchaut, ob alles recht und in Ordnung ſey.

„Daher kommt es aber auch, daß man in keiner Stadt Nachts ſo höflich gegen jeden Narren iſt, auf den man ſtößt, wie in Bagdad; denn es könnte eben ſo gut der Kalif, wie ein ſchmutziger Araber aus der Wüſte ſeyn, und es wächst Holz genug, um allen Menſchen in und um Bagdad die Baſtonade zu geben.“

So ſprach der Kaufmann, und Said, ſo ſehr ihn hin und wieder die Sehnſucht nach ſeinem Vater quälte, freute ſich doch, Bagdad und den berühmten Harun Al-Raſchid zu ſehen.

Nach zehn Tagen kamen ſie in Bagdad an, und Said ſtaunte und bewunderte die Herrlichkeit dieſer Stadt, die damals gerade in ihrem höchſten Glanz war. Der Kaufmann lud ihn ein, mit in ſein Haus zu kommen, und Said nahm es gerne an, denn jetzt erſt unter dem Gewühl der Menſchen fiel es ihm ein, daß hier wahrſcheinlich außer der Luft und dem Waſſer des Tigris und einem Nachtlager auf den Stufen einer Moſchee nichts umſonſt zu haben ſeyn werde.

Den Tag nach ſeiner Ankunft, als er ſich eben angekleidet hatte und ſich geſtand, daß er in dieſem prachtvollen kriegeriſchen Aufzug ſich in Bagdad wohl ſehen laſſen könne und vielleicht manchen Blick auf

ſich ziehe, trat der Kaufmann in ſein Zimmer. Er betrachtete den ſchönen Jüngling mit ſchelmiſchem Lächeln, ſtrich ſich den Bart und ſprach dann: „das iſt alles recht ſchön, junger Herr! aber was ſoll denn nun aus Euch werden? Ihr ſeyd, kommt es mir vor, ein großer Träumer und denket nicht an den folgenden Tag; oder habt Ihr ſoviel Geld bei Euch, um dem Kleid gemäß zu leben, das Ihr traget?“

„Lieber Herr Kalum-Bek,“ ſprach der Jüngling verlegen und erröthend, „Geld habe ich freilich nicht, aber vielleicht ſtrecket Ihr mir etwas vor, womit ich heimreiſen kann; mein Vater wird es gewiß richtig erſtatten.“

„Dein Vater, Burſche?“ rief der Kaufmann laut lachend. „Ich glaube, die Sonne hat dir das Hirn verbrannt. Meinſt du, ich glaube dir ſo aufs Wort das ganze Mährchen, das du mir in der Wüſte erzählteſt, daß dein Vater ein reicher Mann in Balſora ſey, du ſein einziger Sohn, und den Anfall der Araber, und dein Leben in ihrer Horde und dies und jenes. Schon damals ärgerte ich mich über deine frechen Lügen und deine Unverſchämtheit. Ich weiß, daß in Balſora alle reichen Leute Kaufleute ſind, habe ſchon mit allen gehandelt und müßte von einem Benezar gehört haben, und wenn er nur ſechstauſend Tomans im Vermögen hätte. Es iſt alſo entweder erlogen, daß du aus Balſora biſt, oder dein Vater iſt ein armer Schlucker, deſſen hergelaufenem Jungen ich keine Kupfermünze leihen mag. Sodann der Ueberfall in der Wüſte! Wann hat man gehört, ſeit der weiſe Kalif Harun die Handelswege

durch die Wüste gesichert hat, daß es Räuber gewagt haben, eine Karavane zu plündern und sogar Menschen hinwegzuführen? Auch müßte es bekannt geworden seyn, aber auf meinem ganzen Weg, und auch hier in Bagdad, wo Menschen aus allen Gegenden der Welt zusammen kommen, hat man nichts davon gesprochen. Das ist die zweite Lüge, junger unverschämter Mensch!"

Bleich vor Zorn und Unmuth wollte Said dem kleinen bösen Mann in die Rede fallen, jener aber schrie stärker als er und focht dazu mit den Armen. „Und die dritte Lüge, du frecher Lügner, ist die Geschichte im Lager Selims. Selims Name ist wohlbekannt unter allen, die jemals einen Araber gesehen haben, aber Selim ist bekannt als der schrecklichste und grausamste Räuber, und du wagst zu erzählen, du habest seinen Sohn getödtet und seyest nicht sogleich in Stücke gehauen worden; ja du treibest die Frechheit so weit, daß du das Unglaubliche sagst, Selim habe dich gegen seine Horde beschützt, in sein eigenes Zelt aufgenommen und ohne Lösegeld entlassen, statt daß er dich aufgehängt hätte an dem nächsten besten Baum, er, der oft Reisende gehängt hat, nur um zu sehen, welche Gesichter sie machen, wenn sie aufgehängt sind. O du abscheulicher Lügner!"

„Und ich kann nichts weiter sagen," rief der Jüngling, „als daß alles wahr ist bei meiner Seele und beim Bart des Propheten!"

„Was? bei deiner Seele willst du schwören?" schrie der Kaufmann, „bei deiner schwarzen, lügenhaften Seele? wer soll da glauben? Und beim Bart des

Propheten, du, der du ſelbſt keinen Bart haſt? wer ſoll da trauen?"

„Ich habe freilich keine Zeugen," fuhr Said fort, „aber habt Ihr mich nicht gefeſſelt und elend gefunden?"

„Das beweist mir gar nichts," ſprach jener; „du biſt gekleidet wie ein ſtattlicher Räuber, und leicht haſt du einen angefallen, der ſtärker war, als du, dich überwand und band."

„Den einzelnen oder ſogar zwei möchte ich ſehen," entgegnete Said, „die mich niederſtrecken und binden, wenn ſie mir nicht von Hinten eine Schlinge über den Kopf werfen. Ihr möget in Eurem Bazar freilich nicht wiſſen, was ein Einzelner vermag, wenn er in den Waffen geübt iſt. Aber Ihr habt mir das Leben gerettet, und ich danke Euch. Was wollt Ihr denn aber jetzt mit mir beginnen? Wenn Ihr mich nicht unterſtützet, ſo muß ich betteln, und ich mag keinen meines gleichen um eine Gnade anflehen; an den Kalifen will ich mich wenden."

„So?" ſprach der Kaufmann höhniſch lächelnd, „an niemand anders wollt Ihr Euch wenden, als an unſern allergnädigſten Herrn? das heiße ich vornehm betteln! Ei, ei! bedenket aber, junger vornehmer Herr, daß der Weg zum Kalifen an meinem Vetter Meſſour vorbeigeht, und daß es mich ein Wort koſtet, den Oberkämmerer darauf aufmerkſam zu machen, wie trefflich Ihr lügen könnet. — Aber mich dauert deine Jugend, Said. Du kannſt dich beſſern, es kann noch etwas aus dir werden. Ich will dich in mein Gewölbe im Bazar nehmen, dort ſollſt du mir ein Jahr lang dienen, und iſt dies vorbei, und willſt du nicht bei mir bleiben,

so zahle ich dir deinen Lohn aus und lasse dich gehen, wohin du willst, nach Aleppo oder Medina, nach Stambul oder nach Balsora, meinetwegen zu den Unglaubigen. Bis Mittag gebe ich dir Bedenkzeit; willst du, so ist es gut; willst du nicht, so berechne ich dir nach billigem Anschlag die Reisekosten, die du mir machtest, und den Platz auf dem Kameel, mache mich mit deinen Kleidern und allem, was du hast, bezahlt und werfe dich auf die Straße; dann kannst du beim Kalifen oder beim Mufti, an der Moschee oder im Bazar betteln."

Mit diesen Worten verließ der böse Mann den unglücklichen Jüngling. Said blickte ihm voll Verachtung nach. Er war so empört über die Schlechtigkeit dieses Menschen, der ihn absichtlich mitgenommen und in sein Haus gelockt hatte, damit er ihn in seine Gewalt bekäme. Er versuchte, ob er nicht entfliehen könnte, aber sein Zimmer war vergittert und die Thüre verschlossen. Endlich, nachdem sein Sinn sich lange dagegen gesträubt hatte, beschloß er, für's erste den Vorschlag des Kaufmanns anzunehmen und ihm in seinem Gewölbe zu dienen. Er sah ein, daß ihm nichts besseres zu thun übrig bleibe; denn wenn er auch entfloh, so konnte er ohne Geld doch nicht bis Balsora kommen. Aber er nahm sich vor, sobald als möglich den Kalifen selbst um Schutz anzuflehen.

Den folgenden Tag führte Kalum-Bek seinen neuen Diener in sein Gewölbe im Bazar. Er zeigte Said alle Shawls und Schleier und andere Waaren, womit er handelte, und wies ihm seinen besonderen Dienst an. Dieser bestand darin, daß Said, angekleidet

wie ein Kaufmannsdiener, und nicht mehr im kriegeri-schen Schmuck, in der einen Hand einen Shawl, in der andern einen prachtvollen Schleier, unter der Thüre des Gewölbes stand, die vorübergehenden Männer oder Frauen anrief, seine Waaren vorzeigte, ihren Preis nannte und die Leute zum Kaufen einlud; und jetzt konnte sich Said auch erklären, warum ihn Kalum-Bek zu diesem Geschäft bestimmt habe. Er war ein kleiner häßlicher Alter, und wenn er selbst unter dem Laden stand und anrief, so sagte mancher Nachbar oder auch einer der Vorübergehenden ein witziges Wort über ihn, oder die Knaben spotteten seiner und die Frauen nannten ihn eine Vogelscheuche; aber jedermann sah gerne den jungen schlanken Said, der mit Anstand die Kunden anrief und Shawl und Schleier geschickt und zierlich zu halten wußte.

Als Kalum-Bek sah, daß sein Laden im Bazar an Kunden zunahm, seitdem Said unter der Thüre stand, wurde er freundlicher gegen den jungen Mann, speiste ihn besser, als zuvor, und war darauf bedacht, ihn in seiner Kleidung immer schön und stattlich zu halten. Aber Said wurde durch solche Beweise der milderen Gesinnungen seines Herrn wenig gerührt und sann den ganzen Tag und selbst in seinen Träumen auf gute Art und Weise, um in seine Vaterstadt zurückzukehren.

Eines Tages war im Gewölbe vieles gekauft wor-den, und alle Packknechte, welche die Waaren nach Hause trugen, waren schon versandt, als eine Frau eintrat und noch einiges kaufte. Sie hatte bald gewählt und verlangte dann jemand, der ihr gegen ein Trinkgeld die Waaren nach Hause trage. „In einer halben Stunde

kann ich Euch alles ſchicken," antwortete Kalum-Bek, „nur ſo lange müßt Ihr Euch gedulden, oder irgend einen anderen Packer nehmen."

„Seyd Ihr ein Kaufmann und wollet Euren Kunden fremde Packer mitgeben?" rief die Frau. „Kann nicht ein ſolcher Burſche im Gedräng mit meinem Pack davon laufen? Und an wen ſoll ich mich dann wenden? Nein, Eure Pflicht iſt es nach Marktrecht, mir meinen Pack nach Hauſe tragen zu laſſen, und an Euch kann und will ich mich halten."

„Aber nur eine halbe Stunde wartet, werthe Frau!" ſprach der Kaufmann, ſich immer ängſtlicher drehend; „alle meine Packknechte ſind verſchickt —"

„Das iſt ein ſchlechtes Gewölbe, das nicht immer einige Knechte übrig hat," entgegnete das böſe Weib. „Aber dort ſteht ja noch ſolch ein junger Müßiggänger; komm, junger Burſche, nimm meinen Pack und trag ihn mir nach."

„Halt, halt!" ſchrie Kalum-Bek, „das iſt mein Aushängeſchild, mein Ausrufer, mein Magnet! der darf die Schwelle nicht verlaſſen!"

„Was da!" erwiederte die alte Dame und ſteckte Said ohne weiteres ihren Pack unter den Arm; das iſt ein ſchlechter Kaufmann und elende Waaren, die ſich nicht ſelbſt loben, und erſt noch ſolch einen müßigen Bengel zum Schild brauchen. Geh, geh, Burſche, du ſollſt heute ein Trinkgeld verdienen."

„So lauf im Namen Arihmans und aller böſen Geiſter!" murmelte Kalum-Bek ſeinem Magnet zu, „und ſiehe zu, daß du bald wieder kommſt; die alte Hexe

könnte mich ins Geschrei bringen auf dem ganzen Bazar, wollte ich mich länger weigern."

Said folgte der Frau, die leichteren Schrittes, als man ihrem Alter zutrauen sollte, durch den Markt und die Straßen eilte. Sie stand endlich vor einem prachtvollen Hause still, pochte an, die Flügelthüren sprangen auf, und sie stieg eine Marmortreppe hinan und winkte Said zu folgen. Sie gelangten endlich in einen hohen weiten Saal, der mehr Pracht und Herrlichkeit enthielt, als Said jemals geschaut hatte. Dort setzte sich die alte Frau erschöpft auf ein Polster, winkte dem jungen Mann, seinen Pack niederzulegen, reichte ihm ein kleines Silberstück und hieß ihn gehen.

Er war schon an der Thüre, als eine helle feine Stimme „Said" rief; verwundert, daß man ihn hier kenne, schaute er sich um, und eine wunderschöne Dame, umgeben von vielen Sklaven und Dienerinnen, saß statt der Alten auf dem Polster. Said, ganz stumm vor Verwunderung, kreuzte seine Arme und machte eine tiefe Verbeugung.

„Said, mein lieber Junge," sprach die Dame, „so sehr ich die Unfälle bedaure, die dich nach Bagdad führten, so war doch dies der einzige, vom Schicksal bestimmte Ort, wo sich, wenn du vor dem zwanzigsten Jahr dein Vaterhaus verließest, dein Schicksal lösen würde. Said, hast du noch dein Pfeifchen?"

„Wohl hab' ich es noch!" rief er freudig, indem er die goldene Kette hervorzog, „und Ihr seyd vielleicht die gütige Fee, die mir dieses Angebinde gab, als ich geboren wurde?"

„Ich war die Freundin deiner Mutter," antwortete die Fee, „und bin auch deine Freundin, so lange du gut bleibst. Ach! daß dein Vater, der leichtsinnige Mann, meinen Rath befolgt hätte! Du würdest vielen Leiden entgangen seyn."

„Nun, es hat wohl so kommen müssen!" erwiederte Said. „Aber gnädigste Fee, lasset einen tüchtigen Nordostwind an Euren Wolkenwagen spannen, nehmet mich auf und führet mich in ein paar Minuten nach Balsora zu meinem Vater; ich will dann die sechs Monate bis zu meinem zwanzigsten Jahre geduldig dort ausharren."

Die Fee lächelte. „Du hast eine gute Weise, mit uns zu sprechen," antwortete sie, „aber, armer Said! es ist nicht möglich; ich vermag jetzt, wo du außer deinem Vaterhause bist, nichts Wunderbares für dich zu thun. Nicht einmal aus der Gewalt des elenden Kalum-Bek vermag ich dich zu befrein! er steht unter dem Schutz deiner mächtigen Feindin."

„Also nicht nur eine gütige Freundin habe ich?" fragte Said, „auch eine Feindin? Nun, ich glaube ihren Einfluß schon öfter erfahren zu haben. Aber mit Rath dürfet Ihr mich doch unterstützen? Soll ich nicht zum Kalifen gehen und ihn um Schutz bitten? Er ist ein weiser Mann, er wird mich gegen Kalum-Bek beschützen."

„Ja, Harun ist ein weiser Mann!" erwiederte die Fee, „aber leider ist er auch nur ein Mensch. Er traut seinem Großkämmerer Messour so viel als sich selbst, und er hat Recht, denn er hat Messour erprobt und treu gefunden. Messour aber traut deinem Herrn Kalum-Bek auch wie sich selbst, und darin hat er Unrecht, denn

Kalum ist ein schlechter Mann, wenn er schon Messours Verwandter ist. Kalum ist zugleich ein verschlagener Kopf und hat, sobald er hieher kam, seinem Vetter Großkämmerer eine Fabel über dich erdichtet und angeheftet, und dieser hat sie wieder dem Kalifen erzählt, so daß du, kämest du auch jetzt gleich in den Palast Harums, schlecht empfangen werden würdest, denn er traute dir nicht. Aber es gibt andere Mittel und Wege, sich ihm zu nahen, und es steht in den Sternen geschrieben, daß du seine Gnade erwerben sollst."

„Das ist freilich schlimm," sagte Said wehmüthig; „da werde ich schon noch einige Zeit der Ladenhüter des elenden Kalum-Bek seyn müssen. Aber eine Gnade, verehrte Frau, könnet Ihr mir doch gewähren. Ich bin zum Waffenwerk erzogen, und meine höchste Freude ist ein Kampfspiel, wo recht tüchtig gefochten wird mit Lanze, Bogen und stumpfem Schwert. Nun halten die edelsten Jünglinge dieser Stadt alle Woche ein solches Kampfspiel. Aber nur Leute im höchsten Schmuck, und überdies nur freie Männer dürfen in die Schranken reiten, namentlich aber kein Diener aus dem Bazar. Wenn Ihr nun bewirken könntet, daß ich alle Wochen ein Pferd, Kleider und Waffen haben könnte, und daß man mein Gesicht nicht so leicht erkennte —"

„Das ist ein Wunsch, wie ihn ein edler junger Mann wohl wagen darf," sprach die Fee; „der Vater deiner Mutter war der tapferste Mann in Persien und sein Geist scheint sich auf dich vererbt zu haben. Merke dir dies Haus; du sollst jede Woche hier ein Pferd und

zwei berittene Knappen, ferner Waffen und Kleider finden, und ein Waschwasser für dein Gesicht, daß dich für alle Augen unkenntlich machen soll. Und nun, Said, lebe wohl! Harre aus und sey klug und tugendhaft! In sechs Monaten wird dein Pfeifchen tönen und Zulima's Ohr wird für seine Töne offen seyn."

Der Jüngling schied von seiner wunderbaren Beschützerin mit Dank und Verehrung; er merkte sich das Haus und die Straße genau und ging dann nach dem Bazar zurück.

Als Said in den Bazar zurückkehrte, kam er gerade noch zu rechter Zeit, um seinen Herrn und Meister Kalum-Bek zu unterstützen und zu retten. Ein großes Gedränge war um den Laden, Knaben tanzten um den Kaufmann her und verhöhnten ihn, und die Alten lachten. Er selbst stand vor Wuth zitternd und in großer Verlegenheit vor dem Laden, in der einen Hand einen Shawl, in der andern den Schleier. Diese sonderbare Scene kam aber von einem Vorfall her, der sich nach Saids Abwesenheit ereignet hatte. Kalum hatte sich statt seines schönen Dieners unter die Thüre gestellt und ausgerufen, aber niemand mochte bei dem alten häßlichen Burschen kaufen. Da gingen zwei Männer den Bazar herab und wollten für ihre Frauen Geschenke kaufen. Sie waren suchend schon einigemal auf- und niedergegangen, und eben jetzt sah man sie mit umherirrenden Blicken wieder herabgehen.

Kalum-Bek, der dies bemerkte, wollte es sich zu Nutzen machen und rief: „Hier, meine Herren, hier! was suchet ihr? schöne Schleier, schöne Waare?"

„Guter Alter," erwiederte einer, „deine Waaren mögen recht gut seyn, aber unsere Frauen sind wunderlich, und es ist Sitte in der Stadt geworden, die Schleier bei niemand zu kaufen, als bei dem schönen Ladendiener Said; wir gehen schon eine halbe Stunde umher, ihn zu suchen und finden ihn nicht; aber kannst du uns sagen, wo wir ihn etwa treffen, so kaufen wir dir ein ander Mal ab.

„Allahit Allah!" rief Kalum-Bek freundlich grinsend, „euch hat der Prophet vor die rechte Thüre geführt. Zum schönen Ladendiener wollet ihr, um Schleier zu kaufen? Nun, tretet nur ein, hier ist sein Gewölbe.

Der eine dieser Männer lachte über Kalums kleine und häßliche Gestalt und seine Behauptung, daß er der schöne Ladendiener sey; der andere aber glaubte, Kalum wolle sich über ihn lustig machen, blieb ihm nichts schuldig, sondern schimpfte ihn weidlich. Dadurch kam Kalum-Bek außer sich; er rief seine Nachbarn zu Zeugen auf, daß man keinen andern Laden als den seinigen das Gewölbe des schönen Ladendieners nenne; aber die Nachbarn, welche ihn wegen des Zulaufs, den er seit einiger Zeit hatte, beneideten, wollten hievon nichts wissen, und die beiden Männer gingen nun dem alten Lügner, wie sie ihn nannten, ernstlich zu Leib. Kalum vertheidigte sich mehr durch Geschrei und Schimpfworte, als durch seine Faust, und so lockte er eine Menge Menschen vor sein Gewölbe; die halbe Stadt kannte ihn als einen geizigen gemeinen Filz, alle Umstehenden gönnten ihm die Püffe, die er bekam, und schon packte ihn einer der beiden Männer am Bart, als eben dieser am Arm

gefaßt und mit einem einzigen Ruck zu Boden geworfen wurde, so daß sein Turban herabfiel, und seine Pantoffeln weit hinweg flogen.

Die Menge, welche es wahrscheinlich gerne gesehen hätte, wenn Kalum-Bek mißhandelt worden wäre, murrte laut; der Gefährte des Niedergeworfenen sah sich nach dem um, der es gewagt hatte, seinen Freund niederzuwerfen; als er aber einen hohen kräftigen Jüngling mit blitzenden Augen und muthiger Miene vor sich stehen sah, wagte er es nicht, ihn anzugreifen, da überdies Kalum, dem seine Rettung wie ein Wunder erschien, auf den jungen Mann deutete und schrie: „Nun, was wollt ihr denn mehr? da steht er ja, ihr Herren, das ist Said, der schöne Ladendiener. Die Leute umher lachten, weil sie wußten, daß Kalum-Bek vorhin Unrecht geschehen war. Der niedergeworfene Mann stund beschämt auf und hinkte mit seinem Genossen weiter, ohne weder Shawl noch Schleier zu kaufen.

„O, du Stern aller Ladendiener, du Krone des Bazar!“ rief Kalum, als er seinen Diener in den Laden führte; „wahrlich, das heiße ich zu rechter Zeit kommen, das nenne ich die Hand ins Mittel legen; lag doch der Bursche auf dem Boden, als ob er nie auf den Beinen gestanden wäre, und ich — ich hätte keinen Barbier mehr gebraucht, um mir den Bart kämmen und salben zu lassen, wenn du nur zwei Minuten später kamst; womit kann ich es dir vergelten?“

Es war nur das schnelle Gefühl des Mitleids gewesen, was Saids Hand und Herz regiert hatte; jetzt, als dieses Gefühl sich legte, reute es ihn fast, daß er die

gute Züchtigung dem bösen Mann erspart hatte; ein Dutzend Barthaare weniger, dachte er, hätten ihn auf zwölf Tage sanft und geschmeidig gemacht; er suchte aber dennoch die günstige Stimmung des Kaufmanns zu benutzen und erbat sich von ihm zum Dank die Gunst, alle Woche einen Abend für sich benützen zu dürfen zu einem Spaziergang oder zu was es auch sey; Kalum gab es zu, denn er wußte wohl, daß sein gezwungener Diener zu vernünftig sey, um ohne Geld und gute Kleider zu entfliehen.

Bald hatte Said erreicht, was er wollte. Am nächsten Mittwoch, dem Tag, wo sich die jungen Leute aus den vornehmsten Ständen auf einem öffentlichen Platz der Stadt versammelten, um ihre kriegerischen Uebungen zu halten, sagte er Kalum, er wolle diesen Abend für sich benützen, und als dieser es erlaubt hatte, ging er in die Straße, wo die Fee wohnte, pochte an und sogleich sprang die Pforte auf. Die Diener schienen auf seine Ankunft schon vorbereitet gewesen zu seyn, denn ohne ihn erst nach seinem Begehren zu fragen, führten sie ihn die Treppe hinan in ein schönes Gemach; dort reichten sie ihm zuerst das Waschwasser, das ihn unkenntlich machen sollte. Er benetzte sein Gesicht damit, schaute dann in einen Metallspiegel und kannte sich beinahe selbst nicht mehr, denn er war jetzt von der Sonne gebräunt, trug einen schönen schwarzen Bart und sah zum mindesten zehn Jahre älter aus, als er in der That zählte.

Hierauf führten sie ihn in ein zweites Gemach, wo er eine vollständige und prachtvolle Kleidung fand, an welcher sich der Kalif von Bagdad selbst nicht hätte

ſchämen dürfen an dem Tag, wo er in vollem Glanze ſeiner Herrlichkeit ſein Heer muſterte. Außer einem Turban vom feinſten Gewebe, mit einer Agraffe von Diamanten und hohen Reiherfedern, einem Kleid von ſchwerem rothem Seidenzeug mit ſilbernen Blumen durchwirkt, fand Said einen Bruſtpanzer von ſilbernen Ringen, der ſo fein gearbeitet war, daß er ſich nach jeder Bewegung des Körpers ſchmiegte, und doch zugleich ſo feſt, daß ihn weder die Lanze, noch das Schwert durchdringen konnten. Eine Damascenerklinge in reich verzierter Scheide mit einem Griff, deſſen Steine Said unſchätzbar däuchten, vollendete ſeinen kriegeriſchen Schmuck. Als er völlig gerüſtet wieder aus der Thüre trat, überreichte ihm einer der Diener ein ſeidenes Tuch und ſagte ihm, daß die Gebieterin des Hauſes ihm dieſes Tuch ſchicke; wenn er damit ſein Geſicht abwiſche, ſo werde der Bart und die braune Farbe verſchwinden.

In dem Hof des Hauſes ſtanden drei ſchöne Pferde; das ſchönſte beſtieg Said, die beiden andern ſeine Diener, und dann trabte er freudig dem Platze zu, wo die Kampfſpiele gehalten werden ſollten. Durch den Glanz ſeiner Kleider und die Pracht ſeiner Waffen zog er aller Augen auf ſich, und ein allgemeines Geflüſter des Staunens entſtand, als er in den Ring, welchen die Menge umgab, einritt. Es war eine glänzende Verſammlung der tapferſten und edelſten Jünglinge Bagdads; ſelbſt die Brüder des Kalifen ſah man ihre Roſſe tummeln und die Lanzen ſchwingen. Als Said heranritt, und niemand ihn zu kennen ſchien, ritt der Sohn des Großveziers mit einigen Freunden auf ihn zu, grüßte

ihn ehrerbietig, lud ihn ein, an ihren Spielen Theil zu nehmen, und fragte ihn nach seinem Namen und seinem Vaterland. Said gab vor, er heiße Almansor und komme von Kairo, sey auf einer Reise begriffen und habe von der Tapferkeit und Geschicklichkeit der jungen Edeln von Bagdad so vieles gehört, daß er nicht gesäumt habe, sie zu sehen und kennen zu lernen. Den jungen Leuten gefiel der Anstand und das muthige Wesen Said-Almansors, sie ließen ihm eine Lanze reichen und seine Partei wählen, denn die ganze Gesellschaft hatte sich in zwei Parteien getheilt, um einzeln und in Schaaren gegen einander zu fechten.

Aber hatte schon Saids Aeußeres die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, so staunte man jetzt noch mehr über seine ungewöhnliche Geschicklichkeit und Behendigkeit. Sein Pferd war schneller als ein Vogel, und sein Schwert schwirrte noch behender umher. Er warf die Lanze so leicht, weit und sicher, als wäre sie ein Pfeil, den er von einem sicheren Bogen abgeschnellt hätte. Die Tapfersten seiner Gegenpartei besiegte er, und am Schluß der Spiele war er so allgemein als Sieger anerkannt, daß einer der Brüder des Kalifen und der Sohn des Großveziers, die auf Saids Seite gekämpft hatten, ihn baten, auch mit ihnen zu streiten. Ali, der Bruder des Kalifen, wurde von ihm besiegt, aber der Sohn des Großveziers widerstand ihm so tapfer, daß sie es nach langem Kampf für besser hielten, die Entscheidung für das nächste Mal aufzusparen.

Den Tag nach diesen Spielen sprach man in ganz Bagdad von nichts als dem schönen, reichen und tapfern

Fremdling; alle, die ihn geſehen hatten, ja ſelbſt die von ihm beſiegt waren, waren entzückt von ſeinen edlen Sitten, und ſogar vor ſeinen eigenen Ohren im Gewölbe Kalum-Beks wurde über ihn geſprochen, und man beklagte nur, daß niemand wiſſe, wo er wohne. Das nächſte Mal fand er im Hauſe der Fee ein noch ſchöneres Kleid und noch köſtlichern Waffenſchmuck. Diesmal hatte ſich halb Bagdad zugedrängt, ſelbſt der Kalif ſah von einem Balkon herab dem Schauſpiel zu; auch er bewunderte den Fremdling Almanſor und hing ihm, als die Spiele geendet hatten, eine große Denkmünze von Gold an einer goldenen Kette um den Hals, um ihm ſeine Bewunderung zu bezeigen. Es konnte nicht anders kommen, als daß dieſer zweite, noch glänzendere Sieg den Neid der jungen Leute von Bagdad aufregte. „Ein Fremdling", ſprachen ſie unter einander, „ſoll hieher kommen nach Bagdad, uns Ruhm, Ehre und Sieg zu entreißen? Er ſoll ſich an andern Orten damit brüſten können, daß unter der Blüthe von Bagdads Jünglingen keiner geweſen ſey, der es entfernt hätte mit ihm aufnehmen können?" So ſprachen ſie und beſchloſſen, beim nächſten Kampfſpiel, als wäre es durch Zufall geſchehen, zu fünf oder ſechs über ihn herzufallen.

Saids ſcharfen Blicken entgingen dieſe Zeichen des Unmuths nicht; er ſah, wie ſie in der Ecke zuſammen ſtanden, flüſterten und mit böſen Mienen auf ihn deuteten; er ahnete, daß außer dem Bruder des Kalifen und dem Sohn des Großveziers keiner ſehr freundlich gegen ihn geſinnt ſeyn möchte, und dieſe ſelbſt wurden ihm durch ihre Fragen läſtig: wo ſie ihn aufſuchen

könnten, womit er sich beschäftige, was ihm in Bagdad wohlgefallen habe und dergleichen.

Es war ein sonderbarer Zufall, daß derjenige der jungen Männer, welcher Said-Almansor mit den grimmigsten Blicken betrachtete und am feindseligsten gegen ihn gesinnt schien, niemand anders war, als der Mann, den er vor einiger Zeit bei Kalum-Beks Bude niedergeworfen hatte, als er gerade im Begriff war, dem unglücklichen Kaufmann den Bart auszureißen. Dieser Mann betrachtete ihn immer aufmerksam und neidisch; Said hatte ihn zwar schon einigemal besiegt, aber dies war kein hinlänglicher Grund zu solcher Feindseligkeit, und Said fürchtete schon, jener möchte ihn an seinem Wuchs oder an der Stimme als Kalum-Beks Ladendiener erkannt haben, eine Entdeckung, die ihn dem Spott und der Rache dieser Leute aussetzen würde. Der Anschlag, welchen ,eine Neider auf ihn gemacht hatten, scheiterte sowohl an seiner Vorsicht und Tapferkeit, als auch an der Freundschaft, womit ihm der Bruder des Kalifen und der Sohn des Großveziers zugethan waren. Als diese sahen, daß er von wenigstens sechs umringt sey, die ihn vom Pferd zu wenden oder zu entwaffnen suchten, sprengten sie herbei, jagten den ganzen Trupp auseinander und drohten den jungen Leuten, welche so verrätherisch gehandelt hatten, sie aus der Kampfbahn zu stoßen. Mehr denn vier Monate hatte Said auf diese Weise zum Erstaunen Bagdads seine Tapferkeit erprobt, als er eines Abends beim Nachhausegehen von dem Kampfplatz einige Stimmen vernahm, die ihm bekannt schienen. Vor ihm gingen vier Männer,

die ſich langſamen Schrittes über etwas zu berathen ſchienen. Als Said leiſe näher trat, hörte er, daß ſie den Dialekt der Horde Selims in der Wüſte ſprachen, und ahnete, daß die vier Männer auf irgend eine Räuberei ausgehen. Sein erſtes Gefühl war, ſich von dieſen Vieren zurückzuziehen; als er aber bedachte, daß er irgend etwas Böſes verhindern könnte, ſchlich er ſich noch näher herzu, dieſe Männer zu behorchen.

„Der Thürſteher hat ausdrücklich geſagt, die Straße rechts vom Bazar," ſprach der eine, „dort werde und müſſe er heute Nacht mit dem Großvezier durchkommen."

„Gut," antwortete ein anderer; „den Großvezier fürchte ich nicht, er iſt alt und wohl kein ſonderlicher Held, aber der Kalif ſoll ein gutes Schwer führen, und ich traue ihm nicht; es ſchleichen ihm gewiß zehn oder zwölf von der Leibwache nach."

„Keine Seele," entgegnete ihm ein dritter. „Wenn man ihn je geſehen und erkannt hat bei Nacht, war er immer nur allein mit dem Vezier oder mit dem Oberkämmerling. Heute Nacht muß er unſer ſeyn, aber es darf ihm kein Leid geſchehen."

„Ich denke, das Beſte iſt," ſprach der erſte, „wir werfen ihm eine Schlinge über den Kopf; tödten dürfen wir ihn nicht, denn für ſeinen Leichnam würden ſie ein geringes Löſegeld geben, und überdies wären wir nicht ſicher, es zu bekommen."

„Alſo eine Stunde vor Mitternacht!" ſagten ſie zuſammen und ſchieden, der eine hier hin, der andere dorthin.

Said war über dieſen Anſchlag nicht wenig erſchrocken. Er beſchloß, ſogleich zum Palaſt des Kalifen

zu eilen und ihn von der Gefahr, die ihm drohte, zu unterrichten. Aber als er schon durch mehrere Straßen gelaufen war, fielen ihm die Worte der Fee bei, die ihm gesagt hatte, wie schlecht er bei dem Kalifen angeschrieben sey; er bedachte, daß man vielleicht seine Angabe verlachen, oder als einen Versuch, bei dem Beherrscher von Bagdad sich einzuschmeicheln, ansehen könnte, und so hielt er seine Schritte an, und achtete es für das Beste, sich auf sein gutes Schwert zu verlassen und den Kalifen persönlich aus den Händen der Räuber zu retten.

Er ging daher nicht in Kalum-Beks Haus zurück, sondern setzte sich auf die Stufen einer Moschee und wartete dort, bis die Nacht völlig angebrochen war; dann ging er am Bazar vorbei in jene Straße, welche die Räuber bezeichnet hatten und verbarg sich hinter dem Vorsprung eines Hauses. Er mochte ungefähr eine Stunde dort gestanden seyn, als er zwei Männer langsam die Straße herabkommen hörte; anfänglich glaubte er, es sey der Kalif und sein Großvezier; aber einer der Männer klatschte in die Hand, und sogleich eilten zwei andere sehr leise die Straße herauf vom Bazar her. Sie flüsterten eine Weile und vertheilten sich dann; drei versteckten sich nicht weit von ihm, und einer ging in der Straße auf und ab. Die Nacht war sehr finster, aber stille, und so mußte sich Said auf sein scharfes Ohr beinahe ganz allein verlassen.

Wieder war etwa eine halbe Stunde vergangen, als man gegen den Bazar hin Schritte vernahm. Der Räuber mochte sie auch gehört haben; er schlich an Said vorüber dem Bazar zu. Die Schritte kamen näher, und

ſchon konnte Said einige dunkle Geſtalten erkennen, als der Räuber in die Hände klatſchte, und in demſelben Augenblick ſtürzten die drei aus dem Hinterhalt hervor. Die Angegriffenen mußten übrigens bewaffnet ſeyn, denn er vernahm den Klang von aneinandergeſchlagenen Schwertern. Sogleich zog er ſeine Damascenerklinge und ſtürzte ſich mit dem Ruf: „nieder mit den Feinden des großen Harun!“ auf die Räuber, ſtreckte mit dem erſten Hieb einen zu Boden und drang dann auf zwei andere ein, die eben im Begriff waren, einen Mann, um welchen ſie einen Strick geworfen hatten, zu entwaffnen. Er hieb blindlings auf den Strick ein, um ihn zu zerſchneiden, aber er traf dabei einen der Räuber ſo heftig über den Arm, daß er ihm die Hand abſchlug; der Räuber ſtürzte mit fürchterlichem Geſchrei auf die Knie. Jetzt wandte ſich der vierte, der mit einem andern Mann gefochten hatte, gegen Said, der noch mit dem dritten im Kampf war, aber der Mann, um welchen man die Schlinge geworfen hatte, ſah ſich nicht ſobald frei, als er ſeinen Dolch zog und ihn dem Angreifenden von der Seite in die Bruſt ſtieß. Als dies der noch übergebliebene ſah, warf er ſeinen Säbel weg und floh.

Said blieb nicht lange in Ungewißheit, wen er gerettet habe; denn der größere der beiden Männer trat zu ihm und ſprach: „das Eine iſt ſo ſonderbar wie das Andere, dieſer Angriff auf mein Leben oder meine Freiheit, wie die unbegreifliche Hülfe und Rettung. Wie wußtet Ihr, wer ich bin? Habt Ihr von dem Anſchlag dieſer Menſchen gewußt?“

„Beherrſcher der Gläubigen," antwortete Said, „denn ich zweifle nicht, daß du es biſt, ich ging heute Abend durch die Straße El Malek hinter einigen Männern, deren fremden und geheimnißvollen Dialekt ich einſt gelernt habe. Sie ſprachen davon, dich gefangen zu nehmen und den würdigen Mann, deinen Vezier zu tödten. Weil es nun zu ſpät war, dich zu warnen, beſchloß ich, an den Platz zu gehen, wo ſie dir auflauern wollten, um dir beizuſtehen."

„Danke dir," ſprach Harun, „an dieſer Stätte iſt übrigens nicht gut weilen; nimm dieſen Ring und komm damit morgen in meinen Palaſt; wir wollen dann mehr über dich und deine Hülfe reden und ſehen, wie ich dich am beſten belohnen kann. Komm, Vezier, hier iſt nicht gut weilen, ſie könnten wieder kommen."

Er ſprach es und wollte den Großvezier fortziehen, nachdem er dem Jüngling einen Ring an den Finger geſteckt hatte; dieſer aber bat ihn, noch ein wenig zu verweilen, wandte ſich um und reichte dem überraſchten Jüngling einen ſchweren Beutel: „junger Mann," ſprach er, „mein Herr, der Kalif, kann dich zu allem machen, wozu er will, ſelbſt zu meinem Nachfolger, ich ſelbſt kann wenig thun, und was ich thun kann, geſchieht heute beſſer als morgen; drum nimm dieſen Beutel. Das ſoll meinen Dank übrigens nicht abkaufen. So oft du irgend einen Wunſch haſt, komm getroſt zu mir."

Ganz trunken von Glück eilte Said nach Hauſe. Aber hier wurde er übel empfangen; Kalum-Bek wurde über ſein langes Ausbleiben zuerſt unwillig und dann beſorgt, denn er dachte, er könnte leicht den ſchönen

Aushängeſchild ſeines Gewölbes verlieren. Er empfing ihn mit Schmähworten und tobte und raste wie ein Wahnſinniger. Aber Said, der einen Blick in den Beutel gethan und gefunden hatte, daß er lauter Goldſtücke enthalte, bedachte, daß er jetzt nach ſeiner Heimath reiſen könne, auch ohne die Gnade des Kalifen, die gewiß nicht geringer war, als der Dank ſeines Veziers, und ſo blieb er ihm kein Wort ſchuldig, ſondern erklärte ihm rund und deutlich, daß er keine Stunde länger bei ihm bleiben werde. Von Anfang erſchrack Kalum-Bek hierüber ſehr, dann aber lachte er höhniſch und ſprach: „Du Lump und Landläufer, du ärmlicher Wicht! wohin willſt du denn deine Zuflucht nehmen, wenn ich meine Hand von dir abziehe? Wo willſt du ein Mittageſſen bekommen und wo ein Nachtlager?“

„Das ſoll Euch nicht kümmern, Herr Kalum-Bek,“ antwortete Said trotzig, „gehabt Euch wohl, mich ſehet Ihr nicht wieder!“

Er ſprach es und lief zur Thüre hinaus, und Kalum-Bek ſchaute ihm ſprachlos vor Staunen nach. Den andern Morgen aber, nachdem er ſich den Fall recht überlegt hatte, ſchickte er ſeine Packknechte aus und ließ überall nach dem Flüchtling ſpähen. Lange ſuchten ſie umſonſt, endlich aber kam einer zurück und ſagte, er habe Said, den Ladendiener, aus einer Moſchee kommen und in eine Karavanſerai gehen ſehen. Er ſey aber ganz verändert, trage ein ſchönes Kleid, einen Dolch und Säbel, und einen prachtvollen Turban.

Als Kalum-Bek dies hörte, ſchwur er und rief: „beſtohlen hat er mich und ſich dafür gekleidet. O ich

geſchlagener Mann!“ Dann lief er zum Aufſeher der Polizei, und da man wußte, daß er ein Verwandter von Meſſour, dem Oberkämmerling ſey, ſo wurde es ihm nicht ſchwer, einige Polizeidiener von ihm zu erlangen, um Said zu verhaften. Said ſaß vor einer Karavanſerai und beſprach ſich ganz ruhig mit einem Kaufmann, den er da gefunden, über eine Reiſe nach Balſora, ſeiner Vaterſtadt; da fielen plötzlich einige Männer über ihn her und banden ihm, trotz ſeiner Gegenwehr, die Hände auf den Rücken. Er fragte ſie, was ſie zu dieſer Gewaltthat berechtige, und ſie antworteten, es geſchehe im Namen der Polizei und ſeines rechtmäßigen Gebieters Kalum-Bek. Zugleich trat der kleine häßliche Mann herzu, verhöhnte und verſpottete Said, griff in ſeine Taſche und zog zum Staunen der Umſtehenden und mit Triumphgeſchrei einen großen Beutel mit Gold heraus.

„Sehet! das alles hat er mir nach und nach geſtohlen, der ſchlechte Menſch!“ rief er, und die Leute ſahen mit Abſcheu auf den Gefangenen und riefen: „wie! noch ſo jung, ſo ſchön und doch ſo ſchlecht! Zum Gericht, zum Gericht, damit er die Baſtonade erhalte!“ So ſchleppten ſie ihn fort, und ein ungeheurer Zug Menſchen aus allen Ständen ſchloß ſich an, ſie riefen: „Sehet, das iſt der ſchöne Ladendiener vom Bazar; er hat ſeinen Herrn beſtohlen und iſt entflohen; zweihundert Goldſtücke hat er geſtohlen.“

Der Aufſeher der Polizei empfing den Gefangenen mit finſterer Miene; Said wollte ſprechen, aber der Beamte gebot ihm zu ſchweigen und verhörte nur den

kleinen Kaufmann. Er zeigte ihm den Beutel und fragte ihn, ob ihm dieſes Gold geſtohlen worden ſey; Kalum-Bek beſchwor es; aber ſein Meineid verhalf ihm zwar zu dem Gold, doch nicht zu dem ſchönen Ladendiener, der ihm tauſend Goldſtücke werth war, denn der Richter ſprach: „Nach einem Geſetz, das mein großmächtigſter Herr, der Kalif, erſt vor wenigen Tage geſchärft hat, wird jeder Diebſtahl, der hundert Goldſtücke überſteigt und auf dem Bazar begangen wird, mit ewiger Verbannung auf eine wüſte Inſel beſtraft. Dieſer Dieb kommt gerade zu rechter Zeit, er macht die Zahl von zwanzig ſolcher Burſche voll; morgen werden ſie auf eine Barke gepackt und in die See geführt.“

Said war in Verzweiflung, er beſchwor den Beamten, ihn anzuhören, ihn nur ein Wort mit dem Kalifen ſprechen zu laſſen, aber er fand keine Gnade. Kalum-Bek, der jetzt ſeinen Schwur bereute, ſprach ebenfalls für ihn, aber der Richter antwortete: „du haſt dein Gold und kannſt zufrieden ſeyn, gehe nach Hauſe und verhalte dich ruhig, ſonſt ſtrafe ich dich für jeden Widerſpruch um zehn Goldſtücke.“ Kalum ſchwieg beſtürzt, der Richter aber winkte und der unglückliche Said wurde abgeführt.

Man brachte ihn ein finſteres und feuchtes Gefängniß; neunzehn elende Menſchen lagen dort auf Stroh umher und empfingen ihn als ihren Leidensgefährten mit rohem Gelächter und Verwünſchungen gegen den Richter und den Kalifen. So ſchrecklich ſein Schickſal vor ihm lag, ſo fürchterlich der Gedanke war, auf eine wüſte Inſel verbannt zu werden, ſo fand er doch noch

einigen Troſt darin, ſchon am folgenden Tag aus dieſem ſchrecklichen Gefängniß erlöst zu werden. Aber er täuſchte ſich ſehr, als er glaubte, ſein Zuſtand auf dem Schiff werde beſſer ſeyn. In den unterſten Raum, wo man nicht aufrecht ſtehen konnte, wurden die zwanzig Verbrecher hinabgeworfen, und dort ſtießen und ſchlugen ſie ſich um die beſten Plätze.

Die Anker wurden gelichtet, und Said weinte bittere Thränen, als das Schiff, das ihn von ſeinem Vaterland entführen ſollte, ſich zu bewegen anfing. Nur einmal des Tages theilte man ihnen ein wenig Brod und Früchte und einen Trunk ſüßen Waſſers aus, und ſo dunkel war es in dem Schiffsraum, daß man immer Lichter herabbringen mußte, wenn die Gefangenen ſpeiſen ſollten. Beinahe alle zwei, drei Tage fand man einen Todten unter ihnen, ſo ungeſund war die Luft in dieſem Waſſerkerker, und Said wurde nur durch ſeine Jugend und ſeine feſte Geſundheit erhalten.

Vierzehn Tage waren ſie ſchon auf dem Waſſer, als eines Tages die Wellen heftiger rauſchten, und ein ungewöhnliches Treiben und Rennen auf dem Schiffe entſtand.

Said ahnete, daß ein Sturm im Anzug ſey; es war ihm ſogar angenehm, denn er hoffte dann zu ſterben.

Heftiger wurde das Schiff hin- und hergeworfen, und endlich ſaß es mit ſchrecklichem Krachen feſt. Geſchrei und Geheul ſcholl von dem Verdeck herab und miſchte ſich mit dem Brauſen des Sturmes. Endlich wurde es wieder ſtille, aber zu gleicher Zeit entdeckte auch einer der Gefangenen, daß das Waſſer in das

Schiff eindringe. Sie pochten an der Fallthüre nach oben, aber man antwortete ihnen nicht. Als daher das Waſſer immer heftiger eindrang, drängten ſie ſich mit vereinigten Kräften gegen die Thüre und ſprengten ſie auf.

Sie ſtiegen die Treppe hinan, aber oben fanden ſie keinen Menſchen mehr. Die ganze Schiffsmannſchaft hatte ſich in Böte gerettet. Jetzt geriethen die meiſten Gefangenen in Verzweiflung; denn der Sturm wüthete immer heftiger, das Schiff krachte und ſenkte ſich. Noch einige Stunden ſaßen ſie auf dem Verdeck und hielten ihre letzte Mahlzeit von den Vorräthen, die ſie im Schiff gefunden, dann erneuerte ſich auf einmal der Sturm, das Schiff wurde von der Klippe, worauf es feſt ſaß, hinweggeriſſen und brach zuſammen.

Said hatte ſich am Maſt angeklammert und hielt ihn, als das Schiff geborſten war, noch immer feſt. Die Wellen warfen ihn hin und her, aber er hielt ſich, mit den Füßen rudernd, immer wieder oben. So ſchwamm er in immerwährender Todesgefahr eine halbe Stunde, da fiel die Kette mit dem Pfeifchen wieder aus ſeinem Kleid, und noch einmal wollte er verſuchen, ob es nicht töne. Mit der einen Hand klammerte er ſich feſt, mit der andern ſetzte er es an ſeinen Mund, blies, ein heller klarer Ton erſcholl, und augenblicklich legte ſich der Sturm und die Wellen glätteten ſich, als hätte man Oel darauf ausgegoſſen. Kaum hatte er ſich mit leichterem Athem umgeſehen, ob er nicht irgendwo Land erſpähen könnte, als der Maſt unter ihm ſich auf eine ſonderbare Weiſe auszudehnen und zu bewegen anfing,

und zu seinem nicht geringen Schrecken nahm er wahr, daß er nicht mehr auf Holz, sondern auf einem ungeheuren Delphin reite; nach einigen Augenblicken aber kehrte seine Fassung zurück, und da er sah, daß der Delphin zwar schnell, aber ruhig und gelassen seine Bahn fortschwimme, schrieb er seine wunderbare Rettung dem silbernen Pfeifchen und der gütigen Fee zu und rief seinen feurigsten Dank in die Lüfte.

Pfeilschnell trug ihn sein wunderbares Pferd durch die Wogen, und noch ehe es Abend wurde, sah er Land und erkannte einen breiten Fluß, in welchen der Delphin auch sogleich einbog. Stromaufwärts ging es langsamer, und um nicht verschmachten zu müssen, nahm Said, der sich aus alten Zaubergeschichten erinnerte, wie man zaubern müsse, das Pfeifchen heraus, pfiff laut und herzhaft und wünschte sich dann ein gutes Mahl. Sogleich hielt der Fisch stille, und hervor aus dem Wasser tauchte ein Tisch, so wenig naß, als ob er acht Tage an der Sonne gestanden wäre, und reich besetzt mit köstlichen Speisen. Said griff weidlich zu, denn seine Kost während seiner Gefangenschaft war schmal und elend gewesen, und als er sich hinlänglich gesättigt hatte, sagte er Dank; der Tisch tauchte nieder, er aber stauchte den Delphin in die Seite und sogleich schwamm dieser weiter den Fluß hinauf.

Die Sonne fing schon an zu sinken, als Said in dunkler Ferne eine große Stadt erblickte, deren Minarets ihm Aehnlichkeit mit denen von Bagdad zu haben schienen. Der Gedanke an Bagdad war ihm nicht sehr angenehm, aber sein Vertrauen auf die gütige Fee war

ſo groß, daß er feſt glaubte, ſie werde ihn nicht wieder in die Hände des ſchändlichen Kalum-Bek fallen laſſen. Zur Seite etwa eine Meile von der Stadt und nahe am Fluß erblickte er ein prachtvolles Landhaus, und zu ſeiner großen Verwunderung lenkte der Fiſch nach dieſem Hauſe hin.

Auf dem Dach des Hauſes ſtanden mehrere ſchön gekleidete Männer, und am Ufer ſah Said eine große Menge Diener, und alle ſchauten nach ihm und ſchlugen vor Verwunderung die Hände zuſammen. An einer Marmortreppe, die vom Waſſer nach dem Luſtſchloß hinaufführte, hielt der Delphin an, und kaum hatte Said einen Fuß auf die Treppe geſetzt, ſo war auch ſchon der Fiſch ſpurlos verſchwunden. Zugleich eilten einige Diener die Treppe herab und baten im Namen ihres Herrn, zu ihm hinauf zu kommen, und boten ihm trockene Kleider an. Er kleidete ſich ſchnell um und folgte dann den Dienern auf das Dach, wo er drei Männer fand, von welchen der größte und ſchönſte ihm freundlich und huldreich entgegenkam. „Wer biſt du, wunderbarer Fremdling," ſprach er, „der du die Fiſche des Meeres zähmſt und ſie links und rechts leiteſt, wie der beſte Reiter ſein Streitroß? Biſt du ein Zauberer oder ein Menſch wie wir?"

„Herr!" antwortete Said, „mir iſt es in den letzten Wochen ſchlecht ergangen, wenn Ihr aber Vergnügen daran findet, ſo will ich Euch erzählen." Und nun hub er an und erzählte den drei Männern ſeine Geſchichte von dem Augenblick an, wo er ſeines Vaters Haus verlaſſen hatte, bis zu ſeiner wunderbaren Rettung. Oft

wurde er von ihnen mit Zeichen des Staunens und der Verwunderung unterbrochen; als er aber geendet hatte, sprach der Herr des Hauses, der ihn so freundlich empfangen hatte: „Ich traue deinen Worten, Said! Aber du erzähltest uns, daß du im Wettkampf eine Kette gewonnen, und daß dir der Kalif einen Ring geschenkt; kannst du wohl diese uns zeigen?“

„Hier auf meinem Herzen habe ich beide verwahrt,“ sprach der Jüngling, „und nur mit meinem Leben hätte ich so theure Geschenke hergegeben, denn ich achte es für die ruhmvollste und schönste That, daß ich den großen Kalifen aus den Händen seiner Mörder befreite.“ Zugleich zog er Kette und Ring hervor und übergab beides den Männern.

„Beim Bart des Propheten, er ist's, es ist mein Ring!“ rief der hohe schöne Mann. „Großvezier, laß uns ihn umarmen, denn hier steht unser Retter.“ Said war es wie ein Traum, als diese zwei ihn umschlangen, aber alsobald warf er sich nieder und sprach: „Verzeihe, Beherrscher der Gläubigen, daß ich so vor dir gesprochen habe, denn du bist kein anderer, als Harun Al-Raschid, der große Kalif von Bagdad.“

„Der bin ich, dein Freund!“ antwortete Harun, „und von dieser Stunde an sollen sich alle deine trüben Schicksale wenden. Folge mir nach Bagdad, bleibe in meiner nächsten Umgebung und sey einer meiner vertrautesten Beamten, denn wahrlich, du hast in jener Nacht gezeigt, daß dir Harun nicht gleichgültig sey, und nicht jeden meiner treuesten Diener möchte ich auf gleiche Probe stellen!“

Said dankte dem Kalifen; er verſprach ihm, auf immer bei ihm zu bleiben, wenn er zuvor eine Reiſe zu ſeinem Vater, der in großen Sorgen um ihn ſeyn müſſe, gemacht haben werde, und der Kalif fand dies gerecht und billig. Sie ſetzten ſich bald zu Pferd und kamen noch vor Sonnenuntergang in Bagdad an. Der Kalif ließ Said eine lange Reihe prachtvoll geſchmückter Zimmer in ſeinem Palaſt anweiſen und verſprach ihm noch überdies, ein eigenes Haus für ihn erbauen zu laſſen.

Auf die erſte Kunde von dieſem Ereigniß eilten die alten Waffenbrüder Saids, der Bruder des Kalifen und der Sohn des Großveziers herbei; ſie umarmten ihn als Retter dieſer theuren Männer und baten ihn, er möchte ihr Freund werden; aber ſprachlos wurden ſie vor Erſtaunen, als er ſagte: „Euer Freund bin ich längſt,“ als er die Kette, die er als Kampfpreis erhalten, hervorzog und ſie an dieſes und jenes erinnerte. Sie hatten ihn immer nur ſchwärzlichbraun und mit langem Bart geſehen, und erſt als er erzählte, wie und warum er ſich entſtellt habe, als er zu ſeiner Rechtfertigung ſtumpfe Waffen herbeibringen ließ, mit ihnen focht und ihnen den Beweis gab, daß er Almanſor der Tapfere ſey, erſt dann umarmten ſie ihn mit Jubel von neuem und prieſen ſich glücklich, einen ſolchen Freund zu haben.

Den folgenden Tag, als eben Said mit dem Großvezier bei Harun ſaß, trat Meſſour, der Oberkämmerer, herein und ſprach: „Beherrſcher der Gläubigen, ſo es anders ſeyn kann, möchte ich dich um eine Gnade bitten.“

„Ich will zuvor hören,“ antwortete Harun

„Draußen steht mein lieber leiblicher Vetter Kalum-Bek, ein berühmter Kaufmann auf dem Bazar," sprach er, „der hat einen sonderbaren Handel mit einem Mann aus Balsora, dessen Sohn bei Kalum-Bek diente, nachher gestohlen hat, dann entlaufen ist, und niemand weiß wohin. Nun will aber der Vater seinen Sohn von Kalum haben, und dieser hat ihn doch nicht; er wünscht daher und bittet um die Gnade, du möchtest kraft deiner großen Erleuchtung und Weisheit sprechen zwischen dem Mann aus Balsora und ihm."

„Ich will richten," erwiederte der Kalif; „in einer halben Stunde möge dein Herr Vetter mit seinem Gegner in den Gerichtssaal treten."

Als Messour dankend gegangen war, sprach Harun: „das ist niemand anders, als dein Vater, Said, und da ich nun glücklicherweise alles, wie es ist, erfahren habe, will ich richten wie Salomo. Du, Said, verbirgst dich hinter den Vorhang meines Thrones, bis ich dich rufe, und du, Großvezier, läßt mir sogleich den schlechten und voreiligen Polizeirichter holen; ich werde ihn im Verhör brauchen."

Sie thaten beide, wie er befohlen. Saids Herz pochte stärker, als er seinen Vater bleich und abgehärmt, mit wankenden Schritten in den Gerichtssaal treten sah, und Kalum-Beks feines zuversichtiges Lächeln, womit er zu seinem Vetter Oberkämmerer flüsterte, machte ihn so grimmig, daß er gerne hinter dem Vorhang hervor auf ihn losgestürzt wäre; denn seine größten Leiden und Kümmernisse hatte er diesem schlechten Menschen zu danken.

Es waren viele Menſchen im Saal, die den Kalifen Recht ſprechen hören wollten. Der Großvezier gebot, nachdem der Herrſcher von Bagdad auf ſeinem Thron Platz genommen hatte, Stille und fragte, wer hier als Kläger vor ſeinem Herrn erſcheine.

Kalum-Bek trat mit frecher Stirne vor und ſprach: „Vor einigen Tagen ſtand ich unter der Thüre meines Gewölbes im Bazar, als ein Ausrufer, einen Beutel in der Hand und dieſen Mann hier neben ſich, durch die Buden ſchritt und rief: Einen Beutel Gold dem, der Auskunft geben kann über Said aus Balſora. Dieſer Said war in meinen Dienſten geweſen und ich rief daher: hierher, Freund! ich kann den Beutel verdienen. Dieſer Mann, der jetzt ſo feindlich gegen mich iſt, kam freundlich und fragte, was ich wüßte. Ich antwortete: Ihr ſeyd wohl Benezar, ſein Vater? und als er dies freudig bejahte, erzählte ich ihm, wie ich den jungen Menſchen in der Wüſte gefunden, gerettet und gepflegt und nach Bagdad gebracht habe. In der Freude ſeines Herzens ſchenkte er mir den Beutel. Aber hört dieſen unſinnigen Menſchen, wie ich ihm nun weiter erzählte, daß ſein Sohn bei mir gedient habe, daß er ſchlechte Streiche gemacht, geſtohlen habe und davon gegangen ſey, will er es nicht glauben, hadert ſchon ſeit einigen Tagen mit mir, fordert ſeinen Sohn und ſein Geld zurück, und beides kann ich nicht geben, denn das Geld gebührt mir für die Nachricht, die ich ihm gab, und ſeinen ungerathenen Burſchen kann ich nicht herbeiſchaffen.

Jetzt ſprach auch Benezar; er ſchilderte ſeinen Sohn, wie edel und tugendhaft er ſey, und daß er nie

habe ſo ſchlecht ſeyn können, zu ſtehlen. Er forderte den Kalifen auf, ſtreng zu unterſuchen.

„Ich hoffe," ſprach Harun, „du haſt, wie es Pflicht iſt, den Diebſtahl angezeigt, Kalum-Bek?"

„Ei freilich!" rief jener lächelnd. „Vor den Polizeirichter habe ich ihn geführt."

„Man bringe den Polizeirichter!" befahl der Kalif.

Zum allgemeinen Erſtaunen erſchien dieſer ſogleich, wie durch Zauberei herbeigebracht. Der Kalif fragte ihn, ob er ſich dieſes Handels erinnere, und dieſer geſtand den Fall zu.

„Haſt du den jungen Mann verhört, hat er den Diebſtahl eingeſtanden?" fragte Harun.

„Nein, er war ſogar ſo verſtockt, daß er niemand als Euch ſelbſt geſtehen wollte!" erwiederte der Richter.

„Aber ich erinnere mich nicht, ihn geſehen zu haben," ſagte der Kalif.

„Ei warum auch! da müßte ich alle Tage einen ganzen Pack ſolches Geſindel zu Euch ſchicken, die Euch ſprechen wollen."

„Du weißt, daß mein Ohr für jeden offen iſt," antwortete Harun, „aber wahrſcheinlich waren die Beweiſe über den Diebſtahl ſo klar, daß es nicht nöthig war, den jungen Menſchen vor mein Angeſicht zu bringen. Du hatteſt wohl Zeugen, daß das Geld, das dir geſtohlen wurde, dir gehörte, Kalum?"

„Zeugen?" fragte dieſer erbleichend, „nein, Zeugen hatte ich nicht, und Ihr wiſſet ja, Beherrſcher der Gläubigen, daß ein Goldſtück ausſieht wie das

andere. Woher konnte ich denn Zeugen nehmen, daß dieſe hundert Stücke in meiner Kaſſe fehlen?“

„An was erkannteſt du denn, daß jene Summe gerade dir gehöre?“ fragte der Kalif.

„An dem Beutel, in welchem ſie war,“ erwiederte Kalum.

„Haſt du den Beutel hier?“ forſchte jener weiter.

„Hier iſt er,“ ſprach der Kaufmann, zog einen Beutel hervor und reichte ihn dem Großvezier, damit er ihn dem Kalifen gebe.

Doch der Vezier rief mit verſtelltem Erſtaunen: „Beim Bart des Propheten! der Beutel ſoll dein ſeyn, du Hund? Mein gehörte dieſer Beutel, und ich gab ihn mit hundert Goldſtücken gefüllt einem braven jungen Mann, der mich aus einer großen Gefahr befreite.“

„Kannſt du darauf ſchwören?“ fragte der Kalif.

„So gewiß als ich einſt ins Paradies kommen will,“ antwortete der Vezier, „denn meine Tochter hat ihn ſelbſt verfertigt.“

„Ei, ei!“ rief Harun, „ſo wurdeſt du alſo falſch berichtet, Polizeirichter? Warum haſt du denn geglaubt, daß der Beutel dieſem Kaufmann gehöre?“

„Er hat geſchworen,“ antwortete der Polizeirichter furchtſam.

„So haſt du falſch geſchworen?“ donnerte der Kalif den Kaufmann an, der erbleichend und zitternd vor ihm ſtand.

„Allah, Allah!“ rief jener. „Ich will gewiß nichts gegen den Herrn Großvezier ſagen, er iſt ein glaubwürdiger Mann, aber ach! der Beutel gehörte doch mein,

und der nichtswürdige Said hat ihn gestohlen. Tausend Toman wollte ich geben, wenn er jetzt zur Stelle wäre."

„Was hast du denn mit diesem Said angefangen?" fragte der Kalif. „Sag' an, wohin man schicken muß, damit er vor mir Bekenntniß ablege!"

„Ich habe ihn auf eine wüste Insel geschickt," sprach der Polizeirichter.

„O Said! mein Sohn, mein Sohn!" rief der unglückliche Vater und weinte.

„So hat er also das Verbrechen bekannt?" fragte Harun.

Der Polizeirichter erbleichte; er rollte seine Augen hin und her, und endlich sprach er: „Wenn ich mich noch recht erinnern kann — ja."

„Du weißt es also nicht gewiß?" fuhr der Kalif mit schrecklicher Stimme fort: „so wollen wir ihn selbst fragen. Tritt hervor, Said, und du, Kalum-Bek, zahlst vor allem tausend Goldstücke, weil er jetzt hier zur Stelle ist.

Kalum und der Polizeirichter glaubten ein Gespenst zu sehen; sie stürzten nieder und riefen: „Gnade! Gnade!" Benezar, vor Freude halb ohnmächtig, eilte in die Arme seines verlorenen Sohnes. Aber mit eiserner Strenge fragte jetzt der Kalif: „Polizeirichter, hier steht Said; hat er eingestanden?"

„Nein, nein!" heulte der Polizeirichter, „ich habe nur Kalums Zeugniß gehört, weil er ein angesehener Mann ist."

„Habe ich dich darum als Richter über alle bestellt, daß du nur den Vornehmen höreſt?" rief Harun Al-Raschid

mit edlem Zorn. „Auf zehn Jahre verbanne ich dich auf eine wüſte Inſel, mitten im Meere, da kannſt du über Gerechtigkeit nachdenken; und du, elender Menſch, der du Sterbende erweckſt, nicht um ſie zu retten, ſondern um ſie zu deinen Sklaven zu machen, du zahlſt, wie ſchon geſagt, tauſend Tomans, weil du ſie verſprochen, wenn Said käme, um für dich zu zeugen.“

Kalum freute ſich, ſo wohlfeil aus dem böſen Handel zu kommen, und wollte eben dem gütigen Kalifen danken; doch dieſer fuhr fort: „Für den falſchen Eid wegen der hundert Goldſtücke bekommſt du hundert Hiebe auf die Fußſohlen. Ferner hat Said zu wählen, ob er dein ganzes Gewölbe und dich als Laſtträger nehmen will, oder ob er mit zehn Goldſtücken für jeden Tag, welchen er dir diente, zufrieden iſt?“

„Laſſet den Elenden laufen, Kalif!“ rief der Jüngling, „ich will nichts, das ihm gehörte.“

„Nein,“ antwortete Harun, „ich will, daß du entſchädiget werdeſt. Ich wähle ſtatt deiner die zehn Goldſtücke für den Tag, und du magſt berechnen, wie viel Tage du in ſeinen Klauen warſt. Jetzt fort mit dieſen Elenden.“

Sie wurden abgeführt, und der Kalif führte Benezar und Said in einen andern Saal, dort erzählte er ihm ſelbſt ſeine wunderbare Rettung durch Said und wurde nur zuweilen durch das Geheul Kalum-Beks unterbrochen, dem man ſo eben im Hof ſeine hundert vollwichtigen Goldſtücke auf die Fußſohlen zählte.

Der Kalif lud Benezar ein, mit Said bei ihm in Bagdad zu leben. Er ſagte es zu und reiste nur noch

einmal nach Hauſe, um ſein großes Vermögen abzuholen. Said aber lebte in dem Palaſt, den ihm der dankbare Kalife erbaut hatte, wie ein Fürſt. Der Bruder des Kalifen und der Sohn des Großveziers waren ſeine Geſellſchafter, und es war in Bagdad Sprüchwort geworden: Ich möchte ſo gut und ſo glücklich ſeyn, als Said, der Sohn Benezars.

„Bei ſolcher Unterhaltung käme mir kein Schlaf in die Augen, wenn ich auch zwei, drei und mehrere Nächte wach bleiben müßte," ſagte der Zirkelſchmied, als der Jäger geendigt hatte. „Und oft ſchon habe ich dies bewährt befunden. So war ich in früherer Zeit als Geſelle bei einem Glockengießer. Der Meiſter war ein reicher Mann und kein Geizhals; aber eben darum wunderten wir uns nicht wenig, als wir einmal eine große Arbeit hatten, und er, ganz gegen ſeine Gewohnheit, ſo knickerig als möglich erſchien. Es wurde in die neue Kirche eine Glocke gegoſſen, und wir Jungen und Geſellen mußten die ganze Nacht am Heerd ſitzen und das Feuer hüten. Wir glaubten nicht anders, als der Meiſter werde ſein Mutterfäßchen anſtechen und uns den beſten Wein vorſetzen. Aber nicht alſo. Er ließ nur alle Stunden einen Umtrunk thun und fing an von ſeiner Wanderſchaft, von ſeinem Leben allerlei Geſchichten zu erzählen, dann kam es an den Obergeſellen und ſo nach der Reihe, und keiner von uns wurde ſchläfrig, denn begierig horchten wir alle zu. Ehe wir uns deſſen verſahen, war es Tag. Da erkannten wir die Liſt des Meiſters, daß er uns durch Reden habe wach halten

wollen. Denn als die Glocke fertig war, ſchonte er ſeinen Wein nicht und holte ein, was er weislich in jener Nacht verſäumte."

„Das war ein vernünftiger Mann," erwiederte der Student; „gegen den Schlaf, das iſt gewiß, hilft nichts als Reden. Darum möchte ich dieſe Nacht nicht einſam bleiben, weil ich mich gegen elf Uhr hin des Schlafes nicht erwehren könnte."

„Das haben auch die Bauersleute wohl bedacht," ſagte der Jäger; „wenn die Frauen und Mädchen in den langen Winterabenden bei Licht ſpinnen, ſo bleiben ſie nicht einſam zu Hauſe, weil ſie da wohl mitten unter der Arbeit einſchliefen, ſondern ſie kommen zuſammen in den ſogenannten Lichtſtuben, ſetzen ſich in großer Geſellſchaft zur Arbeit und erzählen."

„Ja," fiel der Fuhrmann ein, „da geht es oft recht greulich zu, daß man ſich ordentlich fürchten möchte, denn ſie erzählen von feurigen Geiſtern, die auf der Welt gehen, von Kobolden, die Nachts in den Kammern poltern, und von Geſpenſtern, die Menſchen und Vieh ängſtigen."

„Da haben ſie nun freilich nicht die beſte Unterhaltung," entgegnete der Student. „Mir, ich geſtehe es, iſt nichts ſo verhaßt, als Geſpenſtergeſchichten."

„Ei, da denke ich gerade das Gegentheil," rief der Zirkelſchmied. Mir iſt es ganz behaglich bei einer rechten Schauergeſchichte. Es iſt gerade wie beim Regenwetter, wenn man unter dem Dach ſchläft. Man hört die Tropfen tick, tack, tick, tack auf die Ziegel herunter rauſchen und fühlt ſich recht warm im Trockenen.

So, wenn man bei Licht und in Gesellschaft von Gespenstern hört, fühlt man sich sicher und behaglich."

„Aber nachher," sagte der Student, „wenn einer zugehört hat, der dem lächerlichen Glauben an Gespenster ergeben ist, wird er sich nicht grauen, wenn er allein ist und im Dunkeln? wird er nicht an alles das Schauerliche denken, was er gehört? Ich kann mich noch heute über diese Gespenstergeschichten ärgern, wenn ich an meine Kindheit denke. Ich war ein munterer aufgeweckter Junge und mochte vielleicht etwas unruhiger seyn, als meiner Amme lieb war. Da wußte sie nun kein anderes Mittel, mich zum Schweigen zu bringen, als daß sie mich fürchten machte. Sie erzählte mir allerlei schauerliche Geschichten von Heren und bösen Geistern, die im Hause spuken sollten, und wenn eine Katze auf dem Boden ihr Wesen trieb, flüsterte sie mir ängstlich zu: Hörst du, Söhnchen? jetzt geht er wieder Trepp auf, Trepp ab, der todte Mann. Er trägt seinen Kopf unter dem Arm, aber seine Augen glänzen doch wie Laternen, Krallen hat er statt der Finger, und wenn er einen im Dunkeln erwischt, dreht er ihm den Hals um."

Die Männer lachten über diese Geschichten, aber der Student fuhr fort: „Ich war zu jung, als daß ich hätte einsehen können, dies alles sey unwahr und erfunden. Ich fürchtete mich nicht vor dem größten Jagdhund, warf jeden meiner Gespielen in den Sand; aber wenn ich ins Dunkle kam, drückte ich vor Angst die Augen zu, denn ich glaubte, jetzt werde der todte Mann herauschleichen. Es ging so weit, daß ich nicht mehr

allein und ohne Licht aus der Thüre gehen wollte, wenn es dunkel war, und wie manchmal hat mich mein Vater nachher gezüchtigt, als er dieſe Unart bemerkte! Aber lange Zeit konnte ich dieſe kindiſche Furcht nicht los werden, und allein meine thörichte Amme trug die Schuld."

„Ja, das iſt ein großer Fehler," bemerkte der Jäger, „wenn man die kindlichen Gedanken mit ſolchem Aberwitz füllt. Ich kann ſie verſichern, daß ich brave beherzte Männer gekannt habe, Jäger, die ſich ſonſt vor drei Feinden nicht fürchteten — wenn ſie Nachts im Wald aufs Wild lauern ſollten, oder auf Wilddiebe, da gebrach es ihnen oft plötzlich an Muth; denn ſie ſahen einen Baum für ein ſchreckliches Geſpenſt, einen Buſch für eine Hexe und ein paar Glühwürmer für die Augen eines Ungethüms an, das im Dunkeln auf ſie laure."

„Und nicht nur für Kinder," entgegnete der Student, „halte ich Unterhaltungen dieſer Art für höchſt ſchädlich und thöricht, ſondern auch für jeden; denn welcher vernünftige Menſch wird ſich über das Treiben und Weſen von Dingen unterhalten, die eigentlich nur im Hirn eines Thoren wirklich ſind? Dort ſpukt es, ſonſt nirgends. Doch am allerſchädlichſten ſind dieſe Geſchichten unter dem Landvolk. Dort glaubt man feſt und unabweichlich an Thorheiten dieſer Art, und dieſer Glaube wird in den Spinnſtuben und in der Schenke genährt, wo ſie ſich enge zuſammenſetzen und mit furchtſamer Stimme die allergreulichſten Geſchichten erzählen."

„Ja, Herr!“ erwiederte der Fuhrmann, „Ihr möget nicht Unrecht haben; ſchon manches Unglück iſt durch ſolche Geſchichten entſtanden; iſt ja doch ſogar meine eigene Schweſter dadurch elendiglich ums Leben gekommen.“

„Wie das? an ſolchen Geſchichten!“ riefen die Männer erſtaunt.

„Ja wohl an ſolchen Geſchichten,“ ſprach jener weiter. „In dem Dorf, wo unſer Vater wohnte, iſt auch die Sitte, daß die Frauen und Mädchen in den Winterabenden zum Spinnen ſich zuſammenſetzen. Die jungen Burſche kommen dann auch und erzählen mancherlei. So kam es eines Abends, daß man von Geſpenſtern und Erſcheinungen ſprach, und die jungen Burſche erzählten von einem alten Krämer, der ſchon vor zehn Jahren geſtorben ſey, aber im Grab keine Ruhe finde. Jede Nacht werfe er die Erde von ſich ab, ſteige aus dem Grab, ſchleiche langſam und huſtend, wie er im Leben gethan, nach ſeinem Laden, und wäge dort Zucker und Kaffee ab, indem er vor ſich hin murmle:

Drei Vierling, drei Vierling um Mitternacht
Haben bei Tag ein Pfund gemacht.

„Viele behaupteten, ihn geſehen zu haben, und die Mädchen und Weiber fingen an, ſich zu fürchten. Meine Schweſter aber, ein Mädchen von ſechzehn Jahren, wollte klüger ſeyn, als die andern, und ſagte: das glaube ich alles nicht, wer einmal todt iſt, kommt nicht wieder! Sie ſagte es, aber leider ohne Ueberzeugung, denn ſie hatte ſich oft ſchon gefürchtet. Da ſagte einer von den jungen Leuten: Wenn du dies glaubſt, ſo

wirſt du dich auch nicht vor ihm fürchten; ſein Grab iſt nur zwei Schritte von Käthchens, die letzthin geſtorben. Wage es einmal, gehe hin auf den Kirchhof, brich von Käthchens Grab eine Blume und bringe ſie uns, ſo wollen wir glauben, daß du dich vor dem Krämer nicht fürchteteſt!

„Meine Schweſter ſchämte ſich, von den andern verlacht zu werden, darum ſagte ſie: o! das iſt mir ein Leichtes; was wollt Ihr denn für eine Blume?

„Es blühen im ganzen Dorf keine Schneeglöckchen als dort; darum bring uns einen Strauß von dieſen, antwortete eine ihrer Freundinnen. Sie ſtand auf und ging, und alle Männer lobten ihren Muth, aber die Frauen ſchüttelten den Kopf und ſagten: Wenn es nur gut abläuft! Meine Schweſter ging dem Kirchhof zu, der Mond ſchien hell, und ſie fing an zu ſchaudern, als es zwölf Uhr ſchlug und ſie die Kirchhofpforte öffnete.

„Sie ſtieg über manchen Grabhügel weg, den ſie kannte, und ihr Herz wurde bange und immer banger, je näher ſie zu Käthchens weißen Roſen und zum Grab des geſpenſtigen Krämers kam.“

Jetzt war ſie da; zitternd kniete ſie nieder und knickte die Blumen ab. Da glaubte ſie ganz in der Nähe ein Geräuſch zu vernehmen; ſie ſah ſich um, zwei Schritte von ihr flog die Erde von einem Grab hinweg und langſam richtete ſich eine Geſtalt daraus empor. Es war ein alter bleicher Mann mit einer weißen Schlafmütze auf dem Kopf. Meine Schweſter erſchrack; ſie ſchaute noch einmal hin, um ſich zu überzeugen, ob ſie recht geſehen; als aber der im Grabe

Grabe mit näſelnder Stimme anfing zu ſprechen: guten Abend, Jungfer; woher ſo ſpät? da erfaßte ſie ein Grauen des Todes; ſie raffte ſich auf, ſprang über die Gräber hin nach jenem Hauſe, erzählte beinahe athemlos, was ſie geſehen, und wurde ſo ſchwach, daß man ſie nach Hauſe tragen mußte. Was nützte es uns, daß wir am andern Tage erfuhren, daß es der Todtengräber geweſen ſey, der dort ein Grab gemacht und zu meiner armen Schweſter geſprochen habe? Sie verfiel noch, ehe ſie dies erfahren konnte, in ein hitziges Fieber, an welchem ſie nach drei Tagen ſtarb. Die Blumen zu ihrem Todtenkranz hatte ſie ſich ſelbſt gebrochen."

Der Fuhrmann ſchwieg und eine Thräne hing in ſeinen Augen; die anderen aber ſahen theilnehmend auf ihn.

„So hat das arme Kind auch an dieſem Köhlerglauben ſterben müſſen," ſagte der junge Goldarbeiter; „mir fällt da eine Sage bei, die ich Euch wohl erzählen möchte, und die leider mit einem ſolchen Trauerfall zuſammen hängt."

Die Höhle von Steenkoll,

eine ſchottländiſche Sage.

Auf einer der Felſeninſeln Schottlands lebten vor vielen Jahren zwei Fiſcher in glücklicher Eintracht. Sie waren beide unverheirathet, hatten auch ſonſt keine Angehörigen, und ihre gemeinſame Arbeit, obgleich verſchieden angewendet, nährte ſie beide. Im Alter kamen ſie einander ziemlich nahe, aber von Perſon und an

Gemüthsart glichen ſie einander nicht mehr, als ein Adler und ein Seekalb.

Kaſpar Strumpf war ein kurzer dicker Menſch mit einem breiten fetten Vollmondsgeſicht und gutmüthig lachenden Augen, denen Gram und Sorge fremd zu ſeyn ſchienen. Er war nicht nur fett, ſondern auch ſchläfrig und faul, und ihm fielen daher die Arbeiten des Hauſes, Kochen und Backen, das Stricken der Netze zum eigenen Fiſchfang und zum Verkaufe, auch ein großer Theil der Beſtellung ihres kleinen Feldes anheim. Ganz das Gegentheil war ſein Gefährte; lang und hager, mit kühner Habichtsnaſe und ſcharfen Augen, war er als der thätigſte und glücklichſte Fiſcher, der unternehmendſte Kletterer nach Vögeln und Daunen, der fleißigſte Feldarbeiter auf den Inſeln, und dabei als der geldgierigſte Händler auf dem Markte zu Kirchwall bekannt; aber da ſeine Waaren gut und ſein Wandel frei von Betrug war, ſo handelte jeder gern mit ihm und Wilm Falke (ſo nannten ihn ſeine Landsleute) und Kaſpar Strumpf, mit welchem erſterer trotz ſeiner Habſucht gerne ſeinen ſchwer errungenen Gewinn theilte, hatten nicht nur eine gute Nahrung, ſondern waren auch auf gutem Wege, einen gewiſſen Grad von Wohlhabenheit zu erlangen. Aber Wohlhabenheit allein war es nicht, was Falke's habſüchtigem Gemüthe zuſagte, er wollte reich, ſehr reich werden, und da er bald einſehen lernte, daß auf dem gewöhnlichen Wege des Fleißes das reich werden nicht ſehr ſchnell vor ſich ging, ſo verfiel er zuletzt auf den Gedanken, er müßte ſeinen Reichthum durch irgend einen außerordentlichen

Glückszufall erlangen, und da nun dieſer Gedanke einmal von ſeinem heftig wallenden Geiſte Beſitz genommen, fand er für nichts anderes Raum darin, und er fing an, mit Kaſpar Strumpf davon, als von einer gewiſſen Sache zu reden. Dieſer, dem alles, was Falke ſagte, für Evangelium galt, erzählte es ſeinen Nachbarn, und bald verbreitete ſich das Gerücht, Wilm Falke hätte ſich entweder wirklich dem Böſen für Gold verſchrieben, oder hätte doch ein Anerbieten dazu von dem Fürſten der Unterwelt bekommen.

Anfangs zwar verlachte Falke dieſe Gerüchte, aber allmälig gefiel er ſich in dem Gedanken, daß irgend ein Geiſt ihm einmal einen Schatz verrathen könne, und er widerſprach nicht länger, wenn ihn ſeine Landsleute damit aufzogen. Er trieb zwar noch immer ſein Geſchäft fort, aber mit weniger Eifer, und verlor oft einen großen Theil der Zeit, die er ſonſt mit Fiſchfang oder andern nützlichen Arbeiten zuzubringen pflegte, in zweckloſem Suchen irgend eines Abenteuers, wodurch er plötzlich reich werden ſollte. Auch wollte es ſein Unglück, daß, als er eines Tages am einſamen Ufer ſtand und in unbeſtimmter Hoffnung auf das bewegte Meer hinausblickte, als ſolle ihm von dorther ſein großes Glück kommen, eine große Welle unter einer Menge losgeriſſenen Mooſes und Geſteins, eine gelbe Kugel — eine Kugel von Gold — zu ſeinen Füßen rollte.

Wilm ſtand wie bezaubert; ſo waren denn ſeine Hoffnungen nicht leere Träume geweſen, das Meer hatte ihm Gold, ſchönes reines Gold geſchenkt, wahrſcheinlich die Ueberreſte einer ſchweren Barre, welche

die Wellen auf dem Meeresgrund bis zur Größe einer Flintenkugel abgerieben. Und nun ſtand es klar vor ſeiner Seele, daß einmal irgendwo an dieſer Küſte ein reich beladenes Schiff geſcheitert ſeyn müſſe, und daß er dazu erſehen ſey, die im Schooße des Meeres begrabenen Schätze zu heben. Dies ward von nun an ſein einziges Streben; ſeinen Fund ſorgfältig, ſelbſt vor ſeinem Freunde verbergend, damit nicht auch andere ſeiner Entdeckung auf die Spur kämen, verſäumte er alles andere und brachte Tage und Nächte an dieſer Küſte zu, wo er nicht ſein Netz nach Fiſchen, ſondern eine eigens dazu verfertigte Schaufel — nach Gold auswarf. Aber er fand nichts, als Armuth; denn er ſelbſt verdiente nichts mehr, und Kaſpars ſchläfrige Bemühungen reichten nicht hin, ſie beide zu ernähren. Im Suchen größerer Schätze verſchwand nicht nur das gefundene Gold, ſondern allmälig auch das ganze Eigenthum der Junggeſellen. Aber ſo wie Strumpf früher ſtillſchweigend von Falke den beſten Theil ſeiner Nahrung hatte erwerben laſſen, ſo ertrug er es auch jetzt ſchweigend und ohne Murren, daß die zweckloſe Thätigkeit deſſelben ſie ihm jetzt entzog; und gerade dieſes ſanftmüthige Dulden ſeines Freundes war es, was jenen nur noch ſtärker anſpornte, ſein raſtloſes Suchen nach Reichthum weiter fortzuſetzen. Was ihn aber noch thätiger machte, war, daß, ſo oft er ſich zur Ruhe niederlegte und ſeine Augen ſich zum Schlummer ſchloſſen, etwas ihm ein Wort ins Ohr raunte, das er zwar ſehr deutlich zu vernehmen glaubte und das ihm jedesmal daſſelbe ſchien, das er aber niemals

behalten konnte. Zwar wußte er nicht, was dieſer Umſtand, ſo ſonderbar er auch war, mit ſeinem jetzigen Streben zu thun haben könne; aber auf ein Gemüth, wie Wilm Falke's, mußte alles wirken, und auch dieſes geheimnißvolle Flüſtern half ihn in dem Glauben beſtärken, daß ihm ein großes Glück beſtimmt ſey, das er nur in einem Goldhaufen zu finden hoffte.

Eines Tages überraſchte ihn ein Sturm am Ufer, wo er die Goldkugel gefunden hatte, und die Heftigkeit deſſelben trieb ihn an, in einer nahen Höhle Zuflucht zu ſuchen. Dieſe Höhle, welche die Einwohner die Höhle von Steenfoll nennen, beſteht aus einem langen unterirdiſchen Gange, welcher ſich mit zwei Mündungen gegen das Meer öffnet und den Wellen einen freien Durchgang läßt, die ſich beſtändig mit lautem Brüllen ſchäumend durch denſelben hinarbeiten. Dieſe Höhle war nur an einer Stelle zugänglich, und zwar durch eine Spalte von oben her, welche aber ſelten von jemand anderem, als muthwilligen Knaben betreten ward, indem zu den eigenen Gefahren des Ortes ſich noch der Ruf eines Geiſterſpuks geſellte. Mit Mühe ließ Wilm ſich in denſelben hinab und nahm ungefähr zwölf Fuß tief von der Oberfläche auf einem vorſpringenden Stein und unter einem überhangenden Felſenſtück Platz, wo er mit den brauſenden Wellen unter ſeinen Füßen und dem wüthenden Sturm über ſeinem Haupte in ſeinen gewöhnlichen Gedankenzug verfiel, nämlich von dem geſcheiterten Schiff, und was für ein Schiff es wohl geweſen ſeyn möchte; denn trotz aller ſeiner Erkundigungen hatte er ſelbſt von den älteſten Einwohnern von keinem an

dieſer Stelle geſcheiterten Fahrzeuge Nachricht erhalten können. Wie lange er ſo geſeſſen, wußte er ſelbſt nicht; als er aber endlich aus ſeinen Träumereien erwachte, entdeckte er, daß der Sturm vorüber war, und er wollte eben wieder emporſteigen, als eine Stimme ſich aus der Tiefe vernehmen ließ und das Wort Car-mil-han ganz deutlich in ſein Ohr drang. Erſchrocken fuhr er in die Höhe und blickte in den leeren Abgrund hinab. „Großer Gott!“ ſchrie er, „das iſt das Wort, das mich in meinem Schlafe verfolgt, was, ums Himmels willen! mag es bedeuten?“ — „Carmilhan!“ ſeufzte es noch einmal aus der Höhle herauf, als er ſchon mit einem Fuß die Spalte verlaſſen hatte, und er floh wie ein geſcheuchtes Reh ſeiner Hütte zu.

Wilm war indeſſen keine Memme; die Sache war ihm nur unerwartet gekommen, und ſein Geldgeiz war auch überdies zu mächtig in ihm, als daß ihn irgend ein Anſchein von Gefahr hätte abſchrecken können, auf ſeinem gefahrvollen Pfade fortzuwandern. Einſt als er ſpät in der Nacht beim Mondſchein der Höhle von Steenfoll gegenüber mit ſeiner Schaufel nach Schätzen fiſchte, blieb dieſelbe auf einmal an etwas hängen. Er zog aus Leibeskräften, aber die Maſſe blieb unbeweglich. Inzwiſchen erhob ſich der Wind, dunkle Wolken überzogen den Himmel, heftig ſchaukelte das Boot und drohte umzuſchlagen; aber Wilm ließ ſich nicht irre machen; er zog und zog, bis der Widerſtand aufhörte, und da er kein Gewicht fühlte, glaubte er, ſein Seil wäre gebrochen. Aber gerade, als die Wolken ſich über dem Monde zuſammenziehen wollten, erſchien eine runde ſchwarze

Masse auf der Oberfläche, und es erklang das ihn verfolgende Wort Carmilhan! Hastig wollte er nach ihr greifen, aber eben so schnell, als er den Arm darnach ausstreckte, verschwand sie in der Dunkelheit der Nacht, und der eben losbrechende Sturm zwang ihn, unter den nahen Felsen Zuflucht zu suchen. Hier schlief er vor Ermüdung ein, um im Schlafe von einer ungezügelten Einbildungskraft gepeinigt, aufs neue die Qualen zu erdulden, die ihm sein rastloses Streben nach Reichthum am Tage erleiden ließ. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen auf den jetzt ruhigen Spiegel des Meeres, als Falke erwachte. Eben wollte er wieder hinaus an die gewohnte Arbeit, als er von Ferne etwas auf sich zukommen sah. Er erkannte es bald für ein Boot, und in demselben eine menschliche Gestalt; was aber sein größtes Erstaunen erregte, war, daß das Fahrzeug sich ohne Segel oder Ruder fortbewegte, und zwar mit dem Schnabel gegen das Ufer gekehrt, und ohne daß die darin sitzende Gestalt sich im geringsten um das Steuerruder zu bekümmern schien, wenn es ja eins hatte. Das Boot kam immer näher und hielt endlich neben Wilms Fahrzeuge stille. Die Person in demselben zeigte sich jetzt als ein kleines, verschrumpftes altes Männchen, das in gelbe Leinwand gekleidet und mit rother in der Höhe stehender Nachtmütze, mit geschlossenen Augen und unbeweglich wie ein getrockneter Leichnam da saß. Nachdem er es vergebens angerufen und gestoßen hatte, wollte er eben einen Strick an das Boot befestigen und es wegführen, als das Männchen die Augen aufschlug und sich zu bewegen anfing, auf eine

Weiſe, welche ſelbſt den kühnen Fiſcher mit Grauſen erfüllte.

„Wo bin ich?“ fragte es nach einem tiefen Seufzer auf holländiſch. Falke, welcher von den holländiſchen Heringsfängern etwas von ihrer Sprache gelernt hatte, nannte ihm den Namen der Inſel und fragte, wer er denn ſey, und was ihn hieher gebracht?

„Ich komme, um nach dem Carmilhan zu ſehen.“

„Dem Carmilhan? um Gottes willen! was iſt das?“ rief der begierige Schiffer,

„Ich gebe keine Antwort auf Fragen, die man mir auf dieſe Weiſe thut,“ erwiederte das Männchen mit ſichtbarer Angſt.

„Nun,“ ſchrie Falke, „was iſt der Carmilhan?“ —

„Der Carmilhan iſt jetzt nichts, aber einſt war es ein ſchönes Schiff, mit mehr Gold beladen, als je ein anderes Fahrzeug getragen.“

„Wo ging es zu Grunde, und wann?“

„Es war vor hundert Jahren; wo, weiß ich nicht genau; ich komme, um die Stelle aufzuſuchen und das verlorene Gold aufzufiſchen; willſt du mir helfen, ſo wollen wir den Fund mit einander theilen.“

„Mit ganzem Herzen, ſag mir nur, was muß ich thun?“

„Was du thun mußt, erfordert Muth; du mußt dich gerade vor Mitternacht in die wildeſte und einſamſte Gegend auf der Inſel begeben, begleitet von einer Kuh, die du dort ſchlachten und dich von jemand in ihre friſche Haut wickeln laſſen mußt. Dein Begleiter muß dich dann niederlegen, und allein laſſen und ehe es ein Uhr

ſchlägt, weißt du, wo die Schätze des Carmilhan liegen."

„Auf dieſe Weiſe fiel des alten Engrol Leib und Seele ins Verderben!" rief Wilm mit Entſetzen. „Du biſt der böſe Geiſt," fuhr er fort, indem er haſtig davon ruderte, „geh zur Hölle! ich mag nichts mit dir zu thun haben."

Das Männchen knirſchte, ſchimpfte und fluchte ihm nach; aber der Fiſcher, welcher zu beiden Rudern gegriffen hatte, war ihm bald außer Gehör, und nachdem er um einen Felſen gebogen, auch aus dem Geſichte. Aber die Entdeckung, daß der böſe Geiſt ſich ſeinen Geiz zu Nutze zu machen und mit Gold in ſeine Schlingen zu locken ſuchte, heilte den verblendeten Fiſcher nicht, im Gegentheil, er meinte die Mittheilung des gelben Männchens benutzen zu können, ohne ſich dem Böſen zu überliefern; und indem er fortfuhr, an der öden Küſte nach Gold zu fiſchen, vernachläßigte er den Wohlſtand, den ihm die reichen Fiſchzüge in andern Gegenden des Meeres darboten, ſo wie alle andern Mittel, auf die er ehemals ſeinen Fleiß verwendet, und verſank von Tag zu Tag nebſt ſeinem Gefährten in tiefere Armuth, bis es endlich oft an den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen zu fehlen anfing. Aber obgleich dieſer Verfall gänzlich Falke's Halsſtarrigkeit und falſcher Begierde zugeſchrieben werden mußte, und die Ernährung beider jetzt Kaſpar Strumpf allein anheim fiel, ſo machte ihm doch dieſer niemals den geringſten Vorwurf; ja er bezeugte ihm immer noch dieſelbe Unterwürfigkeit, daſſelbe Vertrauen in ſeinen beſſern Verſtand, als zur Zeit, wo

ihm seine Unternehmungen allezeit geglückt waren; dieser Umstand vermehrte Falke's Leiden um ein Großes, aber trieb ihn, noch mehr nach Gold zu suchen, weil er dadurch hoffte, auch seinen Freund für sein gegenwärtiges Entbehren schadlos halten zu können. Dabei verfolgte ihn das teuflische Geflüster des Wortes Carmilhan noch immer in seinem Schlummer; kurz, Noth, getäuschte Erwartung und Geiz trieben ihn zuletzt zu einer Art von Wahnsinn, so daß er wirklich beschloß, das zu thun, was ihm das Männchen angerathen, obgleich er, nach der alten Sage, wohl wußte, daß er sich damit den Mächten der Finsterniß übergab.

Alle Gegenvorstellungen Kaspars waren vergebens; Falke ward nur um so heftiger, jemehr jener ihn anflehte, von seinem verzweifelten Vorhaben abzustehen; und der gute schwache Mensch willigte endlich ein, ihn zu begleiten und ihm seinen Plan ausführen zu helfen. Beider Herzen zogen sich schmerzhaft zusammen, als sie einen Strick um die Hörner einer schönen Kuh, ihr letztes Eigenthum, legten, die sie vom Kalbe aufgezogen und die sie sich immer zu verkaufen geweigert hatten, weil sie's nicht über's Herz bringen konnten, sie in fremden Händen zu sehen. Aber der böse Geist, welcher sich Wilms bemeisterte, erstickte jetzt alle bessern Gefühle in ihm, und Kaspar wußte ihm in nichts zu widerstehen. Es war im September und die langen Nächte des schottländischen Winters hatten angefangen. Die Nachtwolken wälzten sich schwer vor dem rauhen Abendwinde und thürmten sich wie Eisberge im Maelstrom, tiefer Schatten füllte die Schluchten zwischen dem Gebirge

und den feuchten Torfsümpfen, und die trüben Bette der Ströme blickten schwarz und furchtbar wie Höllenschlünde. Falke ging voran und Strumpf folgte, schaudernd über seine eigene Kühnheit, und Thränen füllten sein schweres Auge, so oft er das arme Thier ansah, welches so vertrauensvoll und bewußtlos seinem baldigen Tode entgegenging, der ihm von der Hand werden sollte, die ihm bisher seine Nahrung gereicht. Mit Mühe erreichten sie das enge sumpfige Bergthal, welches hier und da mit Moos und Heidekraut bewachsen, mit großen Steinen übersäet war, und von einer wilden Gebirgskette umgeben lag, die sich in grauen Nebel verlor und wohin der Fuß eines Menschen sich selten verstieg. Sie näherten sich auf wankendem Boden einem großen Stein, welcher in der Mitte stand, und von welchem ein verscheuchter Adler krächzend in die Höhe flog. Die arme Kuh brüllte dumpf, als erkenne sie die Schrecknisse des Ortes und das ihr bevorstehende Schicksal; Kaspar wandte sich weg, um sich die schnell fließenden Thränen abzuwischen; er blickte hinab durch die Felsenöffnung, durch welche sie heraufgekommen waren, von wo aus man die ferne Brandung des Meeres hörte, und dann hinauf nach den Berggipfeln, auf welche sich ein kohlschwarzes Gewölk gelagert hatte, aus welchem man von Zeit zu Zeit ein dumpfes Murmeln vernahm. Als er sich wieder nach Wilm umsah, hatte dieser bereits die arme Kuh an den Stein gebunden und stand mit aufgehobener Art im Begriff das gute Thier zu fällen.

Dies war zu viel für seinen Entschluß, sich in den Willen seines Freundes zu fügen; mit gerungenen

Händen ſtürzte er ſich auf die Knie. „Um Gottes willen, Wilm Falke!“ ſchrie er mit der Stimme der Verzweiflung, „ſchone dich, ſchone die Kuh! ſchone dich und mich! ſchone deine Seele! ſchone dein Leben! Und mußt du Gott ſo verſuchen, ſo warte bis morgen und opfere lieber ein anderes Thier, als unſere liebe Kuh!“

„Kaſpar, biſt du toll?“ ſchrie Wilm wie ein Wahnſinniger, indem er noch immer die Art in die Höhe geſchwungen hielt. „Soll ich die Kuh ſchonen und verhungern?“

„Du ſollſt nicht verhungern,“ antwortete Kaſpar entſchloſſen; „ſo lange ich Hände habe, ſollſt du nicht verhungern: ich will vom Morgen bis in die Nacht für dich arbeiten, nur bring' dich nicht um deiner Seele Seligkeit, und laß mir das arme Thier leben!“

„Dann nimm die Art und ſpalte mir den Kopf!“ ſchrie Falke mit verzweifeltem Tone, „ich gehe nicht von dieſem Fleck, bis ich habe, was ich verlange. — Kannſt du die Schätze des Carmilhan für mich heben? Können deine Hände mehr erwerben als die elendeſten Bedürfniſſe des Lebens? — Aber ſie können meinen Jammer enden — komm, und laß mich das Opfer ſeyn!“

„Wilm, tödte die Kuh, tödte mich! es liegt mir nichts daran, es iſt mir ja nur um deine Seligkeit zu thun. Ach! dies iſt ja der Piktenaltar, und das Opfer, das du bringen willſt, gehört der Finſterniß.“

„Ich weiß von nichts dergleichen!“ rief Falke wild lachend, wie einer der entſchloſſen iſt, nichts wiſſen zu wollen, was ihn von ſeinem Vorſatz abbringen könnte. „Kaſpar, du biſt toll und machſt mich toll — aber da,“

fuhr er fort, indem er das Beil von ſich warf und das Meſſer vom Steine aufnahm, wie wenn er ſich durchſtoßen wollte, „da behalte die Kuh ſtatt meiner!“

Kaſpar war in einem Augenblick bei ihm, riß ihm das Mordwerkzeug aus der Hand, er faßte das Beil, ſchwang es hoch um den Kopf und ließ es mit ſolcher Gewalt auf des geliebten Thieres Kopf fallen, daß es ohne zu zucken und todt zu ſeines Herrn Füßen niederſtürzte.

Ein Blitz, begleitet von einem Donnerſchlage, folgte dieſer raſchen Handlung, und Falke ſtarrte ſeinen Freund mit den Augen an, womit ein Mann ein Kind anſtaunen würde, das ſich das zu thun getrauet, was er ſelbſt nicht gewagt. Strumpf ſchien aber weder von dem Donner erſchreckt noch durch das ſtarre Erſtaunen ſeines Gefährten außer Faſſung gebracht, ſondern fiel ohne ein Wort zu reden, über die Kuh her und fing an ihr die Haut abzuziehen. Als Wilm ſich ein wenig erholt hatte, half er ihm in dieſem Geſchäfte, aber mit ſo ſichtbarem Widerwillen, als er vorher begierig geweſen war, das Opfer vollendet zu ſehen. Während dieſer Arbeit hatte ſich das Gewitter zuſammengezogen, der Donner brüllte laut im Gebirge, und furchtbare Blitze ſchlängelten ſich um den Stein und über das Moos der Schlucht hin, während der Wind, welcher dieſe Höhe noch nicht erreicht hatte, die untern Thäler und das Geſtade mit wildem Heulen erfüllte; und als die Haut endlich abgezogen war, fanden beide Fiſcher ſich ſchon bis auf die Haut durchnäßt. Sie breiteten jene auf dem Boden aus, und Kaſpar wickelte und band Falken,

ſo wie dieſer es ihm geheißen, in derſelben feſt ein. Dann erſt, als dies geſchehen war, brach der arme Menſch das lange Stillſchweigen, und indem er mitleidig auf ſeinen bethörten Freund hinabblickte, fragte er mit zitternder Stimme: „Kann ich noch etwas für dich thun, Wilm?“

„Nichts mehr,“ erwiederte der andere, „lebe wohl!“

„Leb wohl,“ erwiederte Kaſpar, „Gott ſey mit dir, und vergebe dir, wie ich es thue!“

Dies waren die letzten Worte, welche Wilm von ihm hörte, denn im nächſten Augenblick war er in der immer zunehmenden Dunkelheit verſchwunden, und in demſelben Augenblicke brach auch einer der fürchterlichſten Gewitterſtürme, die Wilm nur je gehört hatte, aus. Er fing an mit einem Blitze, welcher Falken nicht nur die Berge und Felſen in ſeiner unmittelbaren Nähe, ſondern auch das Thal unter ihm, mit dem ſchäumenden Meere und den in der Bucht zerſtreut liegenden Felſeninſeln zeigte, zwiſchen welchen er die Erſcheinung eines großen fremdartigen und entmaſteten Schiffes zu erblicken glaubte, welches auch im Augenblick wieder in der ſchwärzeſten Dunkelheit verſchwand. Die Donnerſchläge wurden ganz betäubend; eine Maſſe Felſenſtücke rollte vom Gebirge herab und drohte ihn zu erſchlagen; der Regen ergoß ſich in ſolcher Menge, daß er in einem Augenblick das enge Sumpfthal mit einer hohen Fluth überſtrömte, welche bald bis zu Wilms Schultern hinaufreichte, denn glücklicherweiſe hatte ihn Kaſpar mit dem obern Theile des Körpers auf eine Erhöhung gelegt, ſonſt hätte er auf einmal ertrinken müſſen. Das Waſſer ſtieg immer

höher, und je mehr Wilm ſich anſtrengte, ſich aus ſeiner gefahrvollen Lage zu befreien, deſto feſter umgab ihn die Haut. Umſonſt rief er nach Kaſpar; Kaſpar war weit weg. Gott in ſeiner Noth anzurufen, wagte er nicht, und ein Schauder ergriff ihn, wenn er die Mächte anflehen wollte, deren Gewalt er ſich hingegeben fühlte.

Schon drang ihm das Waſſer in die Ohren, ſchon berührte es den Rand der Lippen; „Gott ich bin verloren!“ ſchrie er, indem er einen Strom über ſein Geſicht hinſtürzen fühlte — aber in demſelben Augenblick drang ein Schall, wie von einem nahen Waſſerfall, ſchwach in ſein Gehör, und ſogleich war auch ſein Mund wieder unbedeckt. Die Fluth hatte ſich durch das Geſtein Bahn gebrochen; und da zu gleicher Zeit der Regen etwas nachließ, und das tiefe Dunkel des Himmels ſich etwas verzog, ſo ließ auch ſeine Verzweiflung nach, und es ſchien ihm ein Strahl der Hoffnung zurückzukehren. Aber obgleich er ſich wie von einem Todeskampfe erſchöpft fühlte und ſehnlich wünſchte, aus ſeiner Gefangenſchaft erlöst zu ſeyn, ſo war doch der Zweck ſeines verzweifelten Strebens noch nicht erreicht, und mit der verſchwundenen unmittelbaren Lebensgefahr kam auch die Habſucht mit all ihren Furien in ſeine Bruſt zurück; aber überzeugt, daß er in ſeiner Lage ausharren müſſe, um ſein Ziel zu erreichen, hielt er ſich ruhig und fiel vor Kälte und Ermüdung in einen feſten Schlaf.

Er mochte ungefähr zwei Stunden geſchlafen haben, als ihn ein kalter Wind, der ihm über's Geſicht fuhr, und ein Rauſchen, wie von herannahenden Meereswogen, aus ſeiner glücklichen Selbſtvergeſſenheit

aufrüttelte. Der Himmel hatte ſich aufs neue verfinſtert; ein Blitz, wie der, welcher den erſten Sturm herbeigeführt, erhellte noch einmal die Gegend umher, und er glaubte abermals, das fremde Schiff zu erblicken, das jetzt dicht vor der Steenfollklippe auf einer hohen Welle zu hängen und dann jählings in den Abgrund zu ſchießen ſchien. Er ſtarrte noch immer nach dem Phantom, denn ein unaufhörliches Blitzen hielt jetzt das Meer erleuchtet, als ſich auf einmal eine berghohe Waſſerhoſe aus dem Thale erhob und ihn mit ſolcher Gewalt gegen einen Felſen ſchleuderte, daß ihm alle Sinne vergingen. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, hatte ſich das Wetter verzogen, der Himmel war heiter, aber das Wetterleuchten dauerte noch immer fort. Er lag dicht am Fuße des Gebirges, welches dieſes Thal umſchloß, und er fühlte ſich ſo zerſchlagen, daß er ſich kaum zu rühren vermochte. Er hörte das ſtillere Brauſen der Brandung und mitten drinnen eine feierliche Muſik, wie Kirchengeſang. Dieſe Töne waren anfangs ſo ſchwach, daß er ſie für Täuſchung hielt; aber ſie ließen ſich immer wieder aufs neue vernehmen, und jedesmal deutlicher und näher, und es ſchien ihm zuletzt, als könne er darin die Melodie eines Pſalms unterſcheiden, die er im vorigen Sommer am Bord eines holländiſchen Heringfängers gehört hatte.

Endlich unterſchied er ſogar Stimmen, und es deuchte ihm, als vernehme er ſogar die Worte jenes Liedes; die Stimmen waren jetzt in dem Thale, und als er ſich mit Mühe zu einem Stein hingeſchoben, auf den er den Kopf legte, erblickte er wirklich einen Zug

von menſchlichen Geſtalten, von welchen dieſe Muſik ausging, und der ſich gerade auf ihn zu bewegte. Kummer und Angſt lag auf den Geſichtern der Leute, deren Kleider von Waſſer zu triefen ſchienen. Jetzt waren ſie dicht bei ihm, und ihr Geſang ſchwieg. An ihrer Spitze waren mehrere Muſikanten, dann mehrere Seeleute, und hinter dieſen kam ein großer ſtarker Mann in altväterlicher, reich mit Gold beſetzter Tracht, mit einem Schwert an der Seite und einem langen dicken ſpaniſchen Rohr mit goldenem Knopfe in der Hand. Ihm zur Seite ging ein Negerknabe, welcher ſeinem Herrn von Zeit zu Zeit eine lange Pfeife reichte, aus der er einige feierliche Züge that und dann weiter ſchritt. Er blieb kerzengerade vor Wilm ſtehen, und ihm zu beiden Seiten ſtellten ſich andere, minder prächtig gekleidete Männer, welche alle Pfeifen in den Händen hatten, die aber nicht ſo koſtbar ſchienen, als die Pfeife, welche dem dicken Manne nachgetragen wurde. Hinter dieſen traten andere Perſonen auf, worunter mehrere Frauensperſonen, von denen einige Kinder in den Armen oder an der Hand hatten, alle in koſtbarer aber fremdartiger Kleidung; ein Haufen holländiſcher Matroſen ſchloß den Zug, deren jeder den Mund voll Tabak und zwiſchen den Zähnen ein braunes Pfeifchen hatte, das ſie in düſterer Stille rauchten.

Der Fiſcher blickte mit Grauſen auf dieſe ſonderbare Verſammlung; aber die Erwartung deſſen, das da kommen werde, hielt ſeinen Muth aufrecht. Lange ſtanden ſie ſo um ihn her, und der Rauch ihrer Pfeifen erhob ſich wie eine Wolke über ſie, zwiſchen welcher die Sterne

hindurch blinkten. Der Kreis zog ſich immer enger um Wilm her, das Rauchen ward immer heftiger und dicker die Wolke, die aus Mund und Pfeifen hervorſtieg. Falke war ein kühner verwegener Mann; er hatte ſich auf Außerordentliches vorbereitet; aber als er dieſe unbegreifliche Menge immer näher auf ſich eindringen ſah, als wolle ſie ihn mit ihrer Maſſe erdrücken, da entſank ihm der Muth, dicker Schweiß trat ihm vor die Stirne und er glaubte vor Angſt vergehen zu müſſen. Aber man denke ſich erſt ſeinen Schrecken, als er von ungefähr die Augen wandte und dicht an ſeinem Kopf das gelbe Männchen ſteif und aufrecht ſitzen ſah, wie er es zum erſten Mal erblickt, nur daß es jetzt, als wie zum Spotte der ganzen Verſammlung, auch eine Pfeife im Munde hatte. In der Todesangſt, die ihn jetzt ergriff, rief er, zu der Hauptperſon gewendet: „Im Namen deſſen, dem Ihr dienet, wer ſeyd Ihr? und was verlangt Ihr von mir?“ Der große Mann rauchte drei Züge, feierlicher als je, gab dann die Pfeife ſeinem Diener und antwortete mit ſchreckhafter Kälte: „Ich bin Alfred Franz van der Swelder, Befehlshaber des Schiffes Carmilhan von Amſterdam, welches auf dem Heimwege von Batavia mit Mann und Maus an dieſer Felſenküſte zu Grunde ging; dies ſind meine Offiziere, dies meine Paſſagiere und jenes meine braven Seeleute, welche alle mit mir ertranken. Warum haſt du uns aus unſern tiefen Wohnungen im Meere hervorgerufen? Warum ſtörteſt du unſere Ruhe?“

„Ich möchte wiſſen, wo die Schätze des Carmilhan liegen.“

„Am Boden des Meeres.“

„Wo?“

„In der Höhle von Steenfoll.“

„Wie ſoll ich ſie bekommen?“

„Eine Gans taucht in den Schlund nach einem Hering; ſind die Schätze des Carmilhan nicht eben ſo viel werth?

„Wie viel davon werd' ich bekommen?“

„Mehr als du je verzehren wirſt.“ Das gelbe Männchen grinſte, und die ganze Verſammlung lachte laut auf. „Biſt du zu Ende?“ fragte der Hauptmann weiter.

„Ich bin's. Gehab dich wohl!“

„Leb' wohl, bis aufs Wiederſehen!“ erwiederte der Holländer und wandte ſich zum Gehen, die Muſikanten traten aufs neue an die Spitze und der ganze Zug entfernte ſich in derſelben Ordnung, in welcher er gekommen war, und mit demſelben feierlichen Geſang, welcher mit der Entfernung immer leiſer und undeutlicher wurde, bis er ſich nach einiger Zeit gänzlich im Geräuſche der Brandung verlor. Jetzt ſtrengte Wilm ſeine letzten Kräfte an, ſich aus ſeinen Banden zu befreien, und es gelang ihm endlich, einen Arm los zu bekommen, womit er die ihn umwindenden Stricke löste und ſich endlich ganz aus der Haut wickelte. Ohne ſich umzuſehen, eilte er nach ſeiner Hütte und fand den armen Kaſpar Strumpf in ſtarrer Bewußtloſigkeit am Boden liegen. Mit Mühe brachte er ihn wieder zu ſich ſelbſt, und der gute Menſch weinte vor Freude, als er den verloren geglaubten Jugendfreund wieder vor ſich ſah. Aber dieſer beglückende

Strahl verſchwand ſchnell wieder, als er von dieſem vernahm, welch verzweifeltes Unternehmen er jetzt vorhatte.

„Ich wollte mich lieber in die Hölle ſtürzen, als dieſe nackten Wände und dieſes Elend länger anſehen. — Folge mir oder nicht, ich gehe.“ Mit dieſen Worten faßte Wilm eine Fackel, ein Feuerzeug und ein Seil und eilte davon. Kaſpar eilte ihm nach, ſo ſchnell er's vermochte, und fand ihn ſchon auf dem Felsſtück ſtehen, auf welchem er vormals gegen den Sturm Schutz gefunden, und bereit, ſich an dem Stricke in den ſchwarzen brauſenden Schlund hinabzulaſſen. Als er fand, daß alle ſeine Vorſtellungen nichts über den raſenden Menſchen vermochten, bereitete er ſich, ihm nachzuſteigen, aber Falke befahl ihm zu bleiben und den Strick zu halten. Mit furchtbarer Anſtrengung, wozu nur die blindeſte Habſucht den Muth und die Stärke geben konnte, kletterte Falke in die Höhle hinab und kam endlich auf ein vorſpringendes Felſenſtück zu ſtehen, unter welchem die Wogen ſchwarz und mit weißem Schaume bekräuſelt brauſend dahin eilten. Er blickte begierig umher und ſah endlich etwas gerade unter ſich im Waſſer ſchimmern. Er legte die Fackel nieder, ſtürzte ſich hinab und erfaßte etwas Schweres, das er auch heraufbrachte. Es war ein eiſernes Käſtchen voller Goldſtücke. Er verkündigte ſeinem Gefährten, was er gefunden, wollte aber durchaus nicht auf ſein Flehen hören, ſich damit zu begnügen und wieder heraufzuſteigen. Falke meinte, dies wäre nur die erſte Frucht ſeiner langen Bemühungen. Er ſtürzte ſich noch einmal hinab — es

erſcholl ein lautes Gelächter aus dem Meere und Wilm Falke ward nie wieder geſehen. Kaſpar ging allein nach Hauſe, aber als ein anderer Menſch. Die ſeltſamen Erſchütterungen, die ſein ſchwacher Kopf und ſein empfindſames Herz erlitten, zerrütteten ihm die Sinne. Er ließ alles um ſich her verfallen und wanderte Tag und Nacht gedankenlos vor ſich ſtarrend umher, von allen ſeinen vorigen Bekannten bedauert und vermieden. Ein Fiſcher will Wilm Falke in einer ſtürmiſchen Nacht mitten unter der Mannſchaft des Carmilhan am Ufer erkannt haben, und in derſelben Nacht verſchwand auch Kaſpar Strumpf.

Man ſuchte ihn allenthalben, allein nirgends hat man eine Spur von ihm finden können. Aber die Sage geht, daß er oft nebſt Falke mitten unter der Mannſchaft des Zauberſchiffes geſehen worden ſey, welches ſeitdem zu regelmäßigen Zeiten an der Höhle von Steenfoll erſchien.

„Mitternacht iſt längſt vorüber," ſagte der Student, als der junge Goldarbeiter ſeine Erzählung geendigt hatte, „jetzt hat es wohl keine Gefahr mehr, und ich für meinen Theil bin ſo ſchläfrig, daß ich allen rathen möchte, niederzuliegen und getroſt einzuſchlafen."

„Vor zwei Uhr Morgens möchte ich doch nicht trauen," entgegnete der Jäger; „das Sprichwort ſagt: von eilf bis zwei Uhr iſt Diebes Zeit.

„Das glaube ich auch," bemerkte der Zirkelſchmied; „denn wenn man uns etwas anhaben will, iſt wohl keine Zeit gelegener, als die nach Mitternacht. Drum meine

ich, der Studioſus könnte an ſeiner Erzählung fortfahren, die er noch nicht ganz vollendet hat."

„Ich ſträube mich nicht," ſagte dieſer, „obgleich unſer Nachbar, der Herr Jäger, den Anfang nicht gehört hat."

„Ich muß ihn mir hinzudenken, fanget nur an!" rief der Jäger.

„Nun denn," wollte eben der Student beginnen, als ſie durch das Anſchlagen eines Hundes unterbrochen wurden, alle hielten den Athem an und horchten; zugleich ſtürzte einer der Bedienten aus dem Zimmer der Gräfin und rief, daß wohl zehn bis zwölf bewaffnete Männer von der Seite her auf die Schenke zukommen.

Der Jäger griff nach ſeiner Büchſe, der Student nach ſeinen Piſtolen, die Handwerksburſche nach ihren Stöcken und der Fuhrmann zog ein langes Meſſer aus der Taſche. So ſtanden ſie und ſahen rathlos einander an.

„Laßt uns an die Treppe gehen!" rief der Student, „zwei oder drei dieſer Schurken ſollen doch zuvor ihren Tod finden, ehe wir überwältigt werden." Zugleich gab er dem Zirkelſchmied ſeine zweite Piſtole und rieth, daß ſie nur einer nach dem andern ſchießen wollten. Sie ſtellten ſich an die Treppe; der Student und der Jäger nahmen gerade ihre ganze Breite ein; ſeitwärts neben dem Jäger ſtand der muthige Zirkelſchmied und beugte ſich über das Geländer, indem er die Mündung ſeiner Piſtole auf die Mitte der Treppe hielt. Der Goldarbeiter und der Fuhrmann ſtanden hinter ihnen, bereit, wenn es zu einem Kampf Mann gegen Mann kommen ſollte, das Ihrige zu thun. So ſtanden ſie

einige Minuten in ſtiller Erwartung; endlich hörte man die Hausthüre aufgehen, ſie glaubten auch das Flüſtern mehrerer Stimmen zu vernehmen.

Jetzt hörte man Tritte vieler Menſchen der Treppe nahen, man kam die Treppe herauf, und auf der erſten Hälfte zeigten ſich drei Männer, die wohl nicht auf den Empfang gefaßt waren, der ihnen bereitet war. Denn als ſie ſich um die Pfeiler der Treppe wandten, ſchrie der Jäger mit ſtarker Stimme: „Halt! noch einen Schritt weiter, und ihr ſeyd des Todes. Spannet die Hahnen, Freunde, und gut gezielt!“

Die Räuber erſchracken, zogen ſich eilig zurück und beriethen ſich mit den übrigen. Nach einer Weile kam einer davon zurück und ſprach: „Ihr Herren! es wäre Thorheit von euch, umſonſt euer Leben aufopfern zu wollen, denn wir ſind unſerer genug, um euch völlig aufzureiben; aber ziehet euch zurück, es ſoll keinem das Geringſte zu Leide geſchehen; wir wollen keines Groſchen Werth von euch nehmen.“

„Was wollt ihr denn ſonſt?“ rief der Student. „Meint ihr, wir werden ſolchem Geſindel trauen? Nimmermehr! Wollt ihr etwas holen, in Gottes Namen ſo kommt, aber den erſten, der ſich um die Ecke wagt, brenne ich auf die Stirne, daß er auf ewig keine Kopfſchmerzen mehr haben ſoll!“

„Gebt uns die Dame heraus, gutwillig!“ antwortete der Räuber. „Es ſoll ihr nichts geſchehen, wir wollen ſie an einen ſichern und bequemen Ort führen, ihre Leute können zurückreiten und den Herrn Grafen bitten, er möge ſie mit zwanzigtauſend Gulden auslöſen.“

„Solche Vorschläge sollen wir uns machen lassen?“ entgegnete der Jäger knirschend vor Wuth und spannte den Hahn. „Ich zähle drei, und wenn du da unten nicht bei drei hinweg bist, so drücke ich los, eins, zwei —“

„Halt!“ schrie der Räuber mit donnernder Stimme, „ist das Sitte, auf einen wehrlosen Mann zu schießen, der mit euch friedlich unterhandelt? Thörichter Bursche, du kannst mich todtschießen, und dann hast du erst keine große Heldenthat gethan; aber hier stehen zwanzig meiner Kameraden, die mich rächen werden. Was nützt es dann deiner Frau Gräfin, wenn ihr todt oder verstümmelt auf der Flur liegt? Glaube mir, wenn sie freiwillig mitgeht, soll sie mit Achtung behandelt werden, aber wenn du, bis ich drei zähle, nicht den Hahnen in Ruhe setzst, so soll es ihr übel ergehen. Hahnen in Ruh', eins, zwei, drei!“

„Mit diesen Hunden ist nicht zu spaßen,“ flüsterte der Jäger, indem er den Befehl des Räubers befolgte; „wahrhaftig an meinem Leben liegt nichts, aber wenn ich einen niederschieße, könnten sie meine Dame um so härter behandeln. Ich will die Gräfin um Rath fragen. Gebt uns,“ fuhr er mit lauter Stimme fort, „gebt uns eine halbe Stunde Waffenstillstand, um die Gräfin vorzubereiten, sie würde, wenn sie es so plötzlich erfährt, den Tod davon haben.“

„Zugestanden,“ antwortete der Räuber und ließ zugleich den Ausgang der Treppe mit sechs Männern besetzen.

Bestürzt und verwirrt folgten die unglücklichen Reisenden dem Jäger in das Zimmer der Gräfin; es

lag dieſes ſo nahe, und ſo laut hatte man verhandelt, daß ihr kein Wort entgangen war. Sie war bleich und zitterte heftig, aber dennoch ſchien ſie feſt entſchloſſen, ſich in ihr Schickſal zu ergeben: „Warum ſoll ich nutzlos das Leben ſo vieler braver Leute aufs Spiel ſetzen?“ ſagte ſie, „warum euch zu einer vergeblichen Vertheidigung anfordern, euch, die ihr mich gar nicht kennet? Nein, ich ſehe, daß keine andere Rettung iſt, als den Elenden zu folgen.“

Man war allgemein von dem Muth und dem Unglück der Dame ergriffen; der Jäger weinte und ſchwur, daß er dieſe Schmach nicht überleben könne. Der Student aber ſchmähte auf ſich und ſeine Größe von ſechs Fuß. „Wäre ich nur um einen halben Kopf kleiner,“ rief er, „und hätte ich keinen Bart, ſo wüßte ich wohl, was ich zu thun hätte, ich ließe mir von der Frau Gräfin Kleider geben, und dieſe Elenden ſollten ſpät genug erfahren, welchen Mißgriff ſie gethan.“

Auch auf Felix hatte das Unglück dieſer Frau großen Eindruck gemacht. Ihr ganzes Weſen kam ihm ſo rührend und bekannt vor, es war ihm, als ſey es ſeine frühe verſtorbene Mutter, die ſich in dieſer ſchrecklichen Lage befände. Er fühlte ſich ſo gehoben, ſo muthig, daß er gerne ſeine Leben für das ihrige gegeben hätte. Doch als der Student jene Worte ſprach, da blitzte auf einmal ein Gedanke in ſeiner Seele auf; er vergaß alle Angſt, alle Rückſichten, und er dachte nur an die Rettung dieſer Frau. „Iſt es nur dies,“ ſprach er, indem er ſchüchtern und erröthend hervortrat, „gehört nur ein kleiner Körper, ein bartloſes Kinn und ein muthiges

Herz dazu, die gnädige Frau zu retten, ſo bin ich vielleicht auch nicht zu ſchlecht dazu; ziehet in Gottes Namen meinen Rock an, ſetzet meinen Hut auf Euer ſchönes Haar, und nehmet meinen Bündel auf den Rücken und — ziehet als Felix, der Goldarbeiter, Eure Straße.“

Alle waren erſtaunt über den Muth des Jünglings, der Jäger aber fiel ihm freudig um den Hals. „Goldjunge!“ rief er, „das wollteſt du thun? wollteſt dich in meiner gnädigen Frau Kleider ſtecken laſſen und ſie retten? Das hat dir Gott eingegeben; aber allein ſollſt du nicht gehen, ich will mich mit gefangen geben, will bei dir bleiben an deiner Seite, als dein beſter Freund, und ſo lange ich lebe, ſollen ſie dir nichts anhaben dürfen.“ „Auch ich ziehe mit dir, ſo wahr ich lebe!“ rief der Student.

Es koſtete lange Ueberredung, bis die Gräfin in dieſen Vorſchlag einwilligte. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ein fremder Menſch für ſie ſich aufopfern ſollte; ſie dachte ſich im Fall einer ſpätern Entdeckung die Rache der Räuber, die ganz auf den Unglücklichen fallen würde, ſchrecklich. Aber endlich ſiegten theils die Bitten des jungen Menſchen, theils die Ueberzeugung, im Fall ſie gerettet würde, alles aufbieten zu können, um ihren Retter wieder zu befreien. Sie willigte ein. Der Jäger und die übrigen Reiſenden begleiteten Felix in das Zimmer des Studenten, wo er ſich ſchnell einige Kleider der Gräfin überwarf. Der Jäger ſetzte ihm noch zum Ueberfluß einige falſche Haarlocken der Kammerfrau und einen Damenhut auf, und alle verſicherten, daß man ihn nicht erkennen würde.

Selbſt der Zirkelſchmied ſchwur, daß wenn er ihm auf der Straße begegnete, würde er flink den Hut abziehen und nicht ahnen, daß er vor ſeinem muthigen Kameraden ſein Compliment mache.

Die Gräfin hatte ſich indeſſen mit Hülfe ihrer Kammerfrau aus dem Ränzchen des jungen Goldarbeiters mit Kleidern verſehen. Der Hut, tief in die Stirn gedrückt, der Reiſeſtock in der Hand, das etwas leichter gewordene Bündel auf dem Rücken machten ſie völlig unkenntlich, und die Reiſenden würden zu jeder andern Zeit über dieſe komiſche Maskerade nicht wenig gelacht haben. Der neue Handwerksburſche dankte Felix mit Thränen und verſprach die ſchleunigſte Hülfe.

„Nur noch eine Bitte habe ich," antwortete Felix, „in dieſem Ränzchen, das Sie auf dem Rücken tragen, befindet ſich eine kleine Schachtel; verwahren Sie dieſe ſorgfältig, wenn ſie verloren ginge, wäre ich auf immer und ewig unglücklich; ich muß ſie meiner Pflegemutter bringen und" —

„Gottfried, der Jäger, weiß mein Schloß," entgegnete ſie, „es ſoll Euch alles unbeſchädigt wieder zurückgeſtellt werden, denn ich hoffe, Ihr kommt dann ſelbſt, edler junger Mann, um den Dank meines Gatten und den meinigen zu empfangen."

Ehe noch Felix darauf antworten konnte, ertönten von der Treppe her die rauhen Stimmen der Räuber; ſie riefen: die Friſt ſey verfloſſen und alles zur Abfahrt der Gräfin bereit. Der Jäger ging zu ihnen hinab und erklärte ihnen, daß er die Dame nicht verlaſſen werde und lieber mit ihnen gehe, wohin es auch ſey, ehe

ohne seine Gebieterin vor seinem Herrn erschiene. Auch der Student erklärte, diese Dame begleiten zu wollen. Sie berathschlagten sich über diesen Fall und gestanden es endlich zu, unter der Bedingung, daß der Jäger sogleich seine Waffen abgebe. Zugleich befahlen sie, daß die übrigen Reisenden sich ruhig verhalten sollen, wenn die Gräfin hinweggeführt werde.

Felix ließ den Schleier nieder, der über seinen Hut gebreitet war, setzte sich in eine Ecke, die Stirne in die Hand gestützt, und in dieser Stellung eines tief Betrübten erwartete er die Räuber. Die Reisenden hatten sich in das andere Zimmer zurückgezogen, doch so, daß sie, was vorging, überschauen konnten; der Jäger saß anscheinend traurig, aber auf alles lauernd in der andern Ecke des Zimmers, das die Gräfin bewohnt hatte. Nachdem sie einige Minuten so gesessen, ging die Thüre auf, und ein schöner stattlich gekleideter Mann von etwa sechsunddreißig Jahren trat in das Zimmer. Er trug eine Art von militärischer Uniform, einen Orden auf der Brust, einen langen Säbel an der Seite und in der Hand hielt er einen Hut, von welchem schöne Federn herabwallten. Zwei seiner Leute hatten gleich nach seinem Eintritt die Thüre besetzt.

Er ging mit einer tiefen Verbeugung auf Felix zu; er schien vor einer Dame dieses Ranges etwas in Verlegenheit zu seyn, er setzte mehreremal an, bis es ihm gelang, geordnet zu sprechen. „Gnädige Frau," sagte er, „es gibt Fälle, worein man sich in Geduld schicken muß. Ein solcher ist der Ihrige. Glauben Sie nicht, daß ich den Respekt vor einer so ausgezeichneten Dame

auch nur auf einen Augenblick aus den Augen setzen werde; Sie werden alle Bequemlichkeit haben, Sie werden über nichts klagen können, als vielleicht über den Schrecken, den sie diesen Abend gehabt." Hier hielt er inne, als erwartete er eine Antwort; als aber Felix beharrlich schwieg, fuhr er fort: „Sehen sie in mir keinen gemeinen Dieb, keinen Kehlenabschneider. Ich bin ein unglücklicher Mann, den widrige Verhältnisse zu diesem Leben zwangen. Wir wollen uns auf immer aus dieser Gegend entfernen; aber wir brauchen Reisegeld. Es wäre uns ein Leichtes gewesen, Kaufleute oder Postwagen zu überfallen, aber dann hätten wir vielleicht mehrere Leute auf immer ins Unglück gestürzt. Der Herr Graf, Ihr Gemahl, hat vor sechs Wochen eine Erbschaft von fünfmalhunderttausend Thalern gemacht. Wir erbitten uns zwanzigtausend Gulden von diesem Ueberfluß, gewiß eine gerechte und bescheidene Forderung. Sie werden daher die Gnade haben, jetzt sogleich einen offenen Brief an Ihren Gemahl zu schreiben, worin Sie ihm schreiben, daß wir sie zurückgehalten, daß er die Zahlung so bald als möglich leisten möge, widrigenfalls — Sie verstehen mich, mir müßten dann etwas härter mit ihnen selbst verfahren. Die Zahlung wird nicht angenommen, wenn sie nicht unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit von einem einzelnen Mann hieher gebracht wird."

Diese Scene wurde mit der gespanntesten Aufmerksamkeit von allen Gästen der Waldschenke, am ängstlichsten wohl von der Gräfin beobachtet. Sie glaubte jeden Augenblick, der Jüngling, der sich für sie

geopfert, könnte ſich verrathen. Sie war feſt entſchloſſen, ihn um einen großen Preis loszukaufen, aber eben ſo feſt ſtand ihr Gedanke, um keinen Preis der Welt auch nur einen Schritt weit mit den Räubern zu gehen. Sie hatte in der Rocktaſche des Goldarbeiters ein Meſſer gefunden. Sie hielt es geöffnet krampfhaft in der Hand, bereit ſich lieber zu tödten, als eine ſolche Schmach zu erdulden. Jedoch nicht minder ängſtlich war Felix ſelbſt. Zwar ſtärkte und tröſtete ihn der Gedanke, daß es eine männliche und würdige That ſey, einer bedrängten hülfloſen Frau auf dieſe Weiſe beizuſtehen; aber er fürchtete ſich durch jede Bewegung, durch ſeine Stimme zu verrathen. Seine Angſt ſteigerte ſich, als der Räuber von einem Briefe ſprach, den er ſchreiben ſollte.

Wie ſollte er ſchreiben? welche Titel dem Grafen geben, welche Form dem Briefe, ohne ſich zu verrathen?

Seine Angſt ſtieg aber aufs höchſte, als der Anführer der Räuber Papier und Feder vor ihn hinlegte, ihn bat, den Schleier zurückzuſchlagen und zu ſchreiben.

Felix wußte nicht, wie hübſch ihm die Tracht paßte, in welche er gekleidet war; hätte er es gewußt, er würde ſich vor einer Entdeckung nicht im mindeſten gefürchtet haben. Denn als er endlich nothgedrungen den Schleier zurückſchlug, ſchien der Herr in Uniform, betroffen von der Schönheit der Dame und ihren etwas männlichen muthigen Zügen, ſie nur noch ehrfurchtsvoller zu betrachten. Dem klaren Blick des jungen Goldſchmieds entging dies nicht; getroſt, daß wenigſtens in dieſem gefährlichen Augenblick keine Entdeckung zu fürchten ſey, ergriff er die Feder und ſchrieb an ſeinen vermeintlichen Gemahl,

nach einer Form, wie er ſie einſt in einem alten Buche geleſen; er ſchrieb:

Mein Herr und Gemahl!

Ich unglückliche Frau bin auf meiner Reiſe mitten in der Nacht plötzlich angehalten worden, und zwar von Leuten, welchen ich keine gute Abſicht zutrauen kann. Sie werden mich ſo lange zurückhalten, bis Sie, Herr Graf, die Summe von zwanzigtauſend Gulden für mich niedergelegt haben.

Die Bedingung iſt dabei, daß ſie nicht im mindeſten über die Sache bei der Obrigkeit ſich beſchweren, noch ihre Hülfe nachſuchen, daß Sie das Geld durch einen einzelnen Mann in die Waldſchenke im Speſſart ſchicken; widrigenfalls iſt mir mit längerer und harter Gefangenſchaft gedroht.

Es fleht Sie um ſchleunige Hülfe an, Ihre unglückliche

Gemahlin.

Er reichte den merkwürdigen Brief dem Anführer der Räuber, der ihn durchlas und billigte. „Es kömmt nun ganz auf Ihre Beſtimmung an," fuhr er fort, „ob Sie Ihre Kammerfrau oder Ihren Jäger zur Begleitung wählen werden. Die eine dieſer Perſonen werde ich mit dem Briefe an Ihren Herrn Gemahl zurückſchicken."

„Der Jäger und dieſer Herr hier werden mich begleiten," antwortete Felix.

„Gut," entgegnete jener, indem er an die Thüre ging und die Kammerfrau herbeirief, „ſo unterrichten Sie dieſe Frau, was ſie zu thun habe."

Die Kammerfrau erſchien mit Zittern und Beben. Auch Felix erblaßte, wenn er bedachte, wie leicht er ſich auch jetzt wieder verrathen könnte. Doch ein unbegreiflicher Muth, der ihn in jenen gefährlichen Augenblicken ſtärkte, gab ihm auch jetzt wieder ſeine Reden ein. „Ich habe dir nichts weiter aufzutragen," ſprach er, „als daß du den Grafen bitteſt, mich ſo bald als möglich aus dieſer unglücklichen Lage zu reißen." —

„Und," fuhr der Räuber fort, „daß Sie dem Herrn Grafen aufs genaueſte und ausdrücklichſte empfehlen, daß er alles verſchweige und nichts gegen uns unternehme, bis ſeine Gemahlin in ſeinen Händen iſt. Unſere Kundſchafter würden uns bald genug davon unterrichten und ich möchte dann für nichts ſtehen."

Die zitternde Kammerfrau verſprach alles. Es wurde ihr noch befohlen, einige Kleidungsſtücke und Leinenzeug für die Frau Gräfin in einen Bündel zu packen, weil man ſich nicht mit vielem Gepäcke beladen könne, und als dies geſchehen war, forderte der Anführer der Räuber die Dame mit einer Verbeugung auf, ihm zu folgen. Felix ſtand auf, der Jäger und der Student folgten ihm und alle drei ſtiegen, begleitet von dem Anführer der Räuber, die Treppe hinab.

Vor der Waldſchenke ſtanden viele Pferde; eines wurde dem Jäger angewieſen, ein anderes, ein ſchönes kleines Thier mit einem Damenſattel verſehen, ſtand für die Gräfin bereit, ein drittes gab man dem Studenten. Der Hauptmann hob den jungen Goldſchmied in den Sattel, ſchnallte ihn feſt und beſtieg dann ſelbſt ſein Roß. Er ſtellte ſich zur Rechten der Dame auf,

zur Linken hielt einer der Räuber; auf gleiche Weise waren auch der Jäger und der Student umgeben. Nachdem sich auch die übrige Bande zu Pferd gesetzt hatte, gab der Anführer mit einer helltönenden Pfeife das Zeichen zum Aufbruch, und bald war die ganze Schaar im Walde verschwunden.

Die Gesellschaft, die im obern Zimmer versammelt war, erholte sich nach diesem Auftritt allmälig von ihrem Schrecken. Sie wären, wie es nach großem Unglück oder plötzlicher Gefahr zu geschehen pflegt, vielleicht sogar heiter gewesen, hätte sie nicht der Gedanke an ihre drei Gefährten beschäftigt, die man vor ihren Augen hinweggeführt hatte. Sie brachen in Bewunderung des jungen Goldschmieds aus, und die Gräfin vergoß Thränen der Rührung, wenn sie bedachte, daß sie einem Menschen so unendlich viel zu verdanken habe, dem sie nie zuvor Gutes gethan, den sie nicht einmal kannte. Ein Trost war es für alle, daß der heldenmüthige Jäger und der wackere Student ihn begleitet hatten, konnten sie ihn doch trösten, wenn sich der junge Mann unglücklich fühlte, ja der Gedanke lag nicht gar zu ferne, daß der verschlagene Waidmann vielleicht Mittel zu ihrer Flucht finden könnte. Sie beriethen sich noch mit einander, was zu thun sey. Die Gräfin beschloß, da ja sie kein Schwur gegen den Räuber binde, sogleich zu ihrem Gemahl zurückzureisen und alles aufzubieten, den Aufenthalt der Gefangenen zu entdecken, sie zu befreien; der Fuhrmann versprach, nach Aschaffenburg zu reiten und die Gerichte zu Verfolgung der Räuber aufzurufen. Der Zirkelschmied aber wollte seine Reise fortsetzen.

Die Reiſenden wurden in dieſer Nacht nicht mehr beunruhigt; Todtenſtille herrſchte in der Waldſchenke, die noch vor kurzem der Schauplatz ſo ſchrecklicher Scenen geweſen war. Als aber am Morgen die Bedienten der Gräfin zu der Wirthin hinabgingen, um alles zur Abfahrt fertig zu machen, kehrten ſie ſchnell zurück und berichteten, daß ſie die Wirthin und ihr Geſinde in einem elenden Zuſtande gefunden hätten. Sie liegen gebunden in der Schenke und flehen um Beiſtand.

Die Reiſenden ſahen ſich bei dieſer Nachricht erſtaunt an. „Wie?“ rief der Zirkelſchmied, „ſo ſollten dieſe Leute dennoch unſchuldig ſeyn? ſo hätten wir ihnen Unrecht gethan, und ſie ſtanden nicht im Einverſtändniß mit den Räubern?“

„Ich laſſe mich aufhängen ſtatt ihrer,“ erwiederte der Fuhrmann, „wenn wir nicht dennoch Recht hatten. Dies alles iſt nur Betrug, um nicht überwieſen werden zu können. Erinnert Ihr Euch nicht der verdächtigen Mienen dieſer Wirthſchaft? Erinnert Ihr Euch nicht, wie ich hinabgehen wollte, wie mich der abgerichtete Hund nicht losließ, wie die Wirthin und der Hausknecht ſogleich erſchienen und mürriſch fragten, was ich denn noch zu thun hätte? Doch ſie ſind unſer, wenigſtens der Frau Gräfin, Glück. Hätte es in der Schenke weniger verdächtig ausgeſehen, hätte uns die Wirthin nicht ſo mißtrauiſch gemacht, wir wären nicht zuſammengeſtanden, wären nicht wach geblieben. Die Räuber hätten uns überfallen im Schlafe, hätten zum wenigſten unſere Thüre bewacht, und dieſe Verwechslung des braven jungen Burſchen wäre nimmer möglich geworden.“

Sie ſtimmten mit der Meinung des Fuhrmanns alle überein und beſchloſſen, auch die Wirthin und ihr Geſinde bei der Obrigkeit anzugeben. Doch um ſie deſto ſicherer zu machen, wollten ſie ſich jetzt nichts merken laſſen. Die Bedienten und der Fuhrmann gingen daher hinab in das Schenkzimmer, lösten die Bande der Diebeshehler auf und bezeugten ſich ſo mitleidig und bedauernd als möglich. Um ihre Gäſte noch mehr zu verſöhnen, machte die Wirthin nur eine kleine Rechnung für jeden und lud ſie ein, recht bald wieder zu kommen.

Der Fuhrmann zahlte ſeine Zeche, nahm von ſeinen Leidensgenoſſen Abſchied und fuhr ſeine Straße. Nach dieſem machten ſich die beiden Handwerksburſche auf den Weg. So leicht der Bündel des Goldſchmieds war, ſo drückte er doch die zarte Dame nicht wenig. Aber noch viel ſchwerer wurde ihr um's Herz, als unter der Hausthüre die Wirthin ihre verbrecheriſche Hand hinſtreckte, um Abſchied zu nehmen. „Ei, was ſeyd Ihr doch für ein junges Blut," rief ſie beim Anblick des zarten Jungen, „noch ſo jung und ſchon in die Welt hinaus! Ihr ſeyd gewiß ein verdorbenes Kräutlein, das der Meiſter aus der Werkſtatt jagte. Nun, was geht es mich an, ſchenket mir die Ehre bei der Heimkehr, glückliche Reiſe!"

Die Gräfin wagte vor Angſt und Beben nicht zu antworten, ſie fürchtete, ſich durch ihre zarte Stimme zu verrathen. Der Zirkelſchmied merkte es, nahm ſeinen Gefährten unter den Arm, ſagte der Wirthin Ade und ſtimmte ein luſtiges Lied an, während er dem Wald zuſchritt.

„Jetzt erſt bin ich in Sicherheit!“ rief die Gräfin, als ſie etwa hundert Schritte entfernt waren. „Noch immer glaubte ich, die Frau werde mich erkennen und durch ihre Knechte feſtnehmen. O, wie will ich euch allen danken! kommt auch Ihr auf mein Schloß, Ihr müßt doch Euren Reiſegenoſſen bei mir wieder abholen.“

Der Zirkelſchmied ſagte zu, und während ſie noch ſprachen, kam der Wagen der Gräfin ihnen nachgefahren; ſchnell wurde die Thüre geöffnet, die Dame ſchlüpfte hinein, grüßte den jungen Handwerksburſchen noch einmal, und der Wagen fuhr weiter.

Um dieſelbe Zeit hatten die Räuber und ihre Gefangenen den Lagerplatz der Bande erreicht. Sie waren durch eine ungebahnte Waldſtraße im ſchnellſten Trabe weggeritten; mit ihren Gefangenen wechſelten ſie kein Wort, auch unter ſich flüſterten ſie nur zuweilen, wenn die Richtung des Weges ſich veränderte. Vor einer tiefen Waldſchlucht machte man endlich Halt. Die Räuber ſaßen ab, und ihr Anführer hob den Goldarbeiter vom Pferd, indem er ſich über den harten und eiligen Ritt entſchuldigte, und fragte, ob doch die gnädige Frau nicht gar zu ſehr angegriffen ſey.

Felix antwortete ihm ſo zierlich als möglich, daß er ſich nach Ruhe ſehne, und der Hauptmann bot ihm den Arm, ihn in die Schlucht zu führen. — Es ging einen ſteilen Abhang hinab; der Fußpfad, welcher hinabführte, war ſo ſchmal und abſchüſſig, daß der Anführer oft ſeine Dame unterſtützen mußte, um ſie vor der Gefahr hinabzuſtürzen zu bewahren. Endlich langte man unten an. Felix ſah vor ſich beim Schein des anbrechenden Morgens

ein enges kleines Thal von höchstens hundert Schritten im Umfang, das tief in einem Kessel hoch hinanstrebender Felsen lag. Etwa sechs bis acht kleine Hütten waren in dieser Schlucht aus Brettern und abgehauenen Bäumen aufgebaut. Einige schmutzige Weiber schauten neugierig aus diesen Höhlen hervor, und ein Rudel von zwölf großen Hunden und ihren unzähligen Jungen umsprang heulend und bellend die Angekommenen. Der Hauptmann führte die vermeintliche Gräfin in die beste dieser Hütten und sagte ihr, diese sey ausschließlich zu ihrem Gebrauch bestimmt; auch erlaubte er auf Felix Verlangen, daß der Jäger und der Student zu ihm gelassen wurden.

Die Hütte war mit Rehfellen und Matten ausgelegt, die zugleich zum Fußboden und Sitze dienen mußten. Einige Krüge und Schüsseln aus Holz geschnitzt, eine alte Jagdflinte, und in der hintersten Ecke ein Lager, aus ein paar Brettern gezimmert und mit wollenen Decken bekleidet, welchem man den Namen eines Bettes nicht geben konnte, waren die einzigen Geräthe dieses gräflichen Palastes. Jetzt erst, allein gelassen in dieser elenden Hütte, hatten die drei Gefangenen Zeit, über ihre sonderbare Lage nachzudenken. Felix, der zwar seine edelmüthige Handlung keinen Augenblick bereute, aber doch für seine Zukunft im Fall einer Entdeckung bange war, wollte sich in lauten Klagen Luft machen; der Jäger aber rückte ihm schnell näher und flüsterte ihm zu: „sey um Gottes willen stille, lieber Junge; glaubst du denn nicht, daß man uns behorcht?“ „Aus jedem Wort, aus dem Ton deiner Sprache könnten sie Verdacht schöpfen,“ setzte der Student hinzu.

Dem armen Felix blieb nichts übrig, als ſtille zu weinen.

„Glaubt mir, Herr Jäger,“ ſagte er, „ich weine nicht aus Angſt vor dieſen Räubern oder aus Furcht vor dieſer elenden Hütte, nein, es iſt ein ganz anderer Kummer, der mich drückt! Wie leicht kann die Gräfin vergeſſen, was ich ihr ſchnell noch ſagte, und dann hält man mich für einen Dieb und ich bin elend auf immer!“

„Aber was iſt es denn, daß dich ſo ängſtigt?“ fragte der Jäger, verwundert über das Benehmen des jungen Menſchen, der ſich bisher ſo muthig und ſtark betragen hatte.

„Höret zu, und Ihr werdet mir Recht geben,“ antwortete Felix. „Mein Vater war ein geſchickter Goldarbeiter in Nürnberg, und meine Mutter hatte früher bei einer vornehmen Frau gedient als Kammerfrau, und als ſie meinen Vater heirathete wurde ſie von der Gräfin, welcher ſie gedient hatte, trefflich ausgeſtattet. Dieſe blieb meinen Eltern immer gewogen, und als ich auf die Welt kam wurde ſie meine Pathe und beſchenkte mich reichlich. Aber als meine Eltern bald nach einander an einer Seuche ſtarben, und ich ganz allein und verlaſſen in der Welt ſtand und ins Waiſenhaus gebracht werden ſollte, da vernahm die Frau Pathe unſer Unglück, nahm ſich meiner an und gab mich in ein Erziehungshaus; und als ich alt genug war, ſchrieb ſie mir, ob ich nicht des Vaters Gewerbe lernen wollte. Ich war froh darüber und ſagte zu, und ſo gab ſie mich meinem Meiſter in Würzburg in die Lehre. Ich hatte Geſchick zur Arbeit und brachte es bald ſo weit, daß mir der Lehrbrief

ausgeſtellt wurde und ich auf die Wanderſchaft mich rüſten konnte. Dies ſchrieb ich der Frau Pathe, und flugs antwortete ſie, daß ſie das Geld zur Wanderſchaft gebe. Dabei ſchickte ſie prachtvolle Steine mit und verlangte, ich ſolle ſie faſſen zu einem ſchönen Geſchmeide, ich ſolle dann ſolches als Probe meiner Geſchicklichkeit ſelbſt überbringen und das Reiſegeld in Empfang nehmen. Meine Frau Pathe habe ich in meinem Leben nicht geſehen, und Ihr könnet denken, wie ich mich auf ſie freute. Tag und Nacht arbeitete ich an dem Schmuck, er wurde ſo ſchön und zierlich, daß ſelbſt der Meiſter darüber erſtaunte. Als er fertig war, packte ich alles ſorgfältig auf den Boden meines Ränzels, nahm Abſchied vom Meiſter und wanderte meine Straße nach dem Schloſſe der Frau Pathe. Da kamen," fuhr er in Thränen ausbrechend fort, „dieſe ſchändlichen Menſchen und zerſtörten all meine Hoffnung. Denn wenn Eure Frau Gräfin den Schmuck verliert, oder vergißt, was ich ihr ſagte, und das ſchlechte Ränzchen wegwirft, wie ſoll ich dann vor meine gnädige Frau Pathe treten? womit ſoll ich mich ausweiſen? woher die Steine erſetzen? und das Reiſegeld iſt dann auch verloren, und ich erſcheine als ein undankbarer Menſch, der anvertrautes Gut ſo leichtſinnig weggegeben. Und am Ende — wird man mir glauben, wenn ich den wunderbaren Vorfall erzähle?"

„Ueber das letztere ſeyd getroſt!" erwiederte der Jäger. „Ich glaube nicht, daß bei der Gräfin Euer Schmuck verloren gehen kann; und wenn auch, ſo wird ſie ſicherlich ihn ihrem Retter wieder erſtatten und ein Zeugniß über dieſe Vorfälle ausſtellen. — Wir

verlaſſen Euch jetzt auf einige Stunden, denn wahrhaftig wir brauchen Schlaf, und nach den Anſtrengungen dieſer Nacht werdet Ihr ihn auch nöthig haben. Nachher laßt uns im Geſpräch unſer Unglück auf Augenblicke vergeſſen, oder beſſer noch auf unſere Flucht denken."

Sie gingen; Felix blieb allein zurück und verſuchte, dem Rath des Jägers zu folgen.

Als nach einigen Stunden der Jäger mit dem Studenten zurück kam, fand er ſeinen jungen Freund geſtärkter und munterer, als zuvor. Er erzählte dem Goldſchmied, daß ihm der Hauptmann alle Sorgfalt für die Dame empfohlen habe, und in wenigen Minuten werde eines der Weiber, die ſie unter den Hütten geſehen hatten, der gnädigen Gräfin Kaffee bringen und ihre Dienſte zur Aufwartung anbieten. Sie beſchloſſen, um ungeſtört zu ſeyn, dieſe Gefälligkeit nicht anzunehmen, und als das alte häßliche Zigeunerweib kam, das Frühſtück vorſetzte und mit grinſender Freundlichkeit fragte, ob ſie nicht ſonſt noch zu Dienſten ſeyn könnte, winkte ihr Felix zu gehen, und als ſie noch zauderte, ſcheuchte ſie der Jäger aus der Hütte. Der Student erzählte dann weiter, was ſie ſonſt noch von dem Lager der Räuber geſehen. „Die Hütte, die Ihr bewohnt, ſchönſte Frau Gräfin," ſprach er, „ſcheint urſprünglich für den Hauptmann beſtimmt. Sie iſt nicht ſo geräumig, aber ſchöner als die übrigen. Außer dieſer ſind noch ſechs andere da, in welchen die Weiber und Kinder wohnen, denn von den Räubern ſind ſelten mehr als ſechs zu Hauſe. Einer ſteht nicht weit von dieſer Hütte Wache, der andere unten am Weg in der Höhe, und ein

dritter hat den Lauerpoſten oben am Eingang in der Schlucht. Von zwei Stunden zu zwei Stunden werden ſie von den drei übrigen abgelöst. Jeder hat überdies zwei große Hunde neben ſich liegen, und ſie alle ſind ſo wachſam, daß man keinen Fuß aus der Hütte ſetzen kann, ohne daß ſie anſchlagen. Ich habe keine Hoffnung, daß wir uns durchſtehlen können."

„Machet mich nicht traurig, ich bin nach dem Schlummer muthiger geworden," entgegnete Felix; „gebet nicht alle Hoffnung auf, und fürchtet Ihr Verrath, ſo laſſet uns lieber jetzt von etwas anderem reden und nicht lange voraus ſchon kummervoll ſeyn. Herr Student, in der Schenke habt Ihr angefangen, etwas zu erzählen, fahrt jetzt fort, denn wir haben Zeit zum Plaudern."

„Kann ich mich doch kaum erinnern, was es war," antwortete der junge Mann.

„Ihr erzähltet die Sage von dem kalten Herzen und ſeyd ſtehen geblieben, wie der Wirth und der andere Spieler den Kohlen-Peter aus der Thüre warfen."

„Gut, jetzt entſinne ich mich wieder," entgegnete er, „nun, wenn Ihr weiter hören wollet, will ich fortfahren."

Das kalte Herz.

Zweite Abtheilung.

Als Peter am Montag Morgen in ſeine Glashütte ging, da waren nicht nur ſeine Arbeiter da, ſondern auch andere Leute, die man nicht gerne ſieht, nämlich der Amtmann und drei Gerichtsdiener. Der Amtmann wünſchte Petern einen guten Morgen, fragte, wie er

geſchlafen, und zog dann ein langes Regiſter heraus und darauf waren Peters Gläubiger verzeichnet. „Könnt Ihr zahlen oder nicht?“ fragte der Amtmann mit ſtrengem Blick, „und macht es nur kurz, denn ich habe nicht viel Zeit zu verſäumen, und in den Thurm iſt es drei gute Stunden.“ Da verzagte Peter, geſtand, daß er nichts mehr habe, und überließ es dem Amtmann, Haus und Hof, Hütte und Stall, Wagen und Pferde zu ſchätzen; und als die Gerichtsdiener und der Amtmann umhergingen und prüften und ſchätzten, dachte er, bis zum Tannenbühl iſts nicht weit, hat mir der Kleine nicht geholfen, ſo will ich es einmal mit dem Großen verſuchen. Er lief dem Tannenbühl zu, ſo ſchnell, als ob die Gerichtsdiener ihm auf den Verſen wären; es war ihm, als er an dem Platz vorbeirannte, wo er das Glasmännlein zuerſt geſprochen, als halte ihn eine unſichtbare Hand auf, aber er riß ſich los und lief weiter bis an die Grenze, die er ſich früher wohl gemerkt hatte, und kaum hatte er beinahe athemlos: „Holländer-Michel, Herr Holländer-Michel!“ gerufen, als auch ſchon der rieſengroße Flötzer mit ſeiner Stange vor ihm ſtand.

„Kommſt du?“ ſprach dieſer lachend, „haben ſie dir die Haut abziehen und deinen Gläubigern verkaufen wollen? Nun, ſey ruhig; dein ganzer Jammer kommt, wie geſagt, von dem kleinen Glasmännlein, von dem Separatiſten und Frömmler her. Wenn man ſchenkt, muß man gleich recht ſchenken, und nicht wie dieſer Knauſer. Doch komm,“ fuhr er fort und wandte ſich gegen den Wald, „folge mir in mein Haus, dort wollen wir ſehen, ob wir handelseinig werden.“

„Handelseinig?“ dachte Peter, „was kann er denn von mir verlangen, was kann ich an ihn verhandeln? Soll ich ihm etwa dienen, oder was will er?“ Sie gingen zuerst über einen steilen Waldsteig hinan und standen dann mit einem Mal an einer dunkeln, tiefen, abschüssigen Schlucht; Holländer-Michel sprang den Felsen hinab, wie wenn es eine sanfte Marmortreppe wäre; aber bald wäre Peter in Ohnmacht gesunken, denn als jener unten angekommen war, machte er sich so groß wie ein Kirchthum und reichte ihm einen Arm, so lang als ein Weberbaum, und eine Hand daran, so breit als der Tisch im Wirthshaus, und rief mit einer Stimme, die herauf schallte wie eine tiefe Todtenglocke: „setz' dich nur auf meine Hand und halte dich an den Fingern, so wirst du nicht fallen.“ Peter that zitternd, wie jener befohlen, nahm Platz auf der Hand und hielt sich am Daumen des Riesen.

Es ging weit und tief hinab, aber dennoch ward es zu Peters Verwunderung nicht dunkler, im Gegentheil, die Tageshelle schien sogar zuzunehmen in der Schlucht, aber er konnte sie lange in den Augen nicht ertragen. Der Holländer-Michel hatte sich, je weiter Peter herabkam, wieder kleiner gemacht, und stand nun in seiner früheren Gestalt vor einem Haus, so gering oder gut, als es reiche Bauern auf dem Schwarzwald haben. Die Stube, worein Peter geführt wurde, unterschied sich durch nichts von den Stuben anderer Leute, als dadurch, daß sie einsam schien.

Die hölzerne Wanduhr, der ungeheure Kachelofen, die breiten Bänke, die Geräthschaften auf den Gesimsen

waren hier wie überall. Michel wies ihm einen Platz hinter dem großen Tisch an, ging dann hinaus und kam bald mit einem Krug Wein und Gläsern wieder. Er goß ein und nun schwatzten sie, und Holländer-Michel erzählte von den Freuden der Welt, von fremden Ländern, schönen Städten und Flüssen, daß Peter, am Ende große Sehnsucht darnach bekommend, dies auch offen dem Holländer sagte.

„Wenn du im ganzen Körper Muth und Kraft, etwas zu unternehmen, hattest, da konnten ein paar Schläge des dummen Herzens dich zittern machen, und dann die Kränkungen der Ehre, das Unglück, wozu soll sich ein vernünftiger Kerl um dergleichen bekümmern? Hast du's im Kopf empfunden, als dich letzthin einer einen Betrüger und schlechten Kerl nannte? hat es dir im Magen wehe gethan, als der Amtmann kam, dich aus dem Haus zu werfen? Was, sag' an, was hat dir wehe gethan?"

„Mein Herz," sprach Peter, indem er die Hand auf die pochende Brust preßte, denn es war ihm, als ob sein Herz sich ängstlich hin und her wendete.

„Du hast, nimm mir es nicht übel, du hast viele hundert Gulden an schlechte Bettler und anderes Gesindel weggeworfen; was hat es dich genützt? Sie haben dir dafür Segen und einen gesunden Leib gewünscht; ja bist du deßwegen gesünder geworden? Um die Hälfte des verschleuderten Geldes hättest du einen Arzt gehalten. Segen? ja ein schöner Segen, wenn man ausgepfändet und ausgestoßen wird! Und was war es, das dich getrieben, in die Tasche zu fahren, so oft ein Bettelmann seinen zerlumpten Hut hinstreckte? — Dein

Herz, auch wieder dein Herz, und weder deine Augen noch deine Zunge, deine Arme noch deine Beine, sondern dein Herz; du hast dir es, wie man richtig sagt, zu sehr zu Herzen genommen."

„Aber wie kann man sich denn angewöhnen, daß es nicht mehr so ist? Ich gebe mir jetzt alle Mühe, es zu unterdrücken, und dennoch pocht mein Herz und thut mir wehe."

„Du freilich," rief jener mit Lachen, „du armer Schelm, kannst nichts dagegen thun! aber gib mir das kleine pochende Ding und du wirst sehen, wie gut du es dann hast."

„Euch, mein Herz?" schrie Peter mit Entsetzen, „da müßte ich ja sterben auf der Stelle! Nimmermehr!"

„Ja, wenn dir einer eurer Herren Chirurgen das Herz aus dem Leib operiren wollte, da müßtest du wohl sterben; bei mir ist dies ein anderes Ding; doch komm herein und überzeuge dich selbst." Er stand bei diesen Worten auf, öffnete eine Kammerthüre und führte Peter hinein. Sein Herz zog sich krampfhaft zusammen, als er über die Schwelle trat, aber er achtete es nicht, denn der Anblick, der sich ihm bot, war sonderbar und überraschend. Auf mehreren Gesimsen von Holz standen Gläser mit durchsichtiger Flüssigkeit gefüllt, und in jedem dieser Gläser lag ein Herz, auch waren an den Gläsern Zettel angeklebt und Namen darauf geschrieben, die Peter neugierig las; da war das Herz des Amtmanns in F.; das Herz des dicken Ezechiel, das Herz des Tanzbodenkönigs, das Herz des Oberförsters; da waren sechs Herzen von Kornwucherern, acht von Werboffizieren, drei von Geldmäklern — kurz es war

eine Sammlung der angesehensten Herzen in der Umgegend von zwanzig Stunden.

„Schau!“ sprach Holländer-Michel, „diese alle haben des Lebens Aengsten und Sorgen weggeworfen, keines dieser Herzen schlägt mehr ängstlich und besorgt, und ihre ehemaligen Besitzer befinden sich wohl dabei, daß sie den unruhigen Gast aus dem Hause haben.

„Aber was tragen sie denn jetzt dafür in der Brust?“ fragte Peter, den dies alles, was er gesehen, beinahe schwindeln machte.

„Dies,“ antwortete jener und reichte ihm aus einem Schubfach — ein steinernes Herz.

„So?“ erwiederte er und konnte sich eines Schauers, der ihm über die Haut ging, nicht erwehren. „Ein Herz von Marmelstein? Aber, horch einmal, Herr Holländer-Michel, das muß doch gar kalt seyn in der Brust.“

„Freilich, aber ganz angenehm kühl; warum soll denn ein Herz warm seyn? im Winter nützt dir die Wärme nichts, da hilft ein guter Kirschgeist mehr als ein warmes Herz, und im Sommer, wenn alles schwül und heiß ist, — du glaubst nicht, wie dann ein solches Herz abkühlt; und wie gesagt, weder Angst noch Schrecken, weder thörichtes Mitleiden noch anderer Jammer pocht an solch ein Herz.“

„Und das ist alles, was Ihr mir geben könnet,“ fragte Peter unmuthig, ich hoffte auf Geld und Ihr wollet mir einen Stein geben!“

„Nu, ich denke an hunderttausend Gulden hättest du für's Erste genug; wenn du es geschickt umtreibst, kannst du bald ein Millionär werden.“

„Hunderttauſend!“ rief der arme Köhler freudig, „nun, ſo poche doch nicht ſo ungeſtüm in meiner Bruſt, wir werden bald fertig ſeyn miteinander. Gut, Michel, gebt mir den Stein und das Geld, und die Unruh' könnet Ihr aus dem Gehäuſe nehmen.“

„Ich dachte es doch, daß du ein vernünftiger Burſche ſeyſt;“ antwortete der Holländer, freundlich lächelnd, komm, laß uns noch eins trinken und dann will ich das Geld auszahlen.“

So ſetzten ſie ſich wieder in die Stube zum Wein, tranken und tranken wieder, bis Peter in einen tiefen Schlaf verfiel.

Kohlen-Munk-Peter erwachte beim fröhlichen Schmettern eines Poſthorns, und ſiehe da, er ſaß in einem ſchönen Wagen, fuhr auf einer breiten Straße dahin, und als er ſich aus dem Wagen bog, ſah er in blauer Ferne hinter ſich den Schwarzwald liegen. Anfänglich wollte er gar nicht glauben, daß er es ſelbſt ſey, der in dieſem Wagen ſitze; denn auch ſeine Kleider waren gar nicht mehr dieſelben, die er geſtern getragen, aber er erinnerte ſich doch an alles ſo deutlich, daß er endlich ſein Nachſinnen aufgab und rief: „Der Kohlen-Munk-Peter bin ich, das iſt ausgemacht, und kein anderer!“ Er wunderte ſich über ſich ſelbſt, daß er gar nicht wehmüthig werden konnte, als er jetzt zum erſten Mal aus der ſtillen Heimath, aus den Wäldern, wo er ſo lange gelebt, auszog; ſelbſt nicht, als er an ſeine Mutter dachte, die jetzt wohl hülflos und im Elend ſaß, konnte er eine Thräne aus dem Auge preſſen oder nur ſeufzen; denn es war ihm alles ſo gleichgültig. „Ach freilich,“

ſagte er dann, „Thränen und Seufzer Heimweh und Wehmuth kommen ja aus dem Herzen, und Dank dem Holländer-Michel, — das meine iſt kalt und von Stein.“

Er legte ſeine Hand auf die Bruſt, und es war ganz ruhig dort und rührte ſich nichts; „wenn er mit den Hunderttauſenden ſo gut Wort hält, wie mit dem Herz, ſo ſoll es mich freuen,“ ſprach er und fing an, ſeinen Wagen zu unterſuchen. Er fand Kleidungsſtücke von aller Art, wie er ſie nur wünſchen konnte, aber kein Geld; endlich ſtieß er auf eine Taſche und fand viele tauſend Thaler in Gold und Scheinen auf Handlungshäuſer in allen großen Städten. „Jetzt hab' ich's, wie ich's wollte,“ dachte er, ſetzte ſich bequem in die Ecke des Wagens und fuhr in die weite Welt.

Er fuhr zwei Jahre in der Welt umher und ſchaute aus ſeinem Wagen links und rechts an den Häuſern hinauf, ſchaute, wenn er anhielt, nichts als den Schild ſeines Wirtshauſes an, lief dann in der Stadt umher und ließ ſich die ſchönſten Merkwürdigkeiten zeigen; aber es freute ihn nichts, kein Bild, kein Haus, keine Muſik, kein Tanz, ſein Herz von Stein nahm an nichts Antheil und ſeine Augen, ſeine Ohren waren abgeſtumpft für alles Schöne. Nichts war ihm mehr geblieben, als die Freude am Eſſen und Trinken und der Schlaf, und ſo lebte er, indem er ohne Zweck durch die Welt reiste, zu ſeiner Unterhaltung ſpeiste und aus langer Weile ſchlief. Hie und da erinnerte er ſich zwar, daß er fröhlicher, glücklicher geweſen ſey, als er noch arm war und arbeiten mußte, um ſein Leben zu friſten. Da hatte ihn jede ſchöne Ausſicht ins Thal, Muſik und

Gesang hatten ihn ergötzt, da hatte er sich stundenlang auf die einfachste Kost, die ihm die Mutter zu dem Meiler bringen sollte, gefreut. Wenn er so über die Vergangenheit nachdachte, so kam es ihm ganz sonderbar vor, daß er jetzt nicht einmal lachen konnte, und sonst hatte er über den kleinsten Scherz gelacht; wenn andere lachten, so verzog er nur aus Höflichkeit den Mund, aber sein Herz lächelte nicht mit. Er fühlte dann, daß er zwar überaus ruhig sey, aber zufrieden fühlte er sich doch nicht. Es war nicht Heimweh oder Wehmuth, sondern Oede, Ueberdruß, freudenloses Leben, was ihn endlich wieder zur Heimath trieb.

Als er von Straßburg herüber fuhr und den dunkeln Wald seiner Heimath erblickte, als er zum ersten Mal wieder jene kräftigen Gestalten, jene freundlichen treuen Gesichter der Schwarzwälder sah, als sein Ohr die heimathlichen Klänge, stark, tief, aber wohltönend, vernahm, da fühlte er schnell an sein Herz, denn sein Blut wallte stärker, und er glaubte, er müsse sich freuen und müsse weinen zugleich, aber — wie konnte er nur so thöricht seyn, er hatte ja ein Herz von Stein, und Steine sind todt und lächeln und weinen nicht.

Sein erster Gang war zum Holländer-Michel, der ihn mit alter Freundlichkeit aufnahm; „Michel, sagte er zu ihm, „gereist bin ich nun, und habe alles gesehen, ist aber alles dummes Zeug, und ich hatte nur Langeweile. Ueberhaupt, Euer steinernes Ding, das ich in der Brust trage, schützt mich zwar vor manchem, ich erzürne mich nie, bin nie traurig, aber ich freue mich auch nie, und es ist mir, als wenn ich nur halb lebte.

Könnet Ihr das Steinherz nicht ein wenig beweglicher machen? oder gebt mir lieber mein altes Herz; ich hatte mich in fünfundzwanzig Jahren daran gewöhnt, und wenn es zuweilen auch einen dummen Streich machte, so war es doch munter und ein fröhliches Herz."

Der Waldgeist lachte grimmig und bitter. „Wenn du einmal todt bist, Peter Munk," antwortete er, „dann soll es dir nicht fehlen, dann sollst du dein weiches rührbares Herz wieder haben, und du kannst dann fühlen, was kommt, Freud' oder Leid; aber hier oben kann es nicht mehr dein werden! Doch, Peter, gereist bist du wohl, aber, so wie du lebtest, konnte es dir nichts nützen. Setze dich jetzt hier irgendwo im Wald, bau' ein Haus, heirathe, treibe dein Vermögen um, es hat dir nur an Arbeit gefehlt; weil du müßig warst hattest du Langeweile, und schiebst jetzt alles auf dieses unschuldige Herz." Peter sah ein, daß Michel Recht habe, was den Müßiggang beträfe, und nahm sich vor, reich und immer reicher zu werden; Michel schenkte ihm noch einmal hunderttausend Gulden und entließ ihn als seinen guten Freund.

Bald vernahm man im Schwarzwald die Mähre, der Kohlen-Munk-Peter oder Spielpeter sey wieder da, und noch viel reicher, als zuvor. Es ging auch jetzt wie immer; als er am Bettelstab war, wurde er in der Sonne zur Thüre hinausgeworfen, und als er jetzt an einem Sonntag Nachmittag seinen ersten Einzug dort hielt, schüttelten sie ihm die Hand, lobten sein Pferd, fragten nach seiner Reise, und als er wieder mit dem dicken Ezechiel um harte Thaler spielte, stand er in der Achtung so hoch, als je. Er trieb jetzt aber nicht mehr

das Glashandwerk, ſondern den Holzhandel, aber nur zum Schein. Sein Hauptgeſchäft war mit Korn und Geld zu handeln. Der halbe Schwarzwald wurde ihm nach und nach ſchuldig, aber er lieh Geld nur auf zehn Prozente aus, oder verkaufte Korn an die Armen, die nicht gleich zahlen konnten, um den dreifachen Werth. Mit dem Amtmann ſtand er jetzt in enger Freundſchaft, und wenn einer Herrn Peter Munk nicht auf den Tag bezahlte, ſo ritt der Amtmann mit ſeinen Schergen heraus, ſchätzte Haus und Hof, verkaufte es flugs, und trieb Vater, Mutter und Kind in den Wald. Anfangs machte dies dem reichen Peter einige Unluſt, denn die armen Ausgepfändeten belagerten dann haufenweiſe ſeine Thüre, die Männer flehten um Nachſicht, die Weiber ſuchten das ſteinerne Herz zu erweichen und die Kinder winſelten um ein Stücklein Brod; aber als er ſich ein paar tüchtige Fleiſcherhunde angeſchafft hatte, hörte dieſe Katzenmuſik, wie er es nannte, bald auf; er pfiff und hetzte, und die Bettelleute flohen ſchreiend auseinander. Am meiſten Beſchwerde machte ihm das „alte Weib;“ das war aber niemand anders als Frau Munkin, Peters Mutter. Sie war in Noth und Elend gerathen, als man ihr Haus und Hof verkauft hatte, und ihr Sohn, als er reich zurückgekehrt war, hatte nicht mehr nach ihr umgeſehen; da kam ſie nun zuweilen, alt, ſchwach und gebrechlich an einem Stock vor das Haus; hinein wagte ſie ſich nimmer, denn er hatte ſie einmal weggejagt; aber es that ihr wehe, von den Gutthaten anderer Menſchen leben zu müſſen, da der eigene Sohn ihr ein ſorgenloſes Alter hätte bereiten können. Aber

das kalte Herz wurde nimmer gerührt von dem Anblicke der bleichen wohlbekannten Züge, von den bittenden Blicken, von der welken ausgeſtreckten Hand, von der hinfälligen Geſtalt; mürriſch zog er, wenn ſie Sonnabends an die Thüre pochte, einen Sechsbätzner heraus, ſchlug ihn in ein Papier und ließ ihn hinausreichen durch einen Knecht. Er vernahm ihre zitternde Stimme, wenn ſie dankte und wünſchte, es möge ihm wohlgehen auf Erden, er hörte ſie hüſtelnd von der Thüre ſchleichen, aber er dachte weiter nicht mehr daran, als daß er wieder ſechs Batzen umſonſt ausgegeben.

Endlich kam Peter auf den Gedanken zu heirathen. Er wußte, daß im ganzen Schwarzwald jeder Vater ihm gerne ſeine Tochter geben werde; aber er war ſchwierig in ſeiner Wahl, denn er wollte, daß man auch hierin ſein Glück und ſeinen Verſtand preiſen ſollte; daher ritt er umher im ganzen Wald, ſchaute hier, ſchaute dort, und keine der ſchönen Schwarzwälderinnen däuchte ihm ſchön genug. Endlich, nachdem er auf allen Tanzböden umſonſt nach der Schönſten ausgeſchaut hatte, hörte er eines Tages, die Schönſte und Tugendſamſte im ganzen Wald ſey eines armen Holzhauers Tochter. Sie lebe ſtill und für ſich, beſorge geſchickt und emſig ihres Vaters Haus und laſſe ſich nie auf dem Tanzboden ſehen, nicht einmal zu Pfingſten oder Kirmeß. Als Peter von dieſem Wunder des Schwarzwalds hörte, beſchloß er, um ſie zu werben, und ritt nach der Hütte, die man ihm bezeichnet hatte. Der Vater der ſchönen Lisbeth empfing den vornehmen Herrn mit Staunen und erſtaunte noch mehr,

als er hörte, es sey dies der reiche Herr Peter und er wolle sein Schwiegersohn werden. Er besann sich auch nicht lange, denn er meinte, all seine Sorge und Armuth werde nun ein Ende haben, sagte zu, ohne die schöne Lisbeth zu fragen, und das gute Kind war so folgsam, daß sie ohne Widerrede Frau Peter Munkin wurde.

Aber es wurde der Armen nicht so gut, als sie sich geträumt hatte. Sie glaubte ihr Hauswesen wohl zu verstehen, aber sie konnte Herrn Peter nichts zu Dank machen; sie hatte Mitleiden mit armen Leuten, und da ihr Eheherr reich war, dachte sie, es sey keine Sünde, einem armen Bettelweib einen Pfennig oder einem alten Mann einen Schnaps zu reichen; als aber Herr Peter dies eines Tages merkte, sprach er mit zürnenden Blicken und rauher Stimme: „Warum verschleuderst du mein Vermögen an Lumpen und Straßenläufer? Hast du was mitgebracht ins Haus, das du wegschenken könntest? Mit deines Vaters Bettelstab kann man keine Suppe wärmen, und wirfst das Geld aus, wie eine Fürstin. Noch einmal laß dich betreten, so sollst du meine Hand fühlen!“ Die schöne Lisbeth weinte in ihrer Kammer über den harten Sinn ihres Mannes, und sie wünschte oft, lieber daheim zu seyn in ihres Vaters ärmlicher Hütte, als bei dem reichen, aber geizigen hartherzigen Peter zu hausen. Ach, hätte sie gewußt, daß er ein Herz von Marmor habe und weder sie noch irgend einen Menschen lieben könnte, so hätte sie sich wohl nicht gewundert. So oft sie aber jetzt unter der Thüre saß und es ging ein Bettelmann vorüber, und zog den Hut

und hub an ſeinen Spruch, ſo drückte ſie die Augen zu, das Elend nicht zu ſchauen, ſie ballte die Hand feſter, damit ſie nicht unwillkürlich in die Taſche fahre, ein Kreuzerlein herauszulangen. So kam es, daß die ſchöne Lisbeth im ganzen Wald verſchrien wurde, und es hieß, ſie ſey noch geiziger als Peter Munk. Aber eines Tages ſaß Frau Lisbeth wieder vor dem Haus und ſpann und murmelte ein Liedchen dazu; denn ſie war munter, weil es ſchönes Wetter und Herr Peter ausgeritten war über Feld. Da kömmt ein altes Männlein des Weges daher, der trägt einen großen ſchweren Sack, und ſie hört ihn ſchon von weitem keuchen. Theilnehmend ſieht ihm Frau Lisbeth zu und denkt, einem ſo alten kleinen Mann ſollte man nicht mehr ſo ſchwer aufladen.

Indeß keucht und wankt das Männlein heran, und als es gegenüber von Frau Lisbeth war, brach es unter dem Sack beinahe zuſammen. „Ach habt die Barmherzigkeit, Frau, und reichet mir nur einen Trunk Waſſer,“ ſprach das Männlein, „ich kann nicht weiter, muß elend verſchmachten.“

„Aber Ihr ſolltet in Eurem Alter nicht mehr ſo ſchwer tragen,“ ſagte Frau Lisbeth.

„Ja, wenn ich nicht Boten gehen müßte, der Armuth halber und um mein Leben zu friſten,“ antwortete er; „ach ſo eine reiche Frau, wie Ihr, weiß nicht, wie wehe Armuth thut, und wie wohl ein friſcher Trunk bei ſolcher Hitze.“

Als ſie dies hörte, eilte ſie ins Haus, nahm einen Krug vom Geſims und füllte ihn mit Waſſer; doch als ſie zurückkehrte, und nur noch wenige Schritte von ihm

war, und das Männlein ſah, wie es ſo elend und verkümmert auf dem Sack ſaß, da fühlte ſie inniges Mitleid, bedachte, daß ja ihr Mann nicht zu Hauſe ſey, und ſo ſtellte ſie den Waſſerkrug bei Seite, nahm einen Becher und füllte ihn mit Wein, legte ein gutes Roggenbrod darauf und brachte es dem Alten. „So, und ein Schluck Wein mag Euch beſſer frommen, als Waſſer, da Ihr ſchon ſo gar alt ſeyd," ſprach ſie, „aber trinket nicht zu haſtig und eſſet auch Brod dazu."

Das Männlein ſah ſie ſtaunend an, bis große Thränen in ſeinen alten Augen ſtanden; er trank und ſprach dann: „Ich bin alt geworden, aber ich hab' wenige Menſchen geſehen, die ſo mitleidig wären, und ihre Gaben ſo ſchön und herzig zu ſpenden wüßten, wie Ihr, Frau Lisbeth. Aber es wird Euch dafür auch recht wohl gehen auf Erden; ſolch ein Herz bleibt nicht unbelohnt."

„Nein, und den Lohn ſoll ſie zur Stelle haben!" ſchrie eine ſchreckliche Stimme, und als ſie ſich umſahen, war es Herr Peter mit blutrothem Geſicht.

„Und ſogar meinen Ehrenwein gießeſt du aus an Bettelleute, und meinen Mundbecher gibſt du an die Lippen der Straßenläufer? Da, nimm deinen Lohn!" Frau Lisbeth ſtürzte zu ſeinen Füßen und bat um Verzeihung; aber das ſteinerne Herz kannte kein Mitleid, er drehte die Peitſche um, die er in der Hand hielt und ſchlug ſie mit dem Handgriff von Ebenholz ſo heftig vor die ſchöne Stirne, daß ſie leblos dem alten Mann in die Arme ſank. Als er dies ſah, war es doch, als reuete ihn die That auf der Stelle; er bückte ſich herab, zu

ſchauen, ob noch Leben in ihr ſey, aber das Männlein ſprach mit wohlbekannter Stimme: „Gib dir keine Mühe, Kohlen-Peter! es war die ſchönſte und lieblichſte Blume im Schwarzwald, aber du haſt ſie zertreten und nie mehr wird ſie wieder blühen.“

Da wich alles Blut aus Peters Wangen und er ſprach: „Alſo Ihr ſeyd es, Herr Schatzhauſer? Nun, was geſchehen iſt, iſt geſchehen, und es hat wohl ſo kommen müſſen. Ich hoffe aber, Ihr werdet mich nicht bei dem Gericht anzeigen als Mörder.“

„Elender!“ erwiederte das Glasmännlein. „Was würde es mir frommen, wenn ich deine ſterbliche Hülle an den Galgen brächte? Nicht irdiſche Gerichte ſind es, die du zu fürchten haſt, ſondern andere und ſtrengere; denn du haſt deine Seele an den Böſen verkauft.“

„Und hab' ich mein Herz verkauft,“ ſchrie Peter, „ſo iſt niemand daran ſchuld, als du und deine betrügeriſchen Schätze! du tückiſcher Geiſt haſt mich ins Verderben geführt, mich getrieben, daß ich bei einem andern Hülfe ſuchte, und auf dir liegt die ganze Verantwortung.“ Aber kaum hatte er dies geſagt, ſo wuchs und ſchwoll das Glasmännlein und wurde hoch und breit, und ſeine Augen ſollen ſo groß geweſen ſeyn, wie Suppenteller, und ſein Mund war wie ein eingeheizter Backofen, und Flammen blitzten daraus hervor. Peter warf ſich auf die Knie, und ſein ſteinernes Herz ſchützte ihn nicht, daß nicht ſeine Glieder zitterten wie eine Eſpe. Mit Geierskrallen packte ihn der Waldgeiſt im Nacken, drehte ihn um, wie ein Wirbelwind dürres Laub, und warf ihn dann zu Boden, daß ihm alle Rippen knackten.

„Erdenwurm!“ rief er mit einer Stimme, die wie der Donner rollte, „ich könnte dich zerſchmettern, wenn ich wollte, denn du haſt gegen den Herrn des Waldes gefrevelt. Aber um dieſes todten Weibes willen, die mich geſpeiſt und gekränkt hat, gebe ich dir acht Tage Friſt. Bekehrſt du dich nicht zum Guten, ſo komme ich und zermalme dein Gebein, und du fährſt hin in deinen Sünden.“

Es war ſchon Abend, als einige Männer, die vorbei gingen, den reichen Peter Munk an der Erde liegen ſahen. Sie wandten ihn hin und her, und ſuchten, ob noch Athem in ihm ſey, aber lange war ihr Suchen vergebens. Endlich ging einer in das Haus und brachte Waſſer herbei und beſprengte ihn. Da holte Peter tief Athem, ſtöhnte und ſchlug die Augen auf, ſchaute lange um ſich her und fragte dann nach Frau Lisbeth; aber keiner hatte ſie geſehen. Er dankte den Männern für ihre Hülfe, ſchlich in ſein Haus und ſchaute ſich um, aber Frau Lisbeth war weder im Keller noch auf dem Boden, und das, was er für einen ſchrecklichen Traum gehalten, war bittere Wahrheit. Wie er nun ſo ganz allein war, da kamen ihm ſonderbare Gedanken; er fürchtete ſich vor nichts, denn ſein Herz war ja kalt, aber wenn er an den Tod ſeiner Frau dachte, kam ihm ſein eigenes Hinſcheiden in den Sinn, und wie belaſtet er dahin fahren werde, ſchwer belaſtet mit Thränen der Armen, mit tauſend ihrer Flüche, die ſein Herz nicht erweichen konnten, mit dem Jammer der Elenden, auf die er ſeine Hunde gehetzt, belaſtet mit der ſtillen Verzweiflung ſeiner Mutter, mit dem Blute der ſchönen guten Lisbeth; und konnte er doch nicht einmal dem alten Mann, ihrem Vater, Rechenſchaft

geben, wenn er käme und fragte: „wo iſt meine Tochter, dein Weib?“ Wie wollte er einem andern Frage ſtehen, dem alle Wälder, alle Seen, alle Berge gehören, und die Leben der Menſchen?

Es quälte ihn auch Nachts im Traume, und alle Augenblicke wachte er auf an einer ſüßen Stimme, die ihm zurief: „Peter, ſchaff dir ein wärmeres Herz!“ und wenn er erwacht war, ſchloß er doch ſchnell wieder die Augen, denn der Stimme nach mußte es Frau Lisbeth ſeyn, die ihm dieſe Warnung zurief. Den andern Tag ging er ins Wirthshaus, um ſeine Gedanken zu zerſtreuen, und dort traf er den dicken Ezechiel. Er ſetzte ſich zu ihm, ſie ſprachen dies und jenes, vom ſchönen Wetter, vom Krieg, von den Steuern und endlich auch vom Tod, und wie da und dort einer ſo ſchnell geſtorben ſey. Da fragte Peter den Dicken, was er denn vom Tod halte, und wie es nachher ſeyn werde. Ezechiel antwortete ihm, daß man den Leib begrabe, die Seele aber fahre entweder auf zum Himmel oder hinab in die Hölle.

„Alſo begrabt man das Herz auch?“ fragte Peter geſpannt.

„Ei freilich, das wird auch begraben.“

„Wenn aber einer ſein Herz nicht mehr hat?“ fuhr Peter fort.

Ezechiel ſah ihn bei dieſen Worten ſchrecklich an: „was willſt du damit ſagen? willſt du mich foppen? Meinſt du, ich habe kein Herz?“

„O, Herz genug, ſo feſt wie Stein;“ erwiederte Peter.

Ezechiel ſah ihn verwundert an, ſchaute ſich um, ob es niemand gehört habe, und ſprach dann: „Woher weißt du es? Pocht vielleicht das deinige auch nicht mehr?“

„Pocht nicht mehr, wenigſtens nicht hier in meiner Bruſt!“ antwortete Peter Munk. „Aber ſag mir, da du jetzt weißt, was ich meine, wie wird es gehen mit unſeren Herzen?“

„Was kümmert dich dies, Geſell?“ fragte Ezechiel lachend, „haſt ja auf Erden vollauf zu leben und damit genug. Das iſt ja gerade das Bequeme in unſern kalten Herzen, daß uns keine Furcht befällt, vor ſolchen Gedanken.“

„Wohl wahr, aber man denkt doch daran, und wenn ich auch jetzt keine Furcht mehr kenne, ſo weiß ich doch wohl noch, wie ſehr ich mich vor der Hölle gefürchtet, als ich noch ein kleiner unſchuldiger Knabe war.“

„Nun — gut wird es uns gerade nicht gehen,“ ſagte Ezechiel. „Hab mal einen Schulmeiſter darüber gefragt, der ſagte mir, daß nach dem Tod die Herzen gewogen werden, wie ſchwer ſie ſich verſündiget hätten. Die leichten ſteigen auf, die ſchweren ſinken hinab, und ich denke, unſere Steine werden ein gutes Gewicht haben.“

„Ach freilich!“ erwiederte Peter, „und es iſt mir oft ſelbſt unbequem, daß mein Herz ſo theilnahmlos und ganz gleichgültig iſt, wenn ich an ſolche Dinge denke.“

So ſprachen ſie; aber in der nächſten Nacht hörte er fünf oder ſechsmal die bekannte Stimme in ſein Ohr liſpeln: „Peter, ſchaff' dir ein wärmeres Herz!“ Er empfand keine Reue, daß er ſie getödtet, aber wenn er

dem Geſinde ſagte, ſeine Frau ſey verreist, ſo dachte er immer dabei: „wohin mag ſie wohl gereist ſeyn?“ Sechs Tage hatte er es ſo getrieben, und immer hörte er Nachts dieſe Stimme, und immer dachte er an den Waldgeiſt und ſeine ſchreckliche Drohung; aber am ſiebenten Morgen ſprang er auf von ſeinem Lager und rief: „nun ja, will ſehen, ob ich mir ein wärmeres ſchaffen kann, denn der gleichgültige Stein in meiner Bruſt macht mir das Leben nur langweilig und öde.“ Er zog ſchnell ſeinen Sonntagsſtaat an, ſetzte ſich auf ſein Pferd und ritt dem Tannenbühl zu.

Im Tannenbühl, wo die Bäume dichter ſtanden, ſaß er ab, band ſein Pferd an und ging ſchnellen Schrittes dem Gipfel des Hügels zu, und als er vor der dicken Tanne ſtand, hub er ſeinen Spruch an:

„Schatzhauſer im grünen Tannenwald,
Biſt viele hundert Jahre alt,
Dein iſt all Land, wo Tannen ſtehn,
Läßt dich nur Sonntagskindern ſehn.“

Da kam das Glasmännlein hervor; aber nicht freundlich und traulich, wie ſonſt, ſondern düſter und traurig; es hatte ein Röcklein an von ſchwarzem Glas und ein langer Trauerflor flatterte herab vom Hut, und Peter wußte wohl, um wen es traure.

„Was willſt du von mir, Peter Munk?“ fragte es mit dumpfer Stimme.

„Ich hab' noch einen Wunſch, Herr Schatzhauſer!“ antwortete Peter mit niedergeſchlagenen Augen.

„Können Steinherzen noch wünſchen?“ ſagte jener, „du haſt alles, was du für deinen ſchlechten Sinn

bedarfſt, und ich werde ſchwerlich deinen Wunſch erfüllen."

„Aber Ihr habt mir doch drei Wünſche zugeſagt; einen hab ich immer noch übrig."

„Doch kann ich ihn verſagen, wenn er thöricht iſt," fuhr der Waldgeiſt fort; „aber wohlan, ich will hören, was du willſt?"

„So nehmet mir den todten Stein heraus und gebet mir mein lebendiges Herz," ſprach Peter.

„Hab ich den Handel mit dir gemacht?" fragte das Glasmännlein, „bin ich der Holländer-Michel, der Reichthum und kalte Herzen ſchenkt? Dort, bei ihm mußt du dein Herz ſuchen?"

„Ach, er gibt es mir nimmer zurück," antwortete Peter traurig.

„Du dauerſt mich, ſo ſchlecht du auch biſt," ſprach das Männlein nach einigem Nachdenken. „Aber weil dein Wunſch nicht thöricht iſt, ſo kann ich dir wenigſtens meine Hülfe nicht verſagen. So höre: dein Herz kannſt du mit keiner Gewalt mehr bekommen, wohl aber durch Liſt, und es wird vielleicht nicht ſchwer halten, denn Michel bleibt doch nur der dumme Michel, obgleich er ſich ungemein klug dünkt. So gehe denn geraden Weges zu ihm hin und thue, wie ich dir heiße." Und nun unterrichtete er ihn in allem und gab ihm ein Kreuzlein aus reinem Glas: „Am Leben kann er dir nicht ſchaden, und er wird dich frei laſſen, wenn du ihm dies vorhalten und dazu beten wirſt. Und haſt du dann, was du verlangt haſt, erhalten, ſo komm wieder zu mir an dieſen Ort."

Peter Munk nahm das Kreuzlein, prägte ſich alle Worte ins Gedächtniß, und ging weiter nach Holländer-Michels Behauſung. Er rief dreimal ſeinen Namen und alſobald ſtand der Rieſe vor ihm. „Du haſt dein Weib erſchlagen?“ fragte er ihn mit ſchrecklichem Lachen, „hätt' es auch ſo gemacht, ſie hat dein Vermögen an das Bettelvolk gebracht. Aber du wirſt auf einige Zeit außer Landes gehen müſſen, denn es wird Lärm machen, wenn man ſie nicht findet; und du brauchſt wohl Geld und kommſt, um es zu holen.

„Du haſt's errathen,“ erwiederte Peter, „und nur recht viel diesmal, denn nach Amerika iſt's weit.“

Michel ging voran und brachte ihn in ſeine Hütte, dort ſchloß er eine Truhe auf, worin viel Geld lag, und langte ganze Rollen Gold heraus. Während er es ſo auf den Tiſch hin zählte, ſprach Peter: „du biſt ein loſer Vogel, Michel, daß du mich belogen haſt, ich hätte einen Stein in der Bruſt, und du habeſt mein Herz!“

„Und iſt es denn nicht ſo?“ fragte Michel ſtaunend, „fühlſt du denn dein Herz? iſt es nicht kalt wie Eis? Haſt du Furcht oder Gram, kann dich etwas reuen?“

„Du haſt mein Herz nur ſtille ſtehen laſſen, aber ich hab' es noch wie ſonſt in meiner Bruſt und Ezechiel auch, der hat es mir geſagt, daß du uns angelogen haſt; du biſt nicht der Mann dazu, der einem das Herz ſo unbemerkt und ohne Gefahr aus der Bruſt reißen könnte; da müßteſt du zaubern können.“

„Aber ich verſichere dich,“ rief Michel unmuthig, „du und Ezechiel und alle reichen Leute, die es mit mir

gehalten, haben ſolche kalte Herzen wie du, und ihre rechten Herzen habe ich hier in meiner Kammer.“

„Ei, wie dir das Lügen von der Zunge geht!“ lachte Peter. „Das mach' du einem andern weiß. Meinſt du, ich habe auf meinen Reiſen nicht ſolche Kunſtſtücke zu Dutzenden geſehen? Aus Wachs nachgeahmt ſind deine Herzen hier in der Kammer. Du biſt ein reicher Kerl, das geb' ich zu; aber zaubern kannſt du nicht.“

Da ergrimmte der Rieſe und riß die Kammerthüre auf. „Komm herein und lies die Zettel alle, und jenes dort, ſchau, das iſt Peter Munks Herz! ſiehſt du, wie es zuckt? kann man das auch aus Wachs machen.“

„Und doch iſt es aus Wachs,“ antwortete Peter. „So ſchlägt ein rechtes Herz nicht, ich habe das meinige noch in der Bruſt. Nein, zaubern kannſt du nicht!“

„Aber ich will es dir beweiſen!“ rief jener ärgerlich, „du ſollſt es ſelbſt fühlen, daß dies dein Herz iſt.“ Er nahm es, riß Peters Wamms auf und nahm einen Stein aus ſeiner Bruſt und zeigte ihn vor. Dann nahm er das Herz, hauchte es an und ſetzte es behutſam an ſeine Stelle, und alſobald fühlte Peter wie es pochte, und er konnte ſich wieder darüber freuen.

„Wie iſt es dir jetzt?“ fragte Michel lächelnd.

„Wahrhaftig, du haſt doch Recht gehabt,“ antwortete Peter, indem er behutſam ſein Kreuzlein aus der Taſche zog. „Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß man dergleichen thun könne!“

„Nicht wahr? und zaubern kann ich, das ſiehſt du; aber komm, jetzt will ich dir den Stein wieder hinein ſetzen.“

„Gemach, Herr Michel!“ rief Peter, trat einen Schritt zurück und hielt ihm das Kreuzlein entgegen. „Mit Speck fängt man Mäuse, und diesmal biſt du der Betrogene.“ Und zugleich fing er an zu beten, was ihm nur beifiel.

Da wurde Michel kleiner und immer kliener, fiel nieder und wand ſich hin und her wie ein Wurm, und ächzte und ſtöhnte, und alle Herzen umher fingen an zu zucken und zu pochen, daß es tönte wie in der Werkſtatt eines Urmachers. Peter aber fürchtete ſich, es wurde ihm ganz unheimlich zu Muth, er rannte zur Kammer und zum Haus hinaus und klimmte, von Angſt getrieben, die Felſenwand hinan; denn er hörte, daß Michel ſich aufraffte, ſtampfte und tobte, und ihm ſchreckliche Flüche nachſchickte. Als er oben war, lief er dem Tannenbühl zu; ein ſchreckliches Gewitter zog auf, Blitze fielen links und rechts an ihm nieder und zerſchmetterten die Bäume, aber er kam wohlbehalten in dem Revier des Glasmännleins an.

Sein Herz pochte freudig, und nur darum, weil es pochte. Dann aber ſah er mit Entſetzen auf ſein Leben zurück, wie auf das Gewitter, das hinter ihm rechts und links den ſchönen Wald zerſplitterte. Er dachte an Frau Lisbeth, ſein ſchönes gutes Weib, das er aus Geiz gemordet; er kam ſich ſelbſt wie der Auswurf der Menſchen vor, und er weinte heftig, als er an Glasmännleins Hügel kam.

Schatzhauſer ſaß unter dem Tannenbaum und rauchte aus ſeiner kleinen Pfeife, doch ſah er munterer aus, als zuvor. „Warum weinſt du, Kohlen-Peter?“

fragte er, „haſt du dein Herz nicht erhalten? liegt noch das kalte in deiner Bruſt?“

„Ach Herr!“ ſeufzte Peter, „als ich noch das kalte Steinherz trug, da weinte ich nie, meine Augen waren ſo trocken, als das Land im Juli; jetzt aber will es mir beinahe das alte Herz zerbrechen, was ich gethan! Meine Schuldner habe ich ins Elend gejagt, auf Arme und Kranke die Hunde gehetzt, und, Ihr wißt es ja ſelbſt — wie meine Peitſche auf ihre ſchöne Stirne fiel.“

„Peter, du warſt ein großer Sünder!“ ſprach das Männlein. „Das Geld und der Müſſiggang haben dich verderbt, bis dein Herz zu Stein wurde, nicht Freud, nicht Leid, keine Reue, kein Mitleid mehr kannte. Aber Reue verſöhnt, und wenn ich nur wüßte, das dir dein Leben recht leid thut, ſo könnte ich ſchon noch was für dich thun.“

„Will nichts mehr,“ antwortete Peter und ließ traurig ſein Haupt ſinken. „Mit mir iſt es aus! kann mich mein Lebtag nicht mehr freuen! was ſoll ich ſo allein auf der Welt thun? Meine Mutter verzeiht mir nimmer, was ich ihr gethan, und vielleicht hab' ich ſie unter den Boden gebracht, ich Ungeheuer! Und Lisbeth, meine Frau? Schlaget mich lieber auch todt, Herr Schatzhauſer, dann hat mein elend Leben mit einmal ein Ende.“

„Gut,“ erwiederte das Männlein, „wenn du nicht anders willſt, ſo kannſt du es haben; meine Art hab' ich bei der Hand.“ Er nahm ganz ruhig ſein Pfeiflein aus dem Mund, klopfte es aus und ſteckte es ein. Dann ſtand er langſam auf und ging hinter die Tanne,

Peter aber ſetzte ſich weinend ins Gras, ſein Leben war ihm nichts mehr, und er erwartete geduldig den Todesſtreich. Nach einiger Zeit hörte er leiſe Tritte hinter ſich und dachte: „jetzt wird er kommen.“

„Schau dich noch einmal um, Peter Munk!“ rief das Männlein. Er wiſchte ſich die Thränen aus den Augen und ſchaute ſich um, und ſah — ſeine Mutter und Lisbeth, ſeine Frau, die ihn freundlich anblickten. Da ſprang er freudig auf: „So biſt du nicht todt, Lisbeth? und auch Ihr ſeyd da, Mutter, und habt mir vergeben?“

„Sie wollen dir verzeihen,“ ſprach das Glasmännlein, „weil du wahre Reue fühlſt und alles ſoll vergeſſen ſeyn. Zieh jetzt heim in deines Vaters Hütte und ſey ein Köhler, wie zuvor; biſt du brav und bieder, ſo wirſt du dein Handwerk ehren, und deine Nachbarn werden dich mehr lieben und achten, als wenn du zehn Tonnen Goldes hätteſt.“ So ſprach das Glasmännlein und nahm Abſchied von ihnen.

Die drei lobten und ſegneten ihn und gingen heim.

Das prachtvolle Haus des reichen Peters ſtand nicht mehr; der Blitz hatte es angezündet und mit all ſeinen Schätzen niedergebrannt; aber nach der väterlichen Hütte war es nicht weit; dorthin ging jetzt ihr Weg und der große Verluſt bekümmerte ſie nicht.

Aber wie ſtaunten ſie, als ſie an die Hütte kamen! Sie war zu einem ſchönen Bauerhaus geworden, und alles darin war einfach, aber gut und reinlich.

„Das hat das gute Glasmännlein gethan!“ rief Peter.

„Wie ſchön!“ ſagte Frau Lisbeth, „und hier iſt mir viel heimlicher, als in dem großen Haus mit dem vielen Geſinde.“

Von jetzt an wurde Peter Munk ein fleißiger und wackerer Mann. Er war zufrieden mit dem, was er hatte, trieb ſein Handwerk unverdroſſen, und ſo kam es, daß er durch eigene Kraft wohlhabend wurde und angeſehen und beliebt im ganzen Wald. Er zankte nie mehr mit Frau Lisbeth, ehrte ſeine Mutter und gab den Armen, die an ſeine Thüre pochten. Als nach Jahr und Tag Frau Lisbeth von einem ſchönen Knaben genas, ging Peter nach dem Tannenbühl und ſagte ſein Sprüchlein. Aber das Glasmännlein zeigte ſich nicht. „Herr Schatzhauſer,“ rief er laut, „hört mich doch; ich will ja nichts anders als Euch zu Gevatter bitten bei meinem Söhnlein!“ Aber er gab keine Antwort; nur ein kurzer Windſtoß ſauste durch die Tannen und warf einige Tannenzapfen herab ins Gras. „So will ich dies zum Andenken mitnehmen, weil Ihr Euch doch nicht ſehen laſſen wollet!“ rief Peter, ſteckte die Zapfen in die Taſche und ging nach Hauſe; aber als er zu Hauſe das Sonntagswamms auszog und ſeine Mutter die Taſchen umwandte und das Wamms in den Kaſten legen wollte, da fielen vier ſtattliche Geldrollen heraus, und als man ſie öffnete, waren es lauter gute neue badiſche Thaler und kein einziger falſcher darunter. Und das war das Pathengeſchenk des Männleins im Tannenwald für den kleinen Peter.

So lebten ſie ſtill und unverdroſſen fort, und noch oft nachher, als Peter Munk ſchon graue Haare

hatte, ſagte er: „es iſt doch beſſer, zufrieden zu ſeyn mit Wenigem, als Gold und Güter haben, und ein kaltes Herz.“

Es mochten ſchon etwa fünf Tage vergangen ſeyn, während Felix, der Jäger und der Student noch immer unter den Räubern gefangen ſaßen. Sie wurden zwar von dem Hauptmann und ſeinen Untergebenen gut behandelt, aber dennoch ſehnten ſie ſich nach Befreiung, denn je mehr die Zeit fortrückte, deſto höher ſtieg auch ihre Angſt vor Entdeckung. Am Abend des fünften Tages erklärte der Jäger ſeinen Leidensgenoſſen, daß er entſchloſſen ſey, in dieſer Nacht loszubrechen, und wenn es ihm auch das Leben koſten ſollte. Er munterte ſeine Gefährten zu gleichem Entſchluß auf und zeigte ihnen, wie ſie ihre Flucht ins Werk ſetzen könnten. „Den, der uns zunächſt ſteht, nehme ich auf mich; es iſt Nothwehr und Noth kennt kein Gebot, er muß ſterben.

„Sterben?“ rief Felix entſetzt, „Ihr wollt ihn todtſchlagen?“

„Das bin ich feſt entſchloſſen, wenn es darauf ankommt, zwei Menſchenleben zu retten. Wiſſet, daß ich die Räuber mit beſorglicher Miene habe flüſtern hören, im Wald werde nach ihnen geſtreift, und die alten Weiber verriethen in ihrem Zorn die böſe Abſicht der Bande, ſie ſchimpften auf uns, und gaben zu verſtehen, wenn die Räuber angegriffen würden, ſo müßten wir ohne Gnade ſterben.“

„Gott im Himmel!“ rief der Jüngling entſetzt und verbarg ſein Geſicht in die Hände.

„Noch haben sie uns das Messer nicht an die Kehle gesetzt," fuhr der Jäger fort; „drum laßt uns ihnen zuvorkommen. Wenn es dunkel ist, schleiche ich auf die nächste Wache zu; sie wird anrufen; ich werde ihm zuflüstern, die Gräfin sey plötzlich sehr krank geworden, und indem er sich umsieht, stoße ich ihn nieder. Dann hole ich Euch ab, junger Mann, und der zweite kann uns eben so wenig entgehen, und beim dritten haben wir zu drei leichtes Spiel." —

Der Jäger sah bei diesen Worten schrecklich aus, daß Felix sich vor ihm fürchtete. Er wollte ihn bereden, von diesem blutigen Gedanken abzustehen, als die Thüre der Hütte leise aufging und schnell eine Gestalt hereinschlüpfte. Es war der Hauptmann. Behutsam schloß er wieder zu und winkte den Gefangenen, sich ruhig zu verhalten. Er setzte sich neben Felix nieder und sprach:

„Frau Gräfin, Ihr seyd in einer schlimmen Lage. Euer Herr Gemahl hat nicht Wort gehalten, er hat nicht nur das Lösegeld nicht geschickt, sondern er hat auch die Regierungen umher aufgeboten; bewaffnete Mannschaft streift von allen Seiten durch den Wald, um mich und meine Leute aufzuheben. Ich habe Eurem Gemahl gedroht, Euch zu tödten, wenn er Miene mache, uns anzugreifen; doch es muß ihm entweder an Eurem Leben wenig liegen, oder er traut unsern Schwüren nicht. Euer Leben ist in unserer Hand, ist nach unsern Gesetzen verwirkt. Was wollet Ihr dagegen einwenden?"

Bestürzt sahen die Gefangenen vor sich nieder, sie wußten nicht zu antworten, denn Felix erkannte wohl,

daß ihn das Geſtändniß über ſeine Verkleidung nur noch mehr in Gefahr ſetzen könnte.

„Es iſt mir unmöglich,“ fuhr der Hauptmann fort, „eine Dame, die meine vollkommene Achtung hat, alſo in Gefahr zu ſetzen. Darum will ich Euch einen Vorſchlag zur Rettung machen, es iſt der einzige Ausweg, der Euch übrig bleibt: Ich will mit Euch entfliehen.“

Erſtaunt, überraſcht blickten ihn alle an; er aber ſprach weiter: „die Mehrzahl meiner Geſellen iſt entſchloſſen, ſich nach Italien zu ziehen und unter einer weit verbreiteten Bande Dienſte zu nehmen. Mir für meinen Theil behagt es nicht, unter einem andern zu dienen, und darum werde ich keine gemeinſchaftliche Sache mit ihnen machen. Wenn Ihr mir nun Euer Wort geben wollet, Frau Gräfin, für mich gut zu ſprechen, Eure mächtigen Verbindungen zu meinem Schutze anzuwenden, ſo kann ich Euch noch frei machen, ehe es zu ſpät iſt.“

Felix ſchwieg verlegen; ſein redliches Herz ſträubte ſich, den Mann, der ihm das Leben retten wollte, gefliſſentlich einer Gefahr auszuſetzen, vor welcher er ihn nachher nicht ſchützen könnte. Als er noch immer ſchwieg, fuhr der Hauptmann fort: „Man ſucht gegenwärtig überall Soldaten; ich will mit dem geringſten Dienſt zufrieden ſeyn. Ich weiß, daß Ihr viel vermöget, aber ich will ja nichts weiter, als Euer Verſprechen, etwas für mich in dieſer Sache zu thun.“

„Nun denn,“ antwortete Felix mit niedergeſchlagenen Augen, „ich verſpreche Euch, was ich thun kann, was in meinen Kräften ſteht, anzuwenden, um Euch

nützlich zu seyn. Liegt doch, wie es Euch auch ergehe, ein Trost für mich darin, daß Ihr diesem Räuberleben Euch selbst freiwillig entzogen habt."

Gerührt küßte der Hauptmann die Hand dieser gütigen Dame, flüsterte ihr noch zu, sich zwei Stunden nach Anbruch der Nacht bereit zu halten, und verließ dann eben so vorsichtig, wie er gekommen war, die Hütte. Die Gefangenen athmeten freier, als er hinweggegangen war, „Wahrlich!" rief der Jäger, „dem hat Gott das Herz gelenkt! wie wunderbar sollen wir errettet werden! Hätte ich mir träumen lassen, daß in der Welt noch etwas dergleichen geschehen könnte, und daß mir ein solches Abenteuer begegnen sollte?"

„Wunderbar, allerdings!" erwiederte Felix, „aber habe ich auch recht gethan, diesen Mann zu betrügen? Was kann ihm mein Schutz frommen? saget selbst, Jäger, heißt es ihn nicht an den Galgen locken, wenn ich ihm nicht gestehe, wer ich bin?"

„Ei, wie mögt Ihr solche Skrupel haben, lieber Junge!" entgegnete der Student, „nachdem Ihr Eure Rolle so meisterhaft gespielt! Nein, darüber dürft Ihr Euch nicht ängstigen, das ist nichts anderes, als erlaubte Nothwehr. Hat er doch den Frevel begangen, eine angesehene Frau schändlicher Weise von der Straße hinwegführen zu wollen, und wäret Ihr nicht gewesen, wer weiß, wie es um das Leben der Gräfin stünde? Nein, Ihr habt nicht unrecht gethan; übrigens glaube ich, er wird bei den Gerichten sich einen Stein im Brett gewinnen, wenn er, das Haupt dieses Gesindels, sich selbst ausliefert."

Dieſer letztere Gedanke tröſtete den jungen Goldſchmied. Freudig bewegt und doch wieder voll banger Beſorgniß über das Gelingen des Planes durchlebten ſie die nächſten Stunden. Es war ſchon dunkel, als der Hauptmann auf einen Augenblick in die Hütte trat, einen Bündel Kleider niederlegte und ſprach: „Frau Gräfin, um unſere Flucht zu erleichtern, müßt Ihr nothwendig dieſe Männerkleidung anlegen. Machet Euch fertig. In einer Stunde treten wir den Marſch an.“ Nach dieſen Worten verließ er die Gefangenen und der Jäger hatte Mühe, nicht laut zu lachen. „Das wäre nun die zweite Verkleidung,“ rief er, „und ich wollte ſchwören, dieſe ſteht Euch noch beſſer als die erſte!“

Sie öffneten den Bündel und fanden ein hübſches Jagdkleid mit allem Zubehör, das Felix trefflich paßte. Nachdem er ſich gerüſtet, wollte der Jäger die Kleider der Gräfin in einen Winkel der Hütte werfen, Felix gab es aber nicht zu, er legte ſie zu einem kleinen Bündel zuſammen und äußerte, er wolle die Gräfin bitten, ſie ihm zu ſchenken, und ſie dann ſein ganzes Leben hindurch zum Andenken an dieſe merkwürdigen Tage aufbewahren.

Endlich kam der Hauptmann. Er war vollſtändig bewaffnet und brachte dem Jäger die Büchſe, die man ihm abgenommen und ein Pulverhorn. Auch dem Studenten gab er eine Flinte, und Felix reichte er einen Hirſchfänger, mit der Bitte, ihn auf den Fall der Noth umzuhängen. Es war ein Glück für die drei, daß es ſehr dunkel war, denn leicht hätten die leuchtenden Blicke, womit Felix dieſe Waffe empfing, dem Räuber ſeinen

wahren Stand verrathen können. Als sie behutsam aus der Hütte getreten waren, bemerkte der Jäger, daß der gewöhnliche Posten an der Hütte diesmal nicht besetzt sey. So war es möglich, daß sie unbemerkt an den Hütten vorbeischleichen konnten, doch schlug der Hauptmann nicht den gewöhnlichen Pfad ein, der aus der Schlucht in den Wald hinaufführte, sondern er näherte sich einem Felsen, der ganz senkrecht, und wie es schien, unzugänglich vor ihnen lag. Als sie dort angekommen waren, machte der Hauptmann auf eine Strickleiter aufmerksam, die an dem Felsen herabgespannt war. Er warf seine Büchse auf den Rücken und stieg zuerst hinan, dann rief er der Gräfin zu, ihm zu folgen, und bot ihr die Hand zur Hülfe, der Jäger stieg zuletzt herauf. Hinter diesem Felsen zeigte sich ein Fußpfad, den sie einschlugen und rasch vorwärts gingen.

„Dieser Fußpfad," sprach der Hauptmann, „führt nach der Aschaffenburger Straße. Dorthin wollen wir uns begeben, denn ich habe genau erfahren, daß Ihr Gemahl, der Graf, sich gegenwärtig dort aufhält."

Schweigend zogen sie weiter; der Räuber immer voran, die drei andern dicht hinter ihm. Nach drei Stunden hielten sie an; der Hauptmann lud Felix ein, sich auf einen Baumstamm zu setzen, um auszuruhen. Er zog Brod, eine Feldflasche mit altem Wein hervor und bot es den Ermüdeten an. „Ich glaube, wir werden, ehe eine Stunde vergeht, auf den Cordon stoßen, den das Militär durch den Wald gezogen hat. In diesem Fall bitte ich Sie, mit dem Anführer der

Soldaten zu ſprechen und gute Behandlung für mich zu verlangen."

Felix ſagte auch dies zu, obwohl er ſich von ſeiner Fürſprache geringen Erfolg verſprach. Sie ruhten noch eine halbe Stunde und brachen dann auf. Sie mochten etwa wieder eine Stunde gegangen ſeyn und näherten ſich ſchon der Landſtraße; der Tag fing an heraufzukommen, und die Dämmerung verbreitete ſich ſchon im Wald, als ihre Schritte plötzlich durch ein lautes: „Halt! Steht!" gefeſſelt wurden. Sie hielten, und fünf Soldaten rückten gegen ſie vor und bedeuteten ihnen, ſie müßten folgen und vor dem kommandirenden Major ſich über ihre Reiſe ausweiſen. Als ſie noch etwa fünfzig Schritte gegangen waren, ſahen ſie links und rechts im Gebüſch Gewehre blitzen, eine große Schaar ſchien den Wald beſetzt zu haben. Der Major ſaß mit mehreren Offizieren und andern Männern unter einer Eiche. Als die Gefangenen vor ihn gebracht wurden und er eben anfangen wollte, ſie zu examiniren über das „woher" und „wohin," ſprang einer der Männer auf und rief: „Mein Gott, was ſehe ich, das iſt ja Gottfried, unſer Jäger!" „Ja wohl, Herr Amtmann!" antwortete der Jäger mit freudiger Stimme, „da bin ich, und wunderbar gerettet aus der Hand des ſchlechten Geſindels."

Die Offiziere erſtaunten, ihn hier zu ſehen, der Jäger aber bat den Major und den Amtmann, mit ihm auf die Seite zu treten, und erzählte in kurzen Worten, wie ſie gerettet worden und wer der vierte ſey, welcher ſie begleitete.

Erfreut über diese Nachricht, traf der Major sogleich seine Maßregeln, den wichtigen Gefangenen weiter transportiren zu lassen, den jungen Goldschmied aber führte er zu seinen Kameraden, stellte ihn als den heldenmüthigen Jüngling vor, der die Gräfin durch seinen Muth und seine Geistesgegenwart gerettet habe, und alle schüttelten Felix freudig die Hand, lobten ihn und konnten nicht satt werden, sich von ihm und den andern ihre Schicksale erzählen zu lassen.

Indessen war es völlig Tag geworden. Der Major beschloß, die Befreiten selbst bis in die Stadt zu begleiten; er ging mit ihnen und dem Amtmann der Gräfin in das nächste Dorf, wo sein Wagen stand, und dort mußte sich Felix zu ihm in den Wagen setzen; der Jäger, der Student, der Amtmann und viele andere Leute ritten vor und hinter ihnen, und so zogen sie im Triumph der Stadt zu. Wie ein Lauffeuer hatte sich das Gerücht von dem Ueberfall in der Waldschenke, von der Aufopferung des jungen Goldarbeiters in der Gegend verbreitet, und eben so reißend ging jetzt die Sage von seiner Befreiung von Mund zu Mund. Es war daher nicht zu verwundern, daß in der Stadt, wohin sie zogen, die Straßen gedrängt voll Menschen standen, die den jungen Helden sehen wollten. Alles drängte sich zu, als der Wagen langsam hereinfuhr. „Das ist er!" riefen sie, „seht ihr ihn dort im Wagen neben dem Offizier; es lebe der brave Goldschmiedsjunge!" und ein tausendstimmiges „Hoch!" füllte die Lüfte.

Felix war beschämt, gerührt von der rauschenden Freude der Menge. Aber noch ein rührenderer Anblick

ſtand ihm auf dem Rathhauſe der Stadt bevor. Ein Mann von mittleren Jahren, in reichen Kleidern, empfing ihn an der Treppe und umarmte ihn mit Thränen in den Augen. „Wie kann ich dir vergelten, mein Sohn!“ rief er, „du haſt mir viel gegeben, als ich nahe daran war, unendlich viel zu verlieren! du haſt mir die Gattin, meinen Kindern die Mutter gerettet, denn ihr zartes Leben hätte die Schrecken einer ſolchen Gefangenſchaft nicht ertragen.“ Es war der Gemahl der Gräfin, der dieſe Worte ſprach. So ſehr ſich Felix ſträuben mochte, einen Lohn für ſeine Aufopferung zu beſtimmen, ſo unerbittlich ſchien der Graf darauf beſtehen zu wollen. Da fiel dem Jüngling das unglückliche Schickſal des Räuberhauptmanns ein; er erzählte, wie er ihn gerettet, wie dieſe Rettung eigentlich der Gräfin gegolten habe. Der Graf, gerührt nicht ſowohl von der Handlung des Hauptmanns, als von dem neuen Beweis einer edeln Uneigennützigkeit, den Felix durch die Wahl ſeiner Bitte ablegte, verſprach das Seinige zu thun, um den Räuber zu retten.

Noch an demſelben Tag aber führte der Graf, begleitet von dem wackern Jäger, den jungen Goldſchmied nach ſeinem Schloſſe, wo die Gräfin, noch immer beſorgt wegen des Schickſals des jungen Mannes, der ſich für ſie geopfert, ſehnſuchtsvoll auf Nachrichten wartete. Wer beſchreibt ihre Freude, als ihr Gemahl, den Retter an der Hand, in ihr Zimmer trat? Sie fand kein Ende, ihn zu befragen, ihm zu danken; ſie ließ ihre Kinder herbeibringen und zeigte ihnen den hochherzigen Jüngling, dem ihre Mutter ſo unendlich

viel verdanke, und die Kleinen faßten seine Hände, und der zarte Sinn ihres kindlichen Dankes, ihre Versicherungen, daß er ihnen nach Vater und Mutter auf der ganzen Erde der Liebste sey, waren ihm die schönste Entschädigung für manchen Kummer, für die schlaflosen Nächte in der Hütte der Räuber.

Als die ersten Momente des frohen Wiedersehens vorüber waren, winkte die Gräfin einem Diener, welcher bald darauf jene Kleider und das wohlbekannte Ränzchen herbeibrachte, welches Felix der Gräfin in der Waldschenke überlassen hatte. „Hier ist alles," sprach sie mit gütigem Lächeln, „was Ihr mir in jenen furchtbaren Augenblicken gegeben; es ist der Zauber, womit Ihr mich umhüllt habt, um meine Verfolger mit Blindheit zu schlagen. Es steht Euch wieder zu Diensten, doch will ich Euch den Vorschlag machen, diese Kleider, die ich zum Andenken an Euch aufbewahren möchte, mir zu überlassen, und zum Tausch dafür die Summe anzunehmen, welche die Räuber zum Lösegeld für mich bestimmten."

Felix erschrack über die Größe dieses Geschenkes; sein edler Sinn sträubte sich, einen Lohn für das anzunehmen, was er aus freiem Willen gethan. „Gnädige Gräfin," sprach er bewegt, „ich kann dies nicht annehmen. Die Kleider sollen Euer seyn, wie Ihr es befehlet; jedoch die Summe, von der Ihr sprechet, kann ich nicht annehmen. Doch weil ich weiß, daß Ihr mich durch irgend etwas belohnen wollet, so erhaltet mir Eure Gnade statt anderen Lohnes, und sollte ich in den Fall kommen, Eurer Hülfe zu bedürfen, so dürft Ihr darauf rechnen, daß ich Euch darum bitten werde." Noch lange

drang man in den jungen Mann, aber nichts konnte seinen Sinn ändern. Die Gräfin und ihr Gemahl gaben endlich nach, und schon wollte der Diener die Kleider und das Ränzchen wieder wegtragen, als Felix sich an das Geschmeide erinnerte, das er im Gefühl so vieler freudigen Scenen ganz vergessen hatte.

„Halt!" rief er, „nur etwas müßt Ihr mir noch aus meinem Ränzchen zu nehmen erlauben, gnädige Frau, das Uebrige ist dann ganz und völlig Euer."

„Schaltet nach Belieben," sprach sie; „obgleich ich gerne alles zu Eurem Gedächtniß behalten hätte, so nehmet nur, was Ihr etwa davon nicht entbehren wollet. Doch, wenn man fragen darf, was liegt Euch denn so sehr am Herzen, daß Ihr es mir nicht überlassen möget?"

Der Jüngling hatte während dieser Worte sein Ränzchen geöffnet und ein Kästchen von rothem Saffian herausgenommen. „Was mein ist, könnet Ihr alles haben," erwiederte er lächelnd, „doch dies gehört meiner lieben Frau Pathin; ich habe es selbst gefertigt und muß es ihr bringen. Es ist ein Schmuck, gnädige Frau," fuhr er fort, indem er das Kästchen öffnete und ihr hinbot; „ein Schmuck, an welchem ich mich selbst versucht habe."

Sie nahm das Kästchen; aber nachdem sie kaum einen Blick darauf geworfen, fuhr sie betroffen zurück.

„Wie? diese Steine!" rief sie, „und für Eure Pathin sind sie bestimmt, sagtet Ihr?"

„Ja wohl," antwortete Felix, „meine Frau Pathin hat mir die Steine geschickt, ich habe sie gefaßt und bin auf dem Wege, sie selbst zu überbringen."

Gerührt sah ihn die Gräfin an; Thränen drangen aus ihren Augen. „So bist du Felix Perner aus Nürnberg?“ rief sie.

„Ja wohl! aber woher wißt Ihr so schnell meinen Namen?“ fragte der Jüngling und sah sie bestürzt an.

„O wundervolle Fügung des Himmels!“ sprach sie gerührt zu ihrem staunenden Gemahl, „das ist ja Felix, unser Pathchen,“ der Sohn unserer Kammerfrau Sabine! Felix! ich bin es ja, zu der du kommen wolltest; so hast du deine Pathin gerettet, ohne es zu wissen.“

„Wie? seyd denn Ihr die Gräfin Sandau, die so viel an mir und meiner Mutter gethan? und dies ist das Schloß Maienburg, wohin ich wandern wollte? Wie danke ich dem gütigen Geschick, das mich so wunderbar mit Euch zusammentreffen ließ; so hab ich Euch doch durch die That, wenn auch in geringem Maaß, meine große Dankbarkeit bezeigen können!“

„Du hast mehr an mir gethan,“ erwiederte sie, als ich je an dir hätte thun können; doch so lange ich lebe will ich dir zu zeigen suchen, wie unendlich viel wir alle dir schuldig sind. Mein Gatte soll dein Vater, meine Kinder deine Geschwister, ich selbst will deine treue Mutter seyn, und dieser Schmuck, der dich zu mir führte in der Stunde der höchsten Noth, soll meine beste Zierde werden, denn er wird mich immer an dich und deinen Edelmuth erinnern.“

So sprach die Gräfin und hielt Wort. Sie unterstützte den glücklichen Felix auf seinen Wanderungen reichlich. Als er zurückkam als ein geschickter Arbeiter

in seiner Kunst, kaufte sie ihm in Nürnberg ein Haus, richtete es vollständig ein, und ein nicht geringer Schmuck in seinem besten Zimmer waren schön gemalte Bilder, welche die Scenen in der Waldschenke und Felix Leben unter den Räubern vorstellten.

Dort lebte Felix als ein geschickter Goldarbeiter, der Ruhm seiner Kunst verband sich mit der wunderbaren Sage von seinem Heldenmuth und verschaffte ihm Kunden im ganzen Reiche. Viele Fremde, wenn sie durch die schöne Stadt Nürnberg kamen, ließen sich in die Werkstatt des berühmten Meister Felix führen, um ihn zu sehen, zu bewundern, wohl auch ein schönes Geschmeide bei ihm zu bestellen. Die angenehmsten Besuche waren ihm aber der Jäger, der Zirkelschmied, der Student und der Fuhrmann. So oft der letztere von Würzburg nach Fürth fuhr, sprach er bei Felix ein; der Jäger brachte ihm beinahe alle Jahr Geschenke von der Gräfin, der Zirkelschmied aber ließ sich, nachdem er in allen Ländern umhergewandert war, bei Meister Felix nieder. Eines Tages besuchte sie auch der Student. Er war indessen ein bedeutender Mann im Staat geworden, schämte sich aber nicht, bei Meister Felix und dem Zirkelschmied ein Abendessen zu verzehren. Sie erinnerten sich an alle Scenen der Waldschenke, und der ehemalige Student erzählte, er habe den Räuberhauptmann in Italien wieder gesehen; er habe sich gänzlich gebessert und diene als braver Soldat dem König von Neapel.

Felix freute sich, als er dies hörte. Ohne diesen Mann wäre er zwar vielleicht nicht in jene gefährliche

Lage gekommen, aber ohne ihn hätte er ſich auch nicht aus Räuberhand befreien können. Und ſo geſchah es, daß der wackere Meiſter Goldſchmied nur friedliche und freundliche Erinnerungen hatte, wenn er zurückdachte an das Wirthshaus im Speſſart.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06590 4636

BOUN

JUL 25 1935

UNIV F MICH.
LIBRARY